Mährchen und Erzählungen

für

Kinder.

Mährchen und Erzählungen

für

Kinder

von

H. C. Andersen.

Dem Dänischen nacherzählt.

Erste Sammlung. Dritte Auflage.

Mit vier Radirungen von Oldermann und Richter.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1846.

Leipzig. Universitäts-Bibliothek

54-3657

D

Vorrede des Verfassers

zu den Mährchen: »das kleine Meerweibchen« und »des Kaisers neue Kleider«.

An meine älteren Leser.

Keine von meinen Arbeiten ist so verschieden beurtheilt worden, als die »Mährchen für Kinder«. Während einzelne Männer, auf deren Urtheil ich viel Gewicht lege, ihnen unter allen meinen Schriften den meisten Werth zuschrieben, hielten andere diese Mährchen für höchst unbedeutend und riethen mir, nicht mehr dergleichen zu schreiben. Ein so verschiedenes Urtheil und die anscheinende Theilnahmlosigkeit, mit welcher die öffentliche Kritik an ihnen vorüberging, schwächten meine Lust, mehr von dieser Gattung zu geben. So ist ein Jahr verflossen, ehe dies Heft den früheren folgt.

Während der Ausarbeitung eines größeren, von dem vorliegenden ganz verschiedenen Werkes, drängte sich mir inzwischen die Idee und die Entwicklung eines neuen Mährchens auf: »das kleine Meerweibchen.« — Ich mußte es niederschreiben.

Gäbe ich dies Mährchen als ein eigenes kleines Buch heraus, so würde man vielleicht höhere Anforderungen an dasselbe machen, ich fand es daher gerathener, dasselbe sich an den einmal begonnenen Cyclus von Mährchen anschließen zu lassen; jedes andere von diesen eignet sich vielleicht mehr für Kinder, als dieses, dessen tiefere Bedeutung nur der Aeltere versteht, aber auch das Kind, glaube ich, wird sich daran erfreuen, und von der Auflösung ergriffen werden.

Das kürzere Mährchen, welches diesen Band schließt »des Kaisers neue Kleider« ist spanischen Ursprungs. Die ganze ergötzliche Idee verdanken wir dem Prinzen Don Juan Manuel, geboren 1277, gestorben 1347.

Indem ich diese beiden Mährchen bespreche, will ich die Gelegenheit benutzen, einige Worte über die früher herausgekommenen zu sagen. In meiner Kind-

heit hörte ich gerne Mährchen und Erzählungen. mehre von diesen stehen mir noch ganz lebhaft in der Erinnerung, einzelne scheinen mir ursprünglich dänisch, ganz aus dem Volke entsprungen zu sein; ich habe sie bei keinem Fremden gefunden. Auf meine Weise habe ich sie wiedererzählt, mir jede paßlich scheinende Veränderung erlaubt, und die verblichenen Farben der Bilder durch die Phantasie wieder aufgefrischt. So sind die vier Mährchen entstanden: »das Feuerzeug«, »der kleine Claus und der große Claus« *), »die Prinzessin auf Erbsen« und »der Reisekamerad«. In Anakreons Gedichten findet sich bekanntlich der Stoff zu dem »unartigen Knaben«. Ganz meine Er-

*) Der Herausgeber erlaubt sich gegen den dänischen Ursprung dieser Erzählung einige Bedenken zu hegen. Es finden sich beträchtliche Elemente derselben in der Erzählung: »Skarpaise oder die drei Mannliche«, welche vor einigen Jahren der preußische Volksfreund unter dem Titel einer altitalienischen Novelle brachte. — Der kleine Claus ist, wie er leibt und lebt, der dumme Hans, dessen Geschichte, zum Theil wörtlich, mit dem Andersen'schen Mährchen übereinstimmend, im Munde des Norddeutschen Volkes lebt.

findung sind: »die Blumen der kleinen Ida«, »Daumenliese«, »das kleine Meerweibchen«.

Ob das Bändchen, welches die genannten Mährchen ausmachen, das einzige bleiben wird, hängt von der Art ab, wie das Publikum es aufnehmen wird.

In meinem kleinen Vaterlande bleibt der Dichter immer ein armer Mann. Die Ehre ist also der Goldvogel, nach dem er vornämlich haschen muß. Es wird sich zeigen, ob ich ihn durch das Erzählen von Mährchen fangen werde.

Kopenhagen, im März 1837.

H. C. Andersen.

Inhalt.

	Seite
I. Das Feuerzeug	1
II. Der kleine Claus und der große Claus . .	15
III. Die Prinzessin auf Erbsen	38
IV. Die Blumen der kleinen Ida	41
V. Daumenliese	56
VI. Der unartige Knabe	78
VII. Der Reisekamerad	83
VIII. Das kleine Meerweibchen	120
IX. Des Kaisers neue Kleider	163

I.

Das Feuerzeug.

Da kam ein Soldat die Landſtraße heraufmarſchirt — eins, zwei! eins, zwei! ſeinen Torniſter hatte er auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite; denn er kam aus dem Kriege und wollte nach Hauſe. Da begegnete ihm auf der Landſtraße eine alte Hexe; die ſah recht ekelhaft aus, die Unterlippe hing ihr bis auf die Bruſt herab.

»Guten Abend, Soldat!« ſagte ſie. »Was haſt Du da für einen hübſchen Säbel, und einen großen Torniſter! Du ſiehſt ja recht wie ein ächter Soldat aus! Du ſollſt nun auch ſo viel Geld haben, wie Du nur haben willſt!«

»Schönen Dank, Du alte Hexe!« ſagte der Soldat.

»Siehſt Du da den großen Baum?« ſagte die Hexe, und zeigte auf einen Baum, der neben ihnen am Wege ſtand. »Der iſt inwendig ganz hohl! Nun klettere hin-

auf auf den Gipfel, da iſt ein Loch, durch welches Du tief in den Baum hinabgleiten kannſt. Ich will Dir einen Strick um den Leib binden, damit ich Dich wieder in die Höhe ziehen kann, wenn Du mich rufſt.«

»Was ſoll ich denn da unten im Baume?« fragte der Soldat.

»Geld holen!« ſagte die Hexe. »Du mußt nur wiſſen, wenn Du auf den Boden des Baumes gekommen biſt, ſo ſtehſt Du in einem großen Gange; da iſt's ganz hell, denn es brennen dort Hunderte von Lampen. Du ſiehſt da drei Thüren, die kannſt Du öffnen: die Schlüſſel ſtecken darin. Gehſt Du in die erſte Kammer, ſo ſiehſt Du mitten auf der Diele einen großen Kaſten, und oben darauf einen Hund, der hat Augen ſo groß wie Theetaſſen, aber darum kümmere Dich nicht. Ich gebe Dir meine blaugewürfelte Schürze, die kannſt Du auf der Diele ausbreiten: dann gehſt Du raſch hin und nimmſt den Hund, ſetzeſt ihn auf meine Schürze, öffneſt den Kaſten, und nimmſt Dir ſo viele Schillinge, wie Du willſt. Es iſt lauter Kupfergeld; willſt Du aber lieber Silber, ſo mußt Du in die zweite Kammer gehen; aber da ſitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen ſo groß wie Mühlräder; doch kehre Dich nicht daran, ſetz' ihn nur auf

meine Schürze und nimm Dir von dem Gelde nach Belieben. Willſt Du aber Gold haben — das kannſt Du auch bekommen, ſo viel als Du nur tragen kannſt, wenn Du in die dritte Kammer gehſt. Aber der Hund, der hier auf dem Geldkaſten ſitzt, hat zwei Augen, von denen jedes ſo groß iſt wie der runde Thurm. Das iſt ein Hund, kannſt Du glauben! Aber kehre Dich nicht an ihn, ſetze ihn nur auf meine Schürze, ſo thut er Dir nichts; und dann nimm Dir aus der Kiſte ſo viel Gold, wie Du willſt.«

»Das wäre nicht übel!« ſagte der Soldat. »Aber was ſoll ich Dir denn geben, Du alte Hexe? denn haben willſt Du doch auch gewiß etwas, kann ich mir denken.«

»Nein,« ſagte die Hexe, »nicht einen Schilling will ich haben. Du ſollſt mir bloß das alte Feuerzeug mitbringen, das meine Großmutter vergaß, als ſie zuletzt da unten war.«

»Nun, ſo gieb mir den Strick um den Leib,« ſagte der Soldat.

»Hier iſt er,« ſagte die Hexe, »und hier iſt meine blaugewürfelte Schürze.«

Da kletterte der Soldat auf den Baum, rutſchte durch das Loch hinunter, und ſtand, wie die Hexe geſagt hatte, in dem großen Gange, wo die vielen Hunderte von Lampen brannten.

Nun machte er die erste Thür auf. Hu! da saß der Hund mit den Augen wie Theetassen, und gloste ihn an.

»Du bist ein guter Kerl!« sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe, nahm so viele Schillinge, als er in den Taschen lassen konnte, machte den Kasten wieder zu, setzte den Hund darauf und ging in die zweite Kammer. Potz tausend, da saß der Hund mit Augen wie Mühlräder.

»Sieh mich nur nicht so scharf an,« sagte der Soldat, »Dir möchten sonst am Ende die Augen wehthun.« Und da setzte er den Hund auf die Schürze der Hexe; aber als er das viele Silbergeld sah, warf er alle seine kupfernen Schillinge wieder weg, und füllte die Taschen und den Tornister mit dem blanken Silber. Nun trat er in die dritte Kammer. Nein, das war gräßlich! Der Hund hier hatte Augen so groß wie der runde Thurm, und sie liefen ihm wie Räder im Kopfe herum.

»Guten Abend!« sagte der Soldat und griff an die Mütze, denn so ein Hund war ihm noch nicht vorgekommen. Als er ihn aber ein wenig betrachtet hatte, dachte er: nun ist's genug! setzte den Hund auf den Boden und öffnete die Kiste. Nein, Gott bewahre! was war da für eine Menge Goldes! Dafür hätte er ganz Kopenha-

gen, sammt allen Zuckerpuppen, allen Zinnsoldaten, allen Peitschen und Schaukelpferden in der ganzen Welt kaufen können. Das war ein Schatz! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte, von sich, und stopfte Taschen, Tornister, Mütze und Stiefel so voll Goldstücke, daß er nur noch mit genauer Noth gehen konnte. Nun hatte er Geld! Den Hund setzte er oben auf den Kasten, warf die Thür zu, und rief in den Baum hinein:

»Zieh mich nun wieder in die Höhe, Du alte Hexe!«

»Hast Du auch das Feuerzeug?« fragte die Hexe.

»Das ist wahr,« sagte der Soldat, »das habe ich rein vergessen.« Und nun ging er hin und holte das Feuerzeug; die Hexe zog ihn wieder aus dem Baum herauf, und da stand er nun auf der Landstraße und hatte Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze voll von Gold.

»Was willst Du mit dem Feuerzeuge?« fragte der Soldat.

»Das geht Dich nichts an!« sagte die Hexe. »Du hast ja Dein Geld, gieb mir nun das Feuerzeug.«

»Dummes Zeug!« sagte der Soldat. »Willst Du mir gleich sagen, was Du damit vorhast, sonst ziehe ich meinen Säbel und haue Dir den Kopf ab.«

»Nein!« ſagte die Hexe.

Da zog der Soldat ſeinen Sabel und hieb ihr den Kopf ab; da lag ſie. Er aber band all' ſein Geld in ihre Schürze, nahm dieſe wie einen Bündel auf den Nacken, ſteckte das Feuerzeug in die Taſche, und ging geradeswegs in die Stadt hinein.

Das war eine ſchöne Stadt, und in dem ſchönſten Wirthshauſe kehrte er ein, verlangte die allerbeſten Zimmer und die beſten Speiſen, denn er war nun ja reich, da er ſo unendlich viel Geld hatte.

Dem Aufwärter, der ſeine Stiefel putzen ſollte, ſchien es zwar, als wäre das ein Paar lächerlich alter Stiefel für ſo einen reichen Herrn. Aber er hatte ja noch keine neue kaufen können. Den folgenden Tag, da bekam er Stiefel und Kleider, die waren fein! Nun war der Soldat ein vornehmer Herr, und ſie erzählten ihm von all' den Merkwürdigkeiten ihrer Stadt, und von dem Könige und was für eine ſchöne Prinzeſſin ſeine Tochter ſei.

»Wo kann man die wohl zu ſehen bekommen?« fragte der Soldat.

»Die kann man gar nicht zu ſehen bekommen,« ſagten ſie Alle zuſammen. »Die wohnt in einem großen kupfernen Schloſſe mit vielen Thürmen und Mauern. Nur

der König darf bei ihr aus- und eingehen, weil ihr prophezeiht iſt, ſie ſolle an einen ſimpeln Soldaten verheirathet werden, und das will der König nicht haben.

Die Prinzeſſin möchte ich wohl einmal ſehen, dachte der Soldat, aber an Erlaubniß dazu war ja gar nicht zu denken.

Indeſſen lebte er luſtig und in Freuden, ging in's Theater, fuhr in den Schloßgarten, und gab den Armen viel Geld. Das Letztere war wohlgethan, aber er wußte ja von alten Zeiten her, wie Einem zu Muthe iſt, wenn man keinen Heller in der Taſche hat. Er war nun reich, hatte ſchöne Kleider und bekam viele Freunde, die ihm alle Tage ſagten: er ſei ein ganz einziger Menſch, ſo ein rechter Cavalier, und das mochte der Soldat gar zu gern hören. Da er nun jeden Tag Geld ausgab, und nie etwas einnahm, ſo hatte er zuletzt nur noch zwei Schilling übrig, und mußte das ſchöne Logis, wo er bis daher gewohnt hatte, wieder verlaſſen, und in ein kleines Dachſtübchen hinaufziehen, mußte ſeine Stiefel ſelbſt putzen und mit der Stopfnadel zuſammennähen, und keiner von ſeinen bisherigen Freunden kam zu ihm, denn es waren gar zu viele Treppen zu ſteigen.

Es war ein ganz dunkler Abend, und Licht konnte er

ſich nicht kaufen; aber da fiel ihm ein, daß in dem Feuerzeuge, welches er aus dem hohlen Baume geholt hatte, noch ein kleiner Lichtſtumpf lag. Er nahm das Feuerzeug alſo zur Hand; aber ſo wie er ſchlug, und die Funken umherflogen, ſprang auf einmal die Thür auf, und der Hund mit den Augen ſo groß wie Theetaſſen ſtand vor ihm und fragte: »Was befehlen der Herr?«

»Potztauſend!« ſagte der Soldat, »da hab' ich ja ein vortreffliches Feuerzeug, da kann ich ja leicht bekommen, was ich mir wünſche. Schaff' mir ein bischen Geld!« ſagte er zum Hunde, und wips! war er fort; wips war er wieder da, und hatte einen ſchweren Beutel mit Schillingen zwiſchen den Zähnen.

Nun wußte der Soldat, was das für ein prächtiges Feuerzeug war; ſchlug er einmal, ſo erſchien der Hund mit dem Kupfergelde, ſchlug er zweimal, ſo kam der, welcher die Silbermünzen hatte; ſchlug er dreimal, ſo kam der mit dem Golde. Nun bezog er gleich wieder ſeine prächtigen Zimmer, zog ſchöne neue Kleider an, und da kannten ihn auch gleich alle ſeine Freunde wieder — und ſie hielten alle ſo viel ihm!

Da dachte er einmal bei ſich ſelbſt: »es iſt doch ſonderbar, daß man die ſchöne Prinzeſſin nicht zu ſehen be-

kommen kann. Sie ſoll ſo ſehr ſchön ſein, ſagen Alle; aber was kann das helfen, wenn ſie immer in dem kupfernen Schloſſe mit den vielen Thürmen ſitzt? Sollte es denn ganz unmöglich ſein, ſie zu Geſicht zu bekommen? Wo iſt nur mein Feuerzeug?« Und er ſchlug mit dem Stahl an den Stein, und wips! kam der Hund mit den Augen ſo groß wie Theetaſſen.

»Es iſt freilich mitten in der Nacht,« ſagte er, »aber ich möchte ſo gern die ſchöne Prinzeſſin ſehen, nur auf einen Augenblick!«

Gleich war der Hund aus der Thür, und ehe der Soldat es für möglich hielt, ſah er ihn ſchon mit der Prinzeſſin zurückkehren, die auf des Hundes Rücken ſaß, und ſchlief, und die ſo ſchön war, daß Jedermann gleich ſehen konnte, ſie müſſe eine ächte Prinzeſſin ſein. Der Soldat konnte es nicht laſſen, er mußte ſie küſſen, denn ein Soldat war er durch und durch.

Nun lief der Hund mit der ſchönen Prinzeſſin wieder zurück. Aber am andern Morgen, als König und Königin am Theetiſche ſaßen, erzählte die Prinzeſſin: ſie hätte dieſe Nacht einen ganz ſonderbaren Traum gehabt von einem Hunde und einen Soldaten, auf dem Hunde wäre ſie geritten und der Soldat hätte ſie geküßt.

»Das iſt eine ſchöne Geſchichte!« ſagte die Königin, und nun mußte in der nächſten Nacht eine von den alten Hofdamen am Bette der Prinzeſſin wachen, um zu ſehen, ob die Prinzeſſin wirklich träumte, oder wie es ſich damit verhielte.

Der Soldat hatte aber eine ſchreckliche Sehnſucht, die ſchöne Prinzeſſin wieder zu ſehen, und da kam der Hund bei der Nacht, nahm die Prinzeſſin auf den Rücken und lief all' was er konnte mit ihr davon. Aber die alte Hofdame zog ſchnell Waſſerſtiefel an, und lief eben ſo ſchnell hinterher, und als der Hund in ein großes Haus hineinlief, dachte ſie: nun weiß ich, wo's iſt! und ſchrieb mit Kreide ein Kreuz an die Hausthür. Darauf ging ſie wieder nach Hauſe und legte ſich ſchlafen, und der Hund kam auch wieder mit der Prinzeſſin. Als er aber bemerkte, daß an das Haus, worin der Soldat wohnte, ein Kreuz gemacht war, nahm er auch ein Stück Kreide und ſchrieb Kreuze an alle Hausthüren in der ganzen Stadt, und das war ſehr vernünftig, denn nun konnte ja die Hofdame die rechte Thür nicht wiederfinden, weil ja auf allen Thüren Kreuze ſtanden.

Früh am andern Morgen kamen der König, die Kö-

nigin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu ſehen, wo die Prinzeſſin die Nacht geweſen wäre.

»Hier iſt es!« ſagte der König, als er die erſte Thür mit einem weißen Kreuze ſah.

»Nein, hier iſt's, mein lieber Mann,« ſagte die Königin, welche eine andere Thür mit einem Kreuze daran ſahe.

»Aber hier iſt eins — und da iſt auch eins!« riefen Alle, denn wohin ſie ſahen, überall waren Kreuze an den Hausthüren, und ſie merkten nun wohl, daß es nichts helfen konnte, länger zu ſuchen.

Die Königin war aber eine kluge Frau; die konnte mehr, als in der Kutſche fahren. Sie nahm ihre goldne Scheere und ſchnitt ein ganzes Stück Seidenzeug entzwei, und nähte aus den Stücken einen niedlichen kleinen Sack; den füllte ſie mit der allerfeinſten Buchweizengrütze, band ihn der Prinzeſſin auf den Rücken, und als das geſchehen war, ſchnitt ſie ein kleines Loch in den Sack, ſo daß, wenn die Prinzeſſin ſich bewegte, die Grütze auf dem ganzen Wege herausrieſeln mußte.

In der Nacht kam der Hund wieder, nahm die Prinzeſſin auf den Rücken und lief mit ihr zum Soldaten, der ganz gewaltig viel von ihr hielt, und für ſein Leben

gern ein Prinz geweſen wäre, um die Prinzeſſin nur zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte es gar nicht, daß vom Schloſſe bis zum Fenſter des Soldaten der ganze Weg mit Grütze beſtreut war. Am Morgen ſahen König und Königin nun wohl, wo ihre Tochter geweſen war, und da nahmen ſie den Soldaten und warfen ihn in's Cachot.

Da ſaß er! Hu, wie war's hier dunkel und langweilig, und obendrein ſagten ſie zu ihm: »Morgen ſollſt Du gehangen werden!« Das war nicht angenehm zu hören; und das Feuerzeug hatte er auch im Gaſthof vergeſſen.

Am folgenden Morgen konnte er durch die Eiſenſtangen ſeines kleinen Fenſters ſehen, wie die Leute aus der Stadt ſtrömten, um ihn hängen zu ſehen; er hörte die Trommeln, und ſah die Soldaten marſchiren. Die Leute liefen alle hinaus, und da war auch ein Schuſterburſche mit Schurzfell und Pantoffeln darunter, der lief in ſolchem Galopp, daß ihm ſein einer Pantoffel vom Fuß und gerade gegen die Mauer flog, hinter welcher der Soldat ſaß und durch die Eiſenſtangen guckte.

»Ei, Du Schuſterburſche!« rief der Soldat. »Du brauchſt nicht ſo zu laufen, es wird doch nicht eher et-

was daraus, als bis ich komme. Aber willst Du nach meiner Wohnung laufen und mir da mein Feuerzeug holen, so sollst Du vier Schilling haben. Nimm aber Deine Beine zusammen!«

Der Schusterbursche wollte die vier Schilling gern verdienen, und lief nach dem Feuerzeug, gab es dem Soldaten, und — nun sollt ihr etwas zu hören bekommen.

Draußen vor der Stadt war ein großer Galgen gebaut, rund umher standen viele Soldaten und viele hundert Tausende von Menschen. König und Königin saßen auf einem prächtigen Throne, den Richtern und dem ganzen Rathe gerade gegenüber.

Der Soldat stand schon auf der obersten Sprosse der Leiter, aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er: man pflege ja doch einem armen Sünder, ehe er seine Strafe leide, immer einen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Er möchte so gern noch eine Pfeife Tabak rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekäme.

Der König wollte nun auch nicht nein sagen, und da nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug ein — zwei — dreimal an den Stein, und da standen die Hunde alle drei, der mit Augen wie Theetassen, der mit Augen wie

Mühlräder, und der, welcher Augen hatte, wie der runde Thurm.

»Helft mir nun aus der Noth,« rief der Soldat, »daß ich nicht gehangen werde!« und da fuhren die Hunde gleich los auf die Richter und den Rath, nahmen den Einen bei den Beinen, den Andern bei der Nase, und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft, so daß sie beim Herabfallen in tausend Stücke zerschlugen.

»Mich nicht, ich will nicht!« sagte der König, aber der größte Hund nahm König und Königin, und schleuderte sie alle beide hinter den übrigen her. Da erschraken die Soldaten, und das Volk rief: »Soldat, Soldat! Du sollst unser König werden und die schöne Prinzessin zur Frau haben!«

Da setzten sie den Soldaten in des Königs Kutsche, und die drei Hunde tanzten vor den Wagen her, und riefen Hurrah! und die Jungen pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentirten das Gewehr.

Nun kam die Prinzessin aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin; das gefiel ihr gar nicht schlecht. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde saßen mit zu Tische und machten große Augen.

II.

Der kleine Claus und der große Claus.

Es waren einmal in einem Dorfe zwei Männer, die beide einen und denſelben Namen hatten, ſie hießen beide Claus, aber der eine von ihnen hatte vier Pferde, der andere nur eins. Um ſie von einander unterſcheiden zu können, nannte man den, der vier Pferde hielt, den groſſen Claus, und den, der nur eins hatte, den kleinen Claus. Nun wollen wir hören, wie es den Beiden gegangen iſt; denn dies iſt eine wahre Geſchichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Claus für den großen Claus pflügen und ihm ſein einziges Pferd leihen; dann half der große Claus dem kleinen wieder mit allen ſeinen vier Pferden einmal in der Woche und zwar am Sonntage. Halloh, wie ſchwenkte der kleine Claus dann ſeine Peitſche über allen fünf Pferden, die

ja nun an dieſem einen Tage ſo gut wie ſeine eigenen waren. Die Sonne ſchien ſo ſchön, alle Glocken läuteten zur Kirche, die Leute hatten ihre Sonntagskleider an, und gingen, mit dem Geſangbuch unterm Arm, in die Kirche, um die Predigt zu hören, und ſie ſahen den kleinen Claus, der mit fünf Pferden pflügte und ſo vergnügt war, daß er immer wieder mit der Peitſche knallte und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Das mußt Du nicht ſagen,« ſagte der große Claus, »Dir gehört ja doch nur das eine Pferd.«

Als aber wieder Einer vorbeikam, der in die Kirche wollte, vergaß der kleine Claus, daß er's nicht ſagen ſollte, und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Na, ich bitte Dich nun, laß das bleiben,« ſagte der große Claus, »denn ſagſt Du's noch einmal, ſo ſchlage ich Dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle liegen bleibt, und dann iſt's vorbei mit Deinen fünf Pferden!«

»Ich will's wahrhaftig nicht wieder ſagen!« ſagte der kleine Claus; als aber wieder Leute vorübergingen, und ihm guten Tag zunickten, wurde er ſo vergnügt, und meinte, es ſehe doch ſo ſtattlich aus, fünf Pferde zum Pflügen zu haben, daß er mit der Peitſche knallte, und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Ich will Dir Deine fünf Pferde huien!« ſagte der große Claus, nahm einen Zaunpfahl und ſchlug das einzige Pferd des kleinen Claus vor den Kopf, ſo daß es todt zu Boden ſtürzte.

»Ach, nun habe ich nicht ein einziges Pferd mehr!« ſagte der kleine Claus, und fing an zu weinen. Nachher zog er dem Pferde die Haut ab, trocknete ſie an der Luft, ſteckte ſie in einen Sack, nahm den Sack auf den Rücken und ging in die Stadt, um ſeine Pferdehaut zu verkaufen.

Der Weg, den er zu gehen hatte, war ſo weit; er mußte durch einen großen dunkeln Wald, und das Wetter wurde fürchterlich ſchlecht. Er verirrte ſich ganz und gar, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend, und vor Mitternacht konnte er nun weder zur Stadt, noch wieder nach Hauſe kommen.

Dicht am Wege lag ein großer Bauerhof; die Fenſterladen waren verſchloſſen, aber das Licht ſchimmerte doch hindurch. Da könnte ich ja wohl die Nacht bleiben, dachte der kleine Claus, ging hin und klopfte an.

Die Bauerfrau machte auf; als ſie aber hörte, was er wollte, ſagte ſie: er ſolle nur wieder hingehen, wo er hergekommen wäre, ſie herbergte nicht, und ihr Mann wäre nicht zu Hauſe.

»Nun, ſo muß ich hier draußen liegen,« ſagte der kleine Claus, und die Bauerfrau ſchlug ihm die Thür vor der Naſe zu.

Dicht am Hauſe ſtand ein Heuſchober, und zwiſchen Haus und Schober lag ein kleines Schauer mit einem flachen Strohdache.

»Da oben kann ich ja liegen!« ſagte der kleine Claus, als er das Dach ſah, »das iſt ja ein prächtiges Bett. Der Storch wird ja wohl nicht kommen und mich in's Bein beißen?« Denn es war ein Storchneſt auf dem Dache, und ein lebendiger Storch ſtand daneben.

Nun kletterte der kleine Claus auf das Schauer, legte ſich auf's Dach und reckte und ſtreckte ſich, um recht weich und bequem zu liegen. Die Fenſterladen ſchloſſen oben nicht dicht an und daher konnte er gerade in die Stube hineinſehen.

Da war ein großer Tiſch gedeckt mit Wein und Braten und wunderſchönem Fiſch. Die Bauerfrau und der Küſter ſaßen am Tiſche, ſonſt Niemand; ſie ſchenkte ihm ein, und er verarbeitete den Fiſch, denn Fiſche mochte er ganz beſonders gern.

»Wer doch etwas davon abbekommen könnte!« ſagte der kleine Claus, und machte einen langen Hals gegen

das Fenſter. Himmel, was ſtand da für ein leckerer Kuchen! Das war ja ein Herreneſſen!

Nun hörte er Jemand die Landſtraße herauſkommen; es war der Mann jener Bauersfrau, welcher nach Hauſe kam.

Das war ein guter Mann, aber er hatte die ſonderbare Krankheit, daß er keinen Küſter leiden konnte; kam ihm ein Küſter vor die Augen, ſo wurde er ganz raſend. Daher war der Küſter auch hingegangen, um der Frau guten Tag zu ſagen, als der Mann nicht zu Hauſe war, und die gute Frau ſetzte ihm das Beſte vor, was ſie nur hatte. Da ſie nun aber den Mann kommen hörten, erſchraken ſie, und die Frau bat den Küſter, er möchte doch in eine große leere Kiſte kriechen, die da hinten im Winkel ſtand. Das that er, denn er wußte, daß der arme Mann keinen Küſter ſehen konnte. Die Frau verſteckte geſchwind all' das ſchöne Eſſen und den Wein im Backofen; denn hätte der Mann es zu ſehen bekommen, ſo hätte er gewiß gefragt, was das zu bedeuten habe.

»Ach ja!« ſeufzte der kleine Claus oben auf dem Schauer, als er all' das ſchöne Eſſen bei Seite bringen ſah.

»Iſt Jemand da oben?« fragte der Bauer und guckte

zu dem kleinen Claus hinauf. »Was haſt Du da oben zu liegen? Komm doch lieber mit hinein in die Stube.«

Da erzählte der kleine Claus, wie er ſich verirrt hätte, und bat, ob er nicht die Nacht da bleiben könnte.

»Ja, verſteht ſich,« ſagte der Bauer, »aber nun wollen wir erſt ſehen, daß wir etwas zu leben bekommen!«

Die Frau kam beiden freundlich entgegen, deckte einen langen Tiſch und gab ihnen ein großes Faß voll Grütze. Der Bauer war hungrig und ſpeiſte mit großem Appetite, aber der kleine Claus mußte immer an den ſchönen Braten, Fiſch und Kuchen denken, die im Backofen ſtanden.

Unter dem Tiſch zu ſeinen Füßen lag der Sack mit der Pferdehaut, denn wir wiſſen ja, daß er ausgegangen war, um in der Stadt die Haut zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm gar nicht ſchmecken, und da trat er auf den Sack, ſo daß die trockne Haut im Sacke knirrte.

»St!« ſagte der kleine Claus zu ſeinem Sack, aber zugleich trat er noch einmal darauf, ſo daß ſie noch lauter knirrte, als vorher.

»Na, was haſt Du da in Deinem Sacke?« fragte der Bauer.

»O, das iſt ein Zaubermann!« ſagte der kleine Claus,

»er ſagt, wir ſollen die Grütze nicht eſſen, er hat den ganzen Ofen voll Braten, Fiſch und Kuchen gehext.«

»Was zum Henker!« ſagte der Bauer, und machte geſchwind den Ofen auf, wo all' die ſchönen Speiſen ſtanden, welche die Frau da verſteckt hatte, von denen er aber glaubte, daß der Zaubermann im Sacke ſie hergehext habe. Die Frau durfte nichts ſagen, ſondern ſetzte gleich das Eſſen auf den Tiſch, und da aßen ſie beide Fiſch und Braten und Kuchen. Nun trat der kleine Claus wieder auf ſeinen Sack, ſo daß die Haut knirrte.

»Was ſagt er nun?« fragte der Bauer.

»Er ſagt,« antwortete der kleine Claus, »daß er uns auch drei Flaſchen Wein hergehext habe, die da in der Ecke hinter dem Ofen ſtehen!« Nun mußte die Frau auch den Wein, den ſie verſteckt hatte, herlangen, und der Bauer trank und wurde ganz luſtig; ſo einen Zauberer, wie der kleine Claus im Sacke hatte, hätte er auch gar gern gehabt.

»Kann er auch den Teufel herhexen?« fragte der Bauer, »den möchte ich wohl einmal ſehen, denn jetzt bin ich recht luſtig.

»Ja,« ſagte der kleine Claus, »mein Zauberer kann Alles, was ich verlange. Nicht wahr, Du?« fragte er,

und trat auf den Sack, so daß er knirrte. »Hörst Du, er sagt ja? Aber der Teufel sieht häßlich aus, es ist besser, wir lassen ihn unbesehen!«

»O, ich bin gar nicht bange; aber wie mag er aussehen?«

»Der sieht leibhaftig aus wie ein Küster!«

»Hu,« sagte der Bauer, »das ist gräßlich! Du mußt wissen, ich kann die Küster nicht leiden! Aber es ist einerlei, ich weiß ja, daß es der Teufel ist, so werde ich mich wohl darin finden. Jetzt hab' ich Courage! aber laß ihn mir nicht zu nahe kommen.«

»Ich will meinen Zauberer fragen,« sagte der kleine Claus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr daran.

»Was sagt er?«

»Er sagt, Du sollst hingehen und die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, so wirst Du den Teufel sehen; aber halt den Deckel gut fest, damit er nicht herausschlüpft.«

»Willst Du mir halten helfen?« sagte der Bauer und ging zu der Kiste, wo die Frau den wirklichen Küster versteckt hatte, der nun in dem Kasten saß und sich ängstigte.

Der Bauer hob den Deckel ein wenig in die Höhe

und guckte hinunter: »Hu!« schrie er, und sprang zurück, »ja, nun habe ich ihn gesehen; er sieht ganz aus wie unser Küster! Nein, das ist schrecklich!«

Auf diese Angst mußte getrunken werden, und so tranken sie bis tief in die Nacht hinein.

»Den Zauberer mußt Du mir verkaufen,« sagte der Bauer, »fordere, was Du willst! ja, ich gebe Dir gleich einen ganzen Scheffel voll Geld!«

»Nein, das geht nicht!« sagte der kleine Claus; »bedenke doch, welchen Nutzen ich von diesem Zauberer haben kann.«

»Ach, ich möchte ihn aber doch schrecklich gern haben!« sagte der Bauer, und ließ nicht ab zu bitten und zu betteln.

»Na,« sagte der kleine Claus zuletzt, »weil Du doch so gut gewesen bist, und hast mir Herberge gegeben, so soll's mir nicht darauf ankommen. Du sollst den Zauberer für einen Scheffel voll Geld haben, aber gehäuftes Maß muß ich haben.«

»Das sollst Du haben,« sagte der Bauer, »aber die Kiste dahinten mußt Du auch mitnehmen, die will ich nicht eine Stunde länger in meinem Hause behalten; man kann nicht wissen, ob er nicht noch darin sitzt.«

Der kleine Claus gab dem Bauer seinen Sack mit

der trocknen Pferdehaut, und bekam dafür einen gehäuften Scheffel voll Geld. Zugleich schenkte der Bauer ihm noch eine große Schiebkarre, um das Geld und die Kiste darauf fortzubringen.

Da nahm der kleine Claus Abschied von seinem Bauer, und fuhr davon mit dem Gelde, der Kiste und dem Küster, der noch immer darin saß.

Auf der anderen Seite des Waldes war ein großer tiefer Bach; das Wasser floß so stark, daß man kaum gegen den Strom anschwimmen konnte. Es war eine große neue Brücke darüber gemacht, und mitten auf dieser hielt der kleine Claus stille, und sagte ganz laut, so daß der Küster in dem Kasten es hören konnte:

»Nein, was soll ich doch mit der dummen Kiste? Die ist so schwer, als wenn lauter Steine darin wären! Ich bin's müde, sie weiter zu fahren; ich will sie hier nur in's Wasser werfen. Schwimmt sie dann nach Hause, so ist's gut, und thut sie's nicht, so ist's auch gut.«

Nun faßte er die Kiste mit der einen Hand, und hob sie ein wenig in die Höhe, als ob er sie in's Wasser stürzen wollte.

»Halt, um's Himmels willen!« rief da der Küster im Kasten, »laß mich doch erst heraus!«

»Hu,« ſagte der kleine Claus, und that, als ob er bange würde. »Er ſitzt noch darin! Raſch mit ihm in's Waſſer, damit er verſaufe.«

»O nein, o nein!« rief der Küſter, »ich gebe Dir einen ganzen Scheffel voll Geld, wenn Du mich erſt herauslaſſeſt!«

»Ja, das iſt was Anderes!« ſagte der kleine Claus und machte die Kiſte auf. Der Küſter kroch ſchnell heraus und ſtieß den leeren Kaſten in's Waſſer, und nun ging's nach Hauſe, wo der kleine Claus einen ganzen Scheffel voll Geld bekam; einen hatte er ja ſchon vorher von dem Bauer bekommen; nun hatte er ſeine ganze Schiebkarre voll Geld!

»Sieh, das Pferd habe ich recht gut bezahlt erhalten!« ſagte der kleine Claus bei ſich ſelbſt, als er nach Hauſe kam, und in ſeiner Stube all' das Geld auf einen Haufen mitten auf die Diele ſchüttete. »Das wird den großen Claus ärgern, wenn er hört, wie reich ich durch mein eines Pferd geworden bin; aber ſo recht rein heraus will ich's ihm doch nicht erzählen!«

Nun ſchickte er einen Jungen zum großen Claus und ließ ihn um ein Scheffelmaß bitten.

»Was mag der zu meſſen haben!« dachte der große

Claus und beſtrich den Boden des Scheffels mit Theer, damit etwas von dem, was darin gemeſſen würde, daran hangen bliebe: und das geſchah auch, denn als er ſein Scheffelmaß wieder bekam, hingen drei neue Achtſchillingsſtücke daran.

»Alle Wetter!« ſagte der große Claus und lief gleich hin zu dem kleinen: »wo haſt Du all' das Geld her?«

»O, das habe ich für meine Pferdehaut bekommen, die ich geſtern Abend verkaufte!«

»Das iſt wahrhaftig gut bezahlt!« ſagte der große Claus, lief geſchwind hin, nahm eine Axt und ſchlug alle ſeine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab, und fuhr damit in die Stadt.

»Häute, Häute, wer kauft friſche Häute!« rief er durch die Straßen.

Da kamen alle Schuſter und Gerber gelaufen, und fragten ihn, wie viel er für die Häute haben wollte.

»Einen Scheffel Geld für die Haut!« ſagte der große Claus.

»Biſt Du toll?« ſagten ſie alle zuſammen, »glaubſt Du, daß wir das Geld ſcheffelweis haben?«

»Häute, Haute, wer kauft friſche Häute!« rief er wie-

der, aber Allen, die ihn fragten, was die Haut koſten ſollte, antwortete er: einen Scheffel voll Geld.

„Er will uns zu Narren haben,“ ſagten ſie Alle, und da nahmen die Schuſter ihre Knieriemen und die Gerber ihre Schurzfelle, und fingen an, auf den großen Claus loszuprügeln.

„Häute, Häute!“ äfften ſie ihm nach, „warte, wir wollen Dir das Leder gerben, daß Du an uns denken ſollſt; hinaus mit ihm aus der Stadt!“ riefen ſie, und der große Claus mußte laufen, was das Zeug halten wollte: ſo viel Prügel hatte er noch in ſeinem Leben nicht bekommen.

„Na,“ ſagte er, als er nach Hauſe kam, „das will ich dem kleinen Claus bezahlen. Todtſchlagen will ich ihn dafür!“

Aber zu Hauſe beim kleinen Claus war die alte Großmutter geſtorben; ſie war zwar immer biſſig und giftig gegen ihn geweſen; aber er war doch ganz betrübt, und legte die Alte in ſein warmes Bett, damit ſie wo möglich wieder in's Leben käme; da ſollte ſie die ganze Nacht liegen, er ſelbſt wollte hinten im Winkel ſitzen und auf einem Stuhle ſchlafen, wie er's früher ſchon öfter gethan hatte.

Als er da nun saß, ging die Thür auf, und der große Claus kam mit seiner Axt herein; er wußte wohl, wo das Bett des kleinen Claus stand, ging gerade darauf los, und schlug die todte Großmutter vor den Kopf, in der Meinung, daß es der kleine Claus wäre.

»Sieh da!« sagte er, »nun sollst Du mich nicht mehr zum Narren haben!« und damit ging er wieder davon.

»Das ist ja ein rechter Bösewicht, der Kerl!« sagte der kleine Claus; »der wollte mich todtschlagen! Es ist ein Glück für die alte Großmutter, daß sie schon todt war, sonst hätte er sie wirklich um's Leben gebracht!«

Nun zog er der alten Großmutter ihre Sonntagskleider an, lieh sich ein Pferd von dem Nachbaren, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hinteren Stuhl, so daß sie nicht fallen konnte, und fuhr mit ihr davon durch den Wald. Als die Sonne aufging, kamen sie an ein Wirthshaus; da hielt der kleine Claus stille und ging hinein, um sich etwas zu leben geben zu lassen.

Der Krugwirth hatte viel, viel Geld; er war auch ein guter Mann, aber hitzig, als steckte er voll Pfeffer und Tabak.

»Guten Morgen,« sagte er zu dem kleinen Claus, »Du hast Dich heute ja früh auf die Beine gemacht!«

»Ja,« sagte der kleine Claus, »ich muß in die Stadt mit meiner alten Großmutter, die sitzt draußen auf dem Wagen, und ich kann sie nicht bewegen, hereinzukommen. Willst Du ihr nicht ein Glas Meth hinausbringen? Aber Du mußt ein bischen laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören.«

»Ja, das will ich wohl thun!« sagte der Krugwirth und schenkte ein großes Glas Meth ein, und damit ging er hinaus zur alten Großmutter, die auf dem Wagen saß.

»Hier bringe ich Ihr ein Glas Meth von Ihrem Sohn!« sagte der Krugwirth, aber die todte alte Frau sagte kein Wort, sondern saß ganz stille. —

»Kann Sie nicht hören!« rief der Krugwirth so laut er nur konnte, »hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohn!«

Noch einmal rief er ihr dasselbe zu, und da noch einmal, aber als sie sich gar nicht vom Flecke rührte, wurde er böse und warf ihr das Glas in's Gesicht, so daß ihr der Meth über die Nase lief, und sie rücklings in den Wagen fiel, denn sie war nur so hingestellt und nicht festgebunden.

»Hilf Himmel,« rief der kleine Claus, sprang aus der Thür und faßte den Krugwirth beim Kragen, »Du hast meine Großmutter todtgeschlagen! Sieh her, da ist ein großes Loch an ihrer Stirn!«

»Ach, welch ein Unglück,« rief der Krugwirth und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; »das kommt von meiner Heftigkeit! Lieber, süßer kleiner Claus! ich will Dir einen ganzen Scheffel voll Geld geben, und Deine Großmutter begraben lassen, als wenn's meine eigene wäre; aber schweig doch nur stille, denn sonst hauen sie mir den Kopf ab, und den wollt' ich ungern missen.«

Da bekam der kleine Claus einen Scheffel voll Geld, und der Krugwirth ließ die alte Großmutter begraben, als wenn's seine eigene wäre.

Als der kleine Claus nun mit all' seinem Gelde wieder nach Hause kam, schickte er gleich seinen Jungen hinüber zum großen Claus, und ließ ihn auf einige Augenblicke um ein Scheffelmaß bitten.

»Was zum Henker!« sagte der große Claus, »hab' ich ihn denn nicht todtgeschlagen? Da muß ich doch gleich mal selbst zusehen,« und da ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Claus.

»Nein, wo hast Du all' das Geld her?« fragte er

und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld sah, das noch dazugekommen war.

»Du hast nicht mich, sondern meine alte Großmutter todtgeschlagen!« sagte der kleine Claus; »die habe ich nun verkauft und einen Scheffel voll Geld dafür bekommen.«

»Das ist wahrhaftig gut bezahlt!« sagte der große Claus und lief schnell nach Hause, nahm eine Axt und schlug seine alte Großmutter todt, legte sie auf einen Wagen, fuhr in die Stadt zum Apotheker, und fragte, ob er nicht einen todten Menschen kaufen wollte.

»Was ist das für einer, und wo habt Ihr die Leiche her?« fragte der Apotheker.

»Es ist meine Großmutter!« sagte der große Claus, »die habe ich todtgeschlagen; für einen Scheffel voll Geld könnt Ihr sie bekommen!«

»Gott bewahre!« sagte der Apotheker. »Was sprecht Ihr für Zeug! Sagt doch so etwas nicht, das kann Euch den Kopf kosten!« Und nun stellte er ihm vor, was für ein schreckliches Verbrechen er begangen habe, was für ein schlechter Mensch er sei, und welche Strafe er verdient habe. Der große Claus erschrak dermaßen, daß er aus der Apotheke heraus und auf den Wagen hinauf sprang, aus Leibeskräften auf die Pferde peitschte, und

nach Hause jagte. Der Apotheker aber und alle Leute hielten ihn für toll und ließen ihn fahren, wohin er wollte.

»Das will ich Dir bezahlen!« sagte der große Claus, als er wieder auf der Landstraße war, »ja das will ich Dir bezahlen, Du kleiner Claus!« Und sobald er nach Hause gekommen war, nahm er den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Claus und sagte: »Du hast mich schon wieder zum Narren gehabt! erst habe ich meine Pferde todtgeschlagen, und nun meine alte Großmutter! Das ist Alles Deine Schuld, aber Du sollst mich nicht wieder zum Narren haben!« Und da faßte er den kleinen Claus um den Leib, steckte ihn in den Sack, nahm den Sack auf den Rücken und rief ihm zu: »nun gehe ich hin und werfe Dich in's Wasser!«

Es war ein weiter Weg bis an den Bach, und der kleine Claus war auch nicht leicht. Der Weg ging dicht an der Kirche vorbei, die Orgel spielte, und die Leute sangen so schön! — Da setzte der große Claus seinen Sack mit dem kleinen Claus bei der Kirchenthür nieder, und dachte: es wäre wohl eben so gut, wenn er erst einmal in die Kirche ginge und einen Gesang mitsänge; der kleine Claus konnte ja nicht herauskommen, und die Leute waren alle in der Kirche; und so ging er hinein.

»Ach ja, ach ja!« seufzte der kleine Claus in seinem Sacke; er drehte sich hin und her, aber es war nicht möglich, das Band loszumachen; indem kam ein alter, alter Hirte daher mit schneeweißem Kopfe und auf einen großen Stock gestützt; er trieb eine ganze Heerde von Kühen und Stieren; die stießen an den Sack, worin der kleine Claus saß, so daß er umfiel.

»Ach ja,« seufzte der kleine Claus, »ich bin noch so jung und soll schon in's Himmelreich.«

»Und ich armer Kerl bin schon so alt,« sagte der Hirte, »und kann noch nicht hineinkommen!«

»Mach mir den Sack auf,« rief der kleine Claus, »kriech' Du an meiner Stelle hinein, so kommst Du gleich in's Himmelreich.«

»Ja, das will ich herzlich gern thun,« sagte der Hirte, machte den Sack auf und der kleine Claus sprang heraus.

»Willst Du das Vieh für mich hüten?« sagte der alte Mann und kroch in den Sack; der kleine Claus band ihn zu, und ging nun seiner Wege mit all' den Kühen und Stieren.

Bald nachher kam der große Claus aus der Kirche, nahm den Sack auf den Rücken und fand ihn nun so

leicht — denn der alte Hirte war kaum halb ſo ſchwer als der kleine Claus. »Wie iſt er mir jetzt leicht,« ſagte der große Claus, »das macht doch wohl, weil ich erſt einen Geſang mitgeſungen habe!« Und nun ging er hin zum Bache, warf den Sack mit dem alten Hirten in das tiefe Waſſer und rief ihm nach — denn er glaubte ja, es wäre der kleine Claus —: »ſieh da, nun ſollſt Du mich nicht mehr zum Narren haben!«

Darauf ging er nach Hauſe; aber als er an den Kreuzweg kam, begegnete ihm der kleine Claus mit ſeiner ganzen Heerde!

»Was Henker!« ſagte der große Claus, »biſt Du nicht erſoffen?«

»Ja, in's Waſſer haſt Du mich ja vor einer halben Stunde geworfen,« antwortete der kleine Claus.

»Aber wo haſt Du denn all' das ſchöne Vieh her?« fragte der kleine Claus.

»Das iſt Seevieh,« ſagte der kleine Claus, »ich will Dir die ganze Geſchichte erzählen, und bedanke mich auch noch vielmals, daß Du mich in's Waſſer geworfen haſt; nun bin ich oben darauf, nun bin ich reich, kannſt Du glauben! — Mir war ſo bange, als ich in dem Sacke ſteckte; der Wind pfiff mir um die Ohren, als Du mich

von der Brücke hinab in's kalte Waſſer warfſt. Ich ging gleich zu Grunde; aber ich ſtieß mich nicht; denn es wächſt da unten das ſchönſte, weichſte Gras, und ich fiel mitten darauf. Gleich ging der Sack auf, und eine wunderſchöne Jungfrau, in ſchneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz in dem naſſen Haar faßte mich an der Hand, und ſagte: »biſt Du da, kleiner Claus? Da haſt Du für's Erſte einiges Vieh! eine Meile weiter hinauf ſteht noch eine ganze Heerde auf der Straße, die will ich Dir auch noch verehren!« — Nun ſah ich, daß der Bach eine große Landſtraße für das Seevolk bildet. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren ſie von der See her weit in's Land hinein, bis dahin, wo der Bach zu Ende iſt. Da war es ſchön, die prächtigſten Blumen wachſen da und das ſchönſte Gras, die Fiſche im Waſſer ſchwammen mir um die Ohren herum, wie hier oben die Vögel in der Luft umherfliegen. Was waren da für feine Leute, und was für Vieh graſete da an den Gräben und Hecken!«

»Aber, warum biſt Du denn gleich wieder zu uns heraufgekommen?« fragte der große Claus; »das hätte ich nicht gethan, wenn es da unten ſo ſchön iſt.«

»Ja,« ſagte der kleine Claus, »das war gerade recht

politisch von mir: Du hörst ja, daß die Seejungfer mir sagte, eine Meile weiter hinauf stände noch eine ganze Heerde für mich auf der Straße — und unter Straße versteht sie den Bach, denn anderswohin kann sie ja nicht kommen. Der Bach hat aber viele Krümmungen: bald geht er hierhin, bald dahin; das ist ja ein großer Umweg. Nun, da ist's kürzer, hier quer durch's Land zu gehen; dabei spare ich beinahe eine halbe Meile und komme geschwinder zu meinem Seevieh.«

»O, was bist Du für ein glücklicher Mensch!« sagte der große Claus. »Was meinst Du, sollte ich auch wohl einiges Seevieh bekommen, wenn ich auf den Grund des Baches ginge?«

»Ja, das sollte ich denken!« sagte der kleine Claus, »aber ich kann Dich im Sacke nicht dahin tragen, Du bist mir zu schwer! Willst Du aber selbst bis an den Bach gehen, und dort in den Sack kriechen, so will ich Dich gern hineinwerfen!«

»Danke, danke!« sagte der große Claus; »aber bekomme ich kein Seevieh, wenn ich hinunter komme, so nimm Dich in Acht, dann bekommst Du Prügel, und das recht tüchtige!«

»O nein, mach's nur nicht gar zu arg!« und da gin-

gen sie hin zum Bache. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser sah, lief es eilig hinein, um zu trinken.

»Sieh, wie sie laufen,« sagte der kleine Claus, »es verlangt sie recht, wieder auf den Grund zu kommen!«

»Ja, aber nun hilf mir erst,« sagte der große Claus, »denn sonst giebt's Prügel!« Und da kroch er in den Sack, der auf dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. »Leg' noch einen Stein mit hinein, sonst möchte ich nicht auf den Grund gehen!« sagte der große Claus.

»Es wird wohl gehen!« sagte der kleine Claus, legt aber doch noch einen tüchtigen Stein in den Sack, band ihn fest zu, stieß ihn hinein, und: plumy! da lag der große Claus im Wasser und ging gleich zu Grunde.

»Mir ist bange, er findet kein Seevieh!« sagte der kleine Claus, und trieb sein Vieh nach Hause.

III.

Die Prinzessin auf Erbsen.

Es war einmal ein Prinz, der wollte gern eine Prinzessin zur Frau haben, aber es sollte durchaus eine ächte Prinzessin sein. Da reiste er durch die ganze Welt, um eine solche zu suchen: aber überall war Etwas im Wege. Prinzessinnen gab es genug; aber ob es ächte Prinzessinnen waren, dahinter konnte er nicht recht kommen; immer fand sich Etwas, was nicht so recht richtig war. So kam er endlich wieder nach Hause, und war ganz mißmuthig, denn er wollte so gern eine ächte Prinzessin haben.

Eines Abends wurde es ein furchtbares Wetter; es blitzte und donnerte, der Regen strömte herunter; es war ganz schrecklich! Da klopfte es an das Stadtthor, und der alte König ging selbst hinaus, um es zu öffnen.

Es war eine Prinzeſſin, die draußen ſtand. Aber, Gott bewahre, wie ſah die aus! das Waſſer lief ihr aus dem Haar und den Kleidern, in die Schnäbel der Schuhe lief es hinein, und bei den Ferſen wieder hinaus, und da ſagte ſie, daß ſie eine ächte Prinzeſſin wäre.

»Na, das wollen wir ſchon erfahren!« dachte die alte Königin; aber ſie ſagte kein Wort, ging in die Schlafkammer, nahm alle Betttücher herunter, und legte eine Erbſe auf den Boden der Bettſtelle. Darauf nahm ſie zwanzig Matratzen, legte ſie auf die Erbſe, und dann noch zwanzig Kiſſen voll Eiderdunen auf die Matratzen.

Da ſollte die Prinzeſſin die Nacht ſchlafen.

Am Morgen fragte man ſie, wie ſie geſchlafen hätte.

»Ach, entſetzlich ſchlecht!« ſagte die Prinzeſſin, »ich habe faſt die ganze Nacht kein Auge zugethan. Gott weiß, was da im Bette war, ich habe auf etwas Hartem gelegen, ſo daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es iſt entſetzlich!«

Da konnte man nun wohl ſehen, daß ſie eine ächte Prinzeſſin war, da ſie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Kiſſen von Eiderdunen hindurch die Erbſe gefühlt hatte. So feinfühlend kann nur eine ächte Prinzeſſin ſein!

Der Prinz nahm ſie alſo zur Frau, denn nun wußte er ja, daß er eine ächte Prinzeſſin bekam; aber die Erbſe kam in's Kunſtcabinet, und da iſt ſie noch, wenn nicht Jemand ſie weggenommen hat.

Sieh, das war eine ſchöne Geſchichte!

IV.

Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen sind ganz verwelkt!“ sagte die kleine Ida. „Sie waren gestern Abend noch so schön, und nun lassen sie alle Blätter hängen! Wie geht das zu?“ fragte sie den Studenten, der im Sopha saß; denn von dem hielt sie viel, der konnte ihr so schöne Geschichten erzählen, und schnitt ihr so hübsche Bilder: Herzen, worin kleine Damen tanzten, Blumen und Schlösser, worin die Thüren sich auf und zu machen ließen — das war ein lustiger Student! „Warum sehen meine Blumen heute so kläglich aus?“ fragte sie wieder, und zeigte ihm ein großes Bouquet, das ganz verwelkt war.

„Weißt Du, was ihnen fehlt?“ sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht zu Ball gewesen, daher lassen sie heute den Kopf hängen.“

»Aber die Blumen können ja nicht tanzen?« sagte die kleine Ida.

»Ja wohl können sie tanzen!« sagte der Student, »wenn es dunkel wird und wir Anderen schlafen, springen sie lustig umher: es geht keine Nacht hin, wo sie nicht Ball haben!«

»Können Kinder auch mit auf den Ball kommen?«

»Ja,« sagte der Student, »ganz kleine Gänseblümchen und Lilienconvallen.«

»Wo tanzen denn die niedlichen Blumen?«

»Bist Du noch nie vor dem Thore bei dem großen Schlosse gewesen, wo im Sommer der König wohnt, und wo der schöne Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, die an Dich herankommen, wenn Du ihnen Brotkrumen zuwirfst! Da wird der Ball gegeben!«

»Ich war gestern mit der Mutter da,« sagte Ida', »aber die Bäume waren alle ohne Blätter, und Blumen waren gar nicht mehr zu sehen. Wo sind sie denn? Im Sommer waren ja so viele da?«

»Sie sind drinnen im Schlosse,« sagte der Student. »Du mußt wissen, sobald der König mit all' seinen Hofleuten wieder in die Stadt zieht, laufen die Blumen

gleich aus dem Garten in's Schloß und machen ſich da luſtig. Das ſollteſt Du ſehen! Die beiden ſchönſten Roſen ſetzen ſich auf den Thron und ſind König und Königin; die rothen Hahnenkämme ſtellen ſich in Reihen zur Seite, und machen tiefe Diener, das ſind die Kammerjunker. Dann kommen alle die niedlichſten Blumen, und dann iſt Ball. Die blauen Veilchen ſtellen kleine Seecadetten vor, die tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche ſie Fräulein nennen. Die Tulpen und die großen gelben Lilien ſind alte Frauen, die geben Achtung, daß gut getanzt wird, und daß Alles ordentlich hergeht.«

»Aber,« fragte die kleine Ida, »dürfen denn die Blumen ſo auf des Königs Schloß Ball geben?«

»Es weiß Keiner etwas davon,« ſagte der Student. »Mitunter kommt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter mit dem großen Schlüſſelbunde; der muß aufpaſſen; aber ſo wie die Blumen ſeine Schlüſſel raſſeln hören, ſind ſie ganz ſtille und verſtecken ſich hinter den langen ſeidenen Fenſtergardinen. »Es riecht hier ſo nach Blumen!« ſagt dann der alte Schloßverwalter, aber ſehen kann er ſie nicht.

»Das iſt drollig!« ſagte die kleine Ida und klatſchte

in die Hände. »Aber könnte ich denn die Blumen auch nicht sehen?«

»Ja wohl kannst Du sie sehen!« sagte der Student. »Sieh nur einmal durch's Fenster, wenn Du wieder nach dem Schlosse hinausgehst, da kannst Du sie sehen. Ich that's heute; da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha, und reckte und streckte sich; das war eine Hofdame.«

»Können die Blumen aus den botanischen Gärten auch dahin kommen? oder ist der Weg für sie zu weit?« fragte Ida.

»Nein, zu weit nicht; sie können ja fliegen, wenn sie wollen. Hast Du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen von rother, gelber und weißer Farbe; die sehen ja aus wie Blumen, und sind es auch wirklich gewesen. Sie sind vom Stengel gesprungen, haben die Blätter wie kleine Flügel geschwungen, und sind umher geflogen — und weil sie sich gut aufgeführt haben, so ist's ihnen erlaubt, auch bei Tage auszufliegen, statt ruhig auf ihren Stengeln zu sitzen, und so sind denn aus den Blättern wirkliche Flügel geworden. Das hast Du ja selbst gesehen! Es kann aber gern sein, daß die Blumen im botanischen Garten nie im Schlosse gewesen sind und nichts davon wissen, daß es dort des Nachts so lustig hergeht.

Aber ich will Dir was ſagen! Dann wird er ſich einmal wundern, der botaniſche Profeſſor, der hier nebenan wohnt, Du kennſt ihn ja? Wenn Du wieder in ſeinen Garten kommſt, ſo ſag' es nur einer von den Blumen, daß großer Ball auf dem Schloſſe iſt. Die erzählt es dann all' den anderen, und ſie fliegen alle von dannen. Kommt dann der Profeſſor in den Garten, ſo iſt nicht eine einzige Blume da, und er wird gar nicht begreifen können, wo ſie geblieben ſind.«

»Aber wie können die Blumen es einander erzählen? Blumen können ja nicht ſprechen!«

»Nein, ſprechen können ſie nicht!« erwiderte der Student; »aber ſie machen Pantomimen! Haſt Du nicht ſchon geſehen, wenn es ein wenig weht, wie die Blumen dann nicken und alle grünen Blätter bewegen? Das ſind Pantomimen, und die verſtehen ſie ſo gut, wie wir die Sprache.«

»Kann denn der Profeſſor ihre Pantomimen verſtehen?« fragte Ida.

»Ja, gewiß kann er das. Neulich kam er des Morgens in ſeinen Garten und ſah eine große Brennneſſel, die mit den Blättern einer ſchönen rothen Nelke Pantomimen machte. Du biſt ſo ſchön, ſagte ſie, und ich liebe

Dich ſo herzlich! Solche Reden kann der Profeſſor aber gar nicht leiden; er ſchlug alſo die Brennneſſel auf die Blätter, denn das ſind ihre Finger; aber da verbrannte er ſich, und ſeit der Zeit wagt er nicht mehr, Brennneſſeln anzurühren.«

»Das war luſtig!« ſagte die kleine Ida und lachte.

»Wie können Sie dem Kinde ſo etwas einbilden!« ſagte der langweilige Kanzleirath, der zum Beſuch gekommen war und ſich in die Ecke des Sopha's geſetzt hatte. Der mochte den Studenten gar nicht leiden, und ſchalt immer, wenn er ihn die luſtigen, närriſchen Bilder ſchnitzen ſah: bald einen Mann, der mit einem Herzen in der Hand am Galgen hing, das war nämlich ein Herzdieb, bald eine alte Hexe, die auf einem Beſenſtiel ritt und ihren Mann auf der Naſe trug; das konnte der Kanzleirath gar nicht leiden, und dann ſagte er, wie eben jetzt: »Wie können Sie dem Kinde ſo etwas einbilden! Das ſind ja dumme Phantaſtereien!«

Aber die kleine Ida fand es doch ganz ſpaßhaft, was der Student von den Blumen erzählte, und mußte immer wieder daran denken. Die Blumen ließen die Köpfe hängen, weil ſie ſich müde getanzt hatten, ſie waren gewiß krank. Sie ging alſo mit ihnen zu ihrem anderen

Spielzeug, das auf einem niedlichen kleinen Tiſche ſtand (die ganze Schieblade war aber auch noch voll von ſchönen Sachen). Im Puppenbett lag ihre Puppe Sophie, und ſchlief, aber die kleine Ida ſagte zu ihr: »Du mußt wirklich aufſtehen, Sophie, und dieſe Nacht mit der Schieblade fürlieb nehmen; die armen Blumen ſind krank und müſſen in Deinem Bette liegen, vielleicht werden ſie dann wieder munter!« und da nahm ſie die Puppe aus dem Bette; die machte aber ein ſchiefes Geſicht, und ſagte kein Wort, denn ſie war böſe, weil ſie ihr Bett verlaſſen mußte.

Nun legte Ida die Blumen in's Puppenbett, zog die Decke hoch über ſie herauf und ſagte: ſie ſollten nur hübſch ſtille liegen, ſie wollte ihnen Fliederthee kochen, damit ſie morgen wieder munter würden, und aufſtehen könnten, und dabei zog ſie die Gardinen dicht um das kleine Bett, damit die Sonne den armen kranken Blumen nicht in die Augen ſchiene.

Den ganzen Abend mußte ſie an die Erzählung des Studenten denken, und als ſie nun ſelbſt zu Bette ſollte, lief ſie erſt noch einmal zum Fenſter hinter die Gardinen, wo die Blumen ihrer Mutter, ſchöne Hyacinthen und prächtige Tulpen, ſtanden, und flüſterte ihnen zu: »Ich weiß wohl, ihr ſollt dieſe Nacht zu Ball!« Aber die

Blumen thaten, als verständen ſie es nicht, und rührten kein Blatt; die kleine Ida aber wußte wohl, was ſie wußte.

Als ſie nun zu Bette gebracht war, lag ſie noch lange Zeit und dachte darüber nach, wie ſchön es doch ſein müſſe, die prächtigen Blumen auf des Königs Schloß tanzen zu ſehen. »Ob meine Blumen auch wohl da geweſen ſind?« Aber da fielen ihr die Augen zu und ſie ſchlief ein. Mitten in der Nacht wachte ſie wieder auf; ſie hatte von den Blumen und von dem Studenten geträumt, auf den der Kanzleirath ſchalt und ſagte: er wolle ihr etwas einbilden. In der Schlafkammer, wo Ida lag, war es ganz ſtille: die Nachtlampe brannte auf dem Tiſche und Vater und Mutter ſchliefen.

»Ob meine Blumen wohl noch in Sophiens Bett liegen?« ſagte ſie bei ſich ſelbſt, »ich möchte es gar zu gern wiſſen!« Sie richtete ſich ein wenig im Bette auf und ſah nach der Thür, die halb offen ſtand. Die Blumen lagen noch da unter all' dem anderen Spielzeug. Sie horchte, und da kam's ihr vor, als hörte ſie auf dem Fortepiano ſpielen, aber ganz leiſe, und ſo allerliebſt, wie ſie es noch nie gehört hatte.

»Nun tanzen gewiß meine Blumen!« ſagte ſie, »ach,

wie gern möchte ich das sehen;« aber sie wagte nicht aufzustehen; denn dann erwachten ja Vater und Mutter. »Kämen sie doch nur hier herein!« sagte sie; aber die Blumen kamen nicht, und das Clavier fuhr fort, so wunderschön zu spielen — da konnte sie es nicht lassen, es war gar zu schön; sie kroch aus ihrem kleinen Bette, schlich ganz sachte an die Thür und guckte in die Stube hinein. Nein, wie war das lustig, was sie da erblickte.

Es war keine Nachtlampe in der Stube, und doch war's ganz helle, der Mond schien durch die Fenster gerade in die Stube hinein, es war beinahe so hell wie am Tage. Alle Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen auf der Diele; vor dem Fenster war nicht eine einzige zu sehen, da standen nur die leeren Töpfe; auf der Diele aber tanzten die Blumen so niedlich rund um einander herum, machten ordentlich Kette und hielten einander an den langen grünen Blättern, wenn sie sich eine um die andere herumschwangen. Aber da hinten am Clavier saß eine große gelbe Lilie. Ida hatte sie gewiß schon einmal gesehen; ja, sie erinnerte sich noch ganz gut, daß der Student gesagt hatte: »nein, wie sieht die dem Fräulein Line ähnlich!« aber da hatten sie ihn Alle ausgelacht. Nun sah Ida es selbst, daß die lange

gelbe Blume dem Fräulein ähnlich sah; sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen, bald legte sie das lange gelbe Gesicht auf die eine, bald auf die andere Seite, und schlug mit dem Kopfe den Tact zu der schönen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun sah sie, wie ein großer blauer Crocus auf den Tisch sprang, wo ihr Spielzeug stand. Er ging gerade auf das Puppenbett zu und zog die Gardinen zur Seite; da lagen die kranken Blumen; die standen aber gleich auf und nickten den anderen da unten zu, daß sie auch mit tanzen wollten. Der alte Nußknacker, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und machte seine Verbeugung vor den schönen Blumen, die gar nicht mehr krank aussahen, und mit den anderen lustig herumhüpften.

Da war's, als fiele etwas vom Tische. Ida sah hin; es war die Fastnachtsruthe, die vom Tische heruntergesprungen war, und die auch mit zu den Blumen zu gehören schien. Sie war auch wirklich ganz niedlich, und oben auf ihr saß eine kleine Wachspuppe, die gerade so einen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie der Kanzleirath. Die Fastnachtsruthe sprang mit ihren drei rothen Beinen mitten unter die Blumen, und stampfte heftig mit den Füßen, denn sie tanzte Masurka, und den Tanz

konnten die anderen Blumen nicht; die waren zu leicht, um ſtampfen zu können.

Die Wachspuppe auf der Ruthe wurde auf einmal groß und lang, guckte über die Papierblumen, von denen ſie umgeben war, weg, und rief: »Wie können Sie dem Kinde ſo etwas einbilden? Das ſind ja dumme Phantaſtereien!« und da glich die Wachspuppe ganz accurat dem Kanzleirath mit ſeinem breiten Hut; ebenſo gelb und grämlich ſah ſie aus. Aber die Papierblumen ſchlugen ſie an ihre dünnen Beine und da kroch ſie wieder zuſammen, und wurde zu einer ganz winzig kleinen Wachspuppe. Das war ſpaßhaft anzuſehen! Die kleine Ida konnte ſich des Lachens nicht enthalten. Die Ruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mit tanzen, er mochte wollen oder nicht, er mochte ſich groß und lang machen oder wieder zu der kleinen gelben Wachspuppe mit dem großen ſchwarzen Hut zuſammenſchrumpfen, das half Alles nichts. Endlich legten aber die anderen Blumen Fürbitte für ihn ein, beſonders die, welche im Puppenbette gelegen hatten, und da ließ die Faſtnachtsruthe ihn endlich in Ruhe. Indem klopfte es ganz laut in der Schieblade, wo Ida's Puppe Sophie bei dem anderen Spielzeug lag. Der Nußknacker lief an den

Rand des Tiſches, legte ſich der Länge nach auf den Bauch und es gelang ihm, die Schieblade ein wenig herauszuziehen. Da ſtand Sophie auf, und ſah ſich ganz verwundert um. »Hier iſt ja wohl Ball!« ſagte ſie, »warum hat Niemand mir davon geſagt?«

»Willſt Du mit mir tanzen?« ſagte der Nußknacker.

»Ja, Du biſt der Rechte zum Tanzen!« ſagte ſie und wandte ihm den Rücken. Sie ſetzte ſich nun auf die Schieblade und dachte, es würde wohl eine von den Blumen kommen und ſie engagiren; aber es kam keine; ſie huſtete alſo: hm, hm! hm, hm! aber es kam doch keine. Der Nußknacker aber tanzte ganz allein, und machte ſeine Sachen gar nicht ſchlecht!

Da nun keine von den Blumen Sophie zu ſehen ſchien, ließ ſie ſich von der Schieblade herunter auf den Fußboden plumpſen. Das gab großen Allarm; die Blumen kamen alle gelaufen, und fragten, ob ſie auch Schaden genommen hätte? und waren ſo artig und theilnehmend, beſonders die, welche in ihrem Bette geſchlafen hatten; aber Sophie hatte keinen Schaden genommen. Und die Blumen der kleinen Ida bedankten ſich noch vielmal für das ſchöne Bett, und hatten Sophie ſo lieb! ſie führten ſie in die Mitte der Diele in den hellen Mond-

ſchein und tanzten mit ihr, und die anderen Blumen ſchloſſen alle einen Kreis um ſie — da war Sophie zufrieden, und ſagte: ſie möchten nur gern ihr Bett noch länger behalten, ſie läge ebenſo gern in der Schieblade, das machte ihr gar nichts aus!

Aber die Blumen ſagten: „Vielen, herzlichen Dank; aber wir können ſo lange nicht leben; morgen ſind wir ganz todt! Aber ſag' der kleinen Ida, ſie ſolle uns draußen im Garten begraben, wo der Canarienvogel liegt, dann wachſen wir nächſten Sommer wieder heraus aus der Erde und werden noch viel ſchöner!“

„Nein, ſterben müßt Ihr nicht!“ ſagte Sophie und küßte die Blumen; indem ging die Saalthür auf, und eine ganze Menge der ſchönſten Blumen kam herein getanzt. Ida konnte gar nicht begreifen, woher ſie kamen, gewiß waren es Blumen aus des Königs Schloß. Voran gingen zwei wunderſchöne Roſen mit kleinen goldnen Kronen auf dem Kopfe, das waren König und Königin, dann kamen die prächtigſten Levkojen und Nelken und grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Muſik bei ſich, große Mohnblumen und Bauerroſen; die bliſen in Erbſenſchoten, ſo daß ſie ganz roth um den Kopf wurden. Die blauen Glockenblumen und die kleinen weißen Schnee-

blümchen klingelten dazu, als hätten ſie Schellen am Kopfe; das war eine ſonderbare Muſik! Und da kamen noch viele andere Blumen, blaue Veilchen, rothe Bellis, Gänſeblümchen und Lilienconvallen, die traten auch mit in die Reihen und tanzten alle zuſammen! Und die Blumen küßten einander; das war allerliebſt anzuſehen.

Zuletzt ſagten die Blumen einander gute Nacht; da ſchlich auch die kleine Ida wieder in's Bett, wo ſie von Allem träumte, was ſie geſehen hatte.

Als ſie am andern Morgen aufſtand, ging ſie geſchwind zu ihrem Tiſchchen, um zu ſehen, ob die Blumen noch da wären: ſie zog die Gardinen des kleinen Bettes zur Seite — ja, da lagen ſie alle zuſammen, aber ſie waren ganz welk, viel welker als geſtern. Sophie lag in der Schieblade, wohin Ida ſie gelegt hatte, und ſah ſehr ſchläfrig aus.

»Weißt Du nicht mehr, was Du mir ſagen ſollteſt?« ſagte die kleine Ida, aber Sophie ſah ganz dumm aus und ſagte kein Wort.

»Du biſt recht unartig,« ſagte Ida, »und ſie haben doch Alle ſo ſchön mit Dir getanzt.« Da nahm ſie eine kleine Pappſchachtel, auf welcher ſchöne Vögel gezeichnet ſtanden; die machte ſie auf und legte die todten Blumen

hinein. »Das ſoll Euer Sarg ſein,« ſagte ſie, »und wenn nachher meine norwegiſchen Vettern kommen, ſo wollen wir Euch draußen im Garten begraben, damit ihr im Sommer wieder aus der Erde herauswachſen und noch viel ſchöner werden könnt!«

Die norwegiſchen Vettern waren zwei muntere Knaben, und hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüſte geſchenkt, und die brachten ſie mit, um ſie Ida zu zeigen. Dieſe erzählte ihnen von den armen Blumen, welche geſtorben waren, und da wurde beſchloſſen, die Blumen zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüſten auf den Schultern voran, hinter ihnen die kleine Ida mit [illegible]odten Blumen in der niedlichen Pappſchachtel, im [illegible] wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erſt die Blumen, ſenkte ſie dann mit der Schachtel in die Erde, und Adolph und Jonas ſchoſſen mit den Armbrüſten über's Grab weg, denn Gewehre oder Kanonen hatten ſie nicht.

V.

Daumenliese.

Es war einmal eine Frau, die wollte so gern ein kleines Kind haben, und wußte doch gar nicht, wie sie dazu kommen sollte. Sie ging also zu einer alten Hexe und sagte: »Ich möchte so außer der Maßen gern ein kleines Kind haben, willst Du mir nicht sagen, wie ich dazu kommen kann?«

»Ja, damit wollen wir wohl rathen!« sagte die Hexe. »Da hast Du ein Gerstenkorn, das ist aber nicht von der Art, wie sie auf des Bauern Acker wachsen, oder wie die Hühner sie zu fressen bekommen. Lege das in einen Blumentopf, dann sollst Du einmal etwas zu sehen bekommen!«

»Danke, danke!« sagte die Frau, und gab der Hexe zwölf Schillinge. Dann ging sie nach Hause, pflanzte

das Korn, und gleich wuchs eine ſchöne Blume heraus, die ganz wie eine Tulpe ausſah, deren Blätter ſich aber wie eine Knospe dicht zuſammenſchloſſen.

„Das iſt eine niedliche Blume!“ ſagte die Frau und küßte die rothen und gelben Blätter, aber ſo wie ſie die Blume küßte, öffnete dieſe ſich mit einem ſtarken Knall, und nun konnte man ſehen, daß es eine wirkliche Tulpe war, aber auf dem grünen Stuhl, mitten in der Blume, ſaß ein ganz kleines, kleines Mädchen, ſo fein und niedlich und nicht länger, als ein Daumen breit iſt, daher hieß ſie Daumenlieſe.

Eine niedliche lackirte Wallnußſchale bekam ſie als Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Roſenblatt ihr Oberbette. Da ſchlief ſie des Nachts, aber bei Tage ſpielte ſie auf dem Tiſche; da hatte die Frau einen Teller voll Waſſer hingeſetzt, auf deſſen Rande ein ganzer Kranz von Blumen lag, deren Stengel im Waſſer ſteckten; ein großes Tulpenblatt ſchwamm auf dem Waſſer und auf dieſem durfte Daumenlieſe ſitzen und von einer Seite des Tellers zur anderen ſchiffen; zwei weiße Pferdehaare dienten ihr als Ruder. Das ſah einmal hübſch aus! Singen konnte ſie auch, und ſie ſang ſo fein

und niedlich — so etwas hatte man noch in seinem Leben nicht gehört!

Einmal, als sie des Nachts in ihrem hübschen Bette lag, kam eine häßliche Kröte durch's Fenster gehüpft; es war nämlich eine Scheibe entzwei. Die Kröte war so häßlich, so groß und naß, und sprang geradeswegs auf den Tisch, auf welchem Daumenliese unter dem rothen Rosenblatte lag und schlief.

»Das wäre eine hübsche Frau für meinen Sohn!« sagte die Kröte, nahm die Wallnußschale, worin Daumenliese schlief, und hüpfte mit ihr durch die Scheibe in den Garten hinein.

Da floß ein großer breiter Bach; an dem Ufer aber war ein breiter, tiefer Sumpf, in welchem die Kröte mit ihrem Sohne wohnte. Uh! wie war der abscheulich und häßlich! Er glich ganz und gar seiner Mutter, und: »koar, koar, brekke-ke-ker!« das war Alles, was er sagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußschale erblickte.

»Sprich nicht so laut, sonst wacht sie auf!« sagte die alte Kröte, »sie könnte uns noch entwischen, denn sie ist so leicht wie eine Schwanendune! Wir wollen sie auf eins der breiten Teichrosenblätter in dem Bache setzen;

das iſt für ſie ſo gut wie eine Inſel! Da kann ſie uns nicht wieder weglaufen, während wir da unten im Moraſt die Staatsſtube in Ordnung bringen, in welcher ihr Beiden wohnen ſollt.«

Mitten im Bache wuchſen viele Teichroſen mit den breiten grünen Blättern, die auf dem Waſſer zu ſchwimmen ſcheinen: das größte Blatt war zugleich am weiteſten von allen anderen entfernt; dahin ſchwamm die Kröte, und ſetzte die Wallnußſchale mit Daumenlieſe darauf.

Die arme Kleine erwachte ganz früh am Morgen, und als ſie ſah, wo ſie ſich befand, fing ſie bitterlich an zu weinen, denn an allen Seiten des grünen Blattes war Waſſer, und an's Land zu kommen, war ganz unmöglich.

Die alte Kröte ſaß unten im Sumpfe und putzte ihre Stube mit Schilf und Teichroſenknospen — denn ſie wollte es recht hübſch für ihre neue Schwiegertochter einrichten — dann ſchwamm ſie mit dem häßlichen Sohn zu Daumenlieſen's Blatt, um ihr kleines Bett zu holen, das in die Brautkammer geſtellt werden ſollte, ehe ſie ſelbſt dahin käme. Die alte Kröte verneigte ſich tief vor ihr im Waſſer und ſagte: »Hier ſiehſt Du meinen Sohn, der ſoll Dein Mann werden, dann könnt Ihr Beiden da unten im Schlamme ganz prächtig wohnen!«

»Koar, koar, brekke-ke-ker!« das war Alles, was der Sohn sagen konnte.

Da nahmen sie das niedliche kleine Bett und schwammen damit fort, aber Daumenliese saß ganz allein auf dem grunen Blatte und weinte, denn sie mochte nicht bei der häßlichen alten Kröte im Schlamme wohnen, und ihren garstigen Sohn mochte sie nicht zum Manne haben. Die kleinen Fische, die unten im Wasser schwammen, hatten die Kröte gesehen, und hatten gehört, was sie sagte: sie steckten also die Köpfe hervor, und wollten das kleine Mädchen auch einmal besehen. Als sie es aber sahen, fanden sie es ganz allerliebst, und es that ihnen recht leid, daß sie zu der häßlichen alten Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nicht geschehen! Sie rottirten sich also im Wasser um den grünen Stengel des Blattes, auf welchem sie saß, zusammen, zernagten ihn mit den Zähnen, und da schwamm das Blatt mit Daumenliese dahin, den Bach hinunter, weit weg, wohin die Kröte nicht mehr kommen konnte.

Daumenliese segelte an vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel, die in den Büschen saßen und sie schwimmen sahen, sangen: »welch ein allerliebstes kleines Mädchen!« und das Blatt schwamm mit ihr weiter und

weiter; es war eine ganze Reiſe, die Daumenlieſe machte.

Ein niedlicher kleiner weißer Schmetterling flatterte immer um ſie herum, und ſetzte ſich zuletzt auf das Blatt nieder, denn Daumenlieſe gefiel ihm, und ſie war auch ganz vergnügt, weil die Kröte ſie ja nun nicht mehr erreichen konnte, und weil es da ſo ſchön war, wo ſie ſegelte; die Sonne ſchien auf das Waſſer, daß es glänzte wie das reinſte Gold! Da nahm ſie ihren Gürtel, band das eine Ende an den Schmetterling, und das andere befeſtigte ſie an dem Blatte, und nun glitt das Blatt viel geſchwinder ſtromabwärts und ſie mit, denn ſie ſtand ja auf dem Blatte.

Indem kam ein großer Maikäfer geflogen; ſo wie der ſie ſahe, packte er ſie mit den Klauen um den ſchlanken Leib, und flog mit ihr auf einen Baum; aber das grüne Blatt ſchwamm weiter den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war ja an's Blatt gebunden und konnte nicht loskommen.

Ach, wie erſchrak die arme Daumenlieſe, als der Käfer mit ihr auf den Baum flog, aber am meiſten bedauerte ſie doch den kleinen Schmetterling, den ſie an's Blatt gebunden hatte, der mußte ja todthungern, wenn

er nicht loskam. Aber daran kehrte der Maikäfer sich nicht. Der setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt im Baume, gab ihr den süßen Saft von Blumen zu trinken, und sagte: sie wäre ganz allerliebst, obgleich sie nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Käfer hätte. Darauf kamen alle die anderen Maikäfer, die auf dem Baume wohnten, und machten Besuche; sie sahen Daumenliese, und die Käferfräulein zuckten die Fühlhörner und sagten: »wie sieht das kläglich aus, sie hat nur zwei Beine!« »Und Fühlhörner hat sie gar nicht!« sagte eine andere. »Sie ist so dünn im Leibe, wie ein Mensch! Pfui, wie ist sie häßlich!« sagten alle Käferinnen, und doch war Daumenliese ganz allerliebst! Der Maikäfer, der sie geraubt hatte, meinte das auch, aber weil die Anderen alle sagten, sie wäre häßlich, so glaubte er es zuletzt selbst, und wollte sie gar nicht haben, sie möchte nur gehen, wohin sie wollte. Und sie flogen mit ihr vom Baume herunter, und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da saß sie und weinte, weil sie so häßlich wäre, daß selbst die Maikäfer sie gar nicht haben wollten. Aber sie war dennoch schön, so schön, wie man sich's nur denken kann, so fein und klar, wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer hindurch lebte die arme Dau-

menlieſe allein in dem großen Walde. Sie flocht ſich aus Grashalmen ein Bett und hing es unter ein großes Klettenblatt: da war ſie doch geſchützt gegen Wind und Regen; ſie pflückte den Honig aus den Blumen und trank den Thau, der jeden Morgen auf den Blättern ſtand; und ſo verging der Sommer und der Herbſt, aber nun kam der Winter, der lange, kalte Winter. Die Vögel, die ſo ſchön geſungen hatten, flogen alle weg, die Bäume und Blumen verwelkten, das große Klettenblatt, unter dem ſie gewohnt hatte, rollte ſich zu einem gelben welken Stengel zuſammen, und es fror ſie ſchrecklich; denn ihre Kleider waren entzwei und ſie ſelbſt war ſo fein und klein, die arme Daumenlieſe, es konnte nicht anders ſein, ſie mußte todtfrieren. Es fing an zu ſchneien, und jede Schneeflocke, von der ſie getroffen wurde, war für ſie, was für uns eine ganze Schaufel voll ſein würde, denn wir ſind groß, und ſie war nur einen Zoll lang. Da hüllte ſie ſich in ein welkes Blatt ein, aber das wollte auch nicht recht wärmen: ſie zitterte vor Froſt am ganzen Leibe.

Dicht vor dem Walde, worin ſie ſich nun befand, lag ein großes Kornfeld, aber das Korn war ſchon lange fort, nur die nackten dürren Stoppeln guckten aus der

gefrorenen Erde hervor. Für sie war das aber ein ganzer Wald, — o wie zitterte sie vor Kälte, als sie ihn durchwanderte. So kam sie an die Thür der Feldmaus, die hatte ein kleines Loch unter den Stoppeln, und wohnte darin warm und gut, hatte die Stube voll Korn, und eine schöne Küche und Speisekammer noch dazu. Die arme Daumenliese stellte sich in die Thür, wie arme Bettelmädchen zu thun pflegen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hätte seit zwei Tagen keinen Bissen zu essen bekommen.

»Du armes Ding!« sagte die Feldmaus, denn im Grunde war es eine recht gute alte Feldmaus, »komm in meine warme Stube, Du kannst mit mir zu Mittag essen!«

Da Daumenliese ihr nun gefiel, sagte sie: »Du kannst gerne den Winter hindurch bei mir bleiben, aber Du mußt mir dann meine Stube hübsch rein halten, und mir Geschichten erzählen, denn die mag ich gern hören; und Daumenliese that, was die gute alte Feldmaus verlangte, und hatte es da außer der Maßen gut.

»Nun bekommen wir bald Besuch!« sagte die Feldmaus, »mein Nachbar pflegt mich alle Woche einmal zu besuchen. Der steht sich noch besser als ich; er hat große

Säle in seinem Hause und auf dem Leibe einen prächtigen schwarzen Sammetpelz! Könntest Du den zum Manne bekommen, dann wärest Du gut versorgt; aber er kann nicht gut sehen. Du mußt ihm die hübschesten Geschichten erzählen, die Du nur weißt!«

Aber Daumenliese machte sich nichts aus dem Nachbar, sie wollte ihn gar nicht haben; denn er war ein Maulwurf. Und er kam in seinem schwarzen Sammetpelz und machte seine Visite; er war so reich und so gelehrt, sagte die Feldmaus, seine Wohnung, Küche und Keller waren über zwanzigmal größer als die der Feldmaus; und gelernt hatte er auch sein Theil, und klug war er, aber die Sonne und die schönen Blumen konnte er nicht leiden, von denen sagte er allerlei Böses, denn er hatte sie niemals gesehen. Daumenliese mußte nun singen, und sie sang die beiden Lieder: »Fliege, Käfer, fliege!« und »Auf der Wiese geht der Mönch.« Da wurde der Maulwurf in sie verliebt, um ihrer schönen Stimme willen, aber er sagte nichts, denn er war ein kluger, sinniger Mann.

Er hatte sich neulich einen Gang von seinem Hause zu dem der Feldmaus gegraben, und gab der Feldmaus und Daumenliese Erlaubniß dort zu spazieren, so oft

sie wollten. Doch bat er, nicht vor dem todten Vogel, der im Gange läge, zu erschrecken, das war ein ganzer Vogel mit Schnabel und Federn, der war gewiß erst neulich beim Anfang des Winters gestorben, und gerade da begraben, wo der Maulwurf seinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm ein Stück Zunder in den Mund, denn das scheint ja im Dunkeln wie Feuer, und ging voran und leuchtete ihnen in dem langen dunkeln Gange; als sie nun zu dem todten Vogel kamen, setzte der Maulwurf seine breite Schnauze gegen die Decke des Ganges, und stieß die Erde auf, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hindurchschien. Mitten in dem Gange lag eine todte Schwalbe, die schlanken Flügel waren dicht an die Seiten gedrückt, Kopf und Füße unter die Federn gezogen, der arme Vogel war gewiß vor Kälte gestorben. Daumenliese that's recht leid um ihn, sie hatte die kleinen Vögel so lieb, die ja im Sommer so schön gesungen und gequiddert hatten; aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen kurzen Beinen an und sagte: »Nun piept er nicht mehr! Es ist doch etwas Klägliches um so einen Vogel! Gottlob, von meinen Kindern ist kein einziges ein Vogel geworden; so ein ar-

mes Ding hat ja Nichts als sein Quivit, und muß im Winter verhungern!«

»Ja, darin müßt Ihr als ein vernünftiger Mann mir Recht geben,« sagte die Feldmaus. »Was hat so ein Vogel von all' seinem Quivit, wenn der Winter kommt? Nichts weiter als Hunger und Frost; aber das soll wohl für vornehm gelten!«

Daumenliese sagte kein Wort, aber als die anderen Beiden den Rücken wandten, bog sie sich nieder, schob die Federn, die über dem Kopfe des Vogels lagen, zur Seite und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. »Vielleicht war er es, der mir im Sommer so schön vorgesungen hat, dachte sie, wie viele Freude hat er mir verschafft, der liebe, schöne Vogel!«

Der Maulwurf stopfte das Loch zu, durch welches der Tag hindurchschimmerte, und folgte den Damen nach Hause. Aber in der folgenden Nacht konnte Daumenliese durchaus nicht schlafen; sie stand also auf und flocht aus Heu einen großen schönen Teppich, in welchen sie dann den todten Vogel einwickelte, nachdem sie ihn mit weicher Baumwolle, die sie im Hause der Feldmaus gefunden, bedeckt hatte, damit er wärmer in der kalten Erde liege.

»Lebwohl, Du lieber, kleiner Vogel!« sagte sie. »Lebwohl und habe Dank, daß Du so schön gesungen, als die Bäume grünten und die Sonne so warm auf uns herabschien!« Und sie legte ihren Kopf an des Vogels Brust — aber wie erschrak sie, als sie merkte, daß es in derselben klopfte. Es war das Herz des Vogels. Der Vogel war nicht todt, er war nur erstarrt, und mit der Wärme kehrte das Leben in ihn zurück.

Im Herbst fliegen die Schwalben alle in die warmen Länder; aber wenn sich eine verspätet, und von der Kälte ereilt wird, so fällt sie erstarrt zur Erde, und findet in dem kalten Schnee ihr Grab.

Daumenliese zitterte ordentlich, so war sie erschrocken; denn der Vogel war ja sehr, sehr groß gegen sie, die nur einen Zoll lang war; aber sie faßte Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krausemünzblatt, das ihr selbst als Decke gedient hatte, und legte es über des Vogels Kopf.

In der folgenden Nacht schlich sie wieder hinunter zu dem Vogel. Nun war er schon ganz lebendig, aber noch sehr matt; nur einen Augenblick konnte er seine kleinen Augen öffnen und Daumenliese ansehen, die mit ei-

nem Stückchen brennenden Schwammes neben ihm stand — denn eine andere Leuchte hatte sie nicht.

»Hab' Dank, hab' Dank, Du liebes, liebes Kind!« sagte die kranke Schwalbe, »ich bin schon gut durchwärmt; bald kehren meine Kräfte wieder, und ich kann wieder fliegen in dem schönen, warmen Sonnenschein!«

»O, sagte sie, es ist draußen so kalt, es schneit und friert! bleib Du nur in Deinem warmen Bette, ich will Dich pflegen!«

Und sie brachte dem Vogel Wasser in einem Blumenblatte, und er erzählte ihr, wie er den einen Flügel an einem Dornbusch verletzt hätte, und hinter den anderen Schwalben zurückgeblieben wäre, als sie weit, weit hinweg zu warmen Ländern flogen. Zuletzt war er zur Erde gefallen, und wie er hierher gekommen, konnte er sich nicht mehr erinnern.

Den ganzen Winter blieb er nun da unten, und Daumenliese pflegte ihn, und gewann ihn immer lieber; aber Maulwurf und Feldmaus erfuhren nicht das Mindeste davon, denn die konnten ja die arme kranke Schwalbe gar nicht leiden.

Als aber im Frühjahr die Erde von den Strahlen der Sonne durchwärmt wurde, sagte die Schwalbe der

kleinen Daumenliese Lebewohl, und diese öffnete ihr das Loch, das der Maulwurf gemacht hatte. Die Sonnenstrahlen fielen hell und warm zu ihnen hinein, und die Schwalbe fragte Daumenliese, ob sie nicht mit wollte, sie könnte auf ihrem Rücken sitzen, und dann wollten sie weit hinaus fliegen in den schönen grünen Wald. Aber Daumenliese wußte, daß sie durch eine heimliche Flucht die alte Feldmaus betrüben würde.

»Nein, ich kann nicht,« sagte sie.

»Nun, lebewohl! lebewohl! Du liebes gutes Mädchen!« sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Daumenliese sah ihr nach, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn die arme Schwalbe war ihr sehr lieb geworden.

»Quirik! quirik!« sang der Vogel und flog in den grünen Wald hinein!

Daumenliese war sehr traurig, sie konnte nun gar nicht mehr in den warmen Sonnenschein hinauskommen. Das Korn, welches über dem Hause der Feldmaus gesäet war, wuchs so hoch in die Höhe, daß es einen dichten dunkeln Wald für die arme Kleine bildete, die ja nur einen Zoll lang war.

»Nun kannst Du im Sommer an Deiner Aussteuer

nähen!« ſagte die Feldmaus zu ihr, denn jetzt hatte der Nachbar im ſchwarzen Sammetpelz, der langweilige Maulwurf, um ſie geworben. »Du ſollſt Wollenzeug und Leinenzeug haben; ich will Dir etwas auf den Leib und unter den Leib geben, wenn Du des Maulwurfs Frau wirſt!«

Daumenlieſe mußte auf der Handſpindel ſpinnen, und die Feldmaus nahm noch vier Spinnen dazu in Dienſt, die mußten Tag und Nacht ſpinnen und weben. Jeden Abend machte der Maulwurf ſeine Viſite, und ſagte immer, wenn doch der Sommer nur erſt zu Ende wäre, dann ſchiene doch die Sonne nicht mehr ſo warm, die unausſtehliche Sonne, welche jetzt die Erde ſteinhart brennte; ja, wenn der Sommer zu Ende wäre, dann ſollte auch die Hochzeit ſein! Aber Daumenlieſe freute ſich nicht auf das Ende des Sommers, denn ſie mochte den langweiligen Maulwurf gar nicht leiden. Jeden Morgen beim Aufgang der Sonne und jeden Abend um Sonnenuntergang ſchlich ſie zur Thür hinaus, und wenn der Wind die Halme auseinandertrieb, ſo daß ſie den blauen Himmel ſehen konnte, dachte ſie, wie hell und ſchön es doch hier draußen ſei, und wünſchte noch einmal die liebe Schwalbe wieder zu ſehen; aber die Schwalbe

kam nicht wieder, die war gewiß in weiter Ferne in dem schönen grünen Wald.

Als nun der Herbst herankam, hatte Daumenliese ihre Aussteuer fertig.

»Um vier Wochen ist Deine Hochzeit!« sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Daumenliese weinte und sagte: sie wollte den langweiligen alten Maulwurf gar nicht haben.

»Dummes Zeug!« sagte die Feldmaus, »sei nur nicht eigensinnig, sonst beiße ich Dich mit meinem weißen Zahn. Es ist ja ein ganz netter Mann! So einen schwarzen Sammetpelz wie er hat selbst die Königin nicht! Er hat Alles vollauf in Küche und Keller! Danke Du Gott, daß Du so einen Mann bekommst!«

So sollte denn also die Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon da, um Daumenliese zu holen, sie sollte mit ihm tief unten in der Erde wohnen, und nie an's Tageslicht, nie in die warme Sonne kommen, denn die konnte er ja nicht leiden. Das arme Kind war so betrübt! Von der schönen Sonne, die sie bei der Feldmaus doch noch von der Thür aus hatte sehen können, sollte sie nun auf ewig Abschied nehmen.

»Leb' wohl, Du klare Sonne!« sagte sie, indem sie die

Hände emporſtreckte, und ſich ein wenig von der Thür der Feldmaus entfernte; denn das Korn war ſchon geerntet, und es ſtanden nur noch die Stoppeln auf dem Felde. »Leb' wohl, leb' wohl!« ſagte ſie und ſchlang ihre kleinen Arme um ein rothes Blümchen, das dort ſtand. »Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn Du ſie wieder ſiehſt!«

»Quivit, quivit!« ſagte es da über ihrem Haupte; ſie ſahe auf; es war die kleine Schwalbe, die juſt vorüber flog. Die war ſehr froh, als ſie Daumenlieſe wieder erblickte, und dieſe erzählte ihr nun, wie ungern ſie den häßlichen Maulwurf zum Manne haben wollte, und daß ſie tief unten in der Erde wohnen ſollte, wo die Sonne niemals ſchiene; und dabei ward ſie ſo traurig, daß ſie es nicht laſſen konnte, ſie mußte bitterlich weinen.

»Der kalte Winter kommt,« ſagte die kleine Schwalbe, »ich fliege fort zu warmen Ländern, willſt Du mir dahin folgen? Du kannſt auf meinem Rücken ſitzen! Binde Dich nur mit Deinem Leibband feſt, ſo fliegen wir weit weg von dem häßlichen Maulwurf und ſeiner dunkeln Stube, über die Berge weg in warme Länder, wo die Sonne noch viel ſchöner ſcheint als hier, wo ewiger Sommer herrſcht und immer ſchöne Blumen blühen.

Fliege Du nur mit mir, Du süße kleine Daumenliese, die mir das Leben rettete, als ich erstarrt in der dunkeln Erde lag!«

»Ja, ich fliege mit Dir!« sagte Daumenliese, und setzte sich auf des Vogels Rücken, stellte die Füße auf die ausgebreiteten Flügel, und befestigte ihren Gürtel an einer der stärksten Federn. Da flog die Schwalbe hoch hinauf in die Luft über Wälder und Seen, und über die hohen Berge, die von ewigem Schnee bedeckt sind, und die Luft da oben war so kalt, daß Daumenliese fror; aber dann kroch sie unter des Vogels warme Federn und steckte nur das Köpfchen hervor, um all' die Herrlichkeit zu sehen, die sich unter ihr ausbreitete.

So kamen sie in die warmen Länder. Da schien die Sonne viel klarer als hier, der Himmel war zweimal so hoch, und an Gräben und Zäunen wuchsen die schönsten grünen und blauen Trauben. In den Wäldern hingen Citronen und Apfelsinen, da duftete es von Myrthen und Krauseminze, und auf den Straßen spielten die lieblichsten Kinder mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter, und es wurde noch schöner und schöner. Unter den prächtigsten grünen Bäumen stand am blauen See ein schimmernd weißes Marmor-

ſchloß aus uralter Zeit. Weinranken wanden ſich um die hohen Pfeiler, an deren Spitze viele Schwalbennester hingen, und in einem von dieſen wohnte die Schwalbe, die Daumenliese getragen hatte.

»Hier iſt mein Haus,« ſagte ſie, »aber willſt Du unter den prächtigſten Blumen, die dort unten wachſen, Dir ſelbſt eine ausſuchen, ſo will ich Dich hinunter bringen, und Du ſollſt es dort ſo gut haben, wie Du's nur wünſchen kannſt.«

»Das iſt ja herrlich!« ſagte ſie und klatſchte in die kleinen Hände.

Es lag dort eine große weiße Marmorſäule, die umgefallen und in drei Stücke gebrochen war, aber zwiſchen dieſen wuchſen die ſchönſten großen weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Daumenliese hinunter und ſetzte ſie auf eins der breiten Blätter; aber wie erſtaunte Daumenliese; ein kleiner Mann, ſo weiß und durchſichtig wie Glas, ſaß mitten in der Blume. Eine niedliche goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, und ſchöne glänzende Flügel an den Schultern, er war nicht größer als Daumenliese ſelbſt. Es war der Engel dieſer Blume. In jeder Blume ſaß ſo ein kleiner Mann oder

ein kleines Weib, aber dieſer Mann war König über alle zuſammen.

»Gott, wie iſt er ſchön!« flüſterte Daumenlieſe der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erſchrak nicht wenig vor der Schwalbe, denn die war ja ein wahrer Rieſenvogel gegen ihn, aber als er Daumenlieſe ſah, ward er ſehr froh; ſo ein wunderſchönes Mädchen hatte er noch nie geſehen. Er nahm alſo ſeine goldene Krone von dem Kopfe, und ſetzte ſie ihr auf, fragte, wie ſie hieße, und ob ſie ſeine Frau werden wollte, dann ſollte ſie Königin über alle Blumen werden. Ja, das war noch ein Mann! Das war ein anderer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem Sammetpelze! Sie gab alſo dem ſchönen Prinzen ihr Jawort, und da kam von jeder Blume ein Herr oder eine Dame, ſo niedlich, daß es eine rechte Luſt anzuſehen war, und Jeder brachte Daumenlieſe ein Geſchenk; aber das Beſte von allen waren zwei ſchöne Flügel von einer großen weißen Fliege. Die wurden an Daumenlieſens Rücken geheftet, und nun konnte ſie auch von Blume zu Blume fliegen. Da war eine Freude! Und die kleine Schwalbe ſaß in ihrem Neſte oben an dem Pfeiler, und ſang ihnen vor, ſo gut ſie nur konnte, im Herzen aber war ſie doch be-

trubt, denn ſie hielt ſo viel von Daumenlieſe, und hätte ſich am liebſten nie von ihr getrennt.

»Du ſollſt nicht mehr Daumenlieſe heißen,« ſagte der Blumenengel zu ihr, »das iſt ein häßlicher Name, und Du biſt ja ſo ſchön. Wir wollen Dich Maja nennen!«

»Leb' wohl! leb' wohl!« ſagte die kleine Schwalbe, und flog wieder weg aus dem warmen Lande, weit, weit weg nach Dänemark; da hatte ſie ein kleines Neſt an einem Fenſter, hinter welchem der Mann wohnt, der die Mährchen erzählt; dem ſang ſie ihr »Quivit, quivit!« und von dem wiſſen wir dieſe ganze Geſchichte.

VI.

Der unartige Knabe.

Es war einmal ein alter Dichter, ſo recht ein guter alter Dichter. Als der einmal des Abends in ſeiner Stube ſaß, wurde es draußen ein furchtbares Wetter, der Regen ſtrömte vom Himmel herab; aber der alte Dichter ſaß warm und gut hinter ſeinem Ofen, in welchem das Feuer loderte und die Bratäpfel ſchnurrten.

»Die nun nicht unter Dach ſind, behalten doch keinen trocknen Faden am Leibe,« ſagte der gute alte Dichter.

»O, macht auf! Mich friert, und ich bin ſo naß!« rief da plötzlich ein Kind. Das ſtand weinend an der Thür und klopfte, während der Regen ſtrömte und der Wind mit allen Fenſtern klirrte.

»Du armes Ding!« ſagte der alte Dichter, und ging hin, um die Thür zu öffnen. Da ſtand ein kleiner Knabe,

der war ganz nackend, und das Waſſer lief ihm aus dem langen gelben Haar; er zitterte vor Kälte, und wäre er nicht in die warme Stube gekommen, ſo hätte er gewiß in dem furchtbaren Unwetter umkommen müſſen.

»Du armer Junge!« ſagte der alte Dichter, und nahm den Knaben bei der Hand. »Komm nur her, ich will Dich wohl erquicken. Wein und Bratäpfel ſollſt Du haben, denn Du biſt ja ein allerliebſtes Kind!«

Das war der Knabe auch wirklich. Seine Augen glichen zwei hellen Sternen, und obgleich ſein Haar von Waſſer trieſte, ringelte es ſich doch in ſchönen Locken. Er ſah recht aus, wie ein kleiner Engel, aber er war ſo blaß, und zitterte vor Froſt am ganzen Leibe! In der Hand hielt er einen niedlichen kleinen Bogen, der war aber vom Regen ganz verdorben, und die Farben der bunten Pfeile liefen alle in einander.

Der alte Dichter ſetzte ſich hinter ſeinen Ofen, und nahm den Kleinen auf den Schooß, er drückte ihm das Waſſer aus den triefenden Haaren, erwärmte ihm die Hände zwiſchen den ſeinigen und kochte ihm ſüßen Wein. Da kam der Knabe wieder zu ſich, ſeine Wangen röthe-ten ſich, er ſprang vom Schooße herab und tanzte um den alten Dichter herum.

»Du biſt ja ein luſtiger Burſche!« ſagte der Alte. »Wie heißeſt Du?«

»Ich heiße Amor,« antwortete der Knabe. »Kennſt Du mich nicht? Da liegt mein Bogen; der ſchießt gut, kannſt Du glauben! — Sieh, jetzt wird das Wetter wieder gut, und der Mond ſcheint wieder hell durch's Fenſter!«

»Aber Dein Bogen iſt ja ganz verdorben,« ſagte der alte Dichter.

»Das wäre ſchlimm,« ſagte der Knabe, nahm den Bogen zur Hand und beſah ihn von allen Seiten. »O, er iſt ſchon wieder trocken geworden und hat keinen Schaden gelitten; die Sehne ſitzt ganz ſtraff — ich will ihn gleich einmal probiren!« Und nun ſpannte er den Bogen, legte einen Pfeil darauf, zielte, und ſchoß den alten Dichter gerade in's Herz hinein! »Siehſt Du wohl, daß mein Bogen nicht verdorben war!« ſagte er lachend, und lief davon.

Der unartige Junge! So den alten Dichter zu ſchießen, der ihn in die warme Stube genommen, der ihm ſo freundlich begegnet war, ihm ſchönen Wein und die beſten Aepfel gegeben hatte.

Der arme Dichter lag an der Erde und weinte, denn der Pfeil war ihm wirklich gerade in's Herz hineingeflo-

gen. »Pfui,« ſagte er, »was iſt der Amor für ein unartiger Junge! Das will ich allen Kindern erzählen, damit ſie ſich vor ihm in Acht nehmen, und nicht mit ihm ſpielen; denn er macht ihnen nur Kummer und Herzeleid!«

Und alle guten Kinder, denen er dieſes erzählte, Knaben und Mädchen, nahmen ſich nun vor dem böſen Amor in Acht; aber er narrte ſie doch, denn er iſt entſetzlich ſchlau. — Wenn die Studenten aus den Vorleſungen kommen, läuft er neben ihnen her in einem ſchwarzen Rock und mit dem Buch unter'm Arm. Sie können ihn gar nicht erkennen und gehen Arm in Arm mit ihm, als wenn er auch ein Student wäre — aber dann ſtößt er ihnen unverſehens den Pfeil in die Bruſt. — Wenn die Mädchen vom Prediger kommen oder in der Kirche confirmirt werden, ſo iſt er auch hinter ihnen her. Ja, immer iſt er hinter den Leuten her! Im Theater ſitzt er in den großen Kronleuchtern und brennt in hellen Flammen, ſo daß die Menſchen glauben, er ſei eine Flamme, aber bald merken ſie etwas Anderes. Er ſtreift im Schloßgarten und auf dem Walle umher, ja einmal hat er ſogar Deinen Vater und Deine Mutter gerade in's Herz hineingeſchoſſen. Frage ſie nur, ſo wirſt Du hören,

was ſie Dir ſagen. Ja, es iſt ein böſer Knabe, der Amor, mit dem mußt Du Dich niemals abgeben. Hinter allen Leuten iſt er her. Denk' einmal, er ſchoß einmal ſogar auf Deine alte Großmutter einen Pfeil ab! Aber das iſt lange her, und es iſt vorübergegangen; indeſſen, ſo etwas vergißt ſie niemals! Pfui, Du böſer Amor! Doch nun kennſt Du ihn und weißt, was er für ein unartiger Junge iſt!

VII.

Der Reiſekamerad.

Der arme Johannes war betrübt, denn ſein Vater war krank und mußte ſterben. Es war Niemand außer den Beiden in der kleinen Stube, die Lampe auf dem Tiſche war beinah ausgebrannt, und es war ſchon ſpät am Abend.

»Du warſt ein guter Sohn, Johannes!« ſagte der kranke Vater, »der liebe Gott wird Dir in der Welt wohl forthelfen!« und er ſah ihn an mit den ernſten milden Augen, athmete noch einmal tief auf und war todt; doch ſchien's, als ſchlummerte er nur ein wenig. Johannes aber weinte; nun hatte er in der ganzen Welt keine Seele, weder Vater noch Mutter, weder Schweſter noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf den Knien und küßte des todten

Vaters Hand, weinte viele bittere Thränen, aber zuletzt ſchloß er ſeine Augen und ſchlief ein, mit dem Kopfe auf der harten Bettkante.

Da hatte er einen ſonderbaren Traum, er ſah, wie Sonne und Mond ſich vor ihm neigten, und ſeinen Vater ſah er wieder friſch und geſund und hörte ihn lachen: — ſo hatte er immer gelacht, wenn er recht vergnügt war. Ein ſchönes Mädchen mit einer goldenen Krone in dem langen ſchönen Haar reichte ihm die Hand, und der Vater ſagte: »Siehſt Du, was für eine ſchöne Braut Du bekommen haſt? Sie iſt die Schönſte in der ganzen Welt!« — Da erwachte er, und all' das Schöne, was er im Traume geſehen hatte, war verſchwunden, ſein Vater lag todt und kalt im Bette, und er war ganz allein; der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben. Johannes ging dicht hinter dem Sarge her; nun ſollte er den guten Vater, der ſo viel von ihm gehalten hatte, niemals wieder ſehen; er hörte, wie man Erde auf den Sarg warf, ſah noch die letzte Ecke deſſelben — noch eine Schaufel voll Erde warf man darauf, und auch ſie war verſchwunden. Da war's ihm, als wollte ſein Herz vor Kummer brechen, ſo traurig war er. Rund um ihn

her ſangen ſie Sterbegeſänge; das klang ſo ſchön, daß ihm dabei die Thränen in die Augen kamen; er weinte, und das that ihm wohl in ſeiner Trauer. Die Sonne ſchien prächtig auf die grünbelaubten Bäume, als wollte ſie ſagen: »Sei nicht ſo traurig, Johannes! ſiehſt Du nicht, wie ſchön und klar der Himmel iſt, da iſt Dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es Dir immerdar wohlergehen möge.«

»Ich will immer gut ſein,« ſagte Johannes, »dann komme ich auch einmal in den Himmel zu meinem Vater, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir uns wiederſehen! Wie viel werde ich ihm dann erzählen können, und was wird er mir dann nicht Alles zeigen, wie viel Schönes wird er mich im Himmel lehren, wie er es ſchon hier auf Erden that. O, was wird das für eine Freude werden!«

Johannes dachte ſich dieſe Freude ſo lebhaft, daß er dabei lächeln mußte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel ſaßen in den Caſtanienbäumen und zwitſcherten: »Quivit, quivit!« und waren ſo luſtig, obgleich ſie mit zum Begräbniß waren; aber ſie wußten wohl, daß der todte Mann nun im Himmel war, und Flügel hatte, viel größer und ſchö-

ner, als ihre eigenen, und daß er glücklich war, weil er hier auf Erden fromm und gut gelebt hatte; und das machte ſie ſo luſtig. Johannes ſah, wie ſie von dem grünen Baume in die weite Welt hinausflogen, und da bekam er auch Luſt, mitzufliegen. Aber erſt ſchnitt er ein großes hölzernes Kreuz für ſeines Vaters Grab, und als er es am Abend dorthin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen ſchön geſchmückt, das hatten fremde Leute gethan; denn ſie hielten Alle viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächſten Morgen ſchnürte Johannes ſein kleines Bündel und ſteckte ſein ganzes Erbtheil in die Taſche; es waren funfzig Thaler und einige Schillinge; damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuvor ging er noch auf den Kirchhof zu ſeines Vaters Grabe, betete ein Vaterunſer und ſagte: »Leb' wohl, Du lieber Vater! ich will ein guter Menſch werden, dann darfſt Du auch für mich wohl den lieben Gott bitten, daß er's mir wohlergehen laſſe!«

Draußen auf dem Felde ſtanden die Blumen alle friſch und ſchön im warmen Sonnenſchein, und als Johannes kam, nickten ſie im Winde, als wollten ſie ſagen: »Willkommen im Grünen! Iſt's hier nicht präch-

tig?« Aber Johannes wandte ſich noch einmal um zur alten Kirche, in welcher er als kleines Kind getauft war, und wo er alle Sonntag mit dem Vater geſungen und gebetet hatte. Da ſah er oben im Thurme in einem der Löcher den kleinen Kirchenkobold mit der rothen ſpitzen Mütze ſtehen, und mit gekrümmtem Arme ſein Geſicht beſchatten, denn die Sonne ſchien ihm gerade in die Augen hinein. Johannes nickte ihm ein Lebewohl zu, und der kleine Kobold ſchwang ſeine rothe Mütze, legte die Hand auf's Herz und warf ihm Kußhände zu, um zu zeigen, wie gut er's mit ihm meinte, und daß er ihm eine recht, recht glückliche Reiſe wünſchte.

Johannes dachte, wie viel Schönes er nun wohl in der großen prächtigen Welt zu ſehen bekommen werde, und ging weiter und immer weiter, ſo weit, wie er früher noch nie geweſen war, er kannte zuletzt die Städte gar nicht mehr, durch die er kam, und auch die Menſchen nicht, denen er begegnete — er war ſchon unter lauter Fremden.

Die erſte Nacht mußte er auf dem Felde in einem Heuſchober ſchlafen, ein anderes Bett gab es dort nicht. Aber das war gerade ganz allerliebſt, meinte er, der König hätte kein beſſeres Lager. Das ganze weite Feld mit

dem Bach, dem Heuſchober und dem blauen Himmel oben darüber, war ja ein prächtiges Schlafgemach. Das grüne Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war ſeine Fußdecke, die Fliederbüſche und die wilden Roſenhecken waren groſſe Blumenſträuße, und als Waſchbecken diente ihm der ganze Bach mit ſeinem klaren friſchen Waſſer, aus welchem das Schilf ihm guten Abend! und guten Morgen! zunickte. Der Mond hing als Nachtlampe hoch oben an der blauen Decke; das war eine Nachtlampe, die ſeine Bettgardinen gewiß nicht in Brand ſteckte; Johannes konnte alſo ruhig ſchlafen; und das that er auch und wachte erſt auf, als die Sonne ſchon aufging und die kleinen Vögel ringsum ſangen: »Guten Morgen! guten Morgen! biſt Du noch nicht aufgeſtanden?«

Die Glocken läuteten; es war ein Sonntag; die Leute gingen in die Kirche und Johannes ging mit ihnen, hörte Gottes Wort und ſang einen Pſalm, und es war ihm, als ſaße er zu Hauſe in ſeiner Kirche, in welcher er getauft war, und wo er mit ſeinem Vater ſo manchen Vers geſungen hatte.

Auf dem Kirchhofe waren viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte Johannes an

ſeines Vaters Grab, das auch bald ſo verwildert ausſehen würde, da er es ja nicht reinigen und ſchmücken konnte. Er ſetzte ſich alſo hin und ſchnitt das Gras ab, richtete die umgefallenen hölzernen Kreuze wieder auf, und legte die Todtenkränze, die vom Winde weggeriſſen waren, an ihre Stelle, indem er dachte: vielleicht thut's Einer auch bei meines Vaters Grabe, da ich es nicht mehr kann.

Vor der Kirchhofsthür ſtand auf ſeine Krücke geſtützt ein alter Bettler. Johannes gab ihm die Schillinge, welche er noch hatte, und ging vergnügt und glücklich weiter in die weite Welt hinaus.

Gegen Abend zog ein ſchreckliches Unwetter herauf. Johannes eilte, unter Dach zu kommen, aber bald ward's finſtere Nacht. Da kam er endlich an eine kleine Kirche, die einſam auf einer Anhöhe lag. Zum Glücke war die Thür nicht verſchloſſen; er ſchlüpfte alſo hinein, um hier zu bleiben, bis das ſchlimme Wetter ſich gelegt hätte.

»Hier will ich mich in einen Winkel ſetzen!« ſagte er, »ich bin ganz müde, und kann ein bischen Ruhe wohl gebrauchen.« Und er ſetzte ſich nieder, faltete die Hände und ſprach ſein Abendgebet, und eh' er ſich deſſen verſah,

lag er in ſüßem Schlaf und träumte, während es draußen donnerte und blitzte.

Als er erwachte, war's mitten in der Nacht; das Ungewitter hatte ſich verzogen, und der Mond ſchien durch die Fenſter hell zu ihm hinein. Mitten in der Kirche ſtand ein offner Sarg, darin lag eine Leiche. Johannes wurde gar nicht bange, er hatte ja ein gutes Gewiſſen, und wußte wohl, daß die Todten Niemandem etwas thun; die lebendigen böſen Menſchen ſind es, welche uns ſchaden können. Solche lebendige böſe Menſchen ſtanden neben dem todten Manne in der Kirche, und wollten ihn nicht im Sarge liegen laſſen, ſondern ihn vor die Kirchenthür hinauswerfen, den armen todten Mann!

»Warum wollt Ihr das?« fragte Johannes, »das iſt ja unrecht; laßt ihn in Jeſu Namen ſchlafen!«

»O, dummes Zeug!« ſagten die beiden häßlichen Männer; »er hat uns angeführt! Er war uns Geld ſchuldig, und konnte nicht bezahlen; nun iſt er obendrein geſtorben, und wir bekommen keinen Schilling. Dafür wollen wir uns rächen, und er ſoll wie ein Hund vor der Kirchenthür liegen.

»Ich habe nicht mehr als funfzig Thaler!« ſagte Johannes, das iſt mein ganzes Erbtheil; aber das könnt

Ihr gerne bekommen, wenn Ihr mir verſprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu laſſen. Ich will auch ohne Geld wohl fertig werden, ich habe geſunde ſtarke Glieder, und der liebe Gott wird mir wohl helfen!«

»Ja,« ſagten die garſtigen Männer, »wenn Du für ihn bezahleſt, ſo wollen wir ihm Nichts thun, darauf kannſt Du Dich verlaſſen!« Und ſie nahmen das Geld, und lachten laut auf über ſeine Gutmüthigkeit, und gingen ihres Weges. Johannes aber legte die Leiche im Sarge wieder zurecht, faltete ihr die Hände, und ging zufrieden weiter durch den großen Wald.

Ringsum ſpielten die niedlichen kleinen Elfen luſtig in dem Mondlicht, das in langen Streifen durch die dichten Zweige fiel. Sie ließen ſich durch Johannes gar nicht ſtören, denn ſie wußten wohl, daß er ein guter, unſchuldiger Menſch war, und nur vor böſen laſſen ſie ſich nicht gerne ſehen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger und hatten ihr langes gelbes Haar mit goldenen Kämmen aufgeſteckt; zwei und zwei ſchaukelten ſich auf den Thautropfen, die auf den Blättern und den langen Halmen lagen; mitunter rollte ein Tropfen herunter, dann fielen ſie in das hohe Gras hinein, und das gab ein Gelächter und ein Lärmen von all' den

anderen kleinen Knirpſen. Es war luſtig anzuſehen! Auch ſangen ſie, und Johannes konnte ganz deutlich all' die ſchönen Weiſen unterſcheiden, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große, bunte Spinnen mit ſilbernen Kr nen auf dem Kopfe mußten von einer Hecke zur anderen lange, hangende Brücken, und große Paläſte bauen, die, wenn der feine Thau darauf fiel, wie Glas im hellen Mondlicht ſchimmerten. So ging's bis an den hellen Morgen, bis die Sonne aufging. Da verkrochen ſich die kleinen Elfen geſchwind in die Blumenknospen, und der Wind nahm ihre Brücken und Schlöſſer und fuhrte ſie als große Spinngewebe durch die Luft.

Johannes trat eben aus den Walde heraus, als eine ſtarke Mannsſtimme ihm nachrief: »Holla, Kamerad, wohin geht die Reiſe?«

»In die weite Welt!« ſagte Johannes. »Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Burſche, aber unſer Herr Gott hilft mir wohl hindurch!«

»Ich will auch in die weite Welt!« ſagte der fremde Mann, »wollen wir Beide zuſammen reiſen?«

»Ja wohl,« ſagte Johannes, und da reiſeten ſie denn zuſammen, und gewannen einander bald ſehr lieb, denn ſie waren alle Beide gute Menſchen. Aber Jo-

Hannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger war als er; er war beinahe durch die ganze Welt gekommen, und wußte von allem Möglichen, was darin iſt, zu erzählen.

Die Sonne war ſchon hoch geſtiegen, als ſie ſich unter einen großen Baum ſetzten, um ihr Frühſtück zu verzehren; in dem Augenblicke kam eine alte Frau gegangen. O, wie war die alt! Sie ging ganz krumm, ſtützte ſich auf ihren Krückſtock, und trug auf dem Rücken ein Bündel Reiſer, die ſie im Walde geſammelt hatte. Ihre Schürze hatte ſie aufgebunden, und Johannes ſah drei große Ruthen von Farrenkraut und Weidenzweigen daraus hervorgucken. Als ſie ganz nahe bei ihnen war, glitt ſie mit einem Fuße aus, und fiel mit einem heftigen Schrei zu Boden, denn ſie hatte ein Bein gebrochen, die arme alte Frau!

Johannes wollte ſie gleich nach Hauſe tragen; allein der Fremde machte ſeinen Ranzen auf, nahm eine Büchſe heraus und ſagte, er hätte da eine Salbe, mit welcher er ihr Bein bald wieder heilen wollte, ſo daß ſie ſelbſt nach Hauſe gehen könnte, als wenn ſie nie ein Bein gebrochen hätte. Aber dann ſollte ſie ihm die drei Ruthen geben, welche ſie in der Schürze hätte.

»Das ware gut bezahlt!« ſagte die Alte, und nickte ganz ſonderbar mit dem Kopfe; ſie wollte ſich gar nicht gern von den Ruthen trennen; aber mit gebrochenem Beine dazuliegen, war auch nicht angenehm; alſo gab ſie ihm die Ruthen, und nicht ſobald hatte er der alten Mutter das Bein mit ſeiner Salbe gerieben, als ſie auch aufſprang und beſſer gehen konnte, als vorher. So kräftig war die Salbe; die war aber auch auf keiner Apotheke zu haben.

»Was willſt Du mit den Ruthen machen?« fragte Johannes nun ſeinen Reiſegefährten.

»Das ſind für mich drei ſchöne Blumenſträuße!« ſagte er, »die gefallen mir gar ſehr; denn ich bin ein ſonderbarer Menſch.«

So gingen ſie noch ein gutes Stück Weges.

»Nein, wie zieht's da dunkel herauf!« ſagte Johannes, und zeigte mit dem Finger nach dem Horizonte, »das ſind ja ſchrecklich dunkle Wolken!«

»Nicht doch,« ſagte der Reiſegefährte, »das ſind keine Wolken, das ſind Berge. Die ſchönen großen Berge, auf denen man hoch über den Wolken in die friſche Luft hinaufſteigt. Da iſt's prächtig, kannſt Du glauben! Mor-

gen werden wir gewiß ſo weit in die Welt hinausgekom-
nen ſein!«

Die Berge waren nicht ſo nahe, wie es den Anſchein
hatte; ſie mußten noch einen ganzen Tag gehen, ehe ſie
dahin gelangten, wo die ſchwarzen Wälder bis an den
Himmel hinanwuchſen, und Steine lagen, ſo groß wie
eine Stadt. Es war nicht leicht, da hinaufzuklimmen,
deshalb gingen auch Johannes und ſein Kamerad
in's Wirthshaus, um dort auszuruhen, und für den
Marſch am folgenden Tage neue Kräfte zu ſammeln.

Unten in der großen Schenkſtube des Wirthshauſes
hatten ſich viele Menſchen verſammelt; denn es hatte
dort ein Mann mit einem Puppenſpiel ſo eben ſein klei-
nes Theater aufgeſtellt, und die Leute ſaßen rundumher,
um die Komödie zu ſehen; aber ganz voran hatte ein
alter dicker Schlachter Platz genommen, und zwar den
allerbeſten; ſein großer Bullenbeißer — uh, wie ſah der
grimmig aus! — ſaß ihm zur Seite.

Nun ging die Komödie an, und das war eine ſchöne
Komödie mit einem König und einer Königin; die ſaßen
auf dem prächtigſten Throne, hatten goldene Kronen auf
dem Kopfe und lange Schleppen an den Röcken, denn
mit Schleppen brauchten ſie nicht zu ſparen. Die nied-

lichſten hölzernen Puppen mit Glasaugen und großen Knebelbarten ſtanden an den Thüren, und machten ſie auf und zu, damit friſche Luft in die Stube käme! Das war eine ſchöne Komödie, und gar nicht traurig; aber als die Königin eben aufſtand und durch die Stube ging — Gott mag wiſſen, was dem großen Bullenbeißer einfiel; aber weil der Schlachter ihn nicht feſthielt, machte er einen Satz aufs Theater, und packte die Königin mit ſeinen großen Zähnen mitten um den dünnen Leib, ſo daß es: knick, knack! ſagte — es war ſchrecklich!

Der arme Mann, welcher die Komödie machte, war ganz erſchrocken und betrübt wegen ſeiner Königin, denn ſie war ſeine ſchönſte Puppe, und nun hatte ihr der alte häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebiſſen! Aber als die Leute weg waren, ſagte der Fremde (der nämlich, welcher mit Johannes gekommen war), er wollte ſie wohl wieder curiren; und da nahm er ſeine Kruke, und ſchmierte die Puppe mit der Salbe, welche der armen alten Frau ſo ſchön geholfen hatte, als ſie das Bein gebrochen. Sobald die Puppe geſchmiert war, ward ſie wieder ganz, ja ſie konnte nun ſogar von ſelbſt ihre Glieder rühren, man brauchte gar nicht an der Schnur zu ziehen; die Puppe war ſo gut wie ein lebendiger Menſch, nur frei-

lich daß ſie nicht ſprechen konnte. Nun war der Puppenſpieler recht vergnügt; nun brauchte er die Puppe gar nicht mehr zu halten, ſie konnte ja von ſelbſt tanzen! das konnte von allen anderen nicht eine einzige!

Hernach, als es Nacht geworden, und die Leute im Wirthshauſe alle zu Bett waren, hörte man Jemanden ſchrecklich tief ſeufzen, und das ſo oft, daß am Ende Alle aufſtanden, um zu ſehen, wer das wohl wäre? Der Mann, welcher die Komödie gemacht hatte, ging zu ſeinem kleinen Theater, denn von daher ſchienen die Seufzer zu kommen. Hier lagen die Puppen alle durcheinander, der König ſammt all' ſeinen Trabanten, und eben dieſe waren's, welche ſo kläglich ſeufzten, und den Puppenſpieler mit ihren großen Glasaugen anſtierten; ſie wollten nämlich auch gern ein Bischen geſchmiert werden, wie die Königin, um auch ſich von ſelbſt bewegen zu können. Die Königin warf ſich auf die Knie, hob ihre ſchöne goldene Krone empor, und bat: »nimm nur die Krone hin, aber ſchmiere meinen Gemahl, und meine Hofleute!« Da konnte der arme Mann, dem die Königin und alle die anderen Puppen gehörten, die Thränen nicht zurückhalten; es that ihm wirklich leid um ſie, und er verſprach dem Reiſegefährten die ganze Einnahme des folgenden

Abends, wenn er nur vier, fünf ſeiner ſchönſten Puppen ſchmieren wollte: aber der Reiſegefährte ſagte: er wollte weiter gar Nichts von dem Puppenſpieler haben, als ſeinen großen Säbel; und als er den bekam, ſchmierte er ſechs Puppen, die fingen gleich an zu tanzen, und das ſo niedlich, daß alle Mädchen, die lebendigen Menſchenmädchen nämlich, welche ſie ſpringen ſahen, auch gleich zu tanzen anfingen. Der Kutſcher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, ſammt allen Fremden, auch Feuerzange und Feuerſchaufel, aber die beiden fielen um, ſo wie ſie den erſten Sprung machten — das war eine luſtige Nacht!

Am folgenden Morgen ging Johannes mit ſeinem Reiſegefährten weg und die hohen Berge hinauf, und durch die großen ſchwarzen Fichtenwälder. Sie kamen ſo hoch hinauf, daß zuletzt die Kirchthürme unter ihnen wie kleine rothe Beeren auf einem großen grünen Teppich ausſahen, und ſie konnten ſo weit, weit in die Ferne ſehen, viele Hundert Meilen weit! — So viel hatte Johannes noch nie von der ſchönen Welt auf einmal geſehen, und die Sonne ſchien ſo warm durch die friſche blaue Luft, und die Jäger bliesen in den Bergen ſo ſchön auf dem Waldhorn, daß ihm vor Freude die Thränen

in die Augen traten, und er ſagen mußte: »Du lieber, guter Herr Gott! ich möchte Dich küſſen, weil Du ſo gut gegen uns biſt, und uns all' die Pracht und Herrlichkeit gegeben haſt!«

Der Reiſegefährte ſtand auch mit gefaltenen Händen, und ſah über den Wald in die Dörfer hinaus in den warmen Sonnenſchein. In dem Augenblicke erklang es wunderbar ſchön über ihren Häuptern: ſie ſahen in die Höhe; ein großer weißer Schwan ſchwebte in der Luft; der war ſo ſchön, und ſang, wie ſie noch nie einen Vogel hatten ſingen hören; aber der Geſang ward immer ſchwächer; der Schwan neigte den Kopf, und ſank langſam zur Erde nieder — da lag er todt zu ihren Füßen, der ſchöne Vogel.

»Zwei ſo ſchöne Flügel,« ſagte der Reiſegefährte, »ſo weiß und groß wie die des Vogels hier ſind Geldes werth; die will ich mitnehmen! Siehſt Du nun, wie gut es war, daß ich den Säbel bekam?« und mit einem Schlage hieb er dem todten Schwane beide Flügel ab; die wollte er behalten.

Nun reisten ſie viele, viele Meilen über die Berge hinaus, bis ſie zuletzt an eine große Stadt mit vielen Hundert Thürmen kamen, die im Sonnenlichte wie Sil-

der glänzten; mitten in der Stadt lag ein prächtiges Marmorſchloß, gedeckt mit rothem Golde — darinnen wohnte der König.

Johannes und ſein Gefährte wollten nicht gleich in die Stadt hinein gehen, ſondern blieben in dem Wirthshauſe vor dem Thore, um ſich erſt noch umzukleiden, denn ſie wollten recht ſchmuck ausſehen, wenn ſie ihren Einzug hielten. Der Wirth erzählte ihnen: der König wäre ein herzenguter Mann, der keinem Menſchen etwas zu Leide thäte; aber ſeine Tochter, ja Gott bewahre! das war eine böſe Prinzeſſin! Schön war ſie, man konnte ſich kein lieblicheres Mädchen denken; aber was half das, ſie war eine ganz arge Hexe, und hatte ſchon manchem ſchönen Prinzen das Leben gekoſtet. Jedermann durfte um ſie freien; mochte er ein Prinz, ein Edelmann oder ein Bettelmann ſein, das war ganz einerlei; nur mußte er ihr drei Fragen beantworten; konnte er das, ſo wollte ſie ihn heirathen, und er ſollte nach ihres Vaters Tode König über das ganze Land werden; konnte er aber die drei Fragen nicht beantworten, ſo ließ ſie ihn hängen oder köpfen, ſo ſchlimm und gottlos war die ſchöne Prinzeſſin. Ihr Vater, der alte König, nahm ſich die Sache ſehr zu Herzen, denn er konnte ihr ihre Bosheit nicht

verbieten; er hatte nämlich einmal geſagt: er wollte mit ihren Liebesgeſchichten nichts zu thun haben, ſie möge es damit halten, wie ſie wolle. So mancher Prinz nun auch gekommen war, um die Fragen zu beantworten und die Prinzeſſin zu bekommen, ſo war es doch keinem gelungen, und ſie waren alle ohne Gnade gehängt oder geköpft; man hatte ſie ja bei Zeiten gewarnt, ſie hätten das Freien ſein laſſen können. Der alte König war über all' dies Elend ſo betrübt, daß er alle Jahre einen ganzen Tag mit allen ſeinen Soldaten auf den Knien lag, und um die Bekehrung ſeiner Prinzeſſin bat; aber ſie wollte ſich nicht bekehren. Die alten Frauen, welche Branntwein tranken, färbten dieſen ſchwarz, bevor ſie ihn tranken, ſo traurig waren ſie; und mehr konnte man doch unmöglich von ihnen verlangen.

»Die häßliche Prinzeſſin!« ſagte Johannes, »ſie müßte etwas mit der Ruthe haben, das würde ihr gut thun. Ich ſollte nur in ihres Vaters Stelle ſein, ich wollte ihr das Köpfen und Hängen wohl vertreiben!«

Während ſie noch ſprachen, hörten ſie draußen Hurra! ſchreien. Die Prinzeſſin ritt vorbei, und war ſo wunderſchön, daß alle Leute ihre Bosheit vergaßen, und ſie mit einem Hurra! begrüßten. Zwölf ſchöne Jungfrauen in

weißen ſeidenen Kleidern mit goldenen Tulpen in den Händen ritten ihr zur Seite auf kohlſchwarzen Pferden; die Prinzeſſin ſaß auf einem ſchneeweißen Pferde, geſchmückt mit Diamanten und Rubinen, in einem Kleide von lauterem Golde, die Gerte in ihrer Hand glich einem Sonnenſtrahle, die goldene Krone auf ihrem Kopfe den kleinen Sternen am Himmel, und ihr Mantel beſtand aus Tauſend und aber Tauſenden der ſchönſten Schmetterlingsflügel: dennoch war ſie viel ſchöner, als all' ihre Kleider.

Als Johannes ſie erblickte, ward er blutroth im Geſichte, und konnte kein Wort hervorbringen; die Prinzeſſin ſah accurat ſo aus, wie das ſchöne Mädchen mit der goldenen Krone, von welchem er in der Nacht, als ſein Vater ſtarb, geträumt hatte. Er fand ſie über die Maßen ſchön, und mußte ſich in ſie verlieben, er mochte wollen oder nicht. Es wäre gewiß nicht wahr, dachte er, daß ſie eine ſo arge Hexe ſei, welche die Leute hängen und köpfen ließe, wenn ſie nicht rathen können, was ſie verlangte. »Es darf ja Jeder um ſie werben, ſelbſt der ärmſte Bettelmann — ich will auch hinauf auf's Schloß, ich kann's nicht laſſen!«

Alle riethen ihm, er ſollte es nicht thun, es würde

ihm gewiß ſo gehen, wie all' den Anderen. Der Reiſegefährte rieth ihm auch davon ab, aber Johannes meinte, es würde wohl gehen, bürſtete ſeine Schuhe und ſeinen Rock, wuſch Geſicht und Hände, kämmte ſein ſchönes gelbes Haar, und ging nun ganz allein in die Stadt und auf das Schloß.

»Herein!« rief der alte König, als Johannes an die Thür klopfte. — Johannes trat ein, und der alte König kam ihm in Schlafrock und geſtickten Pantoffeln entgegen; die goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, das Scepter in der einen Hand, und den Reichsapfel in der anderen. »Warte ein Bischen!« ſagte er, und nahm den Reichsapfel unter den Arm, um Johannes die Hand geben zu können. Aber ſobald er hörte, daß Johannes als Freier käme, fing er ſo heftig an zu weinen, daß Scepter und Apfel auf die Erde fielen, und daß er ſich die Augen mit dem Schlafrocke trocknen mußte, der arme alte König.

»Laß es bleiben!« ſagte er, »es geht Dir ſchlecht, eben ſo wie den Anderen. Komm nur einmal her und ſieh!« Und da führte er Johannes in den Luſtgarten der Prinzeſſin. Da ſah's ſchrecklich aus! In jedem Baume hingen drei, vier Königsſöhne, die um die Prinzeſſin ge-

freit, aber nicht errathen hatten, was ſie rathen ſollten. Bei jedem Windſtoß klapperten die Knochen, ſo daß die kleinen Vögel erſchrocken aus dem Garten flogen. Die Blumen waren an Menſchenknochen aufgebunden, und in den Blumentöpfen ſtanden grinſende Todtenköpfe! Das war ein rechter Garten für eine Prinzeſſin.

»Da ſiehſt Du's!« ſagte der alte König, »es wird Dir gehen, wie all' den Anderen. Laß es alſo bleiben; Du machſt mich ſonſt noch unglücklicher, denn ich nehme mir die Sache ſehr zu Herzen.«

Johannes küßte dem guten alten Könige die Hand, und ſagte: es würde wohl gehen, er hielte viel zu viel von der ſchönen Prinzeſſin.

In dem Augenblicke kam die Prinzeſſin ſelbſt mit allen ihren Damen in den Schloßgarten geritten, ſie gingen alſo zu ihr hinaus, um guten Tag zu ſagen. Sie war ganz allerliebſt, reichte Johannes die Hand, und er hielt darum noch viel mehr von ihr, als vorher; gewiß, eine ſo arge Hexe, wie die Leute ſagten, konnte ſie nicht ſein. Nun gingen ſie in den Saal, und die kleinen Mädchen präſentirten ihnen Confect und Pfeffernüſſe; aber der alte König war ſo betrübt, daß er gar nichts

eſſen mochte, und überdies waren die Pfeffernüſſe ihm zu hart.

Es wurde beſchloſſen, daß Johannes am folgenden Morgen wieder auf's Schloß kommen ſollte; dann wollten die Richter und der Rath ſich verſammeln, um zu hören, wie er mit dem Rathen fertig würde. Ginge die Sache gut, ſo ſollte er noch zweimal rathen; aber bis dahin hatte ſich noch Keiner gefunden, der einmal richtig rieth, und deshalb hatten ſie Alle das Leben miſſen müſſen.

Johannes machte ſich keine Sorgen, wie es gehen würde; er war luſtig und guter Dinge, dachte an die ſchöne Prinzeſſin und glaubte ganz gewiß, der liebe Gott würde ihm wohl helfen; aber wie? das wußte er nicht, darüber mochte er auch nicht weiter grübeln. Er tanzte vor Freude die Landſtraße entlang, als er nach dem Wirthshauſe zurückging, wo der Reiſegefährte auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht müde werden, zu erzählen, wie liebenswürdig die Prinzeſſin gegen ihn geweſen, und wie ſchön ſie wäre; er hatte eine rechte Sehnſucht nach dem folgenden Tage, wo er wieder auf's Schloß kommen ſollte, um ſein Glück im Rathen zu verſuchen.

Aber der Reiſegefährte ſchüttelte bedenklich den Kopf

und war ganz traurig. »Ich halte ſo viel von Dir,« ſagte er, »wir hätten noch lange beiſammen bleiben können, und nun ſoll ich Dich ſchon verlieren! Du lieber, armer Johannes, ich möchte um Dich weinen, aber ich will Dir heute — vielleicht den letzten Abend unſeres Zuſammenſeins — Deine Freude nicht ſtören. Wir wollen luſtig ſein, recht von Herzen luſtig; morgen, wenn Du fort biſt, habe ich Zeit genug zu weinen.«

Alle Leute in der Stadt hatten es gleich erfahren, daß ein neuer Freier um die Prinzeſſin gekommen wäre; deshalb war allgemeine Trauer. Das Schauſpielhaus ward verſchloſſen, die Kuchenfrauen umwanden ihre Zuckerpuppen mit ſchwarzem Flor, der König und die Prieſter lagen in der Kirche auf den Knien. Alles war in Trauer und Thränen, denn es konnte ja dem armen Johannes gewiß nicht beſſer gehen, als es allen anderen Freiern gegangen war.

Gegen Abend ließ der Reiſegefährte eine große Bowle Punſch auftragen, und ſagte zu Johannes: ſie wollten nun recht luſtig ſein, und auf die Geſundheit der Prinzeſſin trinken. Aber als Johannes zwei Gläſer getrunken hatte, wurde er ſo müde und ſchläfrig, daß ihm die Augen zufielen und er in tiefen Schlaf verſank. Der

Reiſegefährte hob ihn ganz ſachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett: und als es finſtere Nacht geworden war, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und band ſie feſt an ſeine Schultern, ſteckte die größte Ruthe, welche er von der alten Frau, die da fiel und das Bein brach, bekommen hatte, in die Taſche, öffnete das Fenſter und flog über die Stadt weg zum Schloſſe, wo er ſich in der Ecke eines Fenſters, das zu der Schlafkammer der Prinzeſſin führte, verſteckte.

In der Stadt war's ganz ſtille; da ſchlug die Uhr drei Viertel auf Zwölf, das Fenſter ging auf, und die Prinzeſſin kam in einem großen weißen Mantel und mit langen ſchwarzen Flügeln heraus, und flog über die Stadt weg zu einem großen Berge. Aber der Reiſegefährte machte ſich unſichtbar, flog hinterher, und peitſchte die Prinzeſſin mit ſeiner Ruthe dermaßen, daß ordentlich Blut kam, wohin er ſchlug. Uh, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind erfaßte den Mantel der Prinzeſſin, ſo daß er wie ein großes Schiffsſegel ſich nach allen Seiten hin ausbreitete.

»Wie es hagelt! wie es hagelt!« ſagte die Prinzeſſin bei jedem Schlage, den ſie bekam, und der ihr gewiß

recht heilſam war. Endlich kam ſie an den Berg und klopfte an. Es rollte wie Donner, als der Berg ſich öffnete; die Prinzeſſin ging hinein, und der Reiſegefährte hinterher, denn es konnte ihn Niemand ſehen, er war ja unſichtbar. Sie gingen durch einen langen hohen Gang, deſſen Wände von vielen Tauſend glühenden Spinnen glänzten, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Nun kamen ſie in einen großen von Gold und Silber gebauten Saal, an deſſen Wänden rothe und blaue Blumen von der Größe der Sonnenblumen prangten; aber pflücken konnte man die Blumen nicht, denn die Stengel waren giftige Schlangen, und die Blumen Feuer, das ihnen aus dem Munde brannte. Die ganze Decke war mit ſchimmernden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäuſen beſetzt, die mit den dünnen Flügeln ſchlugen — ein ſeltſamer Anblick! Mitten im Saale ſtand ein Thron auf vier Pferdegerippen, die ein Zielenzeug von rothen Feuerſpinnen trugen, der Thron ſelbſt war von milchweißem Glaſe, und die Kiſſen beſtanden aus kleinen ſchwarzen Mäuſen, die ſich einander in den Schwanz biſſen. Ueber dem Throne hing ein Dach von roſenrothem Spinngewebe, das mit kleinen blauen Fliegen beſetzt war, welche wie Edelſteine ſchimmerten.

Auf dem Throne ſaß ein alter Zauberer mit einer Krone auf dem häßlichen Kopfe und einem Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzeſſin auf die Stirn, ließ ſie neben ſich auf dem prächtigen Throne ſitzen, und nun begann die Muſik. Große, ſchwarze Heuſchrecken ſpielten die Maultrommel, und eine Eule ſchlug ſich ſelbſt auf den Bauch, denn ſie hatte keine Trommel. Das war ein lächerliches Concert! Kleine ſchwarze Kobolde tanzten mit einem Irrlicht auf der Mütze im Saale. Niemand ſah den Reiſegefährten, der ſich hinter den Thron geſtellt hatte, um Alles genau zu hören und zu ſehen. Die Hofleute, welche nun hereingelaſſen wurden, waren höchſt galant und vornehm, aber wer nur gute Augen hatte, konnte leicht ſehen, wie es mit ihnen beſtellt war. Sie waren weiter nichts als Beſenſtiele mit Kohlköpfen, denen der Zauberer Leben eingehext und goldgeſtickte Kleider gegeben hatte. Doch darauf kam's ja auch gar nicht an, Hofleute werden ja doch nur zur Schauſtellung gebraucht.

Als nun ein wenig getanzt war, erzählte die Prinzeſſin dem Zauberer, daß ſie einen neuen Freier bekommen hätte, und fragte, woran ſie morgen früh denken ſollte, wenn er auf's Schloß käme, um ihre Gedanken zu errathen.

»Höre,« ſagte der Zauberer, »ich will Dir was ſagen:

denke an etwas recht Leichtes, ſo wird er gewiß nicht darauf verfallen. Denk' an einen Deiner Schuhe: das errath er nicht. Dann laß' ihm den Kopf abhauen, aber vergiß nicht, wenn Du morgen wiederkommſt, mir ſeine Augen mitzubringen; denn die will ich eſſen.«

Die Prinzeſſin verneigte ſich tief, und ſagte, ſie wollte die Augen nicht vergeſſen. Der Zauberer machte nun den Berg auf, und ſie flog wieder nach Hauſe, der Reiſegefährte aber hinterher, und prügelte ſie mit ſeiner Ruthe dermaßen, daß ſie über das ſchreckliche Hagelwetter laut aufſeufzte, und all' was ſie konnte eilte, um ihr Kammerfenſter zu erreichen; der Reiſegefährte aber flog zurück in's Wirthshaus, wo Johannes noch in tiefem Schlafe lag, band ſeine Flügel ab, und legte ſich auch auf's Bett, und daß er müde war, iſt wohl kein Wunder.

Ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte, ſtand auch der Reiſegefährte auf, und erzählte, er hätte dieſe Nacht einen ſonderbaren Traum von der Prinzeſſin und ihrem Schuh gehabt, und bat Johannes, er möchte ſie doch fragen, ob ſie nicht an ihren Schuh gedacht hätte. Das war's ja, was er vom Zauberer im Berge gehört hatte, aber er wollte Johannes nichts davon ſagen,

und bat ihn bloß, zu fragen, ob ſie nicht an ihren Schuh gedacht hätte.

»Ich kann ja gerne darnach fragen,« ſagte Johannes, »vielleicht iſt es ganz richtig, was Du geträumt haſt, denn ich glaube immer, daß der liebe Gott mir helfen wird. Aber ich will Dir doch Lebewohl ſagen, denn rathe ich verkehrt, ſo werde ich Dich niemals wiederſehen.«

Und ſie küßten einander, und Johannes ging in die Stadt und auf das Schloß. Der ganze Saal war voll von Menſchen, die Richter ſaßen in ihren Lehnſtühlen, und lehnten den Kopf an weiche Kiſſen; denn ſie hatten ja ſo viel in ihren Kopf zu nehmen. Der alte König ſtand auf und trocknete ſeine Augen mit einem weißen Taſchentuche. Nun trat die Prinzeſſin ein: ſie war noch ſchöner als geſtern, und grüßte freundlich nach allen Seiten, aber Johannes reichte ſie die Hand, und ſagte: »Guten Morgen, mein Lieber!«

Nun ſollte Johannes errathen, woran ſie gedacht hätte. Ach, wie blickte ſie ihn freundlich an, aber ſo wie ſie das eine Wort: Schuh hörte, wurde ſie kreideweiß und zitterte am ganzen Körper: das konnte aber Alles nicht helfen, Johannes hatte richtig gerathen.

Der Tauſend! wie war der alte König froh; er ſchlug einen Purzelbaum über den anderen, und alle Leute klatſchten ihm und Johannes Beifall zu, der ja zum erſten Male richtig gerathen hatte.

Der Reiſegefährte war auch nicht wenig froh, als er erfuhr, wie gut es gegangen wäre; Johannes aber faltete die Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm gewiß auch die beiden anderen Male helfen würde. Am folgenden Morgen ſollte nun wieder gerathen werden.

Der Abend verging wie der geſtrige. Johannes ſchlief, und der Reiſegefährte flog hinter der Prinzeſſin her zum Berge, und prügelte ſie noch ſtärker als das erſte Mal, denn er hatte dieſes Mal zwei Ruthen genommen. Niemand ſah ihn, er aber ſah und hörte Alles. Die Prinzeſſin wollte an ihren Handſchuh denken; und das erzählte er Johannes, als wenn's ihm geträumt hätte. Da konnte denn Johannes nun wohl richtig rathen, und das gab große Freude auf dem Schloſſe. Der ganze Hof ſchlug Purzelbäume, wie man's am Tage vorher vom Könige geſehen hatte, aber die Prinzeſſin lag auf dem Sopha und konnte kein Wort hervorbringen. Nun kam's darauf an, ob Johannes auch das dritte Mal richtig rieth. Ging es gut, ſo ſollte er die ſchöne

Prinzeſſin zur Frau haben, und nach des alten Königs Tode das ganze Reich erben; rieth er verkehrt, ſo ſollte er das Leben miſſen, und der Zauberer ſollte ſeine ſchönen blauen Augen verzehren.

Am Abend vorher ging Johannes früh zu Bette, betete ſein Abendgebet und ſchlief ruhig ein. Der Reiſegefährte aber legte ſeine Flügel wieder an, ſchnallte den Säbel an die Seite, nahm alle drei Ruthen mit ſich, und flog zum Schloſſe.

Es war eine ſtockfinſtre Nacht; es ſtürmte, ſo daß die Ziegel von den Dächern flogen und die Bäume im Garten, an denen die Gerippe hingen, wie Schilf im Sturme ſchwankten; jeden Augenblick blitzte es, und ununterbrochen rollte der Donner; ſo ging's die ganze Nacht. Nun flog das Fenſter auf, und die Prinzeſſin kam heraus. Sie war bleich wie der Tod, aber ſie lachte des Unwetters, das ihr noch nicht ſtark genug zu ſein ſchien; ihr großer weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, wie ein großes Schiffsſegel, aber der Reiſegefährte peitſchte ſie mit ſeinen drei Ruthen dermaßen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte, und ſie zuletzt kaum noch aus der Stelle konnte. Endlich erreichte ſie den Berg.

»Es hagelt und ſtürmt,« ſagte ſie, »mein Lebelang bin ich nicht in einem ſolchen Wetter geweſen.«

»Man kann des Guten auch zu viel bekommen,« ſagte der Zauberer. Nun erzählte ſie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen hätte. Gelänge es ihm auch zum dritten Male, ſo hätte er gewonnen, und ſie könnte nie wieder zum Berge kommen, und müßte all' ihre Zauberkünſte aufgeben; das machte ihr großen Kummer.

»Er ſoll's nicht rathen,« ſagte der Zauberer. »Ich will ſchon etwas ausſinnen, woran er nie gedacht hat, er müßte denn ein größerer Zauberer ſein, als ich. Aber nun wollen wir luſtig ſein!« Und da ergriff er die Prinzeſſin bei beiden Händen, und tanzte mit ihr herum, und all' die kleinen Kobolde und Irrlichter tanzten mit, die kleinen rothen Spinnen ſprangen auf und ab an der Wand — das flimmerte und glimmerte wie lauter feurige Blumen. Die Eule ſchlug die Trommel, die Heimchen zirpten, und die Heuſchrecken ſpielten die Maultrommel — das war ein luſtiger Ball! —

Als ſie nun genug getanzt hatten, mußte die Prinzeſſin nach Hauſe, denn man hätte ſie ſonſt auf dem Schloſſe vermiſſen können. Der Zauberer ſagte, er wolle

ſie begleiten, um ſo viel länger die Freude ihrer Geſellſchaft zu genießen.

Nun flogen ſie fort in dem ſchrecklichen Wetter, und der Reiſegefährte ſchlug ihnen ſeine drei Ruthen auf dem Rücken entzwei; in ſeinem Leben war der Zauberer noch nicht in ſolchem Hagelwetter geweſen. Vor dem Schloſſe ſagte er der Prinzeſſin gute Nacht, und flüſterte ihr zu gleicher Zeit zu: »denk an meinen Kopf!« aber der Reiſegefährte hörte es, und ſo wie die Prinzeſſin durch's Fenſter geſchlüpft war, und der Zauberer umkehren wollte, packte er ihn an ſeinem langen ſchwarzen Barte, und hieb ihm mit dem Säbel ſeinen garſtigen Hexenkopf dicht an den Schultern ab; den Rumpf warf er für die Fiſche in die See, den Kopf aber tauchte er in's Waſſer, und band ihn danach in ſein ſeidenes Taſchentuch, nahm dieſes mit nach Hauſe und legte ſich ſchlafen.

Am folgenden Morgen gab er ſein Taſchentuch an Johannes, ſagte ihm aber, er ſolle es nicht eher öffnen, als wenn die Prinzeſſin fragte, was ſie dächte.

Es waren ſo viele Menſchen in dem großen Saale auf dem Schloſſe, daß ſie wie zuſammengebundene Radieschen an und auf einander ſtanden. Die Rathsherren ſaßen in ihren Stühlen mit den weichen Kopfkiſſen, und

der alte König hatte neue Kleider angezogen, und ſeine goldene Krone ſammt dem Scepter friſch poliren laſſen, aber die Prinzeſſin war ganz bleich und trug einen kohlſchwarzen Rock, als wenn ſie zum Begräbniſſe wollte.

»Woran denke ich jetzt?« fragte ſie, und gleich machte Johannes ſein Schnupftuch auf, und entſetzte ſich ſelbſt nicht wenig, als er den garſtigen Hexenkopf ſahe. Alle ſchauderten, denn es war ein ſchrecklicher Anblick! Die Prinzeſſin aber ſaß wie eine Statue da, und konnte kein Wort hervorbringen; endlich erhob ſie ſich und reichte Johannes die Hand; er hatte ja richtig gerathen. Sie ſah nicht den Einen, nicht den Anderen an, ſondern ſeufzte tief: »Nun biſt Du mein Herr! Heute Abend halten wir Hochzeit!«

»So iſt's recht!« ſagte der alte König, »das gefällt mir!« Und alle Leute riefen Hurra, die Wachtparade machte Muſik auf den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen ihren Zuckerpuppen die ſchwarzen Flöre ab, denn nun war allgemeine Freude. Drei ganze gebratene Ochſen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt geſtellt, und Jeder konnte ſich ein Stück davon abſchneiden. Die Springbrunnen ſprudelten den ſchönſten Wein, und kaufte man

beim Bäcker einen Schillingskringel, ſo bekam man als Zugabe ſechs große Klöße, und noch dazu Klöße mit Roſinen.

Am Abend war die ganze Stadt illuminirt, die Soldaten ſchoſſen mit Kanonen und die Jungen mit Knallerbſen, und auf dem Schloſſe wurde gegeſſen und getrunken, geklingt und geſprungen. Die vornehmſten Herren und die ſchönſten Fräulein tanzten alle mit einander, und in weiter Ferne konnte man ſie ſingen hören:

»Hier giebt's viele ſchmucke Dirnen,
Die verlangt nach einem Schwing-um;
Sie begehren Tambourmärſche —
Schmucke Dirne, dreh Dich flink um.
Tanzet, ſtampfet,
Daß die Sohlen falleralla!«

Aber die Prinzeſſin war ja noch immer eine Hexe, und hatte Johannes gar nicht lieb; das fiel dem Reiſegefährten ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flaſche mit einigen Tropfen, und ſagte ihm, er ſollte vor das Brautbette ein großes Faß voll Waſſer ſetzen; wenn dann die Prinzeſſin in's Bette ſteigen wollte, ſollte er ihr einen kleinen Stoß geben, ſo daß ſie in's Waſſer

fiele; dann ſollte er, nachdem er die Tropfen und die Federn hineingeworfen hatte, ſie dreimal untertauchen, ſo würde ſie von der Hexerei befreit und würde ihn ſehr lieb gewinnen.

Johannes that Alles, was der Reiſegefährte ihm gerathen hatte. Die Prinzeſſin ſchrie laut auf, als er ſie unter's Waſſer tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer ſchwarzer Schwan mit funkelnden Augen; als ſie zum zweiten Male aus dem Waſſer kam, war der Schwan weiß bis auf einen ſchwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott, und ließ zum dritten Male das Waſſer über dem Schwan zuſammenſchlagen, und in demſelben Augenblicke verwandelte er ſich in die wunderſchönſte Prinzeſſin. Sie war noch ſchöner als vorher, und dankte ihm mit Thränen in den ſchönen Augen, daß er ſie von ihrer Verzauberung erlöſet hatte.

Am folgenden Morgen kam der alte König mit ſeinem ganzen Hofſtaat, und nun ging's an's Gratuliren den lieben langen Tag; zuletzt kam auch der Reiſegefährte mit dem Stock in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn einmal über das andere und ſagte, er ſolle nicht wegreiſen, er ſolle bei ihm blei-

ben, denn ihm verdankte er ja ſein ganzes Glück. Aber der Reiſegefährte ſchüttelte den Kopf und ſagte mild und freundlich: »Nein, meine Zeit iſt um. Ich habe meine Schuld bezahlt. Erinnerſt Du Dich noch des Todten, den böſe Menſchen in ſeiner Ruhe ſtören wollten? Du gabſt Alles, was Du hatteſt, hin, um ihm zur Ruhe in ſeinem Grabe zu verhelfen. Der todte Mann bin ich!« —

In demſelben Augenblicke war er verſchwunden.

Die Hochzeit dauerte einen ganzen Monat. Johannes und die Prinzeſſin hielten unendlich viel von einander, und der alte König lebte noch manchen Tag, und ließ ihre kleinen Kinder auf ſeinen Knien reiten, und mit ſeinem Scepter ſpielen; Johannes aber war König über das ganze Reich.

VIII.

Das kleine Meerweibchen.

Draußen, in dem fernen Meere iſt das Waſſer ſo blau wie die Blätter der ſchönſten Kornblumen, und ſo klar, wie das reinſte Gold; aber es iſt ſehr tief, ſo tief, daß kein Ankertau den Grund erreicht, und daß man viele Kirchthürme auf einander ſtellen müßte, wenn ſie vom Grunde bis an die Oberfläche des Waſſers reichen ſollten. Da unten wohnen die Meerleute.

Nun muß man ja nicht glauben, daß es dort weiter Nichts als weißen Sand giebt; nein, es wachſen dort die ſeltſamſten Bäume und Pflanzen mit ſo geſchmeidigen Stengeln und Blättern, daß ſie bei der geringſten Bewegung des Waſſers ſich rühren, als hätten ſie Leben. Durch die Zweige ſchlüpfen die Fiſche, große und kleine, wie hier oben in der Luft die Vögel. An der allertiefſ-

ſten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs; die Mauern ſind von Korallen, und die langen ſpitzen Fenſter vom klarſten Bernſtein, aber das Dach bilden Muſchelſchalen, die, jenachdem das Waſſer geht, ſich öffnen oder ſchließen. Das ſieht prächtig aus, denn in jeder Muſchel liegen ſtrahlende Perlen, von denen eine jede einzelne eines Königs Krone zieren würde.

Der Meerkönig da unten war lange Jahre Wittwer geweſen; aber ſeine alte Mutter hatte ihm die Wirthſchaft geführt. Das war eine kluge Frau, aber ſie war ſtolz, ſehr ſtolz auf ihren Adel; deswegen trug ſie zwölf Auſtern am Schwanze, die übrigen Großen durften nur ſechs tragen. — Sonſt verdiente ſie alles Lob, beſonders weil ſie ihre Enkelinnen, die kleinen Meerprinzeſſinnen, ſo lieb hatte. Das waren ſechs wunderſchöne Kinder; aber die jüngſte war doch von allen die ſchönſte; ihre Haut ſchimmerte ſo fein und klar, wie ein Roſenblatt, ihre Augen waren ſo blau, wie die tiefſte See, aber wie all' die anderen hatte ſie keine Füße, ihr Körper endigte ſich in einem Fiſchſchwanze.

Den lieben langen Tag ſpielten die Kinder im Schloſſe, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden wuchſen. Die großen Bernſteinfenſter wurden

geöffnet, und dann ſchwammen die Fiſche zu ihnen hinein, wie bei uns die Schwalben hereinkommen, wenn wir die Fenſter öffnen, aber die Fiſche ſchwammen dreiſt zu den kleinen Prinzeſſinnen hin, aßen aus ihren Händen, und ließen ſich ſtreicheln.

Vor dem Schloſſe war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen; die Früchte ſtrahlten wie Gold, und die Blumen wie brennendes Feuer, während Stengel und Blätter ſich ununterbrochen bewegten. Die Erde ſelbſt war der feinſte Sand, aber blau, wie Schwefelflammen. Ueber dem Ganzen lag ein wunderbar blauer Schimmer, faſt hätte man glauben ſollen, man ſtände gar nicht auf dem Grunde des Meeres, ſondern hoch oben in der Luft, und ſähe über und unter ſich Nichts als den Himmel. Bei Windſtille konnte man die Sonne ſehen; ſie glich einer Purpurblume, deren Kelche alles Licht entſtrömte.

Jede der kleinen Prinzeſſinnen hatte im Garten ihr eigenes Beet, wo ſie graben und pflanzen konnte, ſo viel ſie wollte. Eine gab ihrem Blumenbeet die Geſtalt eines Wallfiſches, eine andere dem ihrigen die eines kleinen Meerweibes; aber die jüngſte machte ihr Beet ganz rund wie die Sonne, und hatte nur Blumen, die roth wie

dieſe ſchimmerten. Sie war ein wunderbares Kind, ſtill und nachdenkſam; und während die anderen Schweſtern die ſeltſamſten Dinge, die ſie aus geſtrandeten Schiffen hatten, als Zierrath aufſtellten, fand ſie, außer an den roſenrothen Blumen, die der Sonne am Himmel glichen, nur an einer kleinen Marmorſtatue Gefallen — das war ein ſchöner, aus dem weißen klaren Stein gehauener Knabe, der durch Strandung auf den Meeresgrund gekommen war. Sie pflanzte neben dem Bilde eine roſenrothe Thränenweide, welche herrlich emporwuchs, und ihre friſchen Zweige über das Bild hin bis an den blauen Meeresgrund ſenkte, wo der violette Schatten ſich gleich wie die Zweige bewegte — es ſah aus, als ſpielten Gipfel und Wurzeln mit einander, und wollten ſich küſſen.

Keine gröſſere Freude gab es für die kleine Prinzeſſin, als von der Menſchenwelt da draußen zu hören; die alte Großmutter mußte Alles erzählen, was ſie nur wußte, von Schiffen und Städten, von Menſchen und Thieren, und beſonders ſchien ihr das wundervoll ſchön, daß da oben auf der Erde die Blumen dufteten; das thaten ſie auf dem Grunde des Meeres nicht; und daß die Wälder grün wären, und die Fiſche, die man in den Zweigen ſähe, ſo ſchön und kräftig ſängen, daß es eine rechte Luſt

wäre — es waren die kleinen Vögel, welche die alte Großmutter Fische nannte, weil sonst die Kinder, die noch niemals einen Vogel gesehen hatten, sie ja nicht verstanden hätten.

»Wenn Ihr funfzehn Jahr alt seid,« sagte die Großmutter, »so soll's Euch erlaubt sein, aus dem Meere aufzutauchen, um im Mondschein auf den Klippen zu sitzen, und die vorüberseglenden mächtigen Schiffe zu sehen; auch Wälder und Städte sollt Ihr sehen!« Im nächsten Jahre war eine von den Schwestern funfzehn Jahr alt; aber die anderen — ja, eine war immer ein Jahr jünger als die andere; die jüngste mußte also noch ganze fünf Jahre warten, ehe sie vom Meeresgrunde auftauchen, und sehen durfte, wie's bei uns aussieht. Aber die eine versprach den anderen zu erzählen, was sie am ersten Tage gesehen, und was sie am schönsten gefunden hätte; denn ihre Großmutter erzählte nicht genug, es war noch so Vieles, worüber sie gern Auskunft gehabt hätten.

Keine hatte größere Sehnsucht, als die jüngste, gerade die, welche am längsten warten mußte, und welche immer so still und gedankenvoll war. Manche Nacht stand sie am offenen Fenster, und sah hinauf durch das dunkelblaue Wasser, in welchem die Fische mit Flossen und

Schwänzen ſchlagend ſich munter herumtummelten. Auch den Mond und die Sterne konnte ſie ſehen; die ſahen zwar bleich aus, aber durch's Waſſer erſchienen ſie viel größer, als ſie uns erſcheinen; wurden ſie dann und wann von einer ſchwarzen Wolke verdunkelt, ſo wußte ſie, daß entweder ein Wallfiſch über ihrem Kopfe hinwegſchwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menſchen — die dachten gewiß nicht daran, daß ein niedliches kleines Meerweibchen unter ihnen ſtand, und ihre weißen Hände gegen den Kiel emporſtreckte.

Nun war die älteſte Prinzeſſin funfzehn Jahr alt, und durfte auf die Meeresfläche hinaufſteigen.

Als ſie zurückkam, hatte ſie hundert Dinge zu erzählen, aber am ſchönſten, ſagte ſie, wäre es doch, im Mondſchein auf einer Sandbank in der ſtillen See zu liegen, und an der nahen Küſte die große Stadt zu ſehen, wo die Lichter gleichwie hundert Sterne blitzten, die Muſik zu hören, und das Gelärm und Getöſe von Wagen und Menſchen, die hohen Kirchthürme mit den vielen Spitzen zu ſehen, und das Geläute der Glocken zu hören; gerade weil ſie dorthinauf nicht kommen konnte, ſehnte ſie ſich nach allem Dieſem am allermeiſten.

O! wie horchte die jüngſte Schweſter auf; und wenn

ſie nun des Abends an dem offenen Fenſter ſtand, und durch das dunkelblaue Waſſer hinaufſah, dachte ſie an die große Stadt mit all' dem Lärm und Getümmel, und meinte ſelbſt den Klang der Kirchenglocken da unten hören zu können.

Ein Jahr ſpäter erhielt die andere Schweſter Erlaubniß aufzutauchen und zu ſchwimmen, wohin ſie wollte. Sie tauchte auf gerade als die Sonne unterging, und dieſer Anblick däuchte ihr der ſchönſte. Der ganze Himmel, ſagte ſie, hätte wie Gold ausgeſehen, und die Wolken — ja, deren Schönheit konnte ſie nicht genug beſchreiben! Rothe und violette Wolken waren über ihr hingeſegelt, aber ſchneller noch als die Wolken flog wie ein langer weißer Schleier ein Schwarm von wilden Schwänen über's Waſſer gegen die Sonne hin. Sie ſchwamm ihnen nach, aber die Sonne ſank und der Roſenſchimmer erloſch auf der Meeresfläche und den Wolken.

Das folgende Jahr kam die dritte Schweſter hinauf; ſie war von allen die dreiſteſte, deshalb ſchwamm ſie den großen breiten Fluß hinauf, der ſich in's Meer ergoß. Schöne grüne Berge ſah ſie mit Wein umrankt; Schlöſſer und Häuſer guckten hervor zwiſchen prächtigen Wäldern; ſie hörte die Vögel ſingen, und die Sonne ſchien

ſo warm, daß ſie von Zeit zu Zeit unter's Waſſer tauchen mußte, um ihr glühendes Geſicht zu kühlen. In einer kleinen Bucht traf ſie einen ganzen Haufen kleiner Menſchenkinder; die ſprangen da ganz nackt herum und platſchten im Waſſer; ſie wollte mit ihnen ſpielen, aber die Kinder liefen erſchrocken davon, und es kam ein kleines ſchwarzes Thier — (das war ein Hund; aber einen Hund hatte ſie ja noch niemals geſehen) — und bellte ſie ſo ſchrecklich an, daß ſie ganz bange wurde und in die offene See zurückſchwamm. Aber niemals konnte ſie die prächtigen Wälder vergeſſen, die grünen Berge und die niedlichen Kinder, die im Waſſer ſchwammen, obgleich ſie keinen Fiſchſchwanz hatten.

Die vierte Schweſter war nicht ſo dreiſt; ſie blieb mitten auf dem wilden Meere, und erzählte, daß es gerade da am allerſchönſten wäre; man ſähe viele Meilen weit im Kreiſe umher, und der Himmel ſtände wie eine große Glasglocke über dem Meere. Schiffe hatte ſie auch geſehen, aber in weiter Ferne; ſie hatten den Möven geglichen, und die luſtigen Delphine hatten Purzelbäume geſchoſſen, und die großen Wallfiſche Waſſer aus ihren Naſenlöchern geſpritzt, ſo daß ſie ſich von hundert Springbrunnen umgeben geglaubt hatte.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schweſter; ihr Geburtstag war gerade im Winter, und deshalb ſah ſie, was die anderen das erſte Mal nicht geſehen hatten. Die ganze See war grün, und rund umher ſchwammen große Eisberge, von denen jeder wie eine Perle ſchimmerte, und doch viel höher war, als die höchſten Thürme der Menſchen. Sie erſchienen in den ſeltſamſten Geſtalten und blinkten wie Diamanten. Das kleine Meerweibchen hatte ſich auf einen der größten geſetzt, und alle Segler waren erſchrocken um die Stelle herumgekreuzt, an welcher ſie ſaß, und den Wind mit ihren langen Haaren ſpielen ließ; aber gegen Abend hatte ſich der Himmel mit Wolken bezogen; es hatte geblitzt und gedonnert, während die ſchwarze See die gewaltigen Eisberge hoch emporſchleudernd in dem rothen Lichte der Blitze erglühte. Auf allen Schiffen herrſchte Angſt und Grauſen; man zog die Segel ein; ſie aber ſaß ruhig auf ihrem ſchwimmenden Eisberg und ſah die blauen Blitze im Zickzack in die ſchäumende See hinunterfahren.

Wenn eine von den Schweſtern zuerſt über's Waſſer kam, war ſie immer entzückt von der Neuheit und Schönheit deſſen, was ſie geſehen; aber da ſie nun als erwachſene Mädchen hinaufſteigen durften, ſo oft ſie wollten,

wurden ſie gleichgültig und ſehnten ſich nach der Heimath; und nach Verlauf eines Monats ſagten ſie: es wäre da unten bei ihnen doch am allerſchönſten, und ſo recht gemüthlich fänden ſie es doch nirgend anders als dort.

Manchmal ſtiegen die fünf Schweſtern des Abends Arm in Arm über's Waſſer; ihre Stimmen waren ſchön, ſchöner als die der Menſchen; und wenn ein Sturm heraufzog, der manches Schiff zu zerſchellen drohte, ſchwammen ſie vor den Schiffen her und ſangen mit lieblicher Stimme: wie ſchön es ſei auf dem Grunde des Meeres, und baten die Seeleute, ſich nur nicht vor der Tiefe zu fürchten; aber dieſe konnten die Worte nicht verſtehen und glaubten, es wäre der Sturm; freilich bekamen ſie auch von den Schönheiten der Tiefe nichts zu ſehen; denn wenn das Schiff ſank, ertranken die Menſchen und kamen erſt todt hinunter zu des Meerkönigs Schloß.

Wenn die Schweſtern ſo am Abend Arm in Arm durch's Meer hinaufſtiegen, blieb die jüngſte ganz allein zurück, und ſah ihnen nach, und es war ihr, als müßte ſie weinen; aber die Meerfrauen haben keine Thränen, und leiden alſo deſto mehr.

»Ach, wäre ich doch erſt funfzehn Jahr alt!« ſagte

ſie, »ich weiß, daß ich gewiß die Welt dort oben, und die Menſchen, welche ſie bewohnen, ſehr lieb gewinnen werde.«

Endlich war ſie denn funfzehn Jahr alt.

»Sieh, nun haben wir Dich auch von der Hand!« ſagte ihre Großmutter, die alte Königin-Wittwe. »Komm nun her, ich will Dich ſchmücken gleich Deinen Schweſtern!« und ſie ſetzte ihr einen Kranz von weißen Lilien in's Haar; aber jedes Blatt in den Blumen war die Hälfte einer Perle; und die Alte ließ, um den hohen Rang der Prinzeſſin zu zeigen, acht große Auſtern ſich an ihrem Schwanze feſtklammern.

»Das thut ſo weh!« ſagte das kleine Meerweibchen.

»Ja, wenn man gepuzt ſein will, ſo muß man auch ein Bischen dafür leiden!« ſagte die Alte.

Ach, ſie hätte ſo gern die ganze Pracht von ſich geworfen, und den ſchweren Kranz zur Seite gelegt, ihre rothen Blumen im Garten ſtanden ihr viel beſſer: aber ſie durfte an ihrem Puze nichts ändern. Nun ſagte ſie der Alten Lebewohl! und ſtieg ſo leicht und klar wie eine Blaſe aus dem Waſſer auf.

Die Sonne war eben untergegangen, als ſie ihr Haupt über's Meer erhob, aber alle Wolken ſchimmerten

noch wie Gold und Rosen, und mitten in der blaßrothen Luft strahlte klar und schön der Abendstern, die Luft war mild und frisch, und das Meer war still und spiegelglatt. Ein großes Schiff mit drei hohen Masten lag vor Anker; nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn es rührte sich kein Lüftchen, und überall im Tauwerk und auf den Stangen saßen Matrosen. Musik erscholl und Gesang, und als der Abend dunkler wurde, zündete man Hunderte von bunten Lampen an; das sah fast aus, als wehten in der Luft die Flaggen aller Nationen. Das kleine Meerweibchen schwamm zum Kajütenfenster, und so oft sie vom Wasser emporgehoben wurde, konnte sie durch die spiegelhellen Scheiben in die Kajüte hineinsehen, in welcher viele reich gepunte Menschen standen; aber der Allerschönste von ihnen war doch der junge Prinz mit den großen schwarzen Augen. Er war gewiß nicht über sechzehn Jahre alt, und heute war sein Geburtstag; der wurde hier auf dem Schiffe gefeiert. Die Matrosen tanzten auf dem Verdeck, und als der junge Prinz heraustrat, stiegen Hunderte von Raketen gen Himmel; das leuchtete wie der helle Tag, so daß das kleine Meerweibchen ganz erschrocken unter's Wasser tauchte; aber bald steckte sie doch das kleine Köpfchen wieder hervor, und

da war's, als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herunterfielen. Dergleichen Feuerkünste hatte sie noch nie gesehen, große Sonnen schnurrten rund um, prächtige Feuerfische schwangen sich hoch in die Luft, und alles dieses spiegelte sich ab in der stillen klaren See. Auf dem Schiffe selbst war's so hell, daß man jedes kleine Tau erkennen konnte, geschweige denn die Menschen. O, wie schön war doch der junge Prinz; und er drückte den Leuten die Hände, und scherzte und lachte, während die lieblichen Töne der Musik weit hinausschallten in die schöne, stille Nacht.

Es war schon spät, aber das kleine Meerweibchen konnte ihr Auge von dem Schiffe und dem schönen Prinzen nicht abwenden. Die bunten Lampen erloschen, die Raketen stiegen nicht mehr gen Himmel, es ertönte kein Kanonenschuß mehr; aber in der Tiefe sauste und brauste es. Sie saß inzwischen auf dem Wasser und ließ sich von den Wellen schaukeln, um dann und wann in die Kajüte hineinsehen zu können. Aber das Schiff begann sich schneller zu bewegen; ein Segel nach dem anderen breitete sich aus, die Wogen gingen stärker, große Wolken zogen herauf, und in der Ferne rollte der Donner. O, das mußte ein schreckliches Wetter werden! Daher

zogen die Matroſen alle Segel ein. In fliegender Fahrt wiegte ſich das große Schiff auf der wilden See, das Waſſer erhob ſich zu hohen ſchwarzen Bergen, die über dem Maſt zuſammenzuſchlagen drohten, aber wie ein Schwan tauchte das Schiff zwiſchen den mächtigen Wogen unter, und ſtieg wieder empor auf dem thurmhohen Waſſer. Das däuchte dem kleinen Meerweibchen eine luſtige Fahrt, aber dem Schiffsvolke däuchte es nicht ſo; das Schiff knatterte und gnatterte, die dicken Planken der Wände bogen ſich unter den ſtarken Schlägen der See, der Maſt zerknickte wie ein Rohr, und das Schiff fiel auf die Seite, während das Waſſer in den Raum drang. Nun ſah das kleine Meerweibchen, daß die Leute in Gefahr waren, ſie mußte ſich ſelbſt vor den auf dem Waſſer treibenden Balken und Brettern des Schiffes in Acht nehmen. Einen Augenblick war's ſo ſtockfinſter, daß ſie nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte, aber wenn's blitzte, ward es wieder ſo helle, daß ſie Alles auf dem Schiffe erkennen konnte; da tummelte ſich Jeder ſo gut er konnte; den jungen Prinzen ſuchte ſie vornehmlich, und ſie ſah ihn, als das Schiff zerborſt, in die tiefe See verſinken. Das freute ſie zuerſt, denn nun kam er ja zu ihr; — aber da fiel's ihr ein, daß die Menſchen ja im

Waſſer nicht leben können, und daß er nicht anders als todt zu ihres Vaters Schloſſe kommen konnte. Sterben — nein, das durfte er nicht; ſie ſchwamm alſo mitten unter die Balken und Planken, die auf dem Meere trieben, vergaß ganz, daß ſie von ihnen zerſchmettert werden konnte: tauchte tief unter's Waſſer, und ſtieg wieder hoch empor zwiſchen den Wogen, und kam zuletzt zu dem jungen Prinzen, der faſt nicht weiter konnte in der ſtürmenden See; Arme und Beine begannen ihm zu ermatten, die ſchönen Augen ſchloſſen ſich, er hätte ſterben müſſen, wäre das kleine Meerweibchen ihm nicht zu Hülfe gekommen. Sie hielt ihm den Kopf über Waſſer, und ließ ſich mit ihm treiben, wohin die Wellen wollten.

Am Morgen war das ſchlimme Wetter vorüber, vom Schiffe war nicht eine Spur zu ſehen, die Sonne ſtieg roth und hell aus dem Waſſer hervor, es ſchien als ob des Prinzen Wangen ſich belebten, aber ſeine Augen blieben noch geſchloſſen. Das Meerweibchen küßte ihn auf die hohe Stirn, und ſtrich ſein naſſes Haar zurück; ihr ſchien's, als gliche er der Marmorſtatue in ihrem kleinen Garten, und ſie küßte ihn wieder, und wünſchte, er möchte doch leben.

Nun ſah ſie vor ſich feſtes Land, die blauen Berge,

von deren Gipfel der weiße Schnee ſchimmerte, als wären's Schwäne, die dort lägen; unten an der Küſte waren ſchöne grüne Wälder, und vor dieſen lag eine Kirche oder ein Kloſter, was es war, wußte ſie nicht, aber ein Gebäude war es. Citronen- und Apfelſinenbäume wuchſen im Garten, und vor der Pforte ſtanden hohe Palmen. Die See machte hier eine kleine Bucht, da war das Waſſer ſpiegelblank, aber ſehr tief; hieher, an die Klippe, an welcher die See den feinen Sand aufgeſpült hatte, ſchwamm ſie mit dem jungen Prinzen, legte ihn in den Sand, und ſorgte beſonders dafür, daß ſein Kopf erhaben in dem warmen Sonnenſchein läge.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und es kamen viele junge Mädchen in den Garten. Da ſchwamm das kleine Meerweibchen hinaus in die See und verbarg ſich hinter hohen Steinen, die aus dem Waſſer hervorragten, bedeckte Kopf und Bruſt mit dem Schaum des Meeres, ſo daß kein Menſch ihr kleines Antlitz ſehen konnte, und ſchaute aus, wer nun wohl zu dem armen Prinzen käme.

Es dauerte nicht lange, ſo kam ein junges Mädchen; die ſchien ſehr heftig zu erſchrecken, als ſie ihn erblickte, aber nur auf einen Augenblick, da holte ſie mehrere Men-

ſchen, und das Meerweibchen ſah, daß der Prinz wieder in's Leben kam, und Allen um ihn her freundlich zulächelte; ihr lächelte er aber nicht zu; er wußte ja auch nicht, daß ſie ihn gerettet hatte. Sie wurde ſo betrübt, daß ſie, nachdem man den Prinzen in das große Gebäude geführt hatte, traurig untertauchte, und zu des Vaters Schloß zurückkehrte.

Immer war ſie ſtill und gedankenvoll geweſen, aber nun ward ſie es noch viel mehr. Die Schweſtern fragten ſie, was ſie das erſte Mal dort oben geſehen hätte, aber ſie erzählte ihnen nichts.

Manchen Abend und manchen Morgen ſtieg ſie dort auf, wo ſie den Prinzen verlaſſen hatte. Sie ſah, wie des Meeres Früchte reiften und gepflückt wurden, ſie ſah, wie der Schnee auf den hohen Bergen ſchmolz, aber den Prinzen ſah ſie nicht, und deshalb kehrte ſie mit jedem Tage trauriger zurück. Es war ihr einziger Troſt, in ihrem kleinen Garten zu ſitzen, und die ſchöne Marmorſtatue, die dem Prinzen ähnlich war, mit ihren Armen zu umſchlingen; aber ihrer Blumen wartete ſie nicht; die wuchſen wild über die Gänge hinaus und flochten ihre langen Stengel und Blätter in die Zweige der Bäume, ſo daß es dort ganz dunkel wurde.

Zuletzt konnte ſie es nicht länger aushalten, ſondern ſagte es einer von ihren Schweſtern; und da erfuhren es gleich die anderen alle, aber Niemand weiter als ſie, und noch ein paar andere Meerweibchen, die es Keinem weiter erzählten, als nur ihren genaueſten Freundinnen. Eine von dieſen wußte, wer der Prinz war, ſie hatte auch das Feſt auf dem Schiffe geſehen, und gehört, woher er war, und wo ſein Königreich lag.

»Komm, kleine Schweſter!« ſagten die anderen Prinzeſſinnen; und Arm in Arm ſtiegen ſie in einer langen Reihe vor des Prinzen Schloſſe aus dem Meere auf.

Dies war aus einer hellgelben glänzenden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, von denen eine bis zum Meere herunterführte. Prächtig vergoldete Kuppeln erhoben ſich über dem Dache und zwiſchen den Säulen, die das ganze Gebäude umgaben, ſtanden Marmorbilder, die zu leben ſchienen. Durch das klare Glas der hohen Fenſter ſah man hinein in die prächtigſten Säle, in denen koſtbare Gardinen und Teppiche von Seide hingen, und deren Wände mit großen Malereien ſo ſchön geſchmückt waren, daß es eine Luſt war, ſie zu ſehen. Mitten im größten Saale plätſcherte ein großer Springbrunnen, deſſen Strahl bis an die Glaskuppel in der

hohen Decke ſchoß, durch welche die Sonne ihr Licht auf das Waſſer und auf die ſchönen Pflanzen warf, welche in dem großen Baſſin wuchſen.

Nun wußte ſie, wo er wohnte, und dahin ſchwamm ſie manchen Abend und manche Nacht; ſie ging viel näher an's Land, als je eine von den anderen zu gehen gewagt hatte, ja ſie wagte ſich ſogar in den ſchmalen Canal unter dem prächtigen Marmoraltan, der einen langen Schatten über das Waſſer warf. Hier ſaß ſie, und ſchaute nach dem jungen Prinzen hin, der in dem hellen Mondſchein ganz allein zu wandern wähnte.

Sie ſah ihn manchen Abend mit Muſik in ſeinem prächtigen Boote mit wehenden Flaggen ſegeln; ſie guckte aus dem grünen Schilf hervor, und faßte der Wind ihren langen ſilberweißen Schleier, ſo glaubte Jeder, der es ſah, es ſei ein Schwan, der mit den Flügeln ſchlüge.

Des Nachts, wenn die Fiſcher bei Fackelſchein auf dem Meere lagen, hörte ſie oft aus ihrem Munde viel Gutes von dem jungen Prinzen, und es freute ſie, daß ſie ihm das Leben gerettet hatte, da er halbtodt auf den Wellen trieb, und ſie dachte daran, wie feſt ſein Haupt auf ihrer Bruſt geruht, und wie herzlich ſie ihn geküßt

hatte; — und er wußte nichts davon, konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mit jedem Tage wurden ihr die Menſchen lieber, und immer ſehnlicher wurde ihr Wunſch, zu ihnen hinaufſteigen zu können. Die Welt der Menſchen erſchien ihr bei weitem größer, als ihre eigene — ſie konnten ja auf Schiffen über das Meer hinfliegen, auf den hohen Bergen bis über die Wolken ſteigen, und die Länder, welche ſie beſaßen, erſtreckten ſich mit Wäldern und Feldern weiter, als der Blick des Auges reichte. Es gab ſo Vieles, was ſie gern gewußt hätte, aber die Schweſtern konnten ihr nicht über Alles Antwort geben; ſie fragte alſo die alte Großmutter, und die war mit der oberen Welt, wie ſie ſehr richtig das Feſtland nannte, gar wohl bekannt.

»Wenn die Menſchen nicht ertrinken,« fragte das kleine Meerweibchen, »können ſie dann immer leben, ſterben ſie gar nicht, wie wir hier unten im Meere?«

»Ja wohl,« ſagte die Alte, »ſie müſſen auch ſterben, und ihre Lebenszeit iſt kürzer als die unſrige. Wir leben dreihundert Jahre, aber wenn wir dann aufhören, zu ſein, ſo werden wir zu Schaum auf dem Waſſer, und haben nicht einmal ein Grab hier unten bei unſeren Lieben. Wir haben keine unſterbliche Seele, uns erwartet

kein anderes Leben, wir ſind gleich dem grünen Schilf; iſt das einmal geſchnitten, ſo kann es nimmer wieder grünen! Die Menſchen dagegen haben eine Seele, die immer lebt, lebt, auch wenn der Leib zu Erde wird; die ſteigt hinauf durch die klare Luft zu den ſchimmernden Sternen! Gleichwie wir aus dem Meere auftauchen und der Menſchen Länder ſehen, ſo tauchen ſie auf zu unbekannten ſchönen Stätten, die unſer Auge nimmer ſchauen wird.«

»Warum bekamen wir keine unſterbliche Seele?« ſagte das kleine Meerweibchen ganz betrübt; »ich wollte gern alle meine hundert Jahre hingeben, um nur einen Tag ein Menſch zu ſein, und dann Antheil an der himmliſchen Welt zu erlangen!«

»Solche Gedanken mußt Du Dir nicht machen!« ſagte die Alte, »wir haben es hier viel beſſer, ſind viel glücklicher, als die Menſchen dort oben!«

»Ich ſoll alſo ſterben, und wie der Schaum auf dem Meere zerfließen, ſoll nicht mehr die Muſik der Wellen hören, nicht die ſchönen Blumen ſehen und die rothe Sonne! Kann ich denn gar nichts thun, um eine unſterbliche Seele zu gewinnen?«

»Nein,« ſagte die Alte, »nur wenn ein Menſch Dich

ſo lieb gewänne, daß Du ihm mehr wäreſt als Vater und Mutter, wenn er mit ſeiner ganzen Seele an Dir hinge und mit dem Gelübde ewiger Treue vom Prieſter ſeine rechte Hand in die Deinige legen ließe, dann flöſſe ſeine Seele über in Deinen Leib, und Du bekämeſt Antheil an dem Glücke der Menſchen. Er gäbe Dir eine Seele, und behielte doch ſeine eigene! Aber das kann nie geſchehen. Was hier im Meere gerade das Schönſte iſt, Dein Fiſchſchwanz — den finden ſie auf der Erde häßlich; ſie verſtehen es nicht beſſer; man muß dort zwei klotzige Stützen, Beine genannt, beſitzen, um für ſchön zu gelten.«

Da ſeufzte das kleine Meerweibchen, und blickte traurig auf ihren Fiſchſchwanz.

»Laß uns vergnügt ſein!« ſagte die Alte; »wir wollen hüpfen und ſpringen in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben — das iſt wahrhaftig Zeit genug, hernach kann man deſto ruhiger in ſeinem Grabe ſchlafen. Heut' Abend haben wir Hofball!«

Das war eine Pracht, wie man ſie auf Erden niemals ſieht. Wände und Decke des großen Tanzſaales waren von dickem, aber klarem Glas. Viele hundert koloſſale Muſchelſchalen — roſenrothe und grasgrüne —

ſtanden auf beiden Seiten mit einem blauen brennenden Feuer, welches den ganzen Saal erleuchtete und durch die Wände ſchien, ſo daß die See da draußen ganz erhellt war; man konnte alle die unzähligen großen und kleinen Fiſche ſehen, die zur Glaswand geſchwommen kamen; an einigen ſchimmerten die Schuppen purpurroth, an anderen glänzten ſie wie Gold und Silber. — Mitten durch den Saal floß ein breiter Strom, und auf dieſem tanzten Meermänner und Meerfrauen zu ihrem eigenen ſchönen Geſange. So ſchöne Stimmen findet man nicht bei den Menſchen auf Erden. Das kleine Meerweibchen ſang von Allen am ſchönſten, und Alle klatſchten ihr lauten Beifall zu; da fühlte ſie für einen Augenblick Freude im Herzen; denn nun wußte ſie, daß ſie die allerſchönſte Stimme auf Erden und im Meere hatte! Aber bald mußte ſie doch wieder an die Welt dort oben denken; ſie konnte den ſchönen Prinzen nicht vergeſſen, und nicht den Kummer, daß ſie nicht wie er eine unſterbliche Seele beſäße. Deshalb ſchlich ſie aus ihres Vaters Hauſe, und während drinnen Alles ſang und ſich freute, ſaß ſie betrübt in ihrem kleinen Garten. Da hörte ſie ein Waldhorn durch das Waſſer klingen, und dachte: nun ſegelt er gewiß dort oben, er, der mir

lieber iſt als Vater und Mutter, er, dem meine Gedanken allezeit folgen, und in deſſen Hand ich das Glück meines Lebens legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unſterbliche Seele zu gewinnen. Während meine Schweſtern in dem Schloſſe meines Vaters tanzen, will ich zur Meerhexe gehen, zu ihr, vor der ich allezeit mich fürchtete, vielleicht kann ſie mir rathen oder helfen!

Nun ging das kleine Meerweibchen aus ihrem Garten und zu dem brauſenden Malſtrom, hinter welchem die Hexe wohnte. Den Weg hatte ſie noch nie gemacht; da wuchſen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sand dehnte ſich bis zum Malſtrom hin, wo das Waſſer gleich brauſenden Mühlrädern herumwirbelte, und Alles, was es faßte, mit ſich in die Tiefe hinabriß; mitten durch dieſe zermalmenden Wirbel mußte ſie gehen, um in das Gebiet der Hexe zu kommen; und hier führte der Weg eine lange Strecke über warmen ſprudelnden Schlamm, welchen die Hexe ihr Torfmoor nannte. Hinter dieſem lag ihr Haus mitten in einem ſeltſamen Walde. Alle Bäume und Büſche waren halb Thier, halb Pflanze; es waren Polypen, die gleich hundertköpfigen Schlangen aus der Erde hervorſchoſſen; ihre langen ſchleimigen Arme

bildeten die Zweige, ihre Finger glichen geſchmeidigen Würmern, und von der Wurzel bis zum höchſten Gipfel war jedes Glied in Bewegung. Alles, was ſie im Meere ergreifen konnten, umſchnürten ſie feſt, und ließen es nicht wieder fahren. Das kleine Meerweibchen blieb vor dieſem Walde erſchrocken ſtehen; ihr Herz klopfte vor Angſt, faſt wäre ſie umgekehrt; aber da dachte ſie an den Prinzen und an der Menſchen Seele, und das belebte wieder ihren Muth. Ihr langes flatterndes Haar band ſie feſt um den Kopf, damit die Polypen ſie nicht daran ergreifen möchten; beide Hände legte ſie über die Bruſt zuſammen, und ſo flog ſie, wie der Fiſch durch's Waſſer ſchießt, mitten unter die häßlichen Polypen hinein, welche die geſchmeidigen Arme und Finger nach ihr ausſtreckten. Sie ſah, wie jeder von den Polypen etwas, was er gegriffen hatte, feſthielt; mit hundert ſtarken Armen umklammerte er es wie mit eiſernen Banden — Menſchen, die auf der See umgekommen und in die Tiefe geſunken waren, Schifferuder und Kiſten, Skelette von Landthieren, und — was das Allerſchrecklichſte war, auch ein kleines Meerweibchen, das ſie gefangen und erſtickt hatten.

Nun kam ſie an einen großen, mit Schleim bedeckten

Platz im Walde, wo große feiste Waſſerſchnecken, ſich auf den Rücken wälzend, ihren häßlichen weißgelben Bauch zeigten. In der Mitte dieſes Platzes war ein Haus von den weißen Gebeinen geſtrandeter Menſchen errichtet, und da ſaß die Hexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde eſſen, wie Menſchen wohl einen kleinen Kanarienvogel mit Zucker zu füttern pflegen. Die häßlichen fetten Waſſerſchnecken nannte ſie ihre kleinen Küchlein, und ließ ſie auf ihrer großen ſchwammigen Bruſt ſich wälzen.

»Ich weiß wohl, was Du willſt!« ſagte die Meerhexe, »das iſt ein dummer Streich von Dir! Indeſſen ſollſt Du Deinen Willen haben; denn der bringt Dich in's Unglück, meine ſchöne Prinzeſſin! Du willſt Deinen Fiſchſchwanz gerne los ſein, und ſtatt deſſen zwei Stümpfe zum Gehen haben, wie die Menſchen, damit der junge Prinz ſich in Dich verliebe, und Du ihn und eine unſterbliche Seele bekommeſt!« Dabei lachte die Hexe ſo laut und häßlich, daß die Kröte und die Schnecken auf die Erde herabfielen und ſich dort wälzten. »Du kommſt gerade zur rechten Zeit,« ſagte die Hexe; »morgen, wenn die Sonne aufgeht, hätte ich Dir nicht helfen können, bevor ein Jahr wieder um iſt. Ich will Dir einen Trank kochen, mit dem mußt Du, wann die Sonne aufgeht,

ans Land ſchwimmen. Dort ſetze Dich auf den Strand und trinke ihn, ſo geht Dein Fiſchſchwanz weg und ſchrumpft zu den Dingern zuſammen, welche die Menſchen Beine nennen; aber es thut weh, wie wenn ein ſcharfes Schwert Dich durchſchnitte. Alle, die Dich ſehen, werden ſagen, Du ſeieſt das ſchönſte Menſchenkind, das ſie geſehen haben! Du behältſt Deinen ſchwebenden Gang, keine Tänzerin wird es Dir gleichthun, aber bei jedem Schritte wird Dir's ſein, als träteſt Du auf ſcharfe Meſſer, und Dein Blut müßte fließen. Willſt Du das Alles leiden, ſo will ich Dir helfen!«

»Ja!« ſagte das Meerweibchen mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und an die unſterbliche Seele.

»Aber bedenke wohl,« ſagte die Hexe, »wenn Du einmal menſchliche Geſtalt angenommen haſt, ſo kannſt Du nie wieder zu einem Meerweibchen werden. Nie kannſt Du durch das Waſſer zu Deinen Schweſtern und Deines Vaters Schloß hinabſteigen; und gewinnſt Du nicht des Prinzen Liebe, ſo daß er um Deinetwillen Vater und Mutter vergißt, von ganzer Seele an Dir hängt, und vom Prieſter Eure Hände in einander legen läßt, ſo daß ihr Mann und Frau werdet, ſo bekommſt Du keine unſterbliche Seele. Am erſten Morgen, nachdem er ſich

mit einer Anderen vermählt hat, muß Dein Herz brechen und Du wirſt Schaum auf dem Waſſer.«

»Ich will es!« ſagte das kleine Meerweibchen, und war blaß wie der Tod.

»Aber Du mußt mich auch bezahlen!« ſagte die Hexe, »und es iſt nicht wenig, was ich verlange. Du haſt die ſchönſte Stimme von Allen hier auf des Meeres Grund, damit denkſt Du wohl ihn zu bezaubern, aber nein, die Stimme muß ich haben. Das Beſte, was Du haſt, mußt Du mir für meinen köſtlichen Trank geben! ich muß Dir darin ja mein eigen Blut zu trinken geben, damit der Trank ſcharf werde, wie ein zweiſchneidig Schwert.«

»Aber wenn Du mir die Stimme nimmſt,« ſagte das kleine Meerweibchen, »was bleibt mir dann noch übrig?«

»Deine ſchöne Geſtalt,« ſagte die Hexe, »Dein ſchwebender Gang, Dein ſprechendes Auge; damit kannſt Du ein Menſchenherz wohl bethören. Na, haſt Du den Muth verloren? Streck' die kleine Zunge heraus, damit ich ſie abſchneide, ſo ſollſt Du dafür meinen kräftigen Trank haben.«

»Es geſchehe!« ſagte das kleine Meerweibchen, und die Hexe ſetzte ihren Keſſel an's Feuer, um den Zauber-

trank zu kochen. »Es geht doch nichts über die Reinlichkeit!« sagte sie, und scheuerte den Kessel mit den Schnecken, die sie in einen Knoten zusammenband; darauf ritzte sie sich selbst in die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineinträufeln; der Dampf nahm die sonderbarsten Gestalten an, so daß man angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als er recht im Kochen war, klang es wie das Weinen eines Krokodils. Endlich war der Trank fertig — er sah aus, wie das klarste Wasser!

»Da hast Du ihn!« sagte die Hexe, und schnitt dem kleinen Meerweibchen die Zunge ab. Nun war sie stumm und konnte weder singen, noch sprechen.

»Wenn die Polypen Dich auf dem Rückwege durch meinen Wald greifen sollten,« sagte die Hexe, »so laß nur einen Tropfen von diesem Trank auf sie fallen, und ihre Arme und Finger werden in tausend Stücke zerspringen!« Aber das war nicht nöthig; die Polypen zogen sich erschrocken vor dem kleinen Meerweibchen zurück, als sie den schrecklichen Trank wie einen strahlenden Stern in ihrer Hand funkeln sahen. So kam sie bald durch den Wald, das Moor und den brausenden Malstrom.

Sie konnte ihres Vaters Schloß sehen, die Fackeln

im großen Tanzſaale waren erloſchen; gewiß ſchliefen ſchon Alle, aber doch wagte ſie nicht, ihre Lieben noch einmal zu ſehen, da ſie ja ſtumm war, und ſie für immer nun verlaſſen wollte. Es war, als wollte ihr das Herz vor Kummer zerſpringen. Sie ſchlich ſich in den Garten, nahm von dem Beete jeder Schweſter eine Blume, warf tauſend Kußhände dem Schloſſe zu, und ſtieg hinauf durch das dunkelblaue Meer.

Die Sonne war noch nicht hervorgekommen, als ſie des Prinzen Schloß erblickte, und die prächtige Marmortreppe hinaufſtieg. Der Mond ſchien wundervoll klar. Das kleine Meerweibchen trank den ſcharfen, brennenden Trank, und es war ihr, als ginge ein zweiſchneidig Schwert durch all' ihre Glieder, ſie fiel in Ohnmacht, und lag wie todt da. Als die Sonne über der See hervorblickte, erwachte ſie, und fühlte einen brennenden Schmerz; aber vor ihr ſtand der ſchöne junge Prinz, und heftete ſeine kohlſchwarzen Augen auf ſie, ſo daß ſie die ihrigen niederſchlagen mußte. Da ſah ſie, daß ihr Fiſchſchwanz verſchwunden war, und daß ſie ſo niedliche kleine weiße Beine hatte, wie ein Mägdlein nur haben kann; aber ſie war ganz nackend, und hüllte ſich daher in ihr langes ſchwarzes Haar. Der Prinz fragte, wer ſie wäre, und

wie ſie dahin gekommen, und ſie ſchaute ihn mit ihren dunkelblauen Augen ſo mild und doch ſo traurig an — ſprechen konnte ſie ja nicht! Da nahm er ſie bei der Hand und führte ſie in's Schloß. Bei jedem Schritte, den ſie machte, war's, wie die Hexe vorhergeſagt hatte, als träte ſie auf ſpitze Nadeln und ſcharfe Meſſer, aber das duldete ſie gern; an des Prinzen Hand ſtieg ſie leicht, wie eine Blaſe aus dem Meere, die Treppe hinan, und er und Alle wunderten ſich über ihren ſchwebenden anmuthvollen Gang.

Köſtliche Kleider von Seide und Mouſſelin wurden ihr jetzt angelegt; von Allen im Schloſſe war ſie die ſchönſte, aber ſie war ſtumm; konnte weder reden, noch ſingen. Schöne Sclavinnen in Gold und Seide gekleidet kamen herein und ſangen vor dem Prinzen und ſeinen königlichen Aeltern; eine unter ihnen ſang ſchöner als alle anderen, und der Prinz klatſchte in die Hände und lächelte ſie an; da ward das kleine Meerweibchen ſehr betrübt, ſie wußte, daß ſie ſelbſt viel ſchöner hatte ſingen können. »O,« dachte ſie, »er ſollte nur wiſſen, daß ich, um bei ihm zu ſein, für alle Ewigkeit meine Stimme dahin gegeben habe!«

Nun tanzten die Sclavinnen in niedlichen, ſchweben-

den Reihen zu der herrlichſten Muſik; da erhob das kleine Meerweibchen ſeine ſchönen weißen Arme, und ſchwebte auf den Spitzen der Zehen über den Boden hin, tanzte, wie noch kein Menſch getanzt hat; bei jeder Bewegung ward ihre Schönheit ſichtbarer, und ihr Auge ſprach tiefer zum Herzen, als der Geſang der Sclavinnen.

Alle waren entzückt, beſonders der Prinz, der ſie nun ſeinen kleinen Findling nannte, und ſie tanzte und tanzte, obgleich jede Berührung des Fußbodens ihren Füßen ſtechende Schmerzen verurſachte. Der Prinz ſagte, ſie ſollte immer bei ihm ſein, und ſie bekam die Erlaubniß, vor ſeiner Thür auf einem Sammetkiſſen zu ſchlafen.

Er ließ ihr eine Mannskleidung machen, damit ſie ihn zu Pferde begleiten könnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihr die Schulter ſtreiften, und die kleinen Vögel hinter friſchen Blättern ſangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge, und obgleich ihre feinen Füße bluteten, lachte ſie deſſen, und folgte ihm, bis ſie die Wolken unter ſich ſchwimmen ſahen, gleich einer Schaar von Vögeln, die in fremde Länder ziehen.

Daheim auf des Prinzen Schloß, wenn in der Nacht die Anderen ſchliefen, ging ſie hinaus auf die breite Mar-

mortreppe, und kühlte ihre brennenden Füße in dem kalten Seewaſſer, und dachte an die da unten in der Tiefe.

Einmal in der Nacht kamen ihre Schweſtern Arm in Arm, und ſangen ſo traurig, während ſie über das Waſſer ſchwammen, und ſie nickte ihnen zu, und die Schweſtern erkannten ſie, und erzählten, wie viel Kummer ſie ihnen Allen gemacht hätte. Seitdem beſuchten die Schweſtern ſie jede Nacht, und einmal ſah ſie auch in weiter Ferne die alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht mehr aus dem Meere herausgekommen war, und den Meerkönig mit der Krone auf dem Kopfe, die ſtreckten Beide ihr die Hände entgegen, aber ſie wagten ſich nicht ſo nahe an's Land, wie die Schweſtern.

Mit jedem Tage wurde ſie dem Prinzen theurer, er hatte ſie ſo lieb, wie man nur ein gutes, liebes Kind haben kann; aber ſie zu ſeiner Königin zu machen — das fiel ihm nicht ein, und ſeine Gemahlin mußte ſie werden, ſonſt bekam ſie keine unſterbliche Seele, ſondern mußte an ſeinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf der See werden.

»Haltſt Du von mir nicht mehr, als von allen den Anderen?« ſchien ihr Auge zu ſagen, wenn er ſie in ſeine Arme nahm, und ſie auf ihre ſchöne Stirn küßte.

»Ja, Du biſt mir ſehr lieb,« ſagte der Prinz, »Du haſt das beſte Herz von Allen zuſammen, Du biſt mir am Innigſten ergeben, und Du gleichſt einem jungen Mädchen, das ich einmal ſah, das ich aber gewiß nicht wieder ſehen werde. Ich befand mich auf einem Schiffe, welches ſtrandete; die Wellen warfen mich an's Land bei einem heiligen Tempel, in welchem mehrere junge Mädchen Dienſte thaten; die jüngſte unter ihnen fand mich am Strande, und rettete mir das Leben. Ich ſah ſie nur zwei Male; ſie iſt die Einzige in dieſer Welt, die ich lieben könnte, aber Du gleichſt ihr, Du verdrängſt beinahe ihr Bild aus meiner Seele; ſie gehört dem heiligen Tempel an, und deshalb hat mein gutes Glück Dich mir geſandt, wir wollen uns nimmer trennen!« — »Ach, er weiß nicht, daß ich ihm das Leben gerettet habe!« dachte das kleine Meerweibchen, »ich trug ihn über die See zum Walde, wo der Tempel ſteht; ich ſaß hinter dem Schaum und ſah mich um, ob keine Menſchen kämen. Ich ſah das ſchöne Mädchen, das er lieber hat als mich!« und das Meerweibchen ſeufzte tief — weinen konnte ſie nicht. »Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er geſagt, ſie kommt nie in die Welt hinaus; ſie begegnen ſich nicht mehr, ich bin bei ihm,

ſehe ihn täglich, ich will ihn pflegen, ihn lieben, ihm mein Leben opfern!«

»Nun ſoll der Prinz heirathen,« flüſterte man ſich zu, »und zwar des Nachbarkönigs ſchöne Tochter! Das iſt der Grund, weshalb man ein ſo prächtiges Schiff ausrüſtet. Es heißt zwar, der Prinz reiſet, um des Nachbarkönigs Lande zu beſehen, aber es geſchieht, um des Nachbarkönigs Tochter zu beſehen; ein groſſes Gefolge wird ihn begleiten;« — aber das kleine Meerweibchen ſchüttelte den Kopf und lachte, ſie kannte des Prinzen Gedanken beſſer, als alle Anderen. »Ich muß reiſen,« hatte er zu ihr geſagt, »ich muß die ſchöne Prinzeſſin ſehen, meine Eltern verlangen es; aber zwingen wollen ſie mich nicht, daß ich ſie als meine Braut heimführe! Ich kann ſie nicht lieben, ſie gleichet nicht dem ſchönen Mädchen im Tempel, wie Du ihr gleichſt; ſollte ich einmal eine Braut erwählen, ſo würdeſt Du es eher ſein, mein ſtummes Findelkind mit den ſprechenden Augen!« und er küßte ſie auf den rothen Mund, ſpielte mit ihrem langen Haar, und legte ſeinen Kopf an ihre Bruſt, und ſie träumte von Menſchenglück und einer unſterblichen Seele!

»Du fürchteſt Dich doch nicht vor dem Meere, mein

ſtummes Kind!« ſagte er, als ſie auf dem prächtigen Schiffe ſtanden, das ihn zu des Nachbarkönigs Landen führen ſollte, und er erzählte ihr vom Sturm, und von der Meeresſtille, von den ſeltſamen Fiſchen in der Tiefe, und was der Taucher dort geſehen hatte, und ſie lächelte bei ſeiner Erzählung, ſie kannte ja viel beſſer als jeder Andere des Meeres Grund!

In der mondhellen Nacht, wenn außer dem Steuermann am Ruder Alle ſchliefen, ſaß ſie auf dem Bord des Schiffes, und blickte ſtarr hinunter durch das klare Waſſer, und es ſchien ihr, als ſähe ſie ihres Vaters Schloß, auf deſſen Spitze die alte Großmutter mit der ſilbernen Krone ſtand und durch die ſich kreuzenden Strömungen zu des Schiffes Kiel hinaufſchaute. Die Schweſtern kamen über's Waſſer und blickten kummervoll auf ſie, und rangen ihre Hände; ſie winkte ihnen zu, lächelte und wollte erzählen, daß Alles gut und glücklich ginge; aber der Schiffsjunge näherte ſich ihr, und die Schweſtern tauchten unter, ſo daß er glaubte, das Weiße, was er geſehen, wäre nur der Schaum der See geweſen.

Am folgenden Morgen lief das Schiff bei des Nachbarkönigs prächtiger Stadt in den Hafen ein. Alle Kirchenglocken läuteten, von den hohen Thürmen bliesen Po-

saunen, und mit wehenden Fahnen und blinkenden Bajonnetten standen die Soldaten in Reihe und Glied. Jeden Tag war ein Fest. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da, sie wurde in einem heiligen Tempel in weiter Ferne erzogen, da lernte sie alle königlichen Tugenden. Endlich traf sie ein.

Das kleine Meerweibchen war begierig, ihre Schönheit zu sehen, und sie mußte anerkennen, eine lieblichere Schönheit hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war so fein und durchsichtig, und hinter den langen dunkeln Wimpern lächelte ein Paar treuer, schwarzer Augen.

»Sie ist's!« rief der Prinz, »sie ist's, die mir das Leben rettete, als ich wie todt am Strande lag!« und er drückte seine erröthende Braut in seine Arme. »O, ich bin allzuglücklich!« sagte er zu dem kleinen Meerweibchen. »Was ich nie zu hoffen wagte, ist erfüllt. Du wirst Dich meines Glückes freuen, denn unter Allen hältst Du doch von mir am meisten!« Und das kleine Meerweibchen küßte seine Hand, und schon glaubte sie, ihr Herz werde brechen. Sein Hochzeitsmorgen sollte ihr ja den Tod geben, und sie in Meeresschaum verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, Herolde ritten durch die Straßen und verkündeten die Verlobung. Auf allen Al-

tären brannte duftendes Oel in köſtlichen Lampen. Die Prieſter ſchwangen die Weihrauchfäſſer, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen des Biſchofs Segen. Das kleine Meerweibchen ſtand in Gold und Seide gekleidet hinter der Braut, und hielt ihre Schleppe, aber ihr Ohr hörte nicht die feſtliche Muſik, ihr Auge ſah nicht die heilige Ceremonie, ſie dachte an ihre Todesnacht, an Alles, was ſie in dieſer Welt verloren hatte.

Noch am ſelben Abend gingen Braut und Bräutigam an Bord des Schiffes, die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten und mitten auf dem Schiffe war ein köſtliches Zelt von Gold und Purpur mit den ſchönſten Kiſſen errichtet — da ſollte das Brautpaar ſchlafen in der ſtillen kühlen Nacht.

Die Segel ſchwellten im Winde, das Schiff glitt leicht über die klare See dahin.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet, und die Matroſen tanzten luſtige Tänze auf dem Verdecke. Das kleine Meerweibchen mußte an jenen Tag denken, wo ſie zuerſt aus dem Meere auftauchte und dieſelbe Pracht und Freude ſah, und ſie wirbelte ſich im Tanze herum, wie eine verfolgte Schwalbe flog ſie dahin,

und Alle jubelten ihr Bewunderung zu — noch nie hatte ſie ſo herrlich getanzt; es ſchnitt wie mit ſcharfen Meſſern durch ihre Füße; ſie fühlte es nicht, es ſchnitt ſie noch ſchmerzlicher durch's Herz. Sie wußte, es war der letzte Abend, daß ſie ihn ſah, um deſſentwillen ſie Familie und Heimath verlaſſen, ihre ſchöne Stimme dahingegeben, unſägliche Schmerzen gelitten hatte, ohne daß er es nur ahnte. Es war die letzte Nacht, daß ſie die gleiche Luft mit ihm einathmete, das tiefe Meer, den ſternenklaren Himmel ſah; eine ewige Nacht erwartete ſie; eine Seele hatte ſie nicht, konnte ſie nicht mehr gewinnen. Und auf dem Schiffe war Alles voll Luſt und Freude bis nach Mitternacht; und ſie lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte ſeine ſchöne Braut, und ſie ſpielte mit ſeinem Haar, und Arm in Arm gingen ſie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Da ward's ſtille auf dem Schiffe; nur der Steuermann ſtand am Ruder; das kleine Meerweibchen legte ihren weißen Arm auf den Rand des Deckes, und ſah gen Oſten nach der Morgenröthe; der erſte Sonnenſtrahl ſollte ſie ja tödten. Da ſah ſie ihre Schweſtern aus dem Meere aufſteigen; ſie waren bleich gleich ihr, ihr langes ſchönes Haar flatterte nicht mehr im Winde, es war abgeſchnitten.

»Wir haben es der Hexe gegeben, um Dir zu helfen, daß Du diese Nacht nicht sterbest! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst Du, wie scharf? Bevor die Sonne aufgeht, mußt Du es in des Prinzen Herz stoßen, und wenn sein warmes Blut auf Deine Füße spritzet, dann wachsen sie wieder zu einem Fischschwanz zusammen, und Du wirst wieder ein Meerweibchen, kannst zu uns in's Wasser kommen, und Deine dreihundert Jahre leben, ehe Du zum todten, salzigen Meeresschaum zerfließest. Beeile Dich! Einer muß sterben, Du oder er, bevor die Sonne aufgeht. Unsere alte Großmutter ist so voll Grames, daß ihr weißes Haar abgefallen ist, wie das unserige unter der Scheere der Hexe. Tödte den Prinzen und komm zurück! Beeile Dich, siehst Du den rothen Streifen dort am Himmel? In einigen Minuten steigt die Sonne herauf, und Du mußt sterben.« Und sie seufzten tief und sanken unter in den Wellen.

Das kleine Meerweibchen zog den Purpurteppich von dem Zelte weg, und sie sah die schöne Braut mit ihrem Kopfe an des Prinzen Brust gelehnt schlafen, und sie beugte sich, küßte ihn auf die hohe Stirn, sah gen Himmel, wo die Morgenröthe heller und heller leuchtete, sah

auf das scharfe Messer und heftete wieder den Blick auf den Prinzen, der im Traume die Braut bei Namen rief — sie also lag ihm allein im Sinne, und das Messer zitterte in des Meerweibchens Hand; — aber da warf sie es weit hinaus in die Wellen, und das Wasser spritzte hoch auf und die Tropfen schimmerten roth wie Blut. Noch einmal blickte sie mit brechendem Auge auf den Prinzen, stürzte vom Schiffe in's Meer, und fühlte ihren Leib in Schaum zerfließen.

Nun stieg die Sonne aus dem Meere hervor, die Strahlen fielen mild und warm auf den todeskalten Meeresschaum, und das kleine Meerweibchen fühlte nicht den Tod, sie sah die klare Sonne und vor derselben schwebten Hunderte durchsichtiger, herrlicher Geschöpfe, sie konnte durch dieselben hindurch des Schiffes weiße Segel und des Himmels rothe Wolken sehen; und die Stimme dieser Wesen war Melodie, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr sie hören konnte, gleich wie sie selbst von keinem menschlichen Auge gesehen wurden; ohne Flügel schwebten sie, von ihrer eigenen Leichtigkeit getragen, durch die Luft. Das kleine Meerweibchen sah, daß sie selbst gleich jenen einen Körper hatte, der sich mehr und mehr aus dem Schaume hervorhob.

»Wohin komme ich?« fragte ſie, und ihre Stimme klang wie die der anderen Weſen, ſo geiſtig, daß keine irdiſche Muſik ſie wiedergeben kann.

»Zu den Töchtern der Luft!« antworteten die Anderen. »Das Meerweibchen hat keine unſterbliche Seele, und kann eine ſolche nie erlangen, als nur durch eines Menſchen Liebe! Ihr ewiges Daſein hängt ab von einer fremden Macht. Die Töchter der Luft haben auch keine ewige Seele, aber ſie können durch gute Werke eine ſolche erlangen. Wir fliegen in die heißen Länder, wo die Menſchen in der glühenden Peſtluft verſchmachten, und wehen ihnen Kühlung zu. Wir verbreiten den Duft der Blumen durch die Luft, und ſenden Heilung und Erquickung. Wenn wir dreihundert Jahre das Gute zu thun geſtrebt haben, ſo viel wir konnten, dann bekommen wir eine unſterbliche Seele, und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menſchen. Du armes kleines Meerweibchen haſt von ganzem Herzen nach demſelben Ziele geſtrebt, wie wir, haſt gelitten und geduldet, und in die Welt der Luftgeiſter Dich erhoben; nun kannſt Du ſelbſt in dreihundert Jahren Dir durch gute Werke eine ewige Seele erwerben.«

Und das kleine Meerweibchen hob ihre klaren Arme

gegen Gottes Sonne empor, und zum erſten Male fühlte ſie Thränen in ihren Augen. — Auf dem Schiffe war es wieder voll Lärm und Leben, ſie ſah den Prinzen mit ſeiner ſchönen Braut nach ihr ſuchen; wehmüthig ſchauten Beide auf den ſprudelnden Schaum, als ob ſie wüßten, daß ſie ſich in die Wogen geſtürzt hatte. Unſichtbar küßte ſie die Stirn der Braut, lächelte ihn an, und ſtieg mit den anderen Kindern der Luft hinauf zur roſenrothen Wolke, die in der Luft ſegelte.

»Nach dreihundert Jahren ſchweben wir ſo in Gottes Reich!«

»Auch früher können wir dahin kommen,« flüſterte eine. »Unſichtbar ſchweben wir in die Häuſer der Menſchen, wo ſich Kinder finden, und für jeden Tag, da wir ein gutes Kind finden, das ſeinen Eltern Freude macht, und ihre Liebe verdient, verkürzt Gott unſere Probezeit. Die Kinder wiſſen's nicht, wenn wir durch's Zimmer fliegen, und müſſen wir vor Freude über ſeine Frömmigkeit lächeln, ſo wird von den dreihundert Jahren eins hinweggenommen; aber ſehen wir ein unartiges und böſes Kind, dann weinen wir Thränen des Kummers, und jede Thräne legt einen Tag zu unſerer Probezeit hinzu!« —

IX.

Des Kaiſers neue Kleider.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Kaiſer, der ſo über die Maßen viel von ſchönen neuen Kleidern hielt, daß er all' ſein Geld ausgab, um nur immer recht gepunt zu ſein. Er kümmerte ſich nicht um ſeine Soldaten, machte ſich nichts aus Komödie und Spazierfahrten, als nur um ſeine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und wenn man ſonſt von einem Könige ſagt, er iſt im Rathe, ſo ſagte man hier immer: »der Kaiſer iſt in der Garderobe!« —

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es luſtig her, täglich kamen viele Fremde an, und einmal kamen auch zwei Betrüger; die gaben ſich für Weber aus, und ſagten, ſie könnten ein Zeug weben, ſo ſchön, wie man's ſich nur wünſchen kann. Nicht allein Farben

und Muster wären von ungewöhnlicher Schönheit, sondern die Kleider, welche man aus diesem Zeuge machte, hatten die wunderbare Eigenschaft, daß sie für Jedermann unsichtbar wären, der entweder nicht für sein Amt paßte, oder auch unaussprechlich dumm wäre.

»Das sind ja prächtige Kleider,« dachte der Kaiser, »wenn ich die anhabe, so kann ich ja leicht die Dummen von den Klugen unterscheiden, und auch dahinter kommen, welche Leute in meinem Reiche für ihr Amt untauglich sind! ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden!« und er gab den beiden Betrügern viel Geld als Vorschuß, damit sie ungesäumt ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie stellten also zwei Webstühle auf, thaten, als wenn sie arbeiteten, aber hatten nicht einen Faden auf der Spule. Mir nichts, dir nichts verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie aber in ihre eigene Tasche, und arbeiteten mit leeren Webstühlen bis in die späte Nacht hinein.

»Ich möchte wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!« dachte der Kaiser, aber es war ihm ordentlich ein bischen wunderlich um's Herz, wenn er daran dachte, daß ein Dummer oder zu seinem Amte Untauglicher es nicht sehen könnte; nun meinte er zwar, für sich selbst brauchte

er nicht bange zu sein, aber er wollte doch lieber erst Jemanden hinschicken, ehe er selbst zusähe, wie es sich machte. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche wunderbare Eigenschaft das Zeug hatte, und alle waren begierig zu sehen, wie unbrauchbar oder dumm ihr Nachbar wäre.

»Ich will meinen alten ehrlichen Minister zu den Webern senden!« dachte der Kaiser, der kann am besten sehen, wie das Zeug sich ausnimmt; denn er hat Verstand, und Niemand führt sein Amt besser als er!«

Nun ging der brave alte Minister in den Saal, wo die Betrüger saßen und an leeren Stühlen arbeiteten. »Hilf Himmel!« dachte der alte Minister und riß die Augen auf: »ich kann ja nicht das Mindeste sehen!« Aber er sagte Niemand etwas davon.

Beide Betrüger baten, er möge die Gewogenheit haben, näher zu treten, und fragten ihn, ob das Muster nicht schön, die Farben nicht prächtig wären. Sie zeigten dabei auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister riß noch immer die Augen auf, aber sehen konnte er nichts, denn es war nichts da. »Herr Gott!« dachte er, »sollte ich dumm sein? das hätte ich nimmer geglaubt, und das darf keine Seele erfahren. Oder sollte ich nicht

zu meinem Amte taugen? Nein, ich darf's nicht ſagen, daß ich das Zeug nicht ſehen kann.«

»Nun, Sie ſagen ja nichts?« ſagte der eine von den Webern.

»O, es iſt wundervoll! ganz allerliebſt!« ſagte der alte Miniſter und ſah durch ſeine Brille, »dieſes Muſter, dieſe Farben! — ja, ich werde dem Kaiſer berichten, daß es mir ganz außerordentlich gefällt!«

»Nun, das freut uns!« ſagten beide Weber, und nannten die Farben mit Namen, und beſchrieben das ſeltſame Muſter. Der alte Miniſter hörte genau zu, um daſſelbe ſagen zu können, wenn er zum Kaiſer käme, und das that er auch.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, um es zur Weberei zu gebrauchen. Das ſteckten ſie Alles in ihre Taſchen, auf den Webſtuhl kam nicht ein Faden, aber ſie fuhren fort, nach wie vor an den leeren Stühlen zu weben.

Der Kaiſer ſandte bald noch einen andern ehrlichen Beamten hin, um nachzuſehen, wie es mit dem Gewebe ſtände, und ob das Zeug nicht bald fertig wäre. Es ging dem Manne ebenſo wie dem Anderen, er ſah und ſah,

aber weil nichts außer dem leeren Webſtuhl da war, ſo konnte er auch nichts ſehen.

»Na, iſt das nicht ein prächtiges Stück Zeug?« fragten die beiden Betrüger, und zeigten und erklärten das ſchöne Muſter, das gar nicht da war.

»Dumm bin ich nicht!« dachte der Mann, »mein gutes Amt muß alſo für mich nicht ganz paßlich ſein! Das wäre lächerlich genug, aber ſo etwas muß man ſich nicht merken laſſen!« Er lobte alſo das Zeug, welches er nicht ſah, und verſicherte ihnen ſeine Freude über die prächtigen Couleuren und das ſchöne Muſter! »Ja, es iſt ganz allerliebſt!« ſagte er zum Kaiſer.

Alle Leute in der Stadt ſprachen von dem prächtigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiſer es ſelbſt beſehen, während es noch auf dem Webſtuhl war. Mit einer ganzen Schaar auserleſener Männer, unter denen ſich auch die beiden ehrlichen alten Beamten befanden, die es ſchon beſehen hatten, ging er zu den beiden liſtigen Betrügern, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Spule und ohne Faden.

»Nun, iſt es nicht magnifique?« ſagten die beiden ehrlichen Beamten. »Wollen Ew. Majeſtät nur ſehen, wel-

ches Muster, welche Farben!« und dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, die Anderen könnten gewiß das Zeug sehen.

»Was zum Henker!« dachte der Kaiser, »ich sehe nichts! Das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? tauge ich nicht zum Kaiser? das wäre das Entsetzlichste, was mir begegnen könnte! O, es ist sehr schön!« sagte der Kaiser, »und hat meinen allerhöchsten Beifall!« und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; daß er nichts sehen könnte, mochte er nicht sagen. Das ganze Gefolge, welches er bei sich hatte, sah und sah, aber sie konnten nicht mehr als alle Anderen herausſehen. Gleichwohl sagten sie, wie der Kaiser: »O, wie ist das schön!« und riethen ihm, diese neuen prächtigen Kleider bei der bevorstehenden großen Procession zum ersten Male anzuziehen. »Es ist magnifique! allerliebst, excellent!« so ging's von Mund zu Mund, und Alle waren von Herzen mit dem Gewebe zufrieden. Der Kaiser gab jedem der beiden Betrüger ein Ritterkreuz im Knopfloch zu tragen, und verlieh ihnen den Rang und Titel von Weberjunkern.

Die ganze Nacht, welche dem Tage der Procession voranging, saßen die Betrüger bei ihrer Arbeit und hatten sechzehn Lichte angezündet. Man konnte sehen, sie

hatten alle Hände voll zu thun, um des Kaiſers neue Kleider fertig zu bekommen. Sie thaten, als nähmen ſie das Zeug vom Webſtuhl, ſchnitten mit großen Scheeren in die Luft, nähten mit Nadeln ohne Zwirn, und ſagten zuletzt: »ſo, nun ſind die Kleider fertig!«

Der Kaiſer kam ſelbſt mit ſeinen vornehmſten Cavalieren dorthin, und beide Betrüger hoben einen Arm in die Höhe, als ob ſie etwas hielten, und ſagten: »ſieh da, das ſind die Beinkleider! Das iſt der Rock! Hier der Mantel!« und ſo weiter. »Es iſt ſo leicht, wie Spinngewebe! Man möchte glauben, man hätte gar nichts auf dem Leibe, aber das iſt gerade das Schöne davon!«

»Ja!« ſagten alle Cavaliere, aber ſehen konnten ſie nichts, denn es war nichts da.

»Wollen Ew. kaiſerliche Majeſtät allergnädigſt geruhen, Ihre Kleider abzulegen!« ſagten die Betrüger, »ſo wollen wir Ihnen die neuen dort vor jenem großen Spiegel anlegen!«

Der Kaiſer legte alle ſeine Kleider ab, und die Betrüger ſtellten ſich, als legten ſie ihm jedes Stück von den neuen an, und der Kaiſer drehte und wandte ſich vor dem Spiegel herum.

»Gott, wie kleiden ſie ihn ſchön! wie trefflich ſitzen

ſie!« ſagten Alle zuſammen. »Welches Muſter! welche Farben, das iſt ein koſtbarer Anzug!«

»Draußen ſteht man mit dem Thronhimmel, der bei der Proceſſion über Ew. Majeſtät getragen werden ſoll!« ſagte der Oberceremonienmeiſter.

»Gut, ich bin bereit!« ſagte der Kaiſer. »Sitzt es nicht gut?« und noch einmal wandte er ſich vor dem Spiegel rund um, denn es ſollte ſcheinen, als betrachtete er recht genau ſeinen Anzug.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen ſollten, tappten mit den Händen an der Erde herum, als wollten ſie die Schleppe aufnehmen, und gingen mit vorgeſtreckten Armen, als trügen ſie etwas; daß ſie aber nichts ſehen konnten, durften ſie ſich nicht merken laſſen.

So ging der Kaiſer in Proceſſion unter dem ſchönen Thronhimmel, und alle Menſchen auf den Straßen und in den Fenſtern riefen: »Himmel, wie ſind des Kaiſers neue Kleider wundervoll ſchön! Welch' eine prächtige Schleppe hat er am Mantel! Wie ſitzt das Zeug unvergleichlich!« Niemand wollte ſich merken laſſen, daß er nichts ſähe, denn dann wäre er ja dumm oder untauglich für ſein Amt geweſen. So viel Glück hatte noch keines von des Kaiſers Kleidern gemacht.

»Aber er hat ja gar nichts an!« ſagte ein kleines Kind. »Herr Gott, höret die Stimme der Unſchuld!« ſagte der Vater, und Einer flüſterte dem Anderen zu, was das Kind geſagt hätte.

»Aber er hat ja gar nichts an!« rief zuletzt das ganze Volk. Das ärgerte den Kaiſer, denn es kam ihm vor, als hätten ſie Recht, aber er dachte: »die Proceſſion muß ich nun wohl aushalten!« Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

Mährchen und Erzählungen

für

Kinder.

Mährchen und Erzählungen

für

Kinder

von

H. C. Andersen.

Dem Däniſchen nacherzählt.

Zweite Sammlung. Dritte Auflage.

Mit vier Radirungen nach Zeichnungen von L. Richter.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1847.

Inhalt

Der Engel 7
Die Nachtigall 12
Ball und Kreisel 31
Die häßliche Ente 36
Das Marienblümchen 54
Der standhafte Zinnsoldat 62
Der Garten des Paradieses 71
Der Schweinehirt 98
Der fliegende Koffer 107
Die wilden Schwäne 119
Der Reisen-Elf 149
Der Buchweizen 159
Die Störche 163
Der Sandmann 173

Der Engel.

„Jedesmal, wenn ein gutes Kind ſtirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde herab, nimmt das todte Kind auf ſeine Arme, breitet die großen, weißen Flügel aus und fliegt über alle Stellen, die dem Kinde lieb geweſen ſind: pflückt dann eine Hand voll Blumen, die er mit zu dem lieben Gott hinaufnimmt, damit ſie dort noch ſchöner blühen, als hier auf Erden. — Der liebe Gott drückt die Blumen alle an ſein Herz; der Blume aber, die ihm die liebſte iſt, giebt er einen Kuß, und dann bekommt ſie eine Stimme und kann mit ſingen mit der Menge der Seligen.“ — —

Sieh, das erzählte ein Engel Gottes, indem er ein todtes Kind zum Himmel trug, und wie im Traum hörte ihn das Kind, und ſie flogen über alle Stellen in de

Heimath, wo der Kleine gespielt hatte, und sie kamen durch Garten mit lieblichen Blumen. — »Welche wollen wir mitnehmen, und im Himmel pflanzen?« fragte der Engel.

Und da stand ein schöner schlanker Rosenstock; aber eine böse Hand hatte den Stamm geknickt, so daß alle Zweige voll von großen halbaufgebrochenen Knospen verwelkt herunterhingen. —

»Der arme Baum!« sagte das Kind, »nimm ihn, daß er da oben beim lieben Gott wieder aufblühe.«

Und der Engel nahm ihn, und küßte das Kind, und der Kleine öffnete seine Augen halb. — Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch das verachtete Marienblümchen und das wilde Stiefmütterchen.

»Nun haben wir Blumen!« sagte das Kind, und der Engel nickte; aber sie flogen noch nicht hinauf in den Himmel.

Es war Nacht, es war ganz stille; sie blieben in der großen Stadt, und schwebten auf und ab in einer der engsten Straßen, wo ganze Haufen von Stroh, Asche und allerlei Gerumpel lagen; es war ein Umzug gewesen! da lagen Scherben von Tellern, Gypsstücke, Lumpen, Böden von alten Hüten, kurz lauter Dinge, die nicht gut aussahen.

Und der Engel zeigte in all' der Verwüſtung auf die Scherben eines Blumentopfs und auf einen Klumpen Erde, welcher aus dieſem herausgefallen war, und nur von den Wurzeln einer großen verwelkten Feldblume zuſammengehalten wurde; die taugte aber gar nichts mehr, und war deshalb auf die Straße geworfen.

»Die wollen wir mitnehmen,« ſagte der Engel, »ich will Dir davon erzählen, während wir fliegen.«

Und nun flogen ſie, und der Engel erzählte:

»Da unten in der engen Straße, in dem niedrigen Keller wohnte einmal ein armer kranker Knabe; der war von ſeiner erſten Kindheit an immer bettlägerig geweſen: wenn er einmal recht geſund war, ſo konnte er in dem kleinen Zimmer auf ſeinen Krücken ein paarmal auf- und abgehen, und das war Alles. — Einige Tage im Sommer fielen die Strahlen der Sonne eine halbe Stunde lang auf die kleinen Kellerfenſter, und wenn dann der Knabe da ſaß und ſich von der warmen Sonne beſcheinen ließ, und durch ſeine kleinen feinen Finger das rothe Blut durchſchimmern ſah, — dann hieß es: 'ja heute iſt er draußen geweſen'! Er kannte den Wald in ſeinem wunderſchönen Frühlingsgrün nur dadurch, daß des Nachbars Sohn ihm den erſten Buchenzweig brachte, und den hielt er dann über

seinem Kopfe, und träumte, er sei unter den Buchen, wo die Sonne schien und die Vögel sangen. — Eines Frühlingstages brachte des Nachbars Sohn ihm auch Feldblumen, und unter diesen war zufällig eine mit einer Wurzel, die wurde daher in einen Blumentopf gepflanzt und an's Fenster gestellt dicht neben dem Bette. — Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie nahm zu, trieb neue Schösse und hatte jedes Jahr ihre Blumen: sie wurde für den kranken Knaben der schönste Garten, sein kleiner Schatz auf dieser Erde; er begoß und pflegte sie, und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bekam, bis auf den allerletzten, der an dem niedrigen Fenster vorbeiglitt; und die Blume selbst wuchs in seine Träume hinein mit ihren Farben und mit ihrem Duft; — gegen sie wandte er sich im Sterben, als der liebe Gott ihn zu sich rief. Ein Jahr ist er jetzt bei Gott, ein Jahr hat die Blume verwelkt und vergessen am Fenster gestanden, und nun ist sie bei dem Umzuge mit dem Kehricht auf die Straße geworfen. — Und das ist die Blume, diese arme welke Blume, die wir mit in unsern Strauß genommen haben: denn sie hat mehr Freuden gewährt, als die reichste Prachtblume in dem Garten einer Königin."

»Aber woher weißt Du das Alles?« fragte das Kind, welches der Engel zum Himmel hinauftrug. —

»Ich weiß das!« sagte der Engel. — »Ich bin ja selbst der kleine kranke Knabe gewesen, der auf den Krücken ging! — Meine Blume werde ich doch wohl kennen!«

Und das Kind öffnete die Augen ganz und sahe dem Engel in das schöne, heitre Gesicht, und in demselben Augenblicke waren sie im Himmel, wo nur Freude und Glückseligkeit war.

Und Gott drückte das todte Kind an sein Herz, da bekam es Flügel, wie der andre Engel und flog mit ihm Hand in Hand, und Gott drückte die Blumen alle an sein Herz, aber die arme verwelkte Feldblume küßte er, und sie bekam eine Stimme und sang mit allen Engeln, die Gott umschwebten, einige ganz nahe, andere um diese herum, in großen Kreisen immer weiter weg in's Unendliche hinein, aber alle gleich selig.

Und sie sangen alle, groß und klein, das gute, liebe Kind und die arme Feldblume, die verwelkt unter dem Kehricht gelegen hatte in der engen dunklen Straße. —

Die Nachtigall.

In China, weißt Du wohl, iſt der Kaiſer ein Chineſe, und Alle, die er um ſich hat, ſind auch Chineſen. — Es ſind nun viele Jahre her, aber gerade deshalb iſt es der Mühe werth, die Geſchichte zu hören, ehe ſie vergeſſen wird! Das Schloß des Kaiſers war das prachtigſte in der ganzen Welt, ganz und gar aus feinem Porzellan, ſo koſtbar, aber auch ſo zerbrechlich, daß man ſich ordentlich in Acht nehmen mußte, es anzurühren. — Im Garten ſah man die ſonderbarſten Blumen und an den allerprachtigſten waren ſilberne Glöckchen gebunden, welche klingelten, damit man nicht vorbeigehen ſollte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, es war Alles ſo ausſpeculirt in des Kaiſers Garten, und er erſtreckte ſich ſo weit, daß der Gärtner ſelbſt das Ende nicht wußte; ging man wei-

ter, ſo kam man in den ſchönſten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. — Der Wald ging hinunter bis an's Meer, das tief und blau war; große Schiffe konnten bis dicht unter die Zweige ſegeln, und in dieſen wohnte eine Nachtigall, die ſang ſo lieblich, daß ſelbſt der arme Fiſcher, welcher doch ſo viel Anderes zu thun hatte, ſtille ſtand und horchte, wenn er des Nachts draußen war, um die Netze aufzuziehen und wenn er dann die Nachtigall hörte. »Mein Gott, wie das hübſch iſt!« ſagte er, aber dann mußte er auf ſeine Arbeit achten, und vergaß den Vogel; doch in der folgenden Nacht, wenn ſie wieder ſang und der Fiſcher herauskam, ſagte er wieder: »Mein Gott, wie das hübſch iſt!«

Aus allen Landen der Welt kamen Reiſende nach des Kaiſers Stadt, und ſie bewunderten dieſe, das Schloß und den Garten; aber wenn ſie die Nachtigall hörten, ſagten ſie Alle: »Die iſt doch das Beſte!« Und die Reiſenden erzählten davon, wenn ſie nach Hauſe kamen, und die Gelehrten ſchrieben viele Bücher von der Stadt, dem Schloß und dem Garten, aber die Nachtigall vergaßen ſie nicht; die wurde obenan geſetzt, und die das Dichten verſtanden, ſchrieben die ſchönſten Gedichte allezuſammen von der Nachtigall im Wald am tiefen See.

Die Bücher gingen rund um die Welt und eins kam denn auch einmal zum Kaiſer. Er ſaß in ſeinem goldenen Stuhle, las und las, und alle Augenblicke nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn, die prächtigen Beſchreibungen von der Stadt, dem Schloß und dem Garten zu leſen. »Aber die Nachtigall iſt doch das Allerbeſte!« ſtand da geſchrieben.

»Was Kukuk,« ſagte der Kaiſer, »die Nachtigall! die kenne ich ja gar nicht! iſt ſo ein Vogel in meinem Kaiſerreich, noch dazu in meinem Garten? Das habe ich noch nie gehört! So etwas muß man erſt aus Büchern erfahren!«

Und nun rief er ſeinen Kavalier; der war ſo vornehm, daß Niemand von geringerem Stande ihn anreden oder mit ſprechen durfte, und wenn man es wagte, ihn etwas zu fragen, ſo antwortete er nur: »P!« und das hat nichts zu bedeuten.

»Hier ſoll ja ein höchſt merkwürdiger Vogel ſein, welcher Nachtigall heißt,« ſagte der Kaiſer, »man ſagt, ſie ſei das Allerbeſte in meinem ganzen Reiche; warum hat man mir nie etwas davon geſagt?«

»Ich habe ſie früher nie nennen hören!« ſagte der Kavalier, »ſie iſt nie bei Hofe präſentirt worden.«

»Ich will, daß ſie heute Abend hierher kommen und ſingen ſoll!« ſagte der Kaiſer. »Da weiß die ganze Welt, was ich habe, und ich weiß es nicht!«

»Ich habe ſie früher nie nennen hören!« ſagte der Kavalier, »doch ich werde ſie ſuchen, ich werde ſie finden!«

Aber, wo war ſie zu finden? der Kavalier lief Trepp' auf, Trepp' ab, durch Säle und Gänge; Niemand von Allen, die ihm begegneten, hatte etwas von der Nachtigall gehört, und der Kavalier lief wieder zurück zum Kaiſer und ſagte: es ſei gewiß eine Erfindung von den Leuten, die Bücher ſchrieben. »Ihro Kaiſerliche Majeſtät müſſen nicht glauben, was geſchrieben wird! es ſind Erfindungen und ein Ding, das man die ſchwarze Kunſt nennt.«

»Aber das Buch, worin ich es geleſen habe,« ſagte der Kaiſer, »iſt mir vom großmächtigen Kaiſer von Japan geſandt worden, und daher kann es keine Unwahrheit ſein. Ich will die Nachtigall hören, ſie ſoll heute Abend hier ſein! ſie hat meine höchſte Gnade! und kommt ſie nicht, ſo ſoll nach dem Abendeſſen der ganze Hof auf den Magen gepaukt werden.«

»Tſing-pe!« ſagte der Kavalier, und lief wieder

Trepp' auf, Trepp' ab, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit; denn sie wollten nicht gern auf den Magen gepaukt werden. — Da war ein Hin- und Herfragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, aber Niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein armes kleines Mädchen in der Küche: die sagte: „O Gott, die Nachtigall! die kenne ich recht gut! ja, wie die singen kann! alle Abend darf ich meiner armen kranken Mutter von den Ueberbleibseln der Tafel bringen; sie wohnt unten am Strande, und wenn ich dahin zurückgehe und im Walde einmal ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! die Thränen kommen mir dabei in die Augen; es ist gerade so, als wenn meine Mutter mich küßte!“

„Kleines Küchenmädchen!“ sagte der Kavalier, „ich werde Ihr ein festes Engagement in der Küche verschaffen, sammt der Erlaubniß, Se. Majestät den Kaiser speisen zu sehen, wenn Sie uns zur Nachtigall führen kann: denn sie ist angesagt auf heute Abend.“

Und so zogen sie denn Alle zusammen hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie so gingen, fing eine Kuh an zu brüllen

»O!« sagten die Hofjunker, »da haben wir sie! es ist doch eine ganz merkwürdige Kraft in einem so kleinen Thiere! Gewiß, ich habe sie früher schon einmal gehört!«

»Nein, das sind die Kühe, welche brüllen,« sagte das kleine Küchenmädchen, »wir sind noch weit von der Stelle!«

Die Frösche quakten nun im Teiche.

»Herrlich,« sagte der chinesische Oberhofprediger, »nun höre ich sie, es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken.«

»Nein, das sind die Frösche!« sagte das kleine Küchenmädchen. Aber nun, glaube ich, werden wir sie bald hören!«

Da fing die Nachtigall an zu singen.

»Das ist sie,« sagte das kleine Mädchen, »hört! hört! und da sitzt sie!« und sie zeigte hin auf einen kleinen grauen Vogel oben in den Zweigen.

»Ist es möglich!« sagte der Kavalier, »so habe ich sie mir nicht gedacht! wie die simpel aussieht! sie hat gewiß ihre Farbe beim Anblick so vieler vornehmen Menschen verloren.«

»Kleine Nachtigall!« rief das Küchenmädchen ganz

laut, »unſer gnädiger Kaiſer wünſchet, daß Sie ihm etwas vorſingen!«

»Mit dem größten Vergnügen!« ſagte die Nachtigall und ſang, daß es eine Luſt war.

»Es klingt wie Glasglocken!« ſagte der Kavalier, »und ſeht die kleine Kehle, wie die gluckert, es iſt merkwürdig, daß wir ſie früher nie gehört haben; ſie wird großen succès bei Hofe machen!«

»Soll ich dem Kaiſer noch einmal vorſingen!« fragte die Nachtigall, denn ſie glaubte, der Kaiſer wäre mit dabei.

»Meine vortrefflichſte Nachtigall!« ſagte der Kavalier, »ich habe die große Freude, Sie auf heute Abend zu einem Hoffeſt anſagen zu ſollen, wo Sie Seine Kaiſerliche Majeſtät mit ihrem charmanten Geſange entzücken werden.«

»Der nimmt ſich am ſchönſten im Grünen aus!« ſagte die Nachtigall, doch folgte ſie gerne, da ſie hörte, daß der Kaiſer es wünſchte.

Auf dem Schloſſe war's ordentlich ausgeputzt! Wände und Fußboden, die von Porzellan waren, glänzten von vielen tauſend Goldlampen; die ſchönſten Blumen, die am beſten klingelten, waren in den Gängen aufgeſtellt; da

war ein Laufen und ein Zugwind, aber dann gerade klingelten alle Glocken, so daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saale, wo der Kaiser saß, war eine goldene Stange aufgerichtet; darauf sollte die Nachtigall sitzen; der ganze Hof war da, und das kleine Küchenmädchen hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thüre zu stehen; denn sie hatte ja nun den Rang und Titel eines wirklichen Küchenmädchens. Alle waren in ihrem größten Staate, und Alle sahen den kleinen grauen Vogel an, dem der Kaiser zunickte.

Und die Nachtigall sang so schön, daß dem Kaiser die Thränen in die Augen kamen, Thränen rollten über seine Backen herab, und da sang die Nachtigall noch schöner; es ging recht zu Herzen; und der Kaiser war so froh, und er sagte, die Nachtigall sollte seinen Goldpantoffel haben, und ihn am Hals tragen. Aber die Nachtigall dankte, sie wäre schon genug belohnt.

»Ich habe Thränen in des Kaisers Augen gesehen, das ist für mich der größte Schatz! Die Thränen eines Kaisers haben eine eigenthümliche Gewalt. Der Himmel weiß, ich bin genug belohnt!« und dann sang sie wieder mit ihrer süßen lieblichen Stimme.

»Es iſt die liebenswürdigſte Koketterie, die ich kenne!« ſagten die Damen rund umher und nahmen Waſſer in den Mund, um zu glucken, wenn Jemand ſie anredete: ſie glaubten dann auch Nachtigallen zu ſein; ja, ſogar die Laquaien und Kammerjungfern ließen melden, daß auch ſie zufrieden wären, und das will viel ſagen, denn die ſind am allerſchwerſten zu befriedigen. Ja, die Nachtigall machte ordentlich Glück. Sie ſollte nun bei Hofe bleiben, ihr eigenes Bauer haben, ſammt der Erlaubniß, zweimal des Tages und einmal des Nachts auszufliegen. Ihr wurden zwölf Diener beigegeben, welche alle ein um ihren Fuß befeſtigtes ſeidnes Band hielten; und ſie hielten gut feſt. Es war nicht viel Vergnügen bei ſolcher Tour.

Die ganze Stadt ſprach von dem merkwürdigen Vogel, und wenn Zwei einander begegneten, ſo ſagte der Eine nur! »Nacht,« und der Andere ſagte »gall!« und dann ſeufzten ſie, und verſtanden einander; ja elf Bürgerkinder wurden nach ihr genannt, aber nicht ein einziges hatte nur einen Ton in der Bruſt.

Eines Tages kam ein großes Packet an für den Kaiſer, darauf ſtand geſchrieben: »Nachtigall«.

„Da haben wir einmal wieder ein neues Buch über unſern berühmten Vogel!« ſagte der Kaiſer; aber das

war kein Buch, ſondern ein kleines Kunſtſtück, welches in einer Schachtel lag, eine künſtliche Nachtigall, welche der lebendigen ähnlich ſehen ſollte, aber überall mit Diamanten, Rubinen und Sapphiren beſetzt war; ſobald man den Kunſtvogel aufzog, konnte er eins von den Stücken ſingen, welche die wirkliche Nachtigall ſang, und dann ging der Schwanz immer auf und nieder und glänzte von Gold und Silber. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf ſtand geſchrieben: »Die Nachtigall des Kaiſers von Japan iſt arm gegen die des Kaiſers von China.«

»Das iſt herrlich,« ſagten Alle, und der, welcher die Nachtigall gebracht hatte, bekam gleich den Titel: Kaiſerlicher Oberhofnachtigallenbringer.

»Nun ſollen ſie zuſammen ſingen! Das wird ein Duett abgeben!«

Und ſo mußten ſie denn zuſammen ſingen; aber es wollte nicht recht gehen; denn die wirkliche Nachtigall ſang auf ihre Art, und der Kunſtvogel ging auf Walzen. »Er iſt nicht Schuld daran,« ſagte der Spielmeiſter, »er iſt ganz beſonders taktfeſt und ganz nach meiner Schule gebildet.« Nun ſollte denn der Kunſtvogel allein ſingen. Er machte eben ſo viel Glück, wie die wirkliche Nachtigall,

und dann war er ja auch soviel schöner anzusehen: er glänzte wie lauter Armbänder und Tuchnadeln.

Dreiunddreißig Mal sang er ein und dasselbe Stück, und doch war er gar nicht müde: Alle hätten ihn gern wieder von vorn an gehört, aber der Kaiser meinte, nun sollte auch die wirkliche Nachtigall einmal wieder singen — aber wo war sie? Niemand hatte bemerkt, daß sie zum offenen Fenster hinausgeflogen war, hinaus in ihren grünen Wald.

»Aber was soll das bedeuten?« sagte der Kaiser; und alle Hofleute schalten und meinten, die Nachtigall wäre ein höchst undankbares Thier. »Den besten Vogel haben wir doch!« sagten sie, und zum vierunddreißigsten Mal hörten sie dasselbe Stück, aber sie konnten es noch nicht ganz, denn es war so schwer; und der Spielmeister lobte den Vogel so außerordentlich, ja er versicherte, er wäre besser, als die wirkliche Nachtigall, nicht allein in Ansehung der Kleider und der vielen schönen Diamanten, sondern auch inwendig.

»Denn sehen Sie, meine Herrschaften, der Kaiser zuvörderst! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie zuvor berechnen, was kommen wird, aber beim Kunstvogel ist Alles bestimmt, so wird es gehen und nicht anders;

man kann es erklären, man kann ihn auseinander nehmen, und die menſchliche Einrichtung zeigen, wie die Walzen liegen, wie ſie gehen und wie eins aus dem andern folgt.«

»Das ſind ganz und gar meine Gedanken!« ſagten Alle, und der Spielmeiſter bekam Erlaubniß, am nächſten Sonntag den Vogel dem Volke zu zeigen; ſie ſollten ihn auch ſingen hören, ſagte »der Kaiſer; und ſie hörten ihn und wurden ſo vergnügt, als wenn ſie ſich in Thee luſtig gemacht hätten; denn das iſt nun einmal ſo recht chineſiſch, und Alle ſagten: »o!« und hoben den Finger auf, den man 'Topflecker' nennt, und nickten dazu; aber die armen Fiſcher, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, ſagten: »es klingt recht hübſch, es klingt auch beinahe ſo, aber es fehlt etwas daran, ich weiß nicht was!«

Die wirkliche Nachtigall aber ward aus Land und Reich verwieſen.

Der Kunſtvogel hatte ſeinen Platz auf einem ſeidenen Kiſſen, dicht neben des Kaiſers Bett, alle Geſchenke, die er bekam, Gold und Edelſteine lagen rund um ihn her, und er war in Rang und Titel geſtiegen zum »Hochkaiſerlichen Nachttiſchſänger,« im Rang Numero eins zur linken Seite, denn der Kaiſer hielt die Seite, an welcher

das Herz sitzt, für die vornehmste, und das Herz sitzt an der linken Seite, auch bei einem Kaiser. Und der Spielmeister schrieb fünfundzwanzig Bände über den Kunstvogel, die waren so gelehrt und so lang und mit den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute sagten, sie hätten sie gelesen und verstanden; denn sonst wären sie ja dumm gewesen und auf den Bauch getrommelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr; der Kaiser, der Hof und alle Chinesen kannten jeden Kluck von dem Gesange des Kunstvogels auswendig; aber gerade deshalb fanden sie ihn so schön; sie konnten nun selbst mitsingen, und das thaten sie auch. Die Straßenjungen sangen: zizizi kluklukluck und der Kaiser sang es —! ja, ganz gewiß war es schön!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel im besten Singen war, und der Kaiser im Bette lag und zuhörte, sagte es: „swup!“ inwendig im Vogel; da sprang etwas: „surrrrr,“ alle Räder liefen um, und die Musik schwieg.

Der Kaiser sprang schnell aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt rufen; aber was konnte der helfen! Da ließ er den Uhrmacher holen, und endlich, nach vielem

Hin- und Herreden und Nachſehen, wurde der Vogel wieder einigermaßen hergeſtellt, aber der Uhrmacher ſagte, er müßte ſehr geſchont werden, denn die Zapfen wären faſt abgenutzt und es wäre nicht möglich, ſie zu erneuern, wenigſtens nicht ſo, daß es mit der Muſik ſicher ginge.

Das war denn eine große Betrübniß; nur ein einziges Mal im Jahre durfte man den Kunſtvogel ſingen laſſen, und das hatte auch noch ſeine Schwierigkeit; aber dann hielt der Spielmeiſter eine kleine Rede mit den ſchweren Worten, und ſagte, es wäre ſo gut wie früher, und dann war es ſo gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, da kam über das ganze Land eine große Trauer; denn im Grunde hielten ſie Alle viel von ihrem Kaiſer; nun war er krank und konnte nicht leben, wie man ſagte: ein neuer Kaiſer war ſchon gewählt und das Volk ſtand draußen auf der Straße und fragte den Kavalier, wie es dem Kaiſer ginge.

»P!« ſagte er, und ſchüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und blaß lag der Kaiſer in ſeinem großen prächtigen Bette; der ganze Hof glaubte ihn ſchon todt, und ein Jeder eilte, um den neuen Kaiſer zu begrüßen; die Kammerdiener liefen aus, um davon zu ſchwatzen, und

die Zofen hatten große Kaffeegeſellſchaft. Rund umher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man keine Fußtritte hören ſollte, und daher war es ſo ſtille, ſo ſtille! Aber der Kaiſer war noch nicht todt; ſteif und blaß lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetvorhängen und mit den ſchweren Goldtroddeln, hoch oben war ein Fenſter geöffnet, und der Mond ſchien herab auf den Kaiſer und den Kunſtvogel.

Der arme Kaiſer konnte kaum Athem holen; es war ihm, als ſäße ihm etwas auf der Bruſt; er ſchlug die Augen auf, und ſahe, daß es der Tod war, welcher auf ſeiner Bruſt ſaß und ſeine goldene Krone aufgeſetzt hatte; mit der einen Hand hielt er den goldenen Säbel, mit der andern die prächtige Fahne des Kaiſers, und rund umher aus den Falten der großen Sammetvorhänge ſahen die ſonderbarſten Köpfe hervor, einige ganz häßlich und andere ſo lieblich, ſo milde: es waren alle böſen und guten Thaten des Kaiſers, welche ihn nun anſahen, nun, da der Tod auf ſeinem Herzen ſaß.

»Weißt Du noch dies?« flüſterten ſie eins nach dem andern; »weißt Du noch das?« und dann erzählten ſie ihm ſo viel, daß der Schweiß auf ſeiner Stirne hervorbrach.

»Das habe ich nie gewußt!« ſagte der Kaiſer; »Muſik, Muſik, die große chineſiſche Trommel!« rief er, »damit ich nicht Alles höre, was ſie ſagen!«

Und ſie fuhren fort; und der Tod nickte wie ein Chineſe zu Allem, was ſie ſagten.

»Muſik, Muſik!« ſchrie der Kaiſer. »Du lieber, kleiner Kunſtvogel! ſing' doch, o ſing'! ich habe Dir Gold und Koſtbarkeiten gegeben, ich habe Dir ſelbſt meinen Goldpantoffel um den Hals gehängt, ſing' doch, o ſinge!«

Aber der Vogel ſtand ſtill, es war ja Niemand da, ihn aufzuziehen, und ſonſt ſang er nicht; der Tod aber fuhr fort, den Kaiſer mit ſeinen großen leeren Augenhöhlen anzuſehen, und dabei war es ſtille, ſchrecklich ſtille.

Da ertönte auf einmal ganz nahe am Fenſter der lieblichſte Geſang: es war die kleine lebendige Nachtigall, welche draußen auf dem Zweige ſaß; ſie hatte von der ſchweren Krankheit ihres Kaiſers gehört, und war nun gekommen, ihm Troſt und Hoffnung zu ſingen, und wie ſie ſang, wurden die Geſtalten blaſſer und blaſſer, das Blut kam raſcher und raſcher in Lauf in des Kaiſers ſchwachen Gliedern und ſelbſt der Tod horchte auf und ſagte: »fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!«

»Ja, willſt Du mir auch den prächtigen Goldſäbel

geben? willſt Du mir die ſchöne Fahne, und willſt Du mir des Kaiſers Krone geben?«

Und der Tod gab alle die Kleinode für einen Geſang, und die Nachtigall ſang weiter, und ſie ſang von dem ſtillen Kirchhofe, wo die weißen Roſen blühen, wo der Flieder duftet und das friſche Gras von den Thränen der Hinterbliebenen bethaut wird; da bekam der Tod eine Sehnſucht nach ſeinem Garten und ſchwebte wie ein kalter weißer Schatten zum Fenſter hinaus.

»Dank, Dank!« ſagte der Kaiſer, »Du himmliſcher kleiner Vogel, Dich kenne ich wohl! Ich habe Dich verjagt aus Land und Reich und doch haſt Du die ſchlimmen Geſichte von meinem Bette weggeſungen, und den Tod von meinem Herzen. Wie ſoll ich es Dir lohnen!«

»Du haſt mich ſchon belohnt!« ſagte die Nachtigall, »ich habe Thränen in Deinem Auge geſehen, als ich Dir zum erſten Male ſang, das vergeſſe ich Dir nie! Das thut einem Sängerherzen wohl! — aber ſchlafe jetzt und werde friſch und geſund! ich will Dir vorſingen!«

Und ſie ſang — und der Kaiſer fiel in einen ſüßen Schlaf, und o wie ſanft, wie wohlthuend war der Schlaf. —

Die Sonne ſchien zum Fenſter herein, als er geſund und friſch erwachte; von ſeinen Dienern war noch kein einziger zurückgekommen, denn ſie glaubten ihn alle todt, aber die Nachtigall ſaß noch und ſang.

»Du ſollſt immer bei mir bleiben,« ſagte der Kaiſer, „Du ſollſt nur ſingen, wenn Du ſelbſt Luſt haſt, und den Kunſtvogel ſchlage ich in tauſend Stücke.«

»Thue das nicht,« ſagte die Nachtigall, »was er vermochte, hat er ja gethan! behalte ihn auch ferner! ich kann nicht in dem Schloſſe hauſen, aber laß mich kommen, wenn mir's ſelbſt beliebt; dann will ich des Abends dort beim Fenſter auf dem Zweige ſitzen und Dir ſingen, daß Du beides, froh und gedankenvoll werdeſt. Ich will Dir ſingen von den Glücklichen und von den Leidenden, ich will Dir ſingen von dem Guten und dem Böſen, welches um Dich verborgen iſt. Der kleine Sänger fliegt weit umher, zu dem armen Fiſcher, zu des Bauern Hütte, zu Allen, die fern von Dir und Deinem Hofe ſind. Ich liebe Dein Herz mehr, als Deine Krone, und doch hat die Krone einen gewiſſen Duft von Heiligkeit an ſich. — Ich komme, ich ſinge, aber eins mußt Du mir verſprechen!« —

»Alles!« ſagte der Kaiſer, und ſtand da in ſeinem

kaiſerlichen Ornate, welchen er ſelbſt angelegt hatte, und hielt den ſchweren goldnen Säbel an ſein Herz.

»Um eins bitte ich Dich! Erzähle Niemand, daß Du einen kleinen Vogel haſt, der Dir Alles ſagt, dann wird es noch weit beſſer gehen!« Und da flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiſer zu ſehen; — — ja, da ſtanden ſie, und der Kaiſer ſagte: »Guten Morgen!«

Ball und Kreisel.

Kreisel und Ball lagen bei einander in der Schublade unter anderm Spielzeug; da sagte der Kreisel zum Ball: »Wollen wir nicht Braut und Bräutigam sein, da wir ja doch bei einander in der Schublade liegen?« Der Ball aber, der von Saffian gemacht war und sich so viel einbildete, wie ein feines Fräulein, wollte nichts davon hören.

Am folgenden Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er übermalte den Kreisel mit Roth und Gelb, und schlug einen Messingnagel mitten hinein; das sah einmal prächtig aus, wenn der Kreisel herumtanzte.

»Sehen Sie mich einmal an!« sagte er zum Ball. »Was sagen Sie nun? wollen wir nun nicht ein Paar werden, wir passen so gut für einander, Sie springen und

ich tanze; glücklicher als wir Beiden wird ſo leicht Keiner werden!«

»Meinen Sie!« ſagte der Ball. »Sie wiſſen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Pantoffeln von Saffian geweſen ſind, und daß ich einen Kork im Leibe habe!«

»Ja, aber ich bin von Mahagoni,« ſagte der Kreiſel, »und der Herr Bürgermeiſter hat mich mit eigenen Händen gedrechſelt, er hat ſeine eigene Drechſelbank, und es hat ihm viel Spaß gemacht, mich zu drechſeln.«

»Kann ich mich darauf verlaſſen?« ſagte der Ball.

»Ich will nie wieder gepeitſcht werden, wenn ich lüge,« ſagte der Kreiſel.

»Sie machen Ihre Worte nicht übel,« ſagte der Ball, »ich kann aber doch nicht, ich bin ſo gut wie verſprochen mit einer jungen Schwalbe; ſo oft ich aufſtiege, ſteckt ſie den Kopf aus dem Neſte und ſagt: ›willſt Du?‹ Im Herzen habe ich ja geſagt, und das iſt ſo gut wie eine halbe Verlobung, — aber das verſpreche ich Ihnen, vergeſſen werde ich Sie nie!«

»Das wird mir viel helfen,« ſagte der Kreiſel, und nun ſprachen ſie nicht weiter mit einander.

Tags darauf wurde der Ball herausgenommen, der

Kreisel sah, wie er gleich einem Vogel hoch in die Luft flog; man konnte ihn zuletzt gar nicht mehr sehen: zwar kam er jedesmal wieder zurück, aber immer machte er noch einen hohen Sprung, wenn er die Erde berührte, und das that entweder die Liebe oder der Kork, den er im Leibe hatte.

Das neunte Mal blieb er weg, und kam nicht wieder; der Knabe suchte und suchte, aber weg war er.

»Ich weiß wohl, wo er steckt,« seufzte der Kreisel, »er ist im Schwalbennester, und feiert da seine Hochzeit.« Je mehr der Kreisel daran dachte, desto liebenswürdiger erschien ihm der Ball; daß er ihn nicht bekommen konnte das machte seine Liebe nur noch heißer, daß einem Andern der Vorzug gegeben war — das war's, was er nicht vergessen konnte! und der Kreisel tanzte und schnurrte, aber immer dachte er an den lieben Ball, der schöner und schöner wurde in seinen Gedanken. — Es vergingen viele Jahre — — da war es denn eine alte Liebe!

Der Kreisel war nicht mehr jung —! aber er ward er eines Tages ganz und gar übergoldet; so wunderschön hatte er noch niemals ausgesehen; er war jetzt ein Goldkreisel und sprang, daß es schnurrte. Ja, das war

eine Pracht! aber auf einmal sprang er zu hoch und — weg war er! Man suchte und suchte, selbst im Keller, aber nirgends war er zu finden. —

— Wo war er geblieben? —

Er war in eine Tonne gesprungen, voll von allerlei Gerümpel, Kohlstrunken, Kehricht und Staub, der von der Dachrinne gefallen war. —

»Da liege ich gut! hier werde ich bald die schöne Vergoldung verlieren, und was ist das für Lumpengesindel, mit dem ich da zusammengerathen bin!« — und dabei schielte er nach einem langen Kohlstrunk, welcher schrecklich nahe lag, und nach einem sonderbaren runden Dinge, fast wie ein Apfel; aber es war kein Apfel, — es war ein alter Ball, welcher viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte, und vom Wasser durchplatscht war.

»Gottlob, da sieht man doch einmal seines Gleichen, mit dem man ein Wort sprechen kann,« sagte der Ball, und betrachtete den vergoldeten Kreisel. »Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauenhanden genäht, und habe einen Kork im Leibe, aber das soll mir Niemand mehr ansehen! Ich war eben im Begriffe, mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, aber da fiel ich in die Dachrinne, und habe dort fünf Jahre gelegen und mich

durchplatſchen laſſen. — Das iſt eine lange Zeit für eine Jungfrau, können Sie glauben!«

Der Kreiſel antwortete aber nichts, er gedachte ſeiner alten Braut, und je mehr er hörte, deſto klarer wurde es ihm, daß ſie es war. —

Da kam die Magd und wollte die Tonne umkehren; — »Heiſa, da iſt der Goldkreiſel,« ſagte ſie. — Und der Kreiſel kam wieder in die Stube zu Ehre und Anſehen, vom Ball aber hörte man nichts, und der Kreiſel ſprach nie von ſeiner alten Liebe: die vergeht, wenn die Braut fünf Jahre in einer Waſſerrinne gelegen hat, ja man erkennt die Geliebte nicht wieder, wenn man ihr in einer Kehrichttonne begegnet.

Die häßliche Ente.

Es war prächtig draußen auf dem Lande, es war Sommer, das Korn ſtand gelb, der Hafer grün, das Heu lag zu Schobern aufgehäuft in den grünen Wieſen, und da ging der Storch auf ſeinen langen rothen Beinen und ſchwatzte ägyptiſch, denn dieſe Sprache hat er von ſeiner Mutter gelernt — Rund um Felder und Wieſen waren große Wälder und mitten in den Wäldern tiefe Seen, — ja, es war wirklich wunderſchön auf dem Lande! Mitten im Sonnenſchein lag ein altes Landgut mit tiefen Kanälen rings herum, und von der Mauer hinunter in's Waſſer wuchſen große Klettenblätter, die waren ſo hoch, daß kleine Kinder unter den größten aufrecht ſtehen konnten; — es war ſo wild durch einander, wie in dem dickſten Wald, und hier im wildeſten Dickigt lag eine Ente auf ihrem Ne-

ſte; — ſie ſollte ihre kleinen Entchen ausbrüten; aber nun war ihr die Luſt faſt vergangen, weil es ſo lange dauerte, und ſie ſo ſelten Beſuch bekam; die anderen Enten mochten lieber auf den Kanälen umherſchwimmen, als unter den Klettenblättern ſitzen und mit ihr plaudern.

Endlich knackte ein Ei nach dem andern: »pip! pip!« ſagte es! alle Eier waren lebendig geworden, und ein Kopf kam nach dem andern zum Vorſchein. »Pak, pak,« ſagte ſie, und darauf machten ſich alle auf, ſo gut ſie konnten und ſchauten nach allen Seiten unter den grünen Blättern hervor, und die Mutter ließ ſie ſehen, ſo viel wie ſie wollten, denn Grün iſt gut für die Augen.

»Wie die Welt doch groß iſt,« ſagten die Kleinen, denn ſie hatten nun freilich ganz anders Platz, als da ſie noch in den Eiern ſaßen.

»Glaubt Ihr, das ſei die ganze Welt,« ſagte die Mutter, »die ſtreckt ſich weit hinaus auf die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Paſtoren Feld! aber da bin ich nie geweſen! — Ihr ſeid doch wohl Alle da?« und nun erhob ſie ſich, »nein, ich habe Euch nicht alle! Das größte Ei liegt noch da! wie lange ich das dauern? nun bin ich's bald müde!« und da ſetzte ſie ſich wieder hin.

»Na, wie gehts?« fragte eine alte Ente, die herauf kam, um ihr Visite zu machen.

»Das dauert so lange mit dem einen Ei!« sagte die andere. »es will gar nicht aufgehen! aber nun sollst Du die Anderen sehen! Das sind die niedlichsten Entchen, die ich mein Lebtage gesehen habe! sie sehen alle ihrem Vater ähnlich — der Taugenichts, er kommt nicht einmal her und besucht mich!«

»Laß mich das Ei sehen, das nicht aufgehen will,« sagte die Alte. »Du kannst glauben, das ist ein Puter-Ei! So bin ich auch einmal angeführt worden, und ich hatte Mühe und Noth mit den Jungen; denn sie sind bange vor dem Wasser, will ich Dir sagen, ich konnte sie nicht hinein bringen; — ich rief und schalt, aber das half nicht! — Laß mich das Ei sehen! ja, richtig! das ist ein Puter-Ei! laß es liegen, und lehre die anderen Kleinen das Schwimmen.«

»Ich will doch noch ein Bischen darauf sitzen!« sagte die Ente, »habe ich so lange gesessen, so will ich die Erntezeit doch auch noch daran wenden.«

»Meinethalben,« sagte die alte Ente, und watschelte weg.

Endlich barst das große Ei. »Pip, pip!« sagte das

Kleine und purzelte heraus; aber wie war das groß und häßlich! Die Ente ſah es an: »Das iſt doch ein gewaltig großes Geſchöpf!« ſagte ſie, »keins der anderen ſieht ſo aus. Das wird ja doch wohl kein Puterküken ſein? Nun, dahinter wollen wir bald kommen! In's Waſſer ſoll es, und müßte ich es ſelbſt hineinſtoßen!«

Tags darauf war es ein wundervolles Wetter; die Sonne ſchien ſo freundlich auf all' die grünen Blätter; da ſtieg Mutter Ente mit der ganzen Familie hinunter zu dem Kanale: plumps, ſprang ſie in's Waſſer. »Pat, pat,« ſagte ſie, und das eine Entchen plumpte nach dem andern hinein. Das Waſſer ſchlug ihnen über dem Kopfe zuſammen; aber ſie kamen gleich wieder zum Vorſchein und ſchwammen ganz allerliebſt; die Beine gingen von ſelbſt im Waſſer, und alle waren drinnen, auch die häßliche Graue ſchwamm mit.

»Nein, das iſt kein Puter!« ſagte die Alte, »ſieht doch einer, wie hübſch ſie die Beine braucht, wie aufrecht ſie ſich hält! das iſt mein eigenes Kind! Eigentlich iſt ſie doch auch ganz hübſch, wenn man ſie recht betrachtet! pat, pat, kommt nun mit mir, ich will Euch in die Welt einführen, und Euch im Entenhofe vorſtellen, aber

haltet Euch nahe zu mir, damit Keiner auf Euch tritt, und nehmt Euch in Acht vor den Katzen!«

Und so kamen ſie in den Entenhof. Da war ein gräßlicher Lärm; denn zwei Familien ſtritten um die Ueberreſte eines Aals, welche am Ende doch nur die Katze bekam.

»Seht, Kinder, ſo geht's in der Welt her,« ſagte die Mutter Ente und leckte den Schnabel, denn ſie hatte auch Luſt zum Aalbraten. »Braucht nun Eure Beine,« ſagte ſie, »nehmt Euch zuſammen, und verneigt Euch vor der alten Ente dort! ſie iſt die vornehmſte von allen — ſie iſt von ſpaniſchem Blute, daher ihre noblen Manieren; und ſeht, ſie hat einen rothen Lappen am Beine, das iſt etwas außerordentlich Schönes, und die größte Auszeichnung, die eine Ente bekommen kann; das bedeutet, daß man ſie nicht weggeben will, daß ſie von Thieren und Menſchen gekannt ſein ſoll! — Die Füße nicht einwärts! ein wohlerzogenes Entchen ſetzt die Beine weit auseinander, gerade wie Vater und Mutter! ſo, ſeht ihr! verneigt Euch nun mit dem Halſe und ſagt: Pat!«

Und ſo thaten ſie; aber die anderen Enten rings herum ſahen ſie an, und ſagten ganz laut: »nun ſeht, den Schwarm ſollen wir nun auch haben, als ob unſer

nicht ſchon genug wären, und pfui, wie ſieht die eine häßlich aus, die wollen wir nicht dulden!« und ſogleich flog eine Ente hin und biß ſie in den Nacken.

»Laßt ſie doch in Ruhe,« ſagte die Mutter, »ſie thut ja Keinem etwas!«

»Ja, aber ſie iſt ſo groß und ſo ſonderbar, darum ſoll ſie geneckt werden.«

»Das ſind ſchöne Kinder, welche die Mutter hat,« ſagte die alte Ente mit dem Lappen am Beine. »Alle ſchön, bis auf das eine, das iſt nicht geglückt! ich wünſchte, ſie könnte das ummachen.«

»Das geht nicht, Ew. Gnaden,« ſagte die Mutter, »auch iſt es zwar nicht eben ſchön, aber ein herzensgutes Kind, und ſchwimmt ſo gut wie eins von den anderen, ja wohl noch ein Bischen beſſer. Ich denke, ſie wächſt noch zurecht, oder ſie nimmt vielleicht mit der Zeit etwas ab; ſie hat ſo lange im Ei geſeſſen und deshalb hat's nicht die rechte Art!« und dabei kraute ſie das Entchen im Nacken, und ſtrich über das ganze Perſönchen. »Auch iſt's ein Entrich,« fügte ſie hinzu, »und da thut's nicht ſo viel; ich denke, er bekommt tüchtige Kräfte, und wird ſich wohl durchſchlagen.«

»Die anderen Enten ſind niedlich,« ſagte die Alte,

»thut nun, als ob Ihr zu Hause wäret, und findet Ihr einen Aalkopf, so könnt Ihr ihn mir bringen.«

Und darnach waren sie wie zu Hause.

Aber die arme junge Ente, die zuletzt aus dem Ei gekommen war, und so häßlich aussah, ward gebissen, geschlagen und geneckt von Enten und Hühnern. »Sie ist so groß,« sagten Alle, und der Puterhahn, der mit Sporen zur Welt gekommen war, und deshalb glaubte, er sei ein Kaiser, machte sich so breit wie ein Schiff mit vollen Segeln, ging gerade auf sie zu, und dann kollerte er und ward ganz roth dabei. Die arme kleine Ente wußte kaum, wo sie gehen oder stehen sollte; sie war ganz betrübt, weil sie so häßlich aussah, und zum Gespött für den ganzen Hühnerhof war.

So verging der erste Tag, und nachher ward es schlimmer und schlimmer. Die arme Ente ward von Allen gejagt, selbst die Geschwister waren boshaft gegen sie und sagten immer: »daß Dich die Katze holte, Du garstige Creatur, Du!« und die Mutter sagte: »ach, wärst Du doch weit von hier!« und die Enten bissen sie, und die Hühner hackten nach ihr, und das Mädchen, das den Thieren Futter brachte, stieß sie mit dem Fuße. Da lief und flog sie über die Hecken: die kleinen Vögel

in den Büſchen fuhren erſchreckt zuſammen; »das macht, weil ich ſo häßlich bin!« dachte das Entchen und ſchloß die Augen, aber lief dennoch weiter. So kam ſie in ein großes Moor, wo wilde Enten wohnten; hier lag ſie die ganze Nacht, und war ſo müde und ſo traurig! Am Morgen flogen die wilden Enten auf und ſahen den neuen Kameraden; — »wer biſt denn Du?« fragten ſie, und unſere kleine Ente drehte ſich nach allen Seiten um, und grüßte, ſo gut ſie konnte.

»Du biſt aber doch gewaltig garſtig!« ſagten die wilden Enten, »indeſſen das iſt uns einerlei, wenn Du Dich nur nicht in unſere Familie verheirathеſt!« Die Arme! — Sie dachte gewiß nicht an's Heirathen, ſie wollte nur Erlaubniß haben, im Schilf zu liegen und etwas Moorwaſſer zu trinken.

Da lag ſie denn auch zwei ganze Tage, — am dritten kamen zwei wilde Gänſe, oder richtiger Gänſeriche, die waren vor nicht langer Zeit aus dem Ei gekrochen, und daher waren ſie ſo naſeweis.

»Hör', Kamerad,« ſagten ſie, »Du biſt ſo häßlich, daß ich Dich unglaublich gut leiden kann; willſt Du mit uns kommen und Zugvogel ſein? Nicht weit von hier in ei-

nem andern Moore ſind einige liebe, ſüße wilde Gänſe, ſo ſchöne Fräulein, wie je eine gickgack! geſagt hat. Du biſt wahrhaftig im Stande, Dein Glück zu machen, ſo häßlich biſt Du!«

Piff, Paff! klang es in dem Augenblick herüber, und beide wilde Gänſe lagen todt im Schilfe, und das Waſſer ward blutroth: piff, paff! klang es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänſe flogen auf aus dem Schilfe, und da knallte es wieder.

Es war eine große Jagd; die Jäger lagen rings um das Meer her, ja einige ſaßen in den Baumzweigen, die ſich weit über das Meer hinſtreckten; der blaue Dampf zog wie eine Wolke durch die dunkeln Bäume und ſenkte ſich bis auf das Waſſer; in dem Schlamme platſchten die Jagdhunde, klatſch, klatſch; Schilf und Rohr wogte nach allen Seiten; das war ein Schreck für die arme Ente! Sie drehte den Kopf um, um ihn unter die Flügel zu bringen, und in dem Augenblick ſtand dicht neben ihr ein fürchterlich großer Hund, die Zunge hing ihm weit aus dem Halſe, und die Augen funkelten gräulich häßlich; er öffnete ſeinen Rachen gerade gegen unſere Ente, zeigte ihr die ſcharfen Zähne und platſch! platſch! ging er wieder weg, ohne ſie zu nehmen.

»Nun, Gott sei Dank,« — seufzte sie, »ich bin häßlich, daß selbst der Hund mich nicht fressen mag.«

Und nun blieb sie ganz still liegen, indeß der Ja im Schilfe sauſete, und Schuß auf Schuß fiel.

Erſt ſpät am Tage ward es ſtille; aber die a Kleine wagte noch nicht, ſich zu erheben; ſie wartete n mehrere Stunden, ehe ſie ſich umſah, und dann eilte vom Moore weg, ſo ſchnell ſie konnte; ſie lief über F und Wieſen, und es war ſo ein Wind, daß ſie M hatte, von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte ſie ein armes kleines Bau haus; das war ſo elend, daß es ſelbſt nicht wußte, welcher Seite es umfallen ſollte, und deshalb blie ſtehen. Der Wind ſauſete ſo um die arme kleine E daß ſie ſich auf den Schwanz ſetzen mußte, um A ſtand zu leiſten, und es ward ſchlimmer und ſchlim Da bemerkte ſie, daß die Thür, welche aus der einen gel gegangen war, ſo ſchief hing, daß ſie durch die S in die Stube witſchen konnte, und das that ſie.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrem Kate ihrem Huhn, und der Kater, welchen ſie Sir nannte, konnte einen Katzenbuckel machen und ſp ja er kniſterte ſogar, aber dann mußte man ihn

das Haar ſtreicheln. Das Huhn hatte ganz kleine niedrige Beine, und deshalb nannte man es Küken Kurzbein, es legte gute Eier und die Frau liebte es wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen merkte man gleich den neuen Gaſt, und der Kater fing an zu miauen und das Huhn zu gackeln.

»Was giebt's da?« fragte die Frau und ſah rings umher, aber ſie ſah nicht gut und ſo glaubte ſie, das junge Entchen ſei eine fette Ente, die ſich verirrt hätte.

»Das wäre ja ein prächtiger Fang!« ſagte ſie, »nun kann ich ja Enteneier bekommen, wenn's nur kein Enterich iſt! Das müſſen wir verſuchen!«

Und ſo ward die Ente zur Probe angenommen drei Wochen lang, aber es kam kein Ei. Und der Kater war Herr im Hauſe und das Huhn war die Madam, und immer ſagten ſie: wir und die Welt; denn ſie meinten, ſie wären die Hälfte der Welt, und noch dazu bei weitem die beſte. Die Ente glaubte, man könne wohl anderer Meinung ſein, aber das duldete das Huhn nicht.

»Kannſt Du Eier legen?« fragte es.

»Nein.«

»Nun, ſo halte den Mund!«

Und der Kater ſagte: »Kannſt Du einen Buckel machen, ſpinnen und kniſtern?«

»Nein.«

»Nun, ſo ſollſt Du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute ſprechen.«

Und die Ente ſaß in der Ecke, und war ſchlechten Humors; da fiel es ihr ein, an friſche Luft und Sonnenſchein zu denken; ſie bekam eine ſo außerordentliche Luſt, auf dem Waſſer zu ſchwimmen, daß ſie es nicht laſſen konnte, dem Huhne davon zu ſagen.

»Was Dir doch ankommt!« ſagte das Huhn, »Du haſt nichts zu thun, daher brüteſt Du ſolche Grillen aus! Lege Eier oder ſpinne, ſo vergißt Du's.«

»Aber, es iſt ſo köſtlich, auf dem Waſſer zu ſchwimmen!« ſagte die Ente, »ſo köſtlich, wenn's Einem über dem Kopfe zuſammenſchlägt, und man bis auf den Grund hinuntertaucht.«

»Nun, das iſt ein rechtes Vergnügen,« ſagte das Huhn, »Du biſt verrückt geworden, glaube ich. Frage den Kater, der iſt der klügſte Mann, den ich kenne, ob er wohl auf dem Waſſer ſchwimmen oder gar untertauchen möchte, ohne von mir zu reden. Frage ſogar unſere Herrſchaft, die alte Frau, klüger als die iſt Niemand in

der Welt; meinſt Du, daß ſie Luſt habe, auf dem Waſſer zu ſchwimmen, und ſich das Waſſer über dem Kopfe zuſammenſchlagen zu laſſen?«

»Ihr verſteht mich nicht,« ſagte die Ente.

»Ei was, verſtehen wir Dich nicht, wer ſollte Dich denn verſtehen; Du willſt doch wohl nicht klüger ſein, als Kater und Frau, ohne von mir zu reden. Stell' Dich nicht ſo an, Kind, und dank' Du Deinem Schöpfer für all' das Gute, das man Dir gethan hat. Biſt Du nicht in eine warme Stube gekommen, und haſt einen Umgang, von dem Du etwas lernen kannſt? Aber Du biſt ein Dumrian, und es iſt langweilig mit Dir umzugehen! Mir kannſt Du glauben, ich meine es gut mit Dir, ich ſage Dir Unnehmlichkeiten, und daran ſoll man ſeine wahren Freunde erkennen! Nun gieb Dir einmal Mühe, ſpinnen oder kniſtern zu lernen.«

»Ich glaube, ich will in die weite Welt gehen,« ſagte das Entchen.

»Nun ſo gehe!« antwortete das Huhn.

Und ſo ging die Ente; ſie ſchwamm auf dem Waſſer, ſie tauchte unter, aber von allen Thieren ward ſie überſehen wegen ihrer Häßlichkeit. Nun kam der Herbſt, die Blätter in den Waldungen wurden gelb und braun, der

Wind faßte ſie und tanzte mit ihnen herum, und oben in der Luft war es kalt; die Wolken hingen ſchwer hernieder von Hagel oder Schnee, und auf dem Zaun ſaß der Rabe und ſchrie »rab! rab!« vor lauter Kälte; — ja es kann Einen frieren, wenn man nur daran denkt; der armen Ente ging es gewiß nicht gut!

Eines Abends als die Sonne prächtig unterging, kam eine ganze Schaar großer ſchöner Vögel aus dem Gebüſche, die Ente hatte nie etwas ſo Schönes geſehen; ſie waren glänzend weiß mit langen ſchlanken Hälſen; es waren Schwäne; ſie ſtießen einen ſonderbaren Laut aus, breiteten ihre prächtigen langen Flügel aus und flogen fort aus den kalten Gegenden zu wärmeren Ländern, zu offenen Seen! Sie ſtiegen ſo hoch, ſo hoch! und dem kleinen häßlichen Entchen ward ganz ſonderbar zu Muthe: es drehte ſich im Waſſer um wie ein Mühlrad, ſtreckte den Hals hoch empor gegen ſie und ſtieß einen Schrei aus, ſo laut und ſo ſonderbar, daß ihm ſelbſt bange dabei wurde! — — Ach, es konnte ſie nicht vergeſſen, die herrlichen Vögel, die glücklichen Vögel, und ſobald es ſie nicht mehr ſehen konnte, tauchte es unter bis auf den Grund, und als es wieder hervorkam, war es wie außer ſich. Das Entchen wußte nicht, wie die Vögel hießen

nicht, wohin ſie flogen, doch liebte es ſie, wie es noch nie Jemanden geliebt hatte; es beneidete ſie nicht; wie konnte es ihm einfallen, ſich eine ſolche Schönheit zu wünſchen, es wäre ja zufrieden geweſen, wenn es nur im Entenhofe von den Enten geduldet wäre, das arme häßliche Thier!

Und der Winter ward ſo kalt, ſo kalt; die Ente mußte auf dem Waſſer umherſchwimmen, um es offen zu erhalten; aber jede Nacht ward die Oeffnung, in welcher ſie ſchwamm, kleiner und kleiner; es fror, daß die Eisrinde krachte; die Ente mußte die Beine wacker brauchen, damit das Waſſer nur nicht ganz zufröre; zuletzt ward ſie matt, lag ſtill und fror im Eiſe feſt.

Früh am Morgen kam ein Bauer, der ſah ſie, ſchlug mit ſeinem Holzſchuh das Eis entzwei und brachte ſie nun ſeiner Frau nach Haus.

Da lebte ſie wieder auf. Die Kinder wollten mit ihr ſpielen, aber unſer Entchen glaubte, man wollte ſie quälen, und fuhr in ihrem Schreck gerade in die Milchſatte, ſo daß die Milch in der Stube herumplatſchte, die Frau ſchrie und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen; und da flog ſie in den Trog, worin die Butter war, und da wieder in die Mehltonne und wieder hinauf, — aber wie ſie nun ausſah! — — Die Frau ſchrie und

ſchlug nach ihr mit der Feuerzange, und die Kinder jagten eins über's andere, um das Entchen zu fangen, und lachten und ſchrien; gut war es, daß die Thür aufſtand; hinaus fuhr ſie zwiſchen die Büſche in den friſch gefallenen Schnee — da lag ſie halb wie im Traum.

Aber es würde gar zu traurig ſein, all' die Noth und das Elend zu erzählen, welches ſie in dem harten Winter aushalten mußte — ſie lag im Moore unter dem Schilfe, als die Sonne wieder anfing, wärmer zu ſcheinen; — die Lerchen ſangen und der ſchöne Frühling war wieder da.

Da ſchwang ſie mit einem Male ihre Flügel: ſie brauſten ſtärker als früher, und trugen ſie kräftiger vorwärts, und ehe ſie es recht wußte, war ſie in einem groſſen Garten, wo die Apfelbäume in der Blüthe ſtanden, wo die Syringen dufteten und von den langen grünen Zweigen niederhingen in die ſich windenden Kanäle. O, da war es ſo ſchön, ſo frühjahrfriſch! und gerade da kamen aus dem Dickicht drei ſchöne weiße Schwäne; ſie brauſeten mit den Federn und ſchwammen auf dem Waſſer ſo leicht, ſo leicht! Das Entchen kannte die prachtvollen Thiere und ward von einer wunderbaren Wehmuth ergriffen.

»Ich will zu ihnen fliegen, zu den königlichen

Vögeln,« ſagte ſie, »ſie werden mich tödten, weil ich, ich häßliches Thier, mich ihnen zu nähern wage! aber das iſt einerlei! beſſer von ihnen getödtet zu werden, als gebiſſen von den Enten, geſchlagen vom Huhn, Fußtritte zu bekommen von dem Mädchen, das die Hühner füttert, und im Winter ſo viel leiden zu müſſen!« — und ſie flog in's Waſſer und ſchwamm zu den prächtigen Thieren hin, die ſahen ſie und ſchoſſen mit brauſenden Federn ihr entgegen. »Tödtet mich nur,« ſagte das arme Thier, und bog ſeinen Kopf nieder auf das Waſſer und erwartete den Tod — doch, was ſah ſie in dem Waſſer! Sie ſah unter ſich ihr eigenes Bild, aber das war nicht mehr ein plumper ſchwarzgrauer Vogel, häßlich und widerlich; es war ein Schwan.

Es ſchadet nicht, im Entenhof geboren zu ſein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Das gute Geſchöpf fühlte ſich ordentlich gehoben durch alle die Sorge und Widerwärtigkeit, welche es erfahren hatte: nun wußte es ſein Glück recht zu ſchätzen, und alle die Herrlichkeit, die ihm entgegenſtrahlte. Und die großen Schwäne ſchwammen um ihn herum und ſtreichelten ihn mit dem Schnabel.

Im Garten liefen kleine Kinder, die warfen Brot und Korn in's Waſſer und das kleinſte rief:

»Da iſt ein neuer!« und die anderen Kinder jubelten mit: »ja, da iſt ein neuer gekommen!« und ſie ſchlugen in die Hände und tanzten in der Runde, ſie liefen zu Vater und Mutter, und da ward Brot und Kuchen in's Waſſer geworfen, und Alle ſagten: »Der neue iſt doch der beſte! ſo jung und ſo ſchön!« und die alten Schwäne neigten ſich vor ihm; da fühlte ſich der junge ganz beſchämt, und ſteckte den Kopf hinten unter die Flügel, er wußte ſelbſt nicht, was er thun ſollte; er war allzuglücklich, aber doch nicht ſtolz, denn ein gutes Herz wird niemals ſtolz. Er dachte daran, wie er war verfolgt und verhöhnt worden, und hörte nun Alle ſagen, daß er der ſchönſte von allen ſchönen Vögeln ſei; und die Syringen bogen ihre Zweige zu ihm nieder in's Waſſer, und die Sonne ſchien ſo warm und ſo ſchön, da ſchlugen ſeine Federn, der ſchlanke Hals erhob ſich und von Herzen jubelte er: »So viel Glück träumte mir nicht, als ich die häßliche Ente war!«

Das Marienblümchen.

Nun höre einmal zu!

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege liegt ein Lusthaus — Du haſt es gewiß ſelbſt ſchon geſehen; vorne iſt ein kleiner Garten mit Blumen, und ein Staket mit grünen Knöpfen; dicht dabei an einem Graben mitten im ſchönſten Graſe wuchs ein kleines Marienblümchen; das wurde von der Sonne eben ſo ſchön und warm beſchienen, wie die großen Prachtblumen drinnen im Garten, daher wuchs es Stunde für Stunde. Eines Morgens ſtand es ganz aufgeblüht da mit ſeinen zarten weißſchimmernden Blättern, die wie Strahlen die kleine gelbe Sonne in der Mitte umgaben. Es dachte gar nicht daran, daß es da im Graſe von Niemand geſehen würde, es war ſeelenvergnügt, wandte ſich gerade

gegen die warme Sonne, ſah in ſie hinein und hörte auf die Lerche, die in der Luft ſang.

Das kleine Marienblümchen war ſo glücklich, als ob es ein hoher Feſttag wäre; und doch war's nur ein Montag. Die Kinder waren in der Schule, und während ſie da auf ihren Bänken ſaßen und lernten, ſaß das Blümchen auf ſeinem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und von Allem rund umher, wie gut der liebe Gott iſt; — und es war recht, als ſpräche die kleine Lerche das Alles ſo ſchön und deutlich aus, was jene in der Stille fühlte! — und die Blume ſah mit einer Art Ehrerbietung hinauf zu dem glücklichen Vogel, der ſingen und fliegen konnte; aber es betrübte ſie nicht, daß ſie ſelbſt es nicht konnte. »Ich höre und ſehe ja,« dachte ſie, »die Sonne ſcheint auf mich und der Wind küſſet mich — o, wie bin ich doch reich begabet!«

Innerhalb des Stacketes ſtanden viele ſteife vornehme Blumen; je weniger Duft ſie hatten, deſto mehr warfen ſie ſich in die Bruſt. Die Päonien bliesen ſich auf, um größer zu ſein, als die Roſen; — aber die Größe thut's nicht immer! Die Tulpen hatten die allerſchönſten Farben; das wußten ſie recht gut, und hielten ſich gerade

wie eine Kerze, damit man sie noch besser sehen sollte. Sie achteten gar nicht auf das kleine Blümchen da draußen, aber dieses sah desto mehr auf sie und dachte: »wie die reich und schön sind! ja, zu denen fliegt gewiß der prächtige Vogel nieder, die besucht er! Was für ein Glück, daß ich hier in der Nähe einen Platz bekommen habe, und diese Pracht mit ansehen kann!« Und gerade indem es so dachte: »quirrevit!« da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu Päonien oder Tulpen, nein, in's Gras herunter zu dem armen Marienblümchen, welches vor lauter Freude so erschrocken war, daß es selbst nicht wußte, was es denken sollte.

Der kleine Vogel tanzte im Grase herum und sang: »Nein, wie ist das Gras doch zart! und sieh, welch eine süße kleine Blume, mit Gold im Herzen und Silber am Kleide!« Der gelbe Fleck im Marienblümchen sah ja auch wirklich aus wie Gold, und die kleinen Blätter rund umher schimmerten silberweiß.

Wie glücklich die kleine Marienblume war — nein, das glaubt Keiner! Der Vogel küßte sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor, und flog dann wieder hinauf in die blaue Luft. Es währte gewiß eine Viertelstunde, ehe die Blume wieder zu sich kam. Halb verschämt und doch

ſo innig froh ſah ſie nach den Blumen drüben im Garten hinüber; die hatten ja die Ehre und das Glück, das ihr wiederfahren war, mit angeſehen; ſie mußten begreifen, wie ſie ſich freute, aber die Tulpen ſtanden da noch einmal ſo ſteif, wie vorher, und waren ganz ſpitz und roth im Geſichte; denn ſie hatten ſich geärgert. Die Päonien aber waren ſo dickköpfig — hu! es war gut, daß ſie nicht ſprechen konnten, ſonſt hätte das Marienblümchen etwas Gutes zu hören bekommen! Die arme kleine Blume konnte wohl ſehen, daß ſie nicht guter Laune waren, und das that ihr ſo herzlich leid. In dem Augenblicke kam ein Mädchen in den Garten hinein, mit einem ſcharfen, blanken Meſſer; es ging mitten unter die Tulpen und ſchnitt eine nach der andern ab. »Uh!« ſeufzte das kleine Marienblümchen, »das iſt ja ſchrecklich, nun iſt's mit ihnen vorbei!« Da ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Marienblümchen war froh, daß es draußen im Graſe ſtand und eine arme kleine Blume war, es fühlte ſich ſo recht dankbar; und als die Sonne unterging, faltete es ſeine Blätter, ſchlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem ſchönen Vogel.

Am folgenden Morgen, da die Blume wieder friſch und fröhlich alle weißen Blätter wie kleine Arme in Licht

und Luft hinausſtreckte, erkannte ſie die Stimme des Vogels; aber es war ſo traurig, was er ſang! Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; ſie war gefangen worden und ſaß nun in einem Bauer dicht am offenen Fenſter. Sie ſang von dem Glücke, frei umher zu fliegen, ſang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der ſchönen Reiſe auf den Schwingen hinauf in die freie Luft. Der arme Vogel war nicht froh geſtimmt; gefangen ſaß er da im engen Bauer!

Das kleine Marienblümchen hätte ihm ſo gern geholfen; aber wie es das anfangen ſollte, ja, das war ſchwer zu ſagen. Es vergaß ſchier, wie ſchön Alles rund umher war, wie warm die Sonne ſchien, wie ſchön weiß ſeine Blätter ſchimmerten — ach, es konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den es nicht im Stande war, etwas zu thun.

Da kamen plötzlich zwei kleine Knaben aus dem Garten heraus, der eine von ihnen hatte ein Meſſer in der Hand, groß und ſcharf, wie das, mit welchem das Mädchen die Tulpen abgeſchnitten hatte. Sie gingen gerade auf das kleine Marienblümchen zu, das gar nicht begreifen konnte, was ſie wollten.

„Hier können wir einen ſchönen Raſen für die Lerche

ſchneiden,« ſagte der eine Knabe, und fing an, in einem Viereck tief nieder zu ſchneiden, rund um das Marienblümchen, ſo daß dieſes mitten im Raſen zu ſtehen kam.

»Reiß die Blume heraus!« ſagte der eine Knabe, und das Marienblümchen zitterte ordentlich vor Angſt; denn herausgeriſſen zu werden, das hieß ja das Leben verlieren, und es wollte doch gerne leben, da es mit dem Raſen hinein in's Bauer ſollte zu der gefangenen Lerche.

»Nein, laß ſie ſitzen,« ſagte der andere, »ſie nimmt ſich ſo hübſch aus!« und ſo blieb ſie ſitzen und kam mit in's Bauer zu der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über ſeine verlorene Freiheit, und ſchlug mit den Flügeln gegen den Eiſendraht im Bauer; die kleine Blume konnte nicht ſprechen, nicht ein tröſtendes Wort konnte ſie ihm ſagen, ſo gern ſie auch wollte. So ging es den ganzen Vormittag.

»Hier iſt kein Waſſer!« ſagte die gefangene Lerche, »ſie ſind Alle hinausgegangen und haben mich vergeſſen; keinen Tropfen Waſſer zu trinken! mein Hals iſt trocken und brennend! in meinem Innern iſt Feuer und Eis, und die Luft iſt ſo ſchwer! Ach, ich muß ſterben; muß den warmen Sonnenſchein, das friſche Grün verlaſſen, und all' die Schönheit, die Gott geſchaffen hat!« und

abei bohrte ſie den kleinen Schnabel in den kühlen Raſen, m ſich ein wenig zu erfriſchen; da fiel ihr Auge auf das Marienblümchen, und der Vogel nickte ihm zu und küßte ; und ſagte: »Du mußt hier auch verwelken, du arme eine Blume! Dich und den grünen Fleck da hat man r gegeben für die ganze Welt, die ich draußen hatte! eder kleine Brotkalm ſoll mir ein grüner Baum, jedes ſeiner weißen Blätter eine duftende Blume ſein! Ach, r ſagt mir nur, wie viel ich verloren habe!«

»Wer ihn doch tröſten könnte!« dachte die kleine lume, aber ſie konnte kein Blatt rühren, doch der Duft, r aus den feinen Blättern ſtrömte, war viel ſtärker, s er ſonſt bei dieſer Blume zu ſein pflegt; das merkte ch der Vogel, und obgleich er vor Durſt verſchmachtete, d in ſeiner Pein die grünen Halme zerraufte, rührte doch die kleine Blume gar nicht an.

Es ward Abend, und noch kam Niemand, um dem men Vogel einen Tropfen Waſſer zu bringen; da eckte er ſeine ſchlanken Flügel aus, ſchüttelte ſie krampf- ft, ſein Geſang war ein wehmüthiges Pipi! Der kleine pf beugte ſich gegen die Blume, und das Herz des gels brach vor Mangel und Sehnſucht. Da konnte Blume nicht, wie am Abend vorher, ihre Blätter zu-

ſammenfa
nieder zu
Erſt
ſie den V
nen und
menblätte
eine ſchön
werden, d
ſien ſie ih
nun war
Aber
in den S
an ſie, d
fühlt hat

lten und ſchlafen, ſie hing krank und traurig
Erde.

am andern Morgen kamen die Knaben, und da
ogel todt ſahen, weinten ſie, weinten viele Thrä-
gruben ein niedliches Grab, das ſie mit Blu-
rn ſchmückten. Die Leiche des Vogels kam in
e rothe Schachtel, königlich ſollte er begraben
er arme Vogel! Als er lebte und ſang, verga-
n, ließen ihn im Bauer ſitzen und Noth leiden,
er hoch gefeiert und viel beweint.

der Raſen mit der Marienblume wurde hinaus
Staub auf die Straße geworfen, Niemand dachte
ie doch am meiſten für den kleinen Vogel ge-
te, und ihn ſo gerne tröſten wollte.

Der ſtandhafte Zinnſoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnſoldaten, lauter Brüder; denn ſie waren alle aus einem alten zinnernen Löffel gemacht. Das Gewehr hielten ſie im Arme, und das Geſicht gerade aus gerichtet; roth und blau, wunderſchön war ihre Uniform. Das Allererſte, was ſie in dieſer Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, war das Wort: »Zinnſoldaten!« Das rief ein kleiner Knabe, und klatſchte dabei in die Hände; er hatte ſie bekommen, weil ſein Geburtstag war, und ſtellte ſie nun auf dem Tiſche auf. Ein Soldat glich dem andern auf ein Haar; nur ein einziger zeichnete ſich etwas aus; er hatte nur ein Bein; denn er war zuletzt gegoſſen, als nicht genug Zinn übrig war; doch ſtand er auf ſeinem einen Beine eben ſo feſt, wie die anderen

auf ihren zweien, und er gerade iſt es, deſſen Schickſale merkwürdig ſind.

Auf dem Tiſche, wo ſie aufgeſtellt wurden, ſtand viel anderes Spielzeug; aber was am meiſten in die Augen fiel, das war ein Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenſter konnte man gerade in die Stuben hineinſehen. Vor dem Schloſſe ſtanden kleine Bäume rund um einen kleinen Spiegel, der einen See vorſtellen ſollte; hier ſchwammen Schwäne von Wachs und beſpiegelten ſich. Alles das war recht niedlich, aber das Niedlichſte war doch eine kleine Jungfer, die mitten in der offenen Schloßthür ſtand; ſie war aus Papier geſchnitten, aber ſie trug einen Rock vom klarſten Linon, und ein kleines blaues Band über die Schultern, wie ein Oberkleid; mitten in dieſem faß ein ſchimmernder Goldflitter, eben ſo groß, wie ihr ganzes Geſicht. Die kleine Dame ſtreckte ihre beiden Arme aus, denn ſie war eine Tänzerin, und dabei hob ſie das eine Bein ſo hoch in die Höhe, daß der Zinnſoldat es gar nicht finden konnte, und meinte, ſie hätte, wie er, nur ein Bein.

»Das wäre eine Frau für mich,« dachte er, »aber ſie iſt ein bischen vornehm; ſie wohnt in einem Schloſſe, ich habe nur eine Schachtel, und da ſind unſer fünfund-

zwanzig Mann darin, das iſt kein Platz für ſie! Indeſſen will ich ſuchen, ihre Bekanntſchaft zu machen!« und nun legte er ſich, ſo lang er war, hinter eine Schnupftabacksdoſe, die auf dem Tiſche ſtand; von da konnte er die kleine feine Dame recht beſchauen, die auf einem Beine ſtehen blieb, ohne die Balance zu verlieren.

Als der Abend hereinbrach, kamen alle anderen Zinnſoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hauſe gingen zu Bette. Nun fingen die Spielſachen an zu ſpielen, ſie ſpielten Beſuch, Krieg und Ball. Die Zinnſoldaten raſſelten in der Schachtel, denn ſie wollten mit dabei ſein, aber der Deckel wollte nicht herunter. Der Nußknacker ſchlug einen Purzelbaum, und der Griffel ſprang auf der Tafel herum; es war ein Spectakel, daß auch der Kanarienvogel erwachte und mitzuſprechen anfing, noch dazu in Verſen. Die beiden einzigen, die ſich nicht von der Stelle rührten, waren der Zinnſoldat und die kleine Tänzerin; ſie blieb in ihrer graziöſen Stellung auf der Fußſpitze mit ausgebreiteten Armen, er war eben ſo feſt auf ſeinem einen Beine, ſein Auge kam nicht einen Augenblick von ihr.

Nun ſchlug die Uhr zwölf, da ſprang auf einmal das Schloß von der Schnupftabacksdoſe auf; aber es war kein

Tabak darin; nein, heraus ſprang ein kleiner ſchwarzer Zauberer, ſo ein kleines Kunſtſtück.

»Zinnſoldat!« ſagte der Zauberer, »willſt Du Deine Augen wohl bei Dir behalten!«

Aber der Zinnſoldat that, als hörte er es nicht.

»Na, warte nur: morgen!« ſagte der Zauberer.

Als nun der Morgen da war und die Kinder aus dem Bette kamen, wurde der Zinnſoldat in's Fenſter geſtellt, und, that's nun der Zauberer oder der Zugwind — mit einem Male flog das Fenſter auf, und der Zinnſoldat fiel über Kopf aus dem dritten Stock herunter. Das war eine ſchreckliche Fahrt, er kehrte das eine Beine in die Höhe und blieb auf dem Tſchako ſtehen, mit dem Bajonnet zwiſchen den Pflaſterſteinen.

Das Dienſtmädchen und der kleine Knabe kamen gleich herunter, um ihn zu ſuchen; aber obgleich ſie beinahe auf ihn traten, konnten ſie ihn doch nicht ſehen. Hätte der Zinnſoldat gerufen: »hier bin ich!« ſo würden ſie ihn wohl gefunden haben; aber er fand es nicht ſchicklich, laut zu ſchreien, da er in Uniform war.

Nun fing's an zu regnen, ein Tropfen fiel dicker als der andere! es wurde ein wahrer Platzregen. Als der vorbei war, kamen zwei Straßenjungen.

»Sieh da,« ſagte der eine, »ein Zinnſoldat, der ſoll einmal ſegeln.«

Und ſie machten ein Boot aus einer Zeitung, ſetzten den Zinnſoldaten hinein, und nun ſegelte er den Rinnſtein hinunter; beide Knaben liefen nebenher und klatſchten in die Hände. Himmel! was für Wogen gingen im Rinnſtein, und was für ein Strom war da, ja, es hatte aber auch tüchtig gegoſſen. Das Papierboot wippte auf und nieder, und zwiſchendurch machte es ſo raſche Wendungen, daß dem Zinnſoldaten ganz ſchwindlig wurde; aber er blieb ſtandhaft, veränderte keine Miene, ſah gerad' aus und hielt's Gewehr im Arm.

Mit einem Male trieb das Boot unter ein langes Rinnſteinbrett, da ward's ſo dunkel, als wenn er in ſeiner Schachtel läge.

»Wo mag ich nun wohl hinkommen?« dachte er, »ja, ja, das iſt des Zauberers Schuld! Ach, wäre nur die kleine Jungfer hier bei mir im Boote, dann möchte es gern noch einmal ſo dunkel ſein!«

In dem Augenblicke kam eine große Waſſerratte, die unter dem Rinnſteinbrette wohnte.

»Haſt Du einen Paß?« fragte die Ratte, »her mit dem Paſſe!«

Aber der Zinnſoldat ſchwieg ſtille, und hielt ſein Gewehr noch feſter. Das Boot ſchoß vorwärts, und die Ratte hinterher. Hu, wie grimmig ſie die Zähne fletſchte und Stengeln und Strohhalmen zurief:

»Halt' ihn, halt' ihn, er hat den Zoll defraudirt, er hat den Paß nicht gezeigt!«

Aber der Strom wurde ſtärker und ſtärker! Der Zinnſoldat konnte ſchon den hellen Tag ſehen, ehe das Brett aufhörte, aber er hörte auch einen brauſenden Laut bei dem wohl das tapferſte Herz erbeben konnte. Denk Dir, wo das Brett zu Ende war, ſtürzte der Rinnſtein ſchnurſtracks in einen großen Kanal hinein; das war für den Soldaten ſo gefährlich, als für uns eine Fahrt über einen mächtigen Waſſerfall.

Nun war er ſchon ſo nahe, daß er nicht mehr anhalten konnte, das Boot ſchoß hinaus; der arme Zinnſoldat hielt ſich ſteif, ſo gut er konnte, Niemand ſoll ihm nachſagen, daß er auch nur mit den Augen geblinzt hätte. Das Boot ſauſete drei, vier Mal herum, und war voll Waſſer bis zum Rande; es mußte ſinken. Der Zinnſoldat ſtand bis an den Hals im Waſſer; tiefer und tiefer ſank das Boot, mehr und mehr löſete ſich das Papier auf; nun ging das Waſſer dem Soldaten über

den Kopf — da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie wieder ſehen ſollte, und es klang vor ſeinen Ohren:

Gefahr, Gefahr, o Kriegesmann,
Den Tod ſollſt Du erleiden!

Nun ging das Papier auseinander, der Zinnſoldat ſtürzte hindurch — aber im ſelben Augenblicke wurde er von einem großen Fiſche verſchlungen.

Nein, wie war es dunkel drinnen! da war's noch ſchlimmer, als unter dem Rinnſteinbrette, und dabei war's ſo enge — aber der Zinnſoldat war ſtandhaft, er lag da, ſo lang er war, das Gewehr im Arm.

Der Fiſch ſchoß hin und her, er machte die entſetzlichſten Bewegungen; endlich ward er ganz ſtille; es fuhr wie ein Lichtſtrahl durch ihn hin, das Licht ſchien ganz hell, und es rief Einer: »Zinnſoldat!« Der Fiſch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft, in die Küche gekommen, wo das Mädchen ihn mit einem großen Meſſer aufſchnitt. Sie faßte mit zwei Fingern den Zinnſoldaten mitten um den Leib, und trug ihn in die Stube, wo Alle begierig waren, den merkwürdigen Mann zu ſehen, der Reiſen gemacht hatte im Magen eines Fiſches: — aber der Zinnſoldat war gar nicht ſtolz.

Sie ſtellten ihn auf den Tiſch, und da — nein, wie kann's doch wunderbar kommen in dieſer Welt! — der Zinnſoldat war in derſelben Stube, in welcher er früher geweſen war, er ſah dieſelben Kinder, daſſelbe Spielzeug ſtand auf dem Tiſche; das ſchöne Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin; ſie ſtand noch auf dem einen Beine und hielt das andere hoch in die Höhe; ſie war auch ſtandhaft; das rührte den Zinnſoldaten, er hätte Zinn weinen mögen, aber das ſchickte ſich nicht. Er ſah auf ſie und ſie ſah auf ihn, aber ſie ſagten kein Wort.

Mittlerweile nahm der eine von den kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn kurz und gut in den Ofen. Einen Grund dazu gab er nicht an, gewiß war aber der Zauberer in der Doſe Schuld daran.

Da ſtand nun der Zinnſoldat in voller Beleuchtung; er fühlte eine entſetzliche Gluth, ob die von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben hatte er gänzlich verloren, ob das nun auf der Reiſe geſchehen, oder ob es eine Folge ſeiner Gemüthsbewegungen war, kann ich nicht ſagen. Er ſah auf die kleine Mamſell, ſie ſah auf ihn, und er fühlte es, er ſchmolz; aber noch ſtand er ſtandhaft da, das Gewehr im Arme. Da ging eine Thür auf, der Wind

faßte die Tänzerin, und wie eine Sylphide flog ſie gerades Weges in den Ofen hinein zum Zinnſoldaten, loderte hell auf, und — weg war ſie, da ſchmolz der Soldat zu einem Klumpen zuſammen, und als das Mädchen Tags darauf die Aſche herausnahm, fand ſie ſeine Ueberreſte in der Geſtalt eines kleinen Zinnherzens; von der Tänzerin hingegen war nur noch der Goldflitter übrig, und der war kohlſchwarz gebrannt.

Der Garten des Paradieſes.

Es war einmal ein Königsſohn: kein Menſch hatte ſo viele und ſo ſchöne Bücher, wie er; Alles, was in dieſer Welt geſchehen war, konnte er da herausleſen und abgebildet ſehen in prächtigen Bildern. Von jedem Land und jedem Volk konnte er genaue Nachricht bekommen, aber wo der Garten des Paradieſes zu finden wäre, davon ſtand kein Wort in den Büchern; und der, gerade der lag ihm am meiſten im Sinne.

Als er noch ganz klein war und eben anfangen ſollte zur Schule zu gehen, hatte ihm ſeine Großmutter erzählt, daß jede Blume im Paradiesgarten der ſüßeſte Kuchen wäre, und die Staubfaden der feinſte Wein; auf der einen ſtände Geſchichte, auf der andern Geographie oder deutſche Sprache; man brauchte nur die Kuchen zu eſſen, ſo wußte man

ſeine Lection; je mehr man aße, deſto mehr begriffe und behielte man von Geſchichte, Geographie oder deutſcher Sprache.

Das glaubte er damals, aber nach und nach, als er größer und klüger ward und mehr lernte, ſah er wohl ein, daß die Herrlichkeit im Garten des Paradieſes doch noch eine ganz andere geweſen ſein muſſe.

„O, warum brach doch Eva von dem Baum der Erkenntniß? Warum aß Adam von der verbotenen Frucht? Das hätte ich ſein ſollen, ſo wäre es nicht geſchehen! nimmer hätte die Sünde in die Welt kommen ſollen!“

Das ſagte er damals, und das ſagte er noch, als er ſiebzehn Jahre alt war. — Der Paradiesgarten erfüllte alle ſeine Gedanken.

Eines Tages ging er in's Holz; er ging allein, denn das war ſein größtes Vergnügen.

Der Abend fiel herein, die Wolken zogen ſich zuſammen, es ward ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuſe wäre, aus der das Waſſer hervorſtürzte. es war ſo dunkel, wie es ſonſt wohl des Nachts im tiefſten Brunnen ſein mag. Bald glitt er in das naße Gras, bald fiel er über nackte Steine, die aus dem felſigen Boden hervorragten. Alles triefte von Waſ-

ſer, der arme Prinz behielt keinen trocknen Faden am Leibe. Er mußte über große Steinblöcke kriechen, wo das Waſſer aus dem hohen Moose herabtränfelte. Er war nahe daran umzufallen; da hörte er ein wunderbares Sauſen, und vor ſich ſah er eine große erleuchtete Höhle. Mitten in derſelben brannte ein Feuer, an dem man einen ganzen Hirſch hätte braten können, und das geſchah auch; der ſchönſte Hirſch mit ſeinem zackigen Geweihe war an den Spieß geſteckt und ward langſam gedreht zwiſchen zwei umgehauenen Tannenbäumen. — Eine ältliche Frau, groß und ſtark, als wäre ſie ein verkleideter Mann, ſaß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem andern hinein. »Komm nur näher!« ſagte ſie, »ſetze Dich an's Feuer und laß Dein Zeug trocknen.«

»Hier iſt ein häßlicher Zugwind,« ſagte der Prinz und ſetzte ſich auf den Fußboden.

»Der wird noch ſchlimmer, wenn meine Söhne nach Hauſe kommen!« antwortete die Frau. »Du biſt hier in der Höhle der Winde; meine Söhne ſind die vier Winde der Welt, verſtehſt Du mich?«

»Wo ſind Deine Söhne?« fragte der Prinz.

»Auf dumme Fragen iſt nicht gut antworten,« ſagte die Frau. »Meine Söhne leben auf eigne Hand, ſie

ſpielen Fangball mit den Wolken da oben'« und dabei zeigte ſie hinauf in's Blaue.

»Ah ſo,« ſagte der Prinz. — »Ihr ſprecht übrigens etwas hart und ſeid überhaupt nicht ſo ſanft, wie die Frauen, die ich ſonſt um mich ſehe.«

»Ja, die mögen wohl nichts Anderes zu thun haben! Ich muß hart ſein, wenn ich meine Buben in Zucht halten ſoll, aber das kann ich, obgleich ſie ſteife Nacken haben, ſeit Du die vier Säcke da an der Wand! Vor denen haben ſie eben ſo viel Reſpect, als Du vor der Ruthe hinter dem Spiegel gehabt haſt. Ich puffe ſie zuſammen, will ich Dir ſagen, und dann kommen ſie in den Sack, da machen wir nicht viel Umſtände; dort ſitzen ſie und kommen nicht heraus, als bis es mir gefällt. — Aber da haben wir den einen!«

Das war der Nordwind, der trat herein mit einer eiſigen Kälte, große Stücke Hagel tanzten über den Fußboden und Schneeflocken flogen um ihn her. Er hatte Bärenkleider und eine Jacke von Bärenfell an; eine Kappe von Seehundsfell hing ihm über die Ohren, lange Eiszapfen hingen ihm am Bart, und ein Hagelkorn nach dem andern rutſchte unter dem Kragen der Jacke hervor.

»Gehen Sie doch nicht gleich an's Feuer!« ſagte

der Prinz. »Sie können leicht Froſt an Geſicht und Händen bekommen.«

»Froſt?« ſagte der Nordwind und lachte laut. »Froſt, das iſt gerade mein größtes Vergnügen! Was biſt Du denn aber für ein Spinkelbein? Wie kommſt Du in die Höhle der Winde?«

»Er iſt mein Gaſt!« ſagte die Alte, »und biſt Du mit der Erklärung nicht zufrieden, ſo kommſt Du in den Sack! Nun weißt Du meine Meinung.«

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, von wo er kam und wo er den ganzen Monat geweſen war.

»Vom Eismeer komme ich,« ſagte er, »ich bin auf der Bäreninſel geweſen, mit den ruſſiſchen Wallfiſchfängern. Ich ſaß und ſchlief am Steuerruder, als ſie von Nordkap ſegelten; wenn ich zwiſchendurch ein wenig aufwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine; das iſt ein lächerlicher Vogel, er macht einen raſchen Schlag mit den Flügeln, und dann hält er ſie unbeweglich ausgeſtreckt, und hat Schwung genug.«

»Mach's nur nicht ſo weitläufig!« ſagte die Mutter der Winde. »Und ſo kamſt Du alſo zur Bäreninſel?«

»Da iſt es prächtig! ein Fußboden recht zum Tanze gemacht, flach wie ein Teller; halb aufgethauter Schnu

mit Moos, ſcharfe Steine und Skelette von Wallfiſchen und Eisbären lagen da, die ſahen aus, wie die Arme und Beine von Rieſen mit einem mufſigen Grün überzogen. Man ſollte glauben, die Sonne habe nie auf ſie geſchienen. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen ſehen konnte, das war ein Haus, gebaut von einem Wrack und mit Wallfiſchhaut überzogen, die Fleiſchſeite nach außen, voll von Grün und Roth; auf dem Dache ſaß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging an den Strand, ſah in die Vogelneſter, ſah auf die nackten Jungen, welche ſchrien und das Maul aufſperrten; da blies ich in die Tauſende von Kehlen hinein, und ſie lernten das Maul halten. Unten wälzten ſich die Wallroſſe wie lebendige Kalbaunen oder wie Rieſenwürmer mit Schweinsköpfen und ellenlangen Zähnen.«

»Du erzählſt gut, mein Sohn!« ſagte die Mutter, »mir läuft dabei das Waſſer im Munde zuſammen.«

»So ging's denn zum Fang. Der Harpun ward in des Wallroſſes Bruſt geſtoßen, daß der dampfende Blutſtrahl wie ein Springbrunnen über das Eis ſchoß. Da dachte ich auch an mein Spiel; ich blies auf, und ließ meine Segler, die felſenhohen Eisberge, die Böte einklemmen, hui! wie da Alle pfiffen und ſchrien, aber ich

paff lauter; die todten Wallfiſchleiber, Kiſten und Tauwerk mußten ſie auf dem Eiſe auspacken; ich ſchüttelte Schneeflocken um ſie her und ließ ſie in den eingeklemmten Böten ſüdwärts treiben, um Seewaſſer zu koſten. Die kommen nicht wieder nach der Bäreninſel!«

»So haſt Du ja Böſes gethan!« ſagte die Mutter der Winde.

»Was ich Gutes gethan habe, können Andere erzählen:« ſagte er, »aber da haben wir meinen Bruder aus dem Weſten, den habe ich am liebſten von Allen; er riecht ſo nach der See und hat ſo eine recht geſunde Kälte an ſich.«

»Iſt das der kleine Zephyr?« fragte der Prinz.

»Ja, freilich iſt das der Zephyr,« ſagte die Alte, »aber ſo klein iſt er eben nicht mehr. Vor Zeiten war er ein hübſcher Junge, aber nun iſt das vorbei.«

Er ſah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte eine Art Faulhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine Keule von Mahagoni-Holz, gehauen in den amerikaniſchen Mahagoni-Wäldern. Geringeres durfte es nicht ſein.

»Wo kommſt Du her?« ſagte die Mutter.

»Aus den Waldwüſten,« ſagte er, »wo die dornigen

Lianen eine Hecke bilden zwiſchen jedem Baum, wo die Waſſerſchlange in dem naſſen Graſe liegt, und die Menſchen unnütz zu ſein ſcheinen.«

»Was machteſt Du da?«

»Ich ſah auf den tiefen Fluß, ſah wie er vom Felſen ſtürzte und zu Staub zerſchlagen gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen; ſah einen Büffel im Fluß ſchwimmen, aber der Strom riß ihn fort; er trieb mit einer Schaar wilder Enten, die flogen auf, wo das Waſſer ſtürzte, der Büffel mußte hinunter; das gefiel mir, und ich blies einen Sturm zuſammen, daß die uralten Bäume krachend zu Boden ſtürzten und zu Splittern zerſchellten.«

»Und ſonſt haſt Du nichts gethan?« ſagte die Alte.

»Ich habe Purzelbäume geſchoſſen in den Savannen, ich habe die wilden Pferde getrieben und Kokusnüſſe geſchüttelt: ja, ja, ich habe Geſchichten zu erzählen! Aber man ſoll nicht Alles ſagen, was man weiß, das weißt Du wohl, Du Alte!« und da küßte er ſeine Mutter dermaßen, daß ſie beinahe rücklings umgefallen wäre: das war ein wilder Burſche.

Nun kam der Südwind mit Turban und fliegendem Beduinenmantel.

»Hier iſt's tüchtig kalt, hier draußen,« ſagte er, und warf Holz in's Feuer, »man merkt, daß der Nordwind zuerſt gekommen iſt.«

»Hier iſt's ſo heiß, daß man einen Eisbären braten könnte,« ſagte der Nordwind.

»Du biſt ſelbſt ein Eisbär,« ſagte der Südwind.

»Wollt Ihr in den Sack!« fragte die Alte. »Setz' Dich dort auf den Stein und erzähle, wo Du geweſen biſt.«

»In Afrika, Mutter!« antwortete er. »Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern; was für ein Gras wächſt da in der Ebene, grün wie die Oliven! da tanzte das Gnu, und der Strauß lief mit mir in die Wette, aber ich bin doch ſchneller zu Fuß. Ich kam in die Wüſte in den gelben Sand; da ſieht's aus wie auf dem Grunde des Meeres. Ich begegnete einer Caravane: ſie ſchlachteten ihr letztes Kameel, um Waſſer zum Trinken zu bekommen, aber ſie bekamen nicht viel. Von oben brannte die Sonne, von unten briet der Sand. Kein Ende hatte die ausgedehnte Wüſte. Da walzte ich mich in dem feinen loſen Sande und wirbelte ihn zu großen Säulen auf, das war ein Tanz! — Du hätteſt einmal ſehen ſollen, wie verblüfft das Dromedar daſtand, und wie der Kaufmann den Kaf-

tan über den Kopf zog. Er warf ſich vor mir nieder, wie vor Allah, ſeinem Gott. Nun ſind ſie begraben, aber es ſteht eine Pyramide von Sand über ihnen Allen, wenn ich die einmal wegblaſe, ſo wird die Sonne die weißen Knochen bleichen, da können dann die Reiſenden ſehen, daß hier Menſchen hier geweſen ſind. Sonſt würde man es in der Wüſte nicht glauben!«

»Du haſt alſo nur Böſes gethan!« ſagte die Mutter. »Marſch in den Sack!« und ehe er es wußte, hatte ſie den Südwind um den Leib gefaßt und im Sacke, der walzte ſich auf dem Fußboden herum, aber ſie ſetzte ſich darauf, und da mußte er ſtille liegen.

»Das ſind verzweifelt muntre Burſchen!« ſagte der Prinz.

»Ja, wahrhaftig!« antwortete ſie, »aber pariren müſſen ſie. Da haben wir den vierten!«

Das war der Oſtwind, der war gekleidet wie ein Chineſe.

»So, kommſt Du von der Ecke?« ſagte die Mutter, »ich glaubte, Du warſt im Paradiesgarten geweſen?«

»Dahin fliege ich erſt morgen,« ſagte der Oſtwind, »morgen ſind es hundert Jahre, ſeit ich dort war. Ich komme nun von China, wo ich um den Porzellanthurm

tanzte, daß alle Glocken klangen. Unten auf der Straße wurden die Beamten geprügelt, daß die Bambusrohre auf ihren Schultern zerſplitterten: und das waren Leute vom erſten bis zum neunten Grad: ſie ſchrien: Dank, Dank, mein väterlicher Wohlthäter! aber ſie meinten's nicht ſo, und ich klingelte dazu mit den Glocken und ſang, ting, tſang, tſu!«

»Du biſt ein ausgelaſſener Bube,« ſagte die Alte, »es iſt gut, daß Du morgen in den Paradiesgarten kommſt, das fördert immer Deine Bildung; trinke nur tüchtig aus der Quelle der Weisheit und bringe mir eine kleine Flaſche voll mit.«

»Das will ich,« ſagte der Oſtwind. »Aber warum haſt Du denn meinen Bruder aus dem Süden in den Sack geſteckt? laß ihn heraus! er ſoll mir vom Vogel Phönix erzählen, von dem Vogel will die Prinzeſſin im Paradiesgarten immer hören, wenn ich ihr alle hundert Jahre einen Beſuch mache. Mach den Sack auf! Du biſt auch meine ſüßeſte Mutter, und ich will Dir zwei Taſchen voll Thee ſchenken, ſo friſch und grün, wie ich ihn an Ort und Stelle pflückte.«

»Nun denn, um des Thee's willen und weil Du ja doch mein Herzblatt biſt, will ich den Sack öffnen.«

Das that ſie, und der Südwind kroch hervor, aber er ließ die Ohren gewaltig hängen, weil der fremde Prinz das geſehen hatte.

»Da haſt Du ein Palmblatt für die Prinzeſſin,« ſagte der Südwind, »das Blatt hat mir der alte Vogel Phönix, der einzige der in der Welt war, gegeben; er hat mit ſeinem Schnabel ſeine ganze Lebensbeſchreibung während der hundert Jahre, die er gelebt hat, darauf gekritzelt; nun kann ſie es ſelbſt leſen. Ich ſah, wie der Vogel Phönix ſelbſt Feuer an ſein Neſt legte, ſich darauf ſetzte und verbrannte, wie die Frau eines Hindus. — Wie kniſterten die grünen Zweige, und was war das für ein Rauch und ein Duft! Zuletzt ging Alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönix ward zu Aſche, aber ſein Ei lag glühend roth im Feuer; es barſt mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; der iſt nun Herrſcher über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat ein Loch in's Blatt, das ich Dir gab, gebiſſen, das iſt ſein Gruß an die Prinzeſſin.«

»Nun laßt uns auch etwas zu leben bekommen,« ſagte die Mutter der Winde, und da ſetzten ſie ſich Alle, um den gebratnen Hirſch zu verzehren, und der Prinz ſaß neben dem Oſtwind, daher wurden ſie bald gute Freunde.

»Hör', ſag' mir einmal,« begann der Prinz, »was iſt das für eine Prinzeſſin, von der ſo viel geſprochen wird, und wo liegt der Garten des Paradieſes?«

»Ho, Ho!« ſagte der Oſtwind, »willſt Du dahin? ja ſo flieg morgen mit mir: aber das muß ich Dir denn doch ſagen, kein Menſch iſt da geweſen ſeit Adam und Eva's Zeit. Die kennſt Du ja wohl aus der bibliſchen Geſchichte?«

»Ja, freilich!« ſagte der Prinz.

»Damals, als ſie vertrieben wurden, ſank der Garten des Paradieſes unter die Erde, aber er behielt ſeinen warmen Sonnenſchein, ſeine milde Luft und all' ſeine Herrlichkeit. Die Königin der Feen wohnt darin; da liegt die Inſel der Seligkeit, wohin der Tod nie dringt, und wo das Leben ſo ſchön iſt! Seh' Dich morgen auf meinen Rücken, ſo will ich Dich mitnehmen; ich denke, das läßt ſich machen! Aber nun ſchwatze nicht mehr, denn ich will ſchlafen.«

Und darauf ſchliefen ſie Alle. Früh am Morgen erwachte der Prinz und war nicht wenig erſtaunt zu ſehen, daß er ſchon weit über den Wolken war. Er ſaß auf dem Rücken des Oſtwinds, der ihn treulich feſthielt: ſie waren ſo hoch in der Luft, daß Wälder und Felder,

Fluſſe und Seen ſich ausnahmen wie eine groſſe illuminirte Landkarte.

»Guten Morgen!« ſagte der Oſtwind. »Du könnteſt übrigens gern noch ein wenig ſchlafen, denn es nicht viel zu ſehen an dem flachen Lande unter uns, wenn Du nicht vielleicht Luſt haſt, Kirchen zu zählen; die ſtehen wie Kreidepünktchen da unten auf dem grünen Brette.« Es waren Felder und Wieſen, welche er das grüne Brett nannte.

»Es war unartig, daß ich von Deiner Mutter und Deinen Brüden nicht Abſchied nahm,« ſagte der Prinz.

»Wenn man ſchläft, iſt man entſchuldigt,« ſagte der Oſtwind, und nun flogen ſie noch ſchneller von dannen: man konnte es hören in den Gipfeln der Bäume; wenn ſie druber hinfuhren, rauſchten alle Zweige und Blätter; man konnte es ſehen an dem Meere und an den Seen, denn wo ſie flogen, gingen die Wellen höher und die groſſen Schiffe neigten ſich tief in's Waſſer, wie ſchwimmende Schwäne.

Gegen Abend, als es dunkel ward, ſahen die großen Städte recht drollig aus: die Lichter brannten da unten, bald hier, bald dort; es war accurat, als wenn man an einem Stück verbrannten Papiers die vielen Fünkchen ſieht,

die den Küſter bedeuten, der mit ſeinen Jungen ausgeht. Und der Prinz klatſchte in die Hände, aber der Oſtwind hat ihn das zu laſſen, und ſich lieber feſt zu halten, ſonſt könne er leicht fallen und an einer Kirchthurmſpitze hängen bleiben.

Der Adler in den dunklen Wäldern flog ſchnell genug, aber der Oſtwind flog ſchneller. Der Koſak auf ſeinem kleinen Pferde jagte über die Steppe, aber der Prinz jagte noch ganz anders.

»Nun kannſt Du den Himalaia ſehen,« ſagte der Oſtwind, »das iſt der höchſte Berg in Aſien; nun kommen wir bald an den Garten des Paradieſes!« Drauf drehten ſie mehr gegen Süden und bald duftete es da von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchſen wild, und am wilden Wein hingen rothe und weiße Trauben. Hier ſtiegen ſie beide nieder, ſtreckten ſich in's weiche Gras, wo die Blumen dem Winde zuwinkten, als wollten ſie ſagen: »Willkommen, willkommen!«

»Sind wir nun in dem Garten des Paradieſes?« fragte der Prinz.

»Nein, noch nicht!« ſagte der Oſtwind, »aber wir kommen bald hin. Siehſt Du die Felſenwand dort und die große Höhle, wo die Weinranken hängen wie große

grune Gardinen. Da ſollen wir durch. — Hull' Dich in Deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter und es iſt eiſig kalt. Der Vogel, der an der Höhle vorbei fliegt, hat den einen Flügel hier draußen im warmen Sommer und den anderen drinnen im kalten Winter.“

„So, das iſt der Weg in den Garten des Paradieſes?“ fragte der Prinz.

Nun gingen ſie denn in die Höhle; hui, wie war es da eiſig kalt, aber das dauerte nicht lange. Der Oſtwind breitete ſeine Flügel aus, und ſie glänzten wie das reinſte Feuer; — nein, welche Höhle! Die großen Steinblöcke, von denen das Waſſer tröpfelte, hingen über ihnen in den ſonderbarſten Geſtalten: bald war es ſo eng, daß ſie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald ſo hoch und breit wie in der freien Luft. Es ſah aus wie Grabcavellen mit ſtummen Orgelpfeifen und verſteinerten Orgeln.

„Wir gehen wohl durch den Weg des Todes in den Garten des Paradieſes?“ ſagte der Prinz, aber der Oſtwind antwortete keine Silbe, zeigte vorwärts, und das ſchönſte blaue Licht ſtrahlte ihnen entgegen. — Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr wie ein Nebel und zuletzt ſo klar wie eine weiße Wolke im Mondſchein.

Nun waren ſie in der ſchönſten milden Luft, ſo friſch wie auf den Bergen, ſo duftend wie bei den Roſen des Thals.

Da ſtrömte ein Fluß, ſo klar wie die Luft ſelbſt, und die Fiſche waren wie Silber und Gold; purpurrothe Aale, die bei jeder Biegung blaue Funken ſprühten, ſpielten unten im Waſſer, und die breiten Blätter der Teichroſe hatten die Farben des Regenbogens, die Blume ſelbſt war eine rothgelb brennende Flamme, der das Waſſer Nahrung gab, wie das Oel der Lampe; eine feſte Brücke von Marmor, aber ſo fein und künſtlich geſchnitten, als wäre ſie von Spinen und Glasperlen, führte über das Waſſer zu der Inſel der Seligkeit, wo der Garten des Paradieſes blühte.

Der Oſtwind nahm den Prinzen auf ſeine Arme und trug ihn hinüber. Da ſangen die Blumen und Blätter die ſchönſten Geſänge von ſeiner Kindheit, aber in ſo lieblich ſchwellenden Tönen, wie keine menſchliche Stimme hienieden ſingen kann. Waren es Palmenbäume oder rieſengroße Waſſerpflanzen, die hier wuchſen, ſo große ſaftvolle Bäume hatte der Prinz noch nie geſehen; in langen Kränzen hingen da die ſeltſamſten Schlingpflanzen, wie man ſie in Farben und Gold auf dem Rande der alten Heiligenbücher findet, oder wie ſie ſich da durch die An

langsbuchſtaben durchflochten. Es waren die ſonderbarſten Zuſammenſetzungen von Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Im Graſe dicht daneben ſtand eine Schaar Pfauen mit ausgebreiteten ſtrahlenden Schwänzen. Ja wirklich, ſo war es! — aber nein, als der Prinz ſie berührte, merkte er, daß es nicht Thiere, ſondern Pflanzen waren: es waren große Kletten, die hier wie die prächtigen Schwänze der Pfauen ſtrahlten. Löwen und Tiger ſprangen wie geſchmeidige Katzen zwiſchen den grünen Hecken, die wie die Blumen des Oelbaums dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Holztaube, glänzend wie die ſchönſte Perle, flatterte mit ihren Flügeln des Löwen Mähne und die ſonſt ſo ſcheue Antilope ſtand und nickte mit dem Kopfe, als ob ſie auch mitſpielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieſes; ihre Kleider glänzten wie die Sonne, und ihr Geſicht war mild wie das einer glücklichen Mutter, wenn ſie ſich recht über ihre Kinder freuet. Sie war ſo jung und ſchön, und es folgten ihr die ſchönſten Mädchen, jedes mit einem funkelnden Sterne im Haare.

Der Oſtwind gab ihr das beſchriebene Blatt vom Vogel Phönix, und ihre Augen ſtrahlten von Freude; ſie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr

Schloß, wo die Wände Farben hatten wie das prächtigſte Tulpenblatt, wenn man's gegen die Sonne hält; die Decke war eine einzige ſtrahlende Blume, und je mehr man hineinſah, deſto tiefer ſchien ihr Kelch. Der Prinz trat an's Fenſter und ſah durch eine der Scheiben, da ſah er den Baum der Erkenntniß mit der Schlange, und Adam und Eva ſtanden daneben. »Sind die nicht vertrieben?« fragte er, und die Fee lächelte und erklärte ihm, ſo habe auf jeder Scheibe die Zeit ihr Bild hier eingebrannt, aber nicht ein Bild, wie man's ſonſt wohl ſieht, nein, das Bild hatte Leben; die Blätter der Bäume bewegten ſich, die Menſchen kamen und gingen wie in einem Spiegelbilde. Und er ſah durch eine andere Scheibe, da war Jakob's Traum; die Leiter ſtieg gerade hinein in den Himmel, und die Engel mit großen Flügeln ſchwebten auf und nieder. Ja, Alles was geſchehen war in dieſer Welt, lebte und bewegte ſich in den Glasſcheiben: ſo künſtliche Malereien konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen großen, hohen Saal, deſſen Wände mit tranſparenten Malereien bedeckt ſchienen, ein Geſicht ſchöner als das andere; da waren Millionen von Seligen, die lächelten und ſangen, ſo daß es in eine Melodie zuſammenfloß; die alleroberſten

waren ſo klein, ſo klein — kleiner als die geringſte Roſenknospe, wenn man ſie wie ein Pünktchen auf das Papier zeichnet. Und mitten im Saal ſtand ein großer Baum mit hängenden üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen wie Apfelſinen zwiſchen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntniß, von deſſen Frucht Adam und Eva gegeſſen hatten. Von jedem Blatte tropfte ein rother ſchimmernder Thautropfen: es war als weinte der Baum blutige Thränen.

„Laß uns nun in's Boot ſteigen!“ ſagte die Fee, „wir wollen Erfriſchungen genießen, draußen auf dem ſchwellenden Waſſer! das Boot ſchaukelt, doch kommt's nicht von der Stelle: aber alle Lande der Welt gleiten an unſern Augen vorüber.“ Und es war wunderbar zu ſehen, wie die ganze Küſte ſich bewegte. Da kamen die hohen, ſchneebedeckten Alpen, mit Wolken und ſchwarzen Tannen, das Horn erklang ſo wehmüthig tief, und im Thale jodelte luſtig der Hirte. Jetzt ſenkten die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige nieder in's Boot, kohlſchwarze Schwane ſchwammen auf dem Waſſer, und die ſeltſamſten Thiere und Blumen ließen ſich ſehen am Ufer: das war Neuholland, der fünfte Welttheil, der mit einer Ausſicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte die

Geſange der Prieſter und ſah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommel und der beinernen Tuba. Aegyptene in die Wolken ragende Pyramiden, umgeſtürzte Säulen und Sphinxe, fegelten vorbei. Nordlichte brannten über den Jökuln des Nordens, das war ein Feuerwerk, wo Keiner es nachmachen kann. Der Prinz war ſo glücklich, — und er ſah hundert Mal mehr als was wir hier erzählen.

»Und immer darf ich hier bleiben?« fragte er.

»Das kommt auf Dich ſelbſt an!« antwortete die Fee. »Läſſeſt Du Dich nicht, wie Adam, verführen, das Verbotene zu thun, ſo kannſt Du immer hier bleiben.«

»Ich werde die Aepfel auf dem Baum der Erkenntniß nicht anrühren!« ſagte der Prinz. »Hier ſind ja tauſend Früchte ſo ſchön wie die!«

»Prüfe Dich ſelbſt, und biſt Du nicht ſtark genug ſo gehe mit dem Oſtwind, der Dich brachte; er fliegt um zurück, und kommt in hundert Jahren nicht wieder; ei Zeit wird hier für Dich vergehen, als wären es hundert Stunden, aber es iſt eine lange Zeit für Verſuchung un Sünde. Jeden Abend, wenn ich von Dir gehe, muß ic Dir zurufen: 'komm mit!' ich muß mit der Hand D winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn d

wachſt mit jedem Schritte Deine Sehnſucht: Du kommſt in den Saal, wo der Baum der Erkenntniß ſtehet: ich ſchlafe unter den duftenden hängenden Zweigen, Du wirſt Dich über mich beugen, aber drückſt Du einen Kuß auf meinen Mund, ſo ſinkt das Paradies tief in die Erde, und es iſt für Dich verloren. Der ſcharfe Wind der Wüſte wird Dich umſauſen, der kalte Regen von Deinem Haar träufeln, Kummer und Noth wird Dein Erbtheil.«

»Ich bleibe hier!« ſagte der Prinz, und der Oſtwind kußte ihn auf die Stirne und ſagte: »Sei ſtark, ſo ſehen wir uns nach hundert Jahren wieder! Leb wohl, leb wohl!« und der Oſtwind breitete ſeine großen Flügel aus: ſie glänzten wie das Wetterleuchten in der Ernte, oder wie das Nordlicht im kalten Winter. »Leb wohl, leb wohl!« klang es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen in Reihen wie flatternde Bänder und gaben das Geleit bis an die Grenze des Gartens.

»Nun fangen unſere Tänze an,« ſagte die Fee, »am Schluſſe, wo ich mit Dir tanze, wirſt Du beim Scheiden der ſinkenden Sonne ſehen, wie ich Dir winke, Du wirſt mich rufen hören: komm mit! Aber folge mir nicht! hundert Jahre hindurch muß ich den Auf jeden Abend

wiederholen; mit jedem Abend wächſt Deine Kraft, zuletzt denkſt Du nimmer daran. Heute iſt das erſte Mal; ich habe Dich gewarnt!«

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchſichtigen Lilien; die gelben Staubfäden der Lilien waren kleine goldne Harfen, welche wie Saitenton und Flötenlaut klangen. Liebliche Mädchen, leicht und ſchlank, die reizenden Formen unverhüllt von dem wallenden Florgewande, ſchwebten tanzend umher und ſangen wie ſchön das Leben ſei, und daß der Tod ſich nimmer nahen, daß des Paradieſes Garten ewig blühen ſollte.

Und die Sonne ging unter; der ganze Himmel war reines Gold, und in dem purpurnen Glanze ſchimmerten die Lilien gleich den ſchönſten Roſen, und der Prinz trank von dem ſchäumenden Wein, den die Mädchen ihm reichten, und er fühlte eine Seligkeit wie nie zuvor; er ſah, wie der Hintergrund des Saals ſich öffnete, und da ſtand der Baum der Erkenntniß in einem Glanze, der ſein Auge blendete; der Geſang tönte herüber, ſo ſanft und ſchön wie ſeiner Mutter Stimme, und es war, als ſänge ſie: »Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!«

Und zärtlich winkte die Fee und rief: »komm mit, komm mit!« und er ſtürzte ihr entgegen, vergaß ſein Gelübde, vergaß es ſchon am erſten Abend, und ſie winkte und lächelte.

Der Duft, der würzige Duft ringsum ward ſtärker, lieblicher tönten die Harfen, und es war, als ob die Millionen lachender Köpfe im Saale, in welchem der Baum wuchs, nickten und ſängen: »Alles muß man kennen! der Menſch iſt der Erde Herr!« und es waren nicht mehr blutige Thränen, die von den Blättern des Baums der Erkenntniß tropften, es waren rothe, funkelnde Sterne, ſo ſchien's ihm.

»Komm mit, komm mit!« klangen die bebenden Töne, und bei jedem Schritte braunten die Wangen des Prinzen heißer, ſein Blut ſtrömte raſcher.

»Ich muß,« ſagte er, »es iſt ja keine Sünde, kann unmöglich Sünde ſein! warum der Schönheit und der Freude nicht folgen? ſie ſchlafen ſehen will ich! damit iſt ja nichts verloren, wenn ich ſie nur nicht küſſe, und küſſen will ich ſie nicht, — ich bin ſtark, ich habe einen feſten Willen!«

Und die Fee warf ihr glänzendes Gewand von ſich,

bog die Zweige auseinander und im nächſten Augenblicke war ſie darinnen verborgen.

»Noch habe ich nicht geſündigt!« ſagte der Prinz, »und ich will es auch nicht;« und er ſchlug die Zweige zur Seite, da ſchlief ſie — ſchön, wie nur die Fee im Garten des Paradieſes es ſein kann; ſie lächelte im Traum, er bog ſich über ſie, und ſah Thränen beben zwiſchen ihren Wimpern. »Weinſt Du über mich!« liſpelte er, »weine nicht, Du lieblichſtes Weib!« Nun erſt begreife ich das Glück des Paradieſes, es ſtrömt durch mein Blut, durch meine Gedanken, des Cherubs Kraft und ewiges Leben fühle ich in meinem irdiſchen Körper; laß es auf ewig Nacht für mich werden; eine Minute wie dieſe iſt Reichthum genug!« und er küßte die Thräne von ihrem Auge, ſein Mund berührte den ihrigen — da erſcholl ein furchtbarer Donnerſchlag, ſo tief und ſchrecklich, wie es noch Keiner jemals gehört hat, und Alles ſtürzte zuſammen: die reizende Fee, das blühende Paradies verſank, es ſank ſo tief, ſo tief, der Prinz ſah es ſinken in die ſchwarze Nacht; wie ein kleiner ſchimmernder Stern ſtrahlte es in weiter Ferne. Todeskälte durchfuhr ſeine Glieder, er ſchloß ſeine Augen und lag lange wie todt.

Der kalte Regen fiel auf ſein Geſicht, der ſcharfe Wind

blies um ſeine Stirn, da kehrten ſeine Gedanken zurück. „Was habe ich gethan!“ ſagte er, „ich habe geſündigt, wie Adam; geſündigt, und das Paradies iſt tief hinunter geſunken!“ und er öffnete ſein Auge; den Stern in weiter Ferne, den Stern, welcher funkelte wie das verſunkene Paradies, ſah er noch — es war der Morgenſtern am Himmel.

Er erhob ſich und war in dem großen Walde nahe bei der Höhle der Winde, und die Mutter der Winde ſaß an ſeiner Seite, ſie ſah unwillig aus und hob ihren Arm in die Höhe.

„Schon den erſten Abend?“ ſagte ſie, „ich dachte es wohl; ja, wärſt Du mein Sohn, Du ſollteſt fürwahr in den Sack!“

„Da hinein ſoll er!“ ſagte der Tod; das war ein ſtarker alter Mann mit einer Senſe in der Hand und mit großen ſchwarzen Flügeln. „In den Sarg ſoll er gelegt werden, aber jetzt nicht, ich merke mir ihn, laß ihn nur noch eine Weile auf der Erde wandern und ſeine Sünde verſöhnen, laß ihn gut und beſſer werden! — ich komme einmal. Wenn er es am wenigſten erwartet, ſtecke ich ihn in den ſchwarzen Sarg; den ſetze ich auf meinen Kopf und fliege dem Sterne zu; auch da blüht des Paradieſes

Garten: iſt er dann gut und fromm, ſo ſoll er hinein, aber iſt ſein Kopf und ſein Herz noch voll von Sünde, ſo ſinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies verſank, und nur alle tauſend Jahre hole ich ihn wieder, damit er tiefer ſinke oder auf dem Sterne bleibe, dem funkelnden Sterne da oben!“

Der Schweinehirt.

Es war einmal ein armer Prinz, der hatte ein Königreich: das war zwar ganz klein, aber doch immer groß genug, um darauf zu heirathen, und heirathen wollte er.

Nun war es ja freilich etwas dreiſt von ihm, daß er zu des Kaiſers Tochter ſagen mochte: »willſt Du mich?« aber er that es doch, denn ſein Name war weit und breit berühmt, und es waren hundert Prinzeſſinnen, die ja! und ſchönen Dank! dazu geſagt hätten — aber wir wollen ſehen, ob ſie das that.

Nun hört nur:

Da, wo der Vater des Prinzen begraben lag, wuchs ein Roſenſtock — o, ein wunderſchöner Roſenſtock, der blühte nur alle fünf Jahre einmal und trug dann auch nur eine Blume, aber das war eine Roſe! die duftete ſo

üß, daß man alle ſeine Sorgen und Bekümmerniſſe ver-
gaß, wenn man daran roch; und ferner hatte er eine
Nachtigall, die konnte ſingen, als ob alle die ſchönſten
Melodien in ihrer kleinen Kehle ſäßen. Roſe und Nach-
tigall ſollte die Prinzeſſin haben; daher wurden beide in
große ſilberne Futterale geſteckt und ihr zugeſandt.

Der Kaiſer ließ ſie vor ſich her in den großen Saal
tragen, wo die Prinzeſſin war und mit ihren Hofdamen
„Beſuch“ ſpielte; als ſie nun die großen Futterale mit
den Geſchenken ſah, klatſchte ſie vor Freude in die
Hände.

„Ach, wenn's doch nur eine kleine Miſekatz wäre!“
ſagte ſie — aber da kam der Roſenſtock zum Vorſchein
mit der ſchönen Roſe.

„Nein, wie iſt die niedlich gemacht!“ ſagten alle
Hofdamen.

„Sie iſt mehr als niedlich!“ ſagte der Kaiſer, „ſie
iſt ſcharmant!“

Aber die Prinzeſſin befühlte ſie und war nahe daran
zu weinen.

„Pfui, Papa!“ ſagte ſie, „ſie iſt gar nicht gemacht,
ſie iſt natürlich!“

„Pfui!“ ſagten die Hofleute, „ſie iſt natürlich!“

„Aber laßt uns doch erſt ſehen, was in dem andern Futterale iſt, ehe wir böſe werden!“ meinte der Kaiſer, und da kam die Nachtigall hervor, die ſang ſo ſchön, daß man zuerſt nichts Böſes von ihr zu ſagen wußte.

„Superbe! charmant!“ ſagten die Hofdamen, denn ſie ſchwatzten alle mit einander franzöſiſch, die eine noch ſchlechter, als die andere.

„Wie der Vogel mich an die Spieldoſe der hochſeligen Kaiſerin erinnert!“ ſagte ein alter Cavalier; „ach ja, es iſt ganz derſelbe Ton, derſelbe Vortrag!“

„Ja, ja,“ ſagte der Kaiſer und weinte dazu, wie ein kleines Kind.

„Ich will doch nicht hoffen, daß der Vogel ein natürlicher Vogel iſt!“ ſagte die Prinzeſſin.

„Ja, es iſt ein natürlicher Vogel!“ ſagten Die, welche ihn gebracht hatten.

„Nun, ſo laßt den Vogel fliegen,“ ſagte die Prinzeſſin, und wollte den Prinzen durchaus nicht vor ſich laſſen.

Der ließ ſich aber nicht abſchrecken; er bemalte ſein Geſicht mit Braun und Schwarz, zog die Mütze weit über die Ohren und klopfte an.

»Guten Tag, Herr Kaiser!« ſagte er, »könnte ich wohl hier auf dem Schloſſe in Dienſt kommen?«

»Ja wohl,« ſagte der Kaiſer, »ich brauche gerade Einen, der auf die Schweine paſſet, denn deren haben wir hier viele!«

So wurde alſo der Prinz als kaiſerlicher Schweinehirt angeſtellt. Er bekam eine ſchlechte kleine Kammer unten beim Schweineſtalle, da mußte er bleiben; aber den ganzen Tag ſaß er und arbeitete, und am Abend hatte er einen niedlichen kleinen Kochtopf gemacht; rund herum hingen kleine Glocken, und ſobald der Topf kochte, klingelten dieſe ganz allerliebſt und ſpielten die alte Melodie:

»Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!«

aber das Allerkünſtlichſte war doch, daß, wenn man den Finger in den Dampf des Kochtopfs hielt, man gleich riechen konnte, was für Gerichte auf jedem Heerde in der ganzen Stadt gekocht wurden — ſieh, das war etwas ganz Anderes, als die Roſe.

Nun kam die Prinzeſſin mit allen ihren Hofdamen heranſpaziert; als ſie die Melodie hörte, blieb ſie ſtehen und ſah ganz vergnügt aus; denn ſie konnte auch ſpielen:

»Ach, du lieber Auguſtin,« es war das einzige Stück, welches ſie konnte, aber das ſpielte ſie auch mit einem Finger.

»Das iſt ja mein Stück!« ſagte die Prinzeſſin, »ei, das muß ein gebildeter Schweinehirt ſein! hör', geh' einmal hinein, und frag' ihn, was das Inſtrument koſtet.«

Und eine von den Hofdamen mußte hineinlaufen, aber ſie zog vorher Holzpantoffeln an.

»Was willſt Du für den Kochtopf haben!« ſagte die Hofdame.

»Ich will zehn Küſſe von der Prinzeſſin haben!« ſagte der Schweinehirt.

»Gott bewahre!« ſagte die Hofdame.

»Ja, billiger kann ich's nicht laſſen!« antwortete der Schweinehirt.

»Er iſt ein unartiger Menſch!« ſagte die Prinzeſſin und ging fort; — aber als ſie ein Stückchen gegangen war, klangen die Glocken ſo ſchön:

»Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!«

»Hör'!« ſagte die Prinzeſſin, »frag' ihn, ob er zehn Küſſe von meinen Hofdamen haben will.«

»Nein, danke!« ſagte der Schweinehirt, »zehn Küſſe von der Prinzeſſin, oder ich behalte den Kochtopf.«

»Das iſt doch unausſtehlich!« ſagte die Prinzeſſin, »aber dann müßt ihr vor mir ſtehen, damit Keiner es zu ſehen bekommt.«

Und die Hofdamen ſtellten ſich vor ſie hin und breiteten ihre Kleider aus; da bekam der Schweinehirt die zehn Küſſe und die Prinzeſſin den Kochtopf.

Das war eine Luſt! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es war kein Schornſtein in der ganzen Stadt, von dem ſie nicht wußten, was da gekocht ward, weder beim Kammerherrn, noch beim Schuhflicker. Die Hofdamen tanzten und klatſchten in die Hände.

»Wir wiſſen, wer heute Bierſuppe und Pfannkuchen hat! wir wiſſen, wer heute Karbonade und Rührei hat! wie intereſſant!«

»Ja, aber haltet mir reinen Mund, denn ich bin des Kaiſers Tochter!«

»Ih, Gott bewahre!« ſagten ſie alle.

Der Schweinehirt, — das heißt, der Prinz, aber ſie wußten ja nicht anders, als daß er nur ein häßlicher Schweinehirt war, — ließ keinen Tag hingehen, ohne

etwas zu arbeiten; er machte alſo eine Schnarre, wenn man die herumſchwenkte, ſo erklangen alle Walzer und Hopſer, die man ſeit Erſchaffung der Welt gehört hat.

»Ah, das iſt ſuperb!« ſagte die Prinzeſſin, indem ſie vorbeiging, »ich habe nie eine ſchönere Compoſition gehört! Geh doch einmal hinein, und frag' ihn, was das Inſtrument koſtet: — aber ich küſſe nicht!«

»Er will hundert Küſſe von der Prinzeſſin!« ſagte die Hofdame, welche hineingegangen war, um ihn zu fragen.

»Ich glaube, er iſt nicht recht klug!« ſagte die Prinzeſſin und ging; doch als ſie ein Stück Weges gegangen war, blieb ſie ſtehen. »Man muß die Kunſt aufmuntern!« ſagte ſie, »ich bin des Kaiſers Tochter. Sag' ihm, er ſolle zehn Küſſe von mir haben, wie geſtern, die übrigen kann er ſich von meinen Hofdamen geben laſſen.«

»O — aber wir wollten ſo ungern!« ſagten die Hofdamen.

»Ach was, Schnack!« ſagte die Prinzeſſin, »wenn ich ihn küſſen kann, ſo könnt Ihr es auch! Denkt daran,

daß ich Euch Lohn und Brot gebe!« und ſo mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein gehen.

»Hundert Küſſe von der Prinzeſſin,« ſagte er, »oder ein Jeder behält, was er hat.«

»Stellt Euch herum!« ſagte ſie, und alle Hofdamen ſtellten ſich vor ſie hin, und er küßte.

»Was iſt denn das für ein Auflauf, da unten beim Schweineſtall?« ſagte der Kaiſer, welcher auf den Altan getreten war; er rieb ſich die Augen und ſetzte die Brille auf: »das ſind ja die Hofdamen; ich muß wohl einmal zu ihnen hinunter!« und da zog er ſeine Pantoffeln hinten auf; denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Daß dich! wie er ſich ſputete!

Sobald er hinunter in den Hof gekommen war, ging er ganz ſachte, und die Hofdamen hatten ſo viel mit dem Zählen der Küſſe zu thun, damit Alles ehrlich zugehe, daß ſie den Kaiſer gar nicht bemerkten. Er erhob ſich auf die Zehen.

»Was, zum Teufel, iſt das?« ſagte er, als er ſah, daß ſie ſich küßten, und ſchlug ſie mit ſeinem Pantoffel um die Ohren, gerade als der Schweinehirt den ſechsundachtzigſten Kuß bekam.

»Marſch hinaus!« ſagte der Kaiſer; denn er war

ſehr böſe, und beide, Prinzeſſin und Schweinehirt, wurden aus dem Kaiſerthum hinausgeworfen.

Da ſtand ſie nun und weinte, der Schweinehirt ſchalt, und der Regen ſtrömte herab.

»Ach, ich unglückliches Menſchenkind!« ſagte die Prinzeſſin, »hätte ich doch den ſchönen Prinzen genommen! ach, wie bin ich unglücklich!«

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wiſchte das Braun und Schwarz vom Geſichte, warf die häßlichen Kleider ab, und trat nun hervor in ſeinem Prinzenrocke, ſo ſchön, daß die Prinzeſſin ſich vor ihm verneigen mußte.

»Ich kann Dich nur verachten, Du!« ſagte er, »einen ehrlichen Prinzen wollteſt Du nicht haben! die Roſe und die Nachtigall wußteſt Du nicht zu ſchätzen, aber den Schweinehirten konnteſt Du küſſen für ein Spielwerk! Nun haſt Du es ſo gut!«

Da ging er hinein in ſein Königreich und ſchlug ihr die Thür vor der Naſe zu; — nun konnte ſie ja freilich ſingen:

»Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg, weg, weg!« —

Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war ſo reich, daß er die ganze Straße und beinahe noch ein Gäßchen dazu mit Silbermünzen pflaſtern konnte; aber das that er nicht. er wußte ſein Geld anders zu brauchen, und gab er einen Schilling aus, ſo bekam er einen Thaler wieder; ſo ein Kaufmann war er — und da ſtarb er.

Der Sohn bekam nun all' dies Geld. Der lebte aber luſtig und in Freuden, ging jede Nacht auf die Maskeraden, machte Papierdrachen von Thalerzetteln, und nahm Doppellouisd'ors ſtatt der Steine zum Jungfernſchrittwerfen über den See; da mußte denn das Geld wohl ſchwinden, und das that es auch; zuletzt hatte er nur noch zwei Groſchen und kein anderes Zeug, als ein

Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun bekümmerten ſeine Freunde ſich nicht mehr um ihn, da ſie ja nicht mehr mit ihm über die Straßen gehen konnten, aber einer von ihnen, der ein gutes Herz hatte, ſchickte ihm einen alten Koffer und ſagte: »Pack ein!«

Das war recht ſchön, aber er hatte nichts einzupacken, alſo ſetzte er ſich ſelbſt in den Koffer.

Das war ein poſſierlicher Koffer. Sobald man auf das Schloß drückte, konnte er fliegen: der Kaufmannsſohn that es, und hui — da flog der Koffer mit ihm durch den Schornſtein hoch hinauf in die Wolken, weiter und weiter fort; es krachte im Boden und ihm ward ganz bange, denn wäre der Boden entzweigegangen, ſo hatte er einen hübſchen Purzelbaum gemacht. Gott bewahre!

So kam er denn in's Türkenland. Den Koffer verſteckte er in dem Walde unter trockenen Blättern, und ging in die Stadt hinein, das konnte er ganz gut thun, denn bei den Türken gingen ſie alle gerade ſo wie er, in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. „Hör', Du Türkenamme,“ ſagte er, »was iſt das für ein Schloß mit den hohen Fenſtern hier dicht bei der Stadt?«

»Da wohnt die Tochter des Königs,« ſagte ſie, »es iſt ihr prophezeit worden, daß ſie durch einen Geliebten ſehr unglücklich werden ſoll, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht König und Königin mit dabei ſind.«

»Danke,« ſagte der Kaufmannsſohn, und ging hinaus in den Wald, ſetzte ſich in ſeinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch's Fenſter zu der Prinzeſſin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und ſchlief; ſie war ſo ſchön, daß der Kaufmannsſohn ſie küſſen mußte; ſie erwachte davon und war nicht wenig erſchrocken, aber er ſagte, er wäre der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herabgekommen wäre, und damit gab ſie ſich zufrieden.

So ſaßen ſie denn neben einander, und er erzählte ihr Geſchichten von ihren Augen: das waren die ſchönſten dunklen Seen, und die Gedanken ſchwammen darin wie Meerfrauen; und er erzählte von ihrer Stirn: die war ein Schneeberg mit prächtigen Sälen und Bildern, und er erzählte vom Storch, der die ſüßen kleinen Kinder bringt.

O, das waren ſchöne Geſchichten! und da freiete er um die Prinzeſſin, und ſie ſagte gleich ja!

»Aber Sie müſſen am Sonnabend herkommen,« ſagte ſie, »da ſind König und Königin bei mir zum Thee; die

werden ſich freuen, daß ich den Türkengott bekomme! Aber ſehen Sie doch zu, daß Sie ein recht hübſches Mährchen erzählen können, denn das mögen meine Aeltern überaus gerne; meine Mutter hat es gern recht moraliſch und ariſtokratiſch, und mein Vater luſtig, ſo daß man darüber lachen kann!«

»Ja, ich bringe kein anderes Brautgeſchenk, als ein Mährchen,« ſagte er, und damit trennten ſie ſich, aber die Prinzeſſin gab ihm einen ganz mit Goldſtücken beſetzten Säbel; den konnte er vortrefflich gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte ſich einen neuen Schlafrock, und ſaß draußen im Walde, um an dem Mährchen zu dichten, das am Sonnabend fertig ſein ſollte, und — das Dichten iſt nicht ſo leicht.

Nun war er aber doch fertig, und nun war auch der Sonnabend da.

Der König, die Königin und der ganze Hof warteten mit dem Thee bei der Prinzeſſin. Der Freier wurde ausgezeichnet gut aufgenommen.

»Werden Sie uns denn ein Mährchen erzählen?« ſagte die Königin, »eins, das tiefen Sinn hat und belehrend iſt!«

»Aber wobei man doch lachen kann,« ſagte der König.

»Ja wohl,« ſagte er und erzählte: und da müßt ihr denn nun recht zuhören.

»Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren außerordentlich ſtolz auf ihre hohe Herkunft; ihr Stammbaum nämlich, d. h. der große Tannenbaum, von dem ein jedes von ihnen ein Spänchen war, war ein ſehr anſehnlicher alter Baum im Walde geweſen. Die Schwefelhölzer lagen nun auf dem Sims zwiſchen einem Feuerzeuge und einem alten eiſernen Kochtopfe, und denen erzählten ſie von ihrer Jugend. »Ja, als wir noch auf dem grünen Zweige waren,« ſagten ſie, »da waren wir wirklich auf einem grünen Zweige! Jeden Morgen und Abend Diamantenthee, das war der Thau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenſchein, wenn die Sonne ſchien, und alle kleinen Vögel mußten uns Geſchichten erzählen. Wir konnten auch wohl bemerken, daß wir reich waren, denn die Laubholzbäume waren nur im Sommer bekleidet, unſere Familie aber beſaß hinreichende Mittel, um im Sommer und im Winter grüne Kleider zu tragen. Aber da kamen die Holzhauer, das war die große Revolution, und unſere Familie ward zerſplittert; der Stammherr bekam einen Platz auf einem prachtigen Schiffe, das um die Welt ſegeln kann, wenn es will, die anderen

Zweige kamen anderswohin und wir haben nun den Beruf, dem gemeinen Volke das Licht anzuzünden; darum sind wir vornehmen Leute hier in die Küche gekommen.«

»Ja, mir ist's nun ganz anders gegangen,« sagte der eiserne Kochtopf, neben dem die Schwefelhölzer lagen. »Vom Augenblicke an, wo ich zur Welt kam, wurde ich gescheuert und gekocht, o, wie manches Mal! Ich halte es mit dem Soliden, und gehöre eigentlich zu den Ersten im Hause. Meine einzige Freude ist so nach Tisch, reinlich und nett auf dem Brette zu liegen, und mit den Kameraden ein vernünftiges Wort zu sprechen; aber wenn ich den Wassereimer ausnehme, der mitunter in den Hof kommt, so führen wir hier ein stilles, häusliches Leben. Unser einziger Neuigkeitskrämer ist der Torfkorb, aber der schwatzt so demagogisch von Regierung und Volk; ja, vor einiger Zeit war da ein alter Topf, der fiel vor Schreck darüber herunter und zerbrach in tausend Stücke; er gehört zu den Liberalen, will ich Ihnen sagen« —

»Nun schwatzest Du zu viel,« sagte das Feuerzeug, und der Stahl schlug an den Feuerstein, daß die Funken sprühten.

»Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?«

»Ja, laßt uns davon ſprechen, wer der vornehmſte iſt!« ſagten die Schwefelhölzer.

»Nein, ich mag nicht über mich ſelbſt ſprechen,« ſagte die irdene Schüſſel, »laßt uns eine äſthetiſche Abendunterhaltung haben! Ich will anfangen, ich will ſo etwas aus dem Alltagsleben erzählen; da kann man ſich ſo ſchön hineinverſetzen, und das iſt ſo intereſſant.

An der Oſtſee bei den däniſchen Buchen —«

»Das iſt ein herrlicher Anfang,« ſagten alle Teller, »das wird gewiß eine intereſſante Geſchichte!«

»Ja, da brachte ich meine Jugend in einer ſtillen Familie zu; die Möbeln wurden gebohnt, die Fußböden wurden gewaſchen, reine Gardinen wurden aufgeſteckt, alle vierzehn Tage!«

»Wie Sie doch intereſſant erzählen!« ſagte der Staubbeſen. »Man kann gleich hören, daß ein Frauenzimmer erzählt; es weht ſo ein reinlicher Geiſt darin!«

»Ja, das fühlt man,« ſagte der Waſſereimer, und machte vor Freude einen kleinen Sprung, daß es auf dem Boden platſchte.

Und die Schüſſel fuhr fort, zu erzählen, und das Ende war ſo gut, wie der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Staub-

beten nahm grüne Peterſilie aus dem Sandloche und bekränzte die Schüſſel; denn er wußte, daß das die Anderen ärgern würde, und »Bekränze ich ſie heute,« dachte er, »ſo bekränzt ſie mich morgen.«

»Nun, wollen wir tanzen,« ſagte die Feuerzange und tanzte; und Himmel! wie konnte die das eine Bein in die Luft werfen. Der alte Stuhlüberzug dort in der Ecke zerriß bei dem Anblick. »Soll ich nun nicht bekränzt werden?« ſagte die Feuerzange, und das ward ſie.

»Das iſt doch gemeines Volk,« dachten die Schwefelhölzer.

Nun ſollte die Theemaſchine ſingen, aber ſie war erkältet, ſagte ſie, ſie könne nur ſingen, wenn ſie im Kochen ſei; allein das war purer Stolz, ſie wollte nicht anders ſingen, als wenn ſie drinnen bei der Herrſchaft auf dem Tiſche ſtand.

Da hinten im Fenſter ſaß eine alte Schreibfeder, mit der das Mädchen zu ſchreiben pflegte; es war nichts Merkwürdiges an ihr, als daß ſie zu tief in's Dintenfaß getaucht war, aber damit that ſie nun groß. »Wenn die Theemaſchine nicht ſingen will,« ſagte ſie, »ſo kann ſie es bleiben laſſen; draußen hängt in einem Bauer eine Nachtigall, die kann ſingen; freilich, gelernt hat ſie nichts,

aber wir wollen heute Abend von Niemandem Uebeles reden.«

»Ich finde es höchſt unpaſſend,« ſagte der Theekeſſel, welcher Küchenſänger und Halbbruder der Theemaſchine war, »daß ſolch ein fremder Vogel gehört werden ſoll. Iſt das patriotiſch? — Ich will den Torfkorb urtheilen laſſen.«

»Ich ärgere mich nur,« ſagte dieſer, »ich ärgere mich ſo von Grund meines Herzens, wie man's ſich nur denken kann! Iſt das eine paſſende Art, den Abend hinzubringen? — Wäre es nicht viel richtiger, das ganze Haus umzukehren, und eine neue naturgemäße Ordnung der Dinge zu begründen? Da käme ein Jeder an ſeinen Platz, und ich übernähme es, die Umwälzung zu dirigiren. Das wäre ein anderes Ding?«

»Ja, laßt uns Spectakel machen!« ſagten ſie Alle. Indem ging die Thür auf; es war das Dienſtmädchen; da ſtanden ſie ſtill; keiner wagte nur zu mucken; aber da war kein Topf, der nicht wußte, was er vermochte und wie vornehm er war; »ja, wenn ich nur gewollt hätte,« dachten ſie, »das hätte ein luſtiger Abend werden ſollen!«

Das Dienſtmädchen nahm die Schwefelhölzer und

machte Licht damit an — Himmel! wie ſie ſprühten und dann in lichterlohen Flammen ſtanden.

„Nun kann doch Jedermann ſehen,“ dachten ſie, „daß wir die Erſten ſind! welchen Glanz wir haben, welches Licht!“ — und damit waren ſie verbrannt.

„Das war ein herrliches Mährchen,“ ſagte die Königin, „ich fühlte mich ſo recht in die Küche verſetzt, — ja, Du ſollſt unſere Tochter haben.“

„Ja wohl,“ ſagte der König, „am Montage ſollſt Du unſere Tochter haben,“ denn nun ſagten ſie Du zu ihm, da er ja zu der Familie gehören ſollte.

Die Hochzeit war nun beſtimmt, und den Abend vorher ward die ganze Stadt illuminirt, Klöße und Kringel wurden unter's Volk ausgeworfen; die Straßenjungen ſtanden auf den Zehen, riefen hurrah! und pfiffen auf den Fingern, es war prachtvoll!

„Ich muß doch auch etwas thun,“ ſagte der Kaufmannsſohn, und er kaufte Racketen, Knallerbſen und alle nur erdenkliche Feuerwerkerei, legte ſich in den Koffer und flog damit in die Luft hinauf.

Hopſa! wie das ging, und wie das brannte!

Alle Funken ſprangen dabei in die Höhe, ſo daß ihre Pantoffeln ihnen um die Ohren flogen; ſolch eine Luft-

ſcheinung hatten ſie noch nie geſehen. Nun ſahen ſie wohl ein, daß es der Türkengott ſelbſt ſein müſſe, der die Prinzeſſin bekäme.

»Sobald der Kaufmannsſohn mit ſeinem Koffer wieder in den Wald kam, dachte er: »ich will doch in die Stadt gehen und einmal hören, wie es ſich ausgenommen hat,« und es war ja ganz natürlich, daß ihn darnach verlangte.

Nein, was doch die Leute Alles erzählten! — Jeder und Jeder, den er fragte, hatte es auf ſeine Weiſe geſehen, aber ſchön hatten ſie es Alle gefunden.

»Ich ſah den Türkengott ſelbſt,« ſagte der Eine, »er hatte Augen wie funkelnde Sterne und einen Bart wie ſchäumendes Waſſer.«

»Er flog in einen Feuermantel,« ſagte ein Anderer. »Die lieblichſten Engelskinder guckten aus den Falten heraus.«

Ja, es waren herrliche Dinge, die er hörte, und am folgenden Tage ſollte er Hochzeit halten.

Nun ging er zum Walde zurück, um ſich in ſeinen Koffer zu ſetzen — aber wo war der?

Der Koffer war aufgebrannt. Ein Funken vom Feuerwerke war zurückgeblieben, der hatte gezündet, und der

Koffer lag in Asche. Nun konnte der arme Kaufmannssohn nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut kommen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete; sie wartet noch, er aber geht in der Welt umher und erzählt Mährchen, die sind aber nicht mehr so lustig, wie das, welche er von den Schwefelhölzern erzählte.

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da, wohin die Schwalben fliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der hatte eilf Söhne und eine Tochter, Eliſe. Die eilf Brüder, es waren Prinzen, gingen in die Schule mit Sternen auf der Bruſt und Säbeln an der Seite; ſie ſchrieben auf Goldtafeln mit Diamantgriffeln, und leſen konnten ſie auswendig und inwendig; man konnte gleich hören, daß es Prinzen waren. Die Schweſter Eliſe ſaß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, das um das halbe Königreich gekauft war.

O, die Kinder hatten es ſo gut; aber ſo ſollte es nicht immer bleiben.

Ihr Vater, der König über das ganze Land, verheira-

thete ich mit einer böſen Königin, die war den armen Kindern gar nicht gut; ſchon den erſten Tag konnten ſie es recht gut merken; auf dem Schloſſe war große Balla, und die Kinder ſpielten »Beſuch«; aber anſtatt daß ſie ſonſt Kuchen und Bratäpfel, ſo viel ſie wollten, bekommen hatten, gab die Königin ihnen nur Sand in einem Theeſchalchen und ſagte: ſie möchten ſich einbilden, das wäre etwas.

Die Woche darauf ſchickte ſie die kleine Schweſter Eliſe zu Bauersleuten aufs Land, und es währte nicht lange, ſo hatte ſie dem Könige ſo viel Schlimmes von den armen Prinzen vorerzählt, daß er ſich gar nichts mehr aus ihnen machte.

»Fort, hinaus in die Welt, und ſchaft Euch ſelbſt,« ſagte die böſe Königin, »flieget fort als große, ſtumme Vögel!« aber ſo arg, wie ſie wohl wollte, konnte ſie es doch nicht machen; die Prinzen wurden in eilf ſchöne weiße Schwäne verwandelt. Mit einem ſonderbaren Schrei flogen ſie aus den Schloßfenſtern hinaus über den Park und den Wald.

Es war noch früh am Morgen, als ſie an dem Orte vorbeikamen, wo Eliſe in des Bauern Hütte lag und ſchlief; hier umkreiſeten ſie lange das Dach, drehten die

langen Hälſe hin und her, und ſchlugen mit den Flügeln: aber Niemand hörte oder ſah es; ſie mußten wieder fort, zu den Wolken hinauf und in die weite Welt; da flogen ſie denn zu dem großen dunkeln Walde, der ſich bis dicht an den Strand des Meeres erſtreckte.

Die arme kleine Eliſe ſtand in des Bauern Hütte, und ſpielte mit einem grünen Blatte; denn anderes Spielzeug hatte ſie nicht; ſie ſtach ein Loch in's Blatt und guckte dadurch zur Sonne hinauf; und da war ihr's, als ſähe ſie die klaren Augen ihrer Brüder; und ſo oft die warmen Sonnenſtrahlen auf ihre Wangen ſchienen, gedachte ſie der Küſſe ihrer Brüder.

Ein Tag verging wie der andere. Blies der Wind durch die großen Roſenhecken vor dem Hauſe, ſo flüſterte er den Roſen zu: »wer iſt ſchöner, als Ihr?« aber die Roſen ſchüttelten den Kopf und ſagten: »das iſt Eliſe.« Und ſaß die alte Bäuerin des Sonntags in der Thür und las in ihrem Geſangbuche, ſo ſchlug der Wind die Blätter um und ſagte zu dem Buche: »wer iſt frömmer als Du?« »Das iſt Eliſe,« ſagte das Geſangbuch; und es war die reine Wahrheit, was Roſen und Geſangbuch ſagten.

Als Eliſe funfzehn Jahre alt war, ſollte ſie nach

Hauſe; und da die Königin ſah, wie ſchön ſie war, wurde ſie ihr erſt recht gram, und hätte gern auch ſie, gleich ihren Brüdern, in einen wilden Schwan verwandelt, aber das durfte ſie nicht thun, da ja der König ſeine Tochter ſehen wollte.

Am frühen Morgen ging die Königin in ein Bad, welches von Marmor gebaut und mit weichen Polſtern und den ſchönſten Teppichen geſchmückt war; ſie nahm drei Kröten, küſſete ſie und ſagte zu der einen: »Setz' Du Dich auf Eliſens Kopf, wenn ſie in's Bad ſteigt, damit ſie träg und ſchläfrig werde gleich wie Du. Setz' Dich auf ihre Stirn,« ſprach ſie zu der anderen, »und laß ſie häßlich werden, gleich wie Du, damit ihr Vater ſie nicht wieder kenne. Leg' Dich an ihre Bruſt,« flüſterte ſie der dritten zu, »damit ihr Herz verderbt und böſe werde zu ihrer eigenen Pein!«

Darauf ſetzte ſie die Kröten in das klare Waſſer, das gleich eine grünliche Farbe annahm; und ſie rief Eliſe, nahm ihr die Kleider ab, und ließ ſie in's Bad hinabſteigen und untertauchen; und die eine Kröte ſetzte ſich in ihr Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf ihre Bruſt; aber Eliſe ſchien es gar nicht zu bemerken; indem ſie aufſtand, ſchwammen drei rothe Mohnblumen

auf dem Waſſer; wären die Thiere nicht giftig geweſen und von der Hexe geküſst worden, ſo wären ſie in Roſen verwandelt, indem ſie an Eliſens Kopf und Herzen weilten; die war zu fromm, als daß die Zauberei über ſie hätte Macht haben können.

Da die böſe Königin das ſah, rieb ſie das Mädchen mit Wallnuſſaft, ſo daß es ganz ſchwarzbraun wurde, beſtrich das ſchöne Geſicht mit einer ſtinkenden Salbe und verwirrte das dichte lange Haar; es war unmöglich, die ſchöne Eliſe wieder zu erkennen.

Als nun ihr Vater ſie ſah, erſchrak er und ſagte, das ſei nicht ſeine Tochter; Niemand wollte mit ihr bekannt ſein, außer dem Kettenhunde und den Schwalben, aber das waren arme Thiere, die nichts zu ſagen hatten.

Da weinte die arme Eliſe und dachte an ihre eilf Brüder, von denen ſie keinen auf dem Schloſſe ſah. Betrübt ſchlich ſie fort und ging den ganzen Tag über Feld und Moor in den großen Wald. Sie wußte nicht, wohin ſie wollte, aber ſie war ſo betrübt und ſehnte ſich nach ihren Brüdern, die gewiß auch in die Welt hinausgejagt waren; die wollte ſie ſuchen und finden.

Nicht lange war ſie im Walde geweſen, als die Nacht hereinbrach, und ſie im Dunkeln Weg und Steg

verlor. Da legte ſie ſich in's weiche Moos, ſprach ihr Abendgebet und lehnte den Kopf an einen Baumſtumpf. Es war ſo ſtill im Walde, die Luft ſo mild, und rund umher im Graſe und auf dem Moose ſchimmerte das grüne Licht von vielen hundert Johanniswürmchen, und als ſie mit der Hand einen der Zweige berührte, fielen die leuchtenden Inſecten wie Sternſchnuppen zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte ſie von ihren Brüdern: ſie ſpielten wieder wie Kinder, ſchrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln, und ſahen in das ſchöne Bilderbuch, das um das halbe Reich gekauft war; aber auf die Tafel ſchrieben ſie nicht bloß, wie früher, Striche und Nullen, nein, ſie beſchrieben da die kühnſten Thaten, die ſie vollführt, und die ſeltſamſten Schickſale, die ſie erlebt hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig, die Vögel ſangen, die Menſchen traten aus dem Buche heraus und ſprachen mit Eliſe und ihren Brüdern; aber wenn ſie das Blatt umſchlug, ſprangen ſie gleich wieder hinein, damit die Bilder nicht in Unordnung kämen.

Als Eliſe erwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel; ſie konnte ſie freilich nicht ſehen; die hohen Bäume ſchoben ihre dichtbelaubten Zweige feſt in einander, aber gleich einem flatternden Goldflor ſpielten auf ihnen

die Strahlen. Da war ein Duft von dem Grünen! und die Vögel ſetzten ſich beinahe auf Eliſens Schultern. Sie hörte das Waſſer plätſchern; es waren viele große Quellen, die ſich zu einem Teiche mit dem ſchönſten Kiesgrund ſammelten; der war zwar ringsumher von dichten Büſchen umwachſen; aber die Hirſche hatten einen breiten Pfad gebrochen, und auf dieſem ging Eliſe hin zum Waſſer. Es war ſo klar, daß, wären Zweige und Büſche nicht vom Winde hin und her bewegt, man hätte glauben müſſen, ſie wären gemalt und lägen unten auf dem Grunde, ſo deutlich ſpiegelte ſich jedes Blatt, ſowohl das im Sonnenlichte glühende, als das, welches ganz im Schatten lag.

Sobald Eliſe ihr Geſicht im Waſſerſpiegel ſah, erſchrak ſie ſehr, ſo braun und häßlich ſah es aus; aber als ſie die kleine Hand benetzte und Stirn und Augen rieb, da ſchien die weiße Haut wieder hervor, und Eliſe legte ihre Kleider ab und ſtieg hinab in's friſche Waſſer; ein ſchöneres Königskind, als ſie, gab es nicht in der ganzen Welt.

Nachdem ſie ſich wieder angekleidet und ihr langes Haar geflochten hatte, ging ſie zu dem ſprudelnden Quell, trank aus der hohlen Hand, und wanderte weiter in den Wald hinein, ſie wußte ſelbſt nicht, wohin. Sie dachte

an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen würde; er ließ ja die wilden Holzäpfel wachsen, um den Hungrigen zu sättigen, und zeigte ihr einen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte beugten. Hier hielt sie ihr Mittagsmahl, setzte Stützen unter die Zweige, und ging dann in das dunkelste Dickicht des Waldes. Da war's so stille, daß sie ihren eigenen Fußtritt hörte und das Knistern jeden welken Blättchens, das sich unter ihrem Fuße bog; kein Vogel war zu sehen, kein Sonnenstrahl drang durch das dicke Laubdach, und die hohen Stämme standen so nahe bei einander, daß, wenn sie geradeaus sah, ein Balkengitter hinter dem andern sie zu umschließen schien — o, es war eine Einsamkeit, wie Elise sie früher nie gekannt hatte.

Und die Nacht ward so dunkel! Es leuchtete nicht ein einziges Johanniswürmchen; betrübt legte sie sich nieder, um zu schlafen; da war's ihr, als thäten sich über ihr die Zweige von einander, und der liebe Gott blickte mit milden Augen auf sie nieder und tausend kleine Engel guckten über seinem Kopfe und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob's nur ein Traum, oder ob es wirklich so gewesen war.

Sie ging einige Schritte weiter; da begegnete sie einer

alten Frau mit einem Korbe voll Beeren. Die Alte gab ihr einige davon. Elise fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald hätte reiten sehen.

»Nein,« sagte die Alte, »aber ich sah gestern elf Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopfe den Bach hier in der Nähe hinunterschwimmen.«

Und sie führte Elisen ein wenig weiter zu einem Abhange, an dessen Fuße sich ein Bach hinschlängelte. Die Bäume an beiden Ufern streckten ihre langen blätterreichen Zweige einander entgegen, und wo sie ihres natürlichen Wuchses wegen sich nicht vereinigen konnten, da hatten sich die Wurzeln aus der Erde losgerissen, und hingen über's Wasser hinaus mit ineinandergeschlungenen Zweigen.

Elise sagte der Alten Lebewohl und ging den Bach entlang bis dahin, wo sich dieser in die große offenbare See ergoß.

Das ganze schöne Meer lag vor dem Mädchen ausgebreitet, aber es zeigte sich kein Segel, kein Boot ließ sich sehen: wie sollte sie weiter kommen? Sie betrachtete die zahllosen Steinchen am Ufer, das Wasser hatte sie alle rund gewaschen. Glas, Eisen, Steine, Alles, was angespült am Ufer lag, hatte diese Gestalt vom Wasser empfangen, und doch war dieses ja viel weicher, als ihre

kleine, feine Hand. »Es fährt doch unermüdlich fort zu rollen, und selbst das Harte glättet sich; ich will nicht minder unermüdlich sein! Dank für eure Lehre, ihr klaren, rollenden Wogen; einst, das sagt mein Herz mir, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen.«

Auf dem aufgespülten Seegras lagen elf weiße Schwanenfedern. Elise sammelte sie in einen Strauß; es hingen Tropfen daran; war's Thau oder waren's Thränen, man konnte es nicht unterscheiden. Einsam war's am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechslung dar, ja in wenigen Stunden mehr, als die süßen Binnenwasser in einem ganzen Jahre zeigen. Kam eine schwarze Wolke, so war's, als wollte die See sagen: ich kann auch finster blicken; und dann blies der Wind, und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; aber schienen die Wolken roth und die Winde schliefen, so war die See wie ein Rosenblatt; jetzt wurde es grün, jetzt weiß; aber wie still es auch ruhete, doch war am Strande eine leise Bewegung und das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne tief hinunter war, sah Elise elf wilde Schwäne mit goldnen Kronen auf dem Kopfe an's Land fliegen; gleich einem langen weißen Bande schwebten

ſie einer hinter dem andern: da ſtieg Eliſe den Abhang hinauf und verbarg ſich hinter einem Buſche; die Schwäne ſetzten ſich dicht neben ſie und ſchlugen mit ihren großen weißen Flügeln.

Indem die Sonne im Waſſer erloſch, fiel plötzlich die Schwanengeſtalt hinweg und es ſtanden da eilf ſchöne Prinzen, Eliſens Brüder. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus; denn obgleich die Brüder ſich ſehr verändert hatten, wußte Eliſe doch, daß ſie es waren, fühlte, daß ſie es ſein mußten, und ſie ſprang in ihre Arme, rief ſie bei Namen, und die Brüder waren ſo glücklich, als ſie ihre kleine Schweſter erkannten, die nun ſo groß und ſchön geworden war. Sie lachten und weinten, und bald hatten ſie einander erzählt, wie ſchlimm ihre Stiefmutter gegen ſie alle geweſen war.

»Wir Brüder,« ſagte der älteſte, »fliegen als wilde Schwäne, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht; iſt ſie hinunter, ſo erhalten wir unſere menſchliche Geſtalt wieder, daher müſſen wir immer darauf achten, daß wir beim Sonnenuntergang einen Ruhepunkt für unſern Fuß haben; denn flögen wir zu der Zeit oben in den Wolken, ſo müßten wir als Menſchen in die Tiefe niederſtürzen. Hier wohnen wir nicht; ein eben ſo ſchönes Land, wie dieſes,

liegt auf der andern Seite des Meeres, aber der Weg iſt lang, wir müſſen über die große See, und auf unſerm Wege giebt es keine Inſel, wo wir übernachten könnten, nur eine einſame kleine Klippe ragt mitten aus der See hervor; ſie iſt nicht größer, als daß wir Seite an Seite auf ihr ſtehend ruhen können. iſt die See unruhig, ſo ſpringt das Waſſer hoch über uns hinweg; aber doch danken wir Gott für dieſen Ruheplatz. Dort übernachten wir in unſerer menſchlichen Geſtalt, ohne dieſe Klippe könnten wir unſer liebes Vaterland nie beſuchen; denn zwei der längſten Tage des Jahres brauchen wir zu unſerm Fluge. Nur einmal im Jahre iſt es uns vergönnt, die Heimath unſerer Väter zu beſuchen; eilf Tage dürfen wir hier bleiben; dann fliegen wir über den großen Wald, von wo wir das Schloß erblicken können, in welchem wir geboren wurden, wo unſer Vater wohnt, den hohen Thurm der Kirche, in welcher unſere Mutter begraben liegt. — Hier ſcheinen Bäume und Büſche uns verwandt zu ſein; hier jagen die wilden Pferde über die Ebenen, wie wir's in unſerer Kindheit ſahen, hier ſingt der Kohlenbrenner die alten Weiſen, nach denen wir in unſerer Jugend tanzten, hier zieht's uns her, und hier haben wir Dich gefunden, Du liebe kleine Schweſter! Zwei

Tage noch dürfen wir hier weilen, dann müſſen wir fort über's Meer zu einem ſchönen Lande; doch iſt's nicht unſer Vaterland! Wie bringen wir Dich mit uns fort? Wir haben weder Schiff, noch Boot!«

»Wie werde ich Euch erlöſen können?« ſagte die Schweſter.

Und ſo ſprachen ſie faſt die ganze Nacht; nur wenige Stunden wurde geſchlummert.

Eliſe wurde geweckt durch das Rauſchen der Schwanenflügel, die über ſie hinſauſeten. Die Brüder waren wieder verwandelt und flogen umher in großen Kreiſen, zuletzt weit, weit hinweg; aber der eine von ihnen, der jüngſte, blieb zurück und legte ſeinen Kopf in ihren Schooß und ſie ſtreichelte ſeine weißen Flügel; den ganzen Tag blieben ſie bei einander. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als die Sonne hinuntergeſunken war, ſtanden ſie wieder da in ihrer natürlichen Geſtalt.

»Morgen fliegen wir fort und dürfen erſt nach einem Jahre wiederkehren; aber Dich können wir hier nicht verlaſſen; haſt Du Muth, uns zu folgen? Mein Arm iſt ſtark genug, Dich durch den Wald zu tragen; ſollten wir denn nicht alle in unſeren Flügeln Kraft genug beſitzen, Dich über's Meer zu führen?«

»Ja, nehmt mich mit,« ſagte Eliſe. Die ganze Nacht brachten ſie nun damit zu, von biegſamer Weidenrinde und den zähen Binſen eine Matte zu flechten, und die Matte ward groß und ſtark. Auf dieſe legte ſich Eliſe, und da die Sonne hervorkam und die Brüder wieder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen ſie die Matte mit ihren Schnäbeln, und flogen mit der lieben Schweſter, die noch ſchlief, hoch hinauf zu den Wolken. Die Sonnenſtrahlen fielen ihr in's Geſicht, deshalb flog einer von den Schwänen über ihrem Kopfe, um ſie mit ſeinen breiten Flügeln zu beſchatten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Eliſe erwachte; ſie glaubte noch zu träumen, ſo ſeltſam kam's ihr vor, hoch durch die Luft über's Meer zu reiſen. An ihrer Seite lag ein Zweig mit ſchönen reifen Beeren und ein Bündel wohlſchmeckender Wurzeln; die hatte der jüngſte der Brüder geſammelt und zu ihr gelegt, und ſie lächelte ihm dankbar zu; denn ſie erkannte ihn in dem Schwane, der über ihrem Haupte flog und ſie mit ſeinen Flügeln beſchattete.

Sie flogen ſo hoch, daß das erſte Schiff, welches ſie unter ſich ſahen, einer weißen Möwe glich, die über dem Waſſer ſchwebte. Eine große Wolke erblickte Eliſe

hinter ſich, das war ein Berg, und an dieſem ſah ſie rieſengroß den Schatten von ſich ſelbſt und von den elf Schwänen — es war ein Gemälde, prächtiger, als ſie je eins geſehen hatte; aber ſo wie die Sonne höher ſtieg und die Wolke weiter hinter ihnen zurückblieb, verſchwand das ſchwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen ſie fort, wie ein ſauſender Pfeil, aber doch ging's langſamer, als ſonſt; ſie hatten ja die Schweſter zu tragen. Es zog ein ſchlimmes Wetter herauf, der Abend näherte ſich; ängſtlich ſah Eliſe die Sonne ſinken, noch war die einſame Klippe nicht zu erſpähen; es kam ihr vor, als machten die Schwäne ſtärkere Schläge. Ach, ſie war Schuld daran, daß die Brüder nicht ſchnell genug von der Stelle kamen! Wenn die Sonne unterging, ſo wurden ſie zu Menſchen, mußten in's Meer hinabſtürzen und ertrinken! Da betete ſie im Innerſten ihres Herzens zu Gott; aber noch ließ keine Klippe ſich blicken; die ſchwarze Wolke kam näher, die ſtarken Windſtöße verkündigten einen Sturm; die Wolken ſtanden ſenkrecht auf einer furchtbar großen Woge, die mit Sturmeseile vorwärts ſchoß, es leuchtete Blitz auf Blitz.

Nun ſtand die Sonne dicht am Rande des Meeres.

Eliſens Herz bebte; da ſchoſſen die Schwäne ſo ſchnell hinunter, daß ſie zu fallen glaubte; aber nun ſchwebten ſie wieder. Die Sonne war halb im Waſſer; da erſt erblickte ſie die kleine Klippe unter ſich, nicht größer erſchien ſie, als der Kopf, den ein Seehund aus dem Waſſer ſteckt. Und die Sonne ſank ſo ſchnell! ſchon war ſie nur noch wie ein Stern — da berührte ihr Fuß den feſten Grund und die Sonne erloſch gleich dem letzten Funken eines glimmenden Papiers. Arm in Arm ſah ſie die Brüder um ſich ſtehen, aber mehr Platz, als gerade für dieſe und für ſie, war auch nicht da. Die See warf ſich tobend gegen die Klippe und ſchlug wie ein Platzregen über ſie hin; der Himmel brannte in einem ſtets flammenden Feuer, Schlag auf Schlag rollte der Donner, aber Schweſter und Brüder hielten einander an den Händen und ſangen einen Pſalm; das gab ihnen Troſt und Muth.

Beim Tagesanbruch war die Luft rein und ſtill, und ſobald die Sonne aufſtieg, flogen die Schwäne mit Eliſen von der Inſel fort. Die See ging noch hoch, und als ſie oben in den Wolken waren, und auf das ſchwärzlich grüne Meer voll weißen Schaumes hinunterſahen, da ſchien's, als ſchwämmen Millionen Schwäne auf dem Waſſer.

Als die Sonne höher stieg, sah Elise vor sich halb schwimmend in der Luft ein Bergland mit schimmernden Gletschern, und mitten darauf lag ein meilenlanges Schloß mit einem kühnen Säulengange über dem andern, umgeben von Palmenwäldern und prächtigen Blumen, so groß wie ein Mühlrad. Sie fragte, ob dies das Land sei, wohin sie flögen, aber die Schwäne schüttelten den Kopf, denn das, was sie sah, war das schöne, stets wechselnde Wolkenschloß der Fata Morgana, dahin durften sie keinen Menschen bringen; und als Elise noch den Blick darauf heftete, stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und es standen da zwölf stolze Kirchen, alle einander gleich mit hohen Thürmen und spitzen Fenstern. Sie glaubte die Orgel klingen zu hören, aber was sie hörte, war nur das Meer. Nun war sie den Kirchen ganz nahe; da wurden diese zu einer ganzen Flotte, die unter ihnen hinsegelte; sie sah hinunter, aber da war's nur der Seenebel, der über das Wasser jagte. Eine ewige Abwechslung hatte sie vor Augen, und nun sah sie auch das wirkliche Land, wohin sie sollte. Da erhoben sich schöne blaue Berge mit Cedernwäldern, Städten und Schlössern. Lange vor Sonnenuntergang saß sie schon auf dem Berge vor einer großen Höhle; die war von

feinen grünen Schlingpflanzen ſo dicht umrankt, daß es ausſah, als wäre ſie mit geſtickten Teppichen bedeckt.

„Nun wollen wir ſehen, was Du dieſe Nacht hier traumſt!“ ſagte der jüngſte Bruder, und zeigte ihr die für ſie beſtimmte Schlafkammer.

„Möchte ich doch träumen, wie ich Euch erlöſen könnte!“ ſagte ſie, und dieſer Gedanke beſchäftigte ſie lebhaft, und ſie betete herzlich zu Gott um ſeine Hülfe, ja ſelbſt im Traume ſetzte ſie ihr Gebet fort; da kam's ihr vor, als flöge ſie hoch durch die Luft zu dem Wolkenſchloſſe der Fata Morgana, und die Fee kam ihr ſchön und ſtrahlend entgegen, und doch war's wieder die alte Frau, die ihr im Walde Beeren gegeben und ihr von den Schwänen mit den goldnen Kronen erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöſet werden,“ ſagte die Fee, „aber haſt Du Muth und Geduld? Wohl iſt das Meer weicher, als Deine feinen Hände, und formt doch die harten Steine um, aber es empfindet nicht den Schmerz, den Deine zarten Finger fühlen werden; es hat kein Herz und leidet nicht die Angſt und Qual, die Du wirſt dulden müſſen. Siehſt Du dieſe Brennneſſel hier in meiner Hand? Von der Art wachſen viele rund um die Höhle, in der Du ſchläfſt; nur die, welche dort

und auf den Gräbern der Kirchhöfe hervorschießen, sind brauchbar, merk Dir das. Die mußt Du pflücken, wenn sie gleich Deine Haut verbrennen werden. Die Nesseln mußt Du mit den Füßen brechen, so bekommst Du Garn, und aus dem Garne mußt Du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln winden und binden; wirfst Du diese über die eilf wilden Schwäne, so ist der Zauber gelöset. Aber, bedenk das wohl, von dem Augenblicke an, da Du die Arbeit beginnst, bis zu ihrer Vollendung, und sollten Jahre darob vergehen, darfst Du kein Wort reden; der erste Laut von Deinen Lippen fährt wie ein tödtender Dolch in Deiner Brüder Herz, an Deiner Zunge hängt ihr Leben. Merk Dir das Alles!«

Und in dem Augenblicke berührte die Fee Elisens Hände mit der Nessel, die war wie brennendes Feuer, Elise erwachte davon. Es war heller Tag, und dicht neben ihrer Schlafstätte lag eine Nessel, gleich der, die sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf die Knie, dankte Gott und ging aus der Höhle, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinein in die häßlichen Nesseln, die wie Feuer brannten; große Blasen brannten sie auf ihre Hände und Arme; aber das duldete

Gebüsch hervor, gleich nachher noch einer und wieder einer: sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder. Es währte nicht lange, so standen die Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war des Landes König: der trat zu Elisen hin, — nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

»Wo bist Du her, Du schönes Kind!« sagte er. Elise schüttelte den Kopf; sie durfte ja nicht sprechen, es galt die Erlösung und das Leben ihrer Brüder; und sie verbarg die Hände unter der Schürze, damit der König nicht sahe, was sie leiden mußte.

»Komm mit mir!« sagte er, »hier darfst Du nicht bleiben! Bist Du so gut, wie Du schön bist, so will ich Dich in Sammet und Seide kleiden, will Dir die goldne Krone auf's Haupt setzen, und Du sollst in meinem Schlosse wohnen!« Und er hob sie auf sein Pferd; sie weinte und rang die Hände; aber der König sagte: Ich will nur Dein Glück! Du wirst mir's noch einst danken!« und so stürmte er fort über Berg und Thal, und hielt sie vor sich auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterdrein.

Als die Sonne unterging, lag vor ihnen die prächtige Königsstadt mit Kirchen und Kuppeln, und der Kö-

nig führte sie in's Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decke mit den schönsten Malereien prangten; aber Elise hatte für das Alles keine Augen, sie trauerte und weinte und duldete still, daß ihr die Weiber königliche Kleider anlegten, kostbare Perlen in's Haar flochten, und über die verbrannten Hände feine Handschuhe zogen.

Nun stand sie da in all' ihrer Pracht, und war so blendend schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr neigte; und der König erwählte sie zu seiner Braut, obgleich der Erzbischof den Kopf dazu schüttelte und flüsterte: das schöne Waldfräulein sei gewiß eine Hexe, die ihnen die Augen verblendet und des Königs Herz bethört habe.

Aber der König hörte nicht darauf; er ließ die Musik erklingen, die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen und die lieblichsten Mädchen mußten um sie tanzen, und durch duftende Gärten ward sie in prächtige Säle geführt; aber kein Lächeln kam auf ihre Lippen oder in ihre Augen, dort stand die Trauer als ewiges Erb' und Eigenthum. Nun öffnete der König eine kleine Kammer neben ihrem Schlafgemach; die war geschmückt mit köstlichen grünen Tapeten und glich ganz der Höhle, in

welcher ſie geweſen war; auf dem Boden lag ein Bund Garn, welches ſie aus den Neſſeln geſponnen hatte, und an der Decke hing das fertige Panzerhemd; alles das hatte einer von den Jägern als etwas Merkwürdiges mit ſich genommen.

»Hier kannſt Du Dich in Deine frühere Heimath zurückträumen!« ſagte der König. »Hier iſt die Arbeit, die Dich da beſchäftigte, nun mitten in all' Deiner Pracht wird es Dich ergetzen, Dich in jene Zeit zurückzudenken.«

Als Eliſe das ſah, was ihrem Herzen ſo theuer war, ſpielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut kehrte in ihre Wangen zurück; ſie dachte an die Erlöſung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte ſie an ſein Herz, und alle Kirchenglocken mußten das Hochzeitsfeſt verkündigen. Das ſchöne ſtumme Mädchen aus dem Walde ward des Landes Königin.

Da flüſterte der Erzbiſchof böſe Worte in des Königs Ohr, aber ſie ſanken nicht bis in ſein Herz hinunter; die Hochzeit wurde dennoch gefeiert, der Erzbiſchof ſelbſt mußte ihr die Krone auf's Haupt ſetzen, und er drückte ihr im böſen Zorn den engen Ring feſt nieder auf die Stirn, ſo daß es ſchmerzte; aber es lag ein ſchwererer Ring um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder, ſie fühlte

nicht die körperliche Pein. Ihr Mund war ſtumm, ein einziges Wort hätte ja ihre Brüder gemordet; doch in ihren Augen lag eine tiefſinnige Liebe zu dem guten ſchönen König, der Alles that, um ſie zu erfreuen. Mit ihrem ganzen Herzen wurde ſie ihm Tag für Tag mehr zugethan, o! hätte ſie ſich doch ihm nur anvertrauen, ihm ihr Leiden ſagen dürfen! Aber ſie mußte ſtumm bleiben, ſtumm ihr Werk vollführen. Daher ſchlich ſie des Nachts von ſeiner Seite fort, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geſchmückt war, und ſtrickte ein Panzerhemd nach dem andern fertig, aber als ſie das ſiebente anfing, hatte ſie kein Garn mehr.

Auf dem Kirchhofe, das wußte ſie, wuchſen die Neſſeln, die ſie gebrauchen konnte, aber ſie ſelbſt mußte dieſe pflücken: wie ſollte ſie hinauskommen?

»O, was iſt der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz leidet!« dachte ſie, »ich muß es wagen! der liebe Gott wird die Hand von mir nicht abziehen!«

Mit einer Angſt, als ginge ſie zu einer böſen That, ſchlich ſie in einer mondhellen Nacht hinunter in den Garten, und ging durch die langen Alleen auf der einſamen Straße zum Kirchhofe. Dort ſah ſie auf einem

der breiteſten Leichenſteine einen Kreis von Lamien ſitzen, häßliche Hexen: die zogen ihre Lumpen ab, als wollten ſie ſich baden, und gruben mit den langen, mageren Fingern in's Gras hinein, zogen die Leichen hervor und fraßen ihr Fleiſch. Eliſe mußte dicht an ihnen vorbei, und die Hexen hefteten auf ſie die böſen Augen, ſie aber ſprach ihr Gebet, ſammelte die brennenden Neſſeln, und trug ſie hinein in's Schloß.

Nur ein einziger Menſch hatte ſie geſehen, der Erzbiſchof; er war wach, wenn die Anderen ſchliefen; nun hatte er doch Recht gehabt, indem er meinte: es ſtände mit der Königin nicht ſo, wie es ſollte, ſie wäre eine Hexe, und durch ihre Hexenkünſte hätte ſie den König und das Volk bethört.

Im Beichtſtuhl ſagte er zum Könige, was er geſehen hatte, und was er befürchtete; und da die böſen Worte von ſeinen Lippen kamen, ſchüttelten die geſchnitzten Heiligenbilder den Kopf, als wollten ſie ſagen: „Es iſt nicht wahr, Eliſe iſt unſchuldig!“ aber der Erzbiſchof legte es anders aus: es ſei ein Zeugniß gegen ſie, meinte er, daß die Bilder den Kopf über ihre Sünde ſchüttelten.

Da rollten zwei ſchwere Thränen über des Königs Wangen, er ging heim mit Zweifeln im Herzen; er ſtellte

ſich, als ſchliefe er die Nacht, aber es kam kein Schlaf in ſeine Augen, und er merkte, daß Eliſe jede Nacht aufſtand, und jedes Mal folgte er ihr leiſe und ſah, wie ſie in ihrer kleinen Kammer verſchwand.

Mit jedem Tage wurde ſeine Miene finſterer; Eliſe ſah es, doch wußte ſie die Urſache nicht; aber es ängſtete ſie, und was litt ſie nicht in ihrem Herzen für ihre Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur rannen ihre bitteren Thränen; da lagen ſie wie ſchimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht ſahen, wünſchten ſich an Eliſens Stelle! Bald war ſie indeſſen mit ihrer Arbeit zu Ende, nur ein Panzerhemd fehlte noch, aber ihr fehlte auch das Garn, nicht eine einzige Neſſel hatte ſie mehr. Einmal, nur dies eine letzte Mal, mußte ſie zum Kirchhof gehen, und einige Handvoll pflücken. Sie dachte mit Angſt an die einſame Wanderung und an die ſchrecklichen Lamien, aber ihr Wille war feſt wie ihr Vertrauen auf Gott.

Eliſe ging; aber der König und der Erzbiſchof folgten ihr; ſie ſahen ſie an der Gitterthür des Kirchhofs verſchwinden, und als ſie ſich dieſem näherten, ſaßen auf dem Grabſteine die Lamien, wie Eliſe ſie geſehen hatte, und der König wandte ſich ab, denn in ihrer Mitte

glaubte er die, deren Haupt noch dieſen Abend an ſeiner Bruſt geruhet hatte.

»Das Volk mag ſie richten!« ſagte er, und das Volk urtheilte, ſie ſolle brennen in den rothen Flammen.

Von dem prächtigen Königsſaal wurde ſie nun in eine dunkle, feuchte Höhle geführt, wo der Wind durch das vergitterte Fenſter pfiff; anſtatt des Sammets und der Seide gaben ſie ihr das Bund Neſſeln, welches ſie geſammelt hatte, darauf konnte ſie ihr Haupt legen; die harten brennenden Panzerhemden, die ſie geſtrickt hatte, ſollten ihr Pfühl und Decke ſein; aber nichts Lieberes konnte man ihr ſchenken, und ſie griff wieder zu ihrer Arbeit und betete zu ihrem Gott. Vor der Thür ſangen die Straßenjungen Spottlieder auf ſie, keine Seele tröſtete ſie mit einem Worte der Liebe.

Da ſauſete gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel; es war der jüngſte von ihren Brüdern, der hatte die Schweſter gefunden, und ſie ſchluchzte laut vor Freude, obgleich ſie wußte, daß die kommende Nacht vielleicht die letzte ihres Lebens ſein werde; aber nun war ja auch die Arbeit faſt vollendet und ihre Brüder waren nahe.

Der Erzbiſchof kam, um die letzte Stunde bei ihr

zuzubringen, das hatte er dem Könige verſprochen; aber ſie ſchuttelte den Kopf und bat mit Blick und Mienen, er möchte gehen; in dieſer Nacht mußte ſie ja ihre Arbeit vollenden, oder es war Alles vergeblich, Alles, Schmerz, Thränen und ſchlafloſe Nächte. Der Erzbiſchof ging fort mit böſen Worten gegen ſie; aber die arme Eliſe wußte ſich frei von jeder Schuld und ſetzte ihre Arbeit fort.

Die kleinen Mäuſe liefen geſchäftig herbei und ſchleppten Neſſeln zu ihren Füßen hin, um doch ein wenig zu helfen, und die Droſſel ſetzte ſich in das Gitter des Fenſters, und ſang die ganze Nacht ſo luſtig ſie konnte, damit Eliſe nur nicht den Muth verlieren möchte.

Es war erſt Zwielicht, noch eine Stunde vor Aufgang der Sonne, als die eilf Brüder vor den Pforten des Schloſſes ſtanden, und vor den König geführt zu werden verlangten; aber das ließe ſich nicht machen, war die Antwort, es wäre ja noch Nacht, der König ſchliefe, man dürfte ihn nicht wecken. Sie baten, ſie drohten; die Wache kam, der König ſelbſt trat heraus und fragte, was das zu bedeuten habe, da kam die Sonne herauf, und es waren keine Brüder mehr zu ſehen, aber eilf weiße Schwäne flogen über das Schloß hin.

Aus den Thoren der Stadt strömte das Volk, sie wollten Alle die Hexe brennen sehen. Ein elender Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen Kittel von grober Sackleinwand angezogen, ihr schönes langes Haar hing lose um das schöne Haupt, ihre Backen waren todtbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während ihre Finger das grüne Garn drehten; selbst auf dem Wege zum Tode ließ sie nicht von der begonnenen Arbeit, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie:

»Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem verfluchten Hokuspokus sitzt sie da; reißt es ihr weg, reißt's in tausend Stücke!«

Und Alle drängten auf sie ein, und wollten die Panzerhemden zerreißen, da kamen eilf weiße Schwäne geflogen; die setzten sich rund um sie her und schlugen mit den Flügeln. Erschrocken wich der Haufe zur Seite.

»Das ist ein Zeichen vom Himmel! Sie ist gewiß unschuldig!« flüsterten Einige, aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun ergriff der Büttel sie bei der Hand, da warf sie rasch die eilf Hemden über die Schwäne, und es

ſtanden da elf ſchöne Prinzen; aber der jüngſte hatte einen Schwanenflügel anſtatt des einen Arms; denn es fehlte ein Aermel in ſeinem Panzerhemde, der war nicht fertig geworden.

»Nun darf ich ſprechen!« ſagte ſie, »ich bin unſchuldig!«

Und das Volk, welches geſehen hatte, was geſchehen war, beugte ſich vor ihr, wie vor einer Heiligen; ſie aber ſank leblos in die Arme ihrer Brüder, ſo hatte die Spannung, Angſt und Schmerz auf ſie gewirkt.

»Ja, unſchuldig iſt ſie!« ſagte der älteſte Bruder, und nun erzählte er Alles, was geſchehen war, und während er ſprach, verbreitete ſich ein Duft wie von Millionen Roſen, denn jedes Stück Holz in dem Scheiterhaufen hatte Wurzel geſchlagen und Zweige geſchoſſen; es ſtand da eine duftende Hecke voll von rothen Roſen, und auf der höchſten Spitze ſaß eine Blume, blendendweiß und glänzend wie ein Stern; die pflückte der König und legte ſie an Eliſens Bruſt; da erwachte ſie mit Frieden und Freude im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von ſelbſt, und die Vögel kamen in großen Schwärmen; das ward ein Hochzeitszug zum Schloß zurück, wie noch kein König einen geſehen hat.

Der Roſen-Elf.

Mitten in einem Garten ſtand ein Roſenſtock voll der ſchönſten Roſen, und in einer von dieſen, der allerſchönſten, wohnte ein Elf; der war ſo winzig klein, daß kein menſchliches Auge ihn ſehen konnte; hinter jedem Blatte in der Roſe hatte er eine Schlafkammer; er war ſo ſchlank und ſchön, wie das lieblichſte Engelskind, und Flügel hatte er, die von den Schultern bis zu den Füßen reichten.

O, was war das für ein Duft in ſeinen Zimmern und wie waren die Wände ſchön und klar! das waren ja die feinen blaßrothen Roſenblätter.

Den ganzen Tag beluſtigte er ſich in dem warmen Sonnenſchein, von einer Blume flog er zur andern, tanzte auf den Flügeln des fliegenden Schmetterlings, und maß,

wie viele Schritte er wohl machen müßte, um über alle Landstraßen und Steige auf einem einzigen Lindenblatte zu laufen. das war, was wir die Adern des Blattes nennen, die sah er für Landstraßen und Steige an, ja, für ihn waren das ewig lange Wege! ehe er damit fertig war, ging die Sonne unter; er hatte aber auch zu spat angefangen.

Nun wurde es sehr kalt, der Thau fiel, der Wind blies, es war wohl das Beste, nach Haus zu gehen; er eilte also, so schnell er konnte, aber die Rose hatte sich schon geschlossen, er konnte nicht hineinkommen! — nicht eine einzige Rose stand offen. — Der arme kleine Elf erschrak gewaltig; er war noch nie eine Nacht außer Hause gewesen, immer hatte er hinter den warmen Rosenblättern so süß geschlafen; o, es mußte sein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, wußte er, war eine Laube von Geisblatt, dessen Blumen wie große bemalte Hörner aussahen, in eins von diesen wollte er hineinsteigen und bis zum andern Morgen darin schlafen. Er flog dahin. — Pst! — Es waren zwei Leute in der Laube; ein junger hübscher Mann und eine wunderschöne Jungfrau, die saßen neben einander und wünschten, daß sie in Ewigkeit nicht getrennt werden möchten, sie hielten so viel von einander,

viel mehr, als das beſte Kind von Mutter und Vater halten kann.

„Und doch müſſen wir uns trennen!“ ſagte der junge Mann; „Dein Bruder will uns nicht wohl, daher ſchickt er mich mit einem Auftrage ſo weit hinweg über Berge und Seen! Lebe wohl, meine ſüße Braut, denn das biſt Du ja doch!“

Und da küßten ſie ſich, und das junge Mädchen weinte und gab ihm eine Roſe; aber ehe ſie ihm dieſe reichte, druckte ſie einen Kuß darauf, ſo feſt und heiß, daß die Blume ſich öffnete: gleich flog der kleine Elf hinein und lehnte ſeinen Kopf an die feinen duftenden Wände; aber er konnte recht gut hören, daß geſagt wurde: Leb' wohl! Leb' wohl! und er fühlte, daß die Roſe ihren Platz auf der Bruſt des jungen Mannes bekam — o, wie klopfte das Herz darin, der kleine Elf konnte gar nicht einſchlafen, ſo klopfte es.

Die Roſe lag nicht lange ſtill auf der Bruſt, der Mann nahm ſie heraus, und während er allein durch's dunkle Holz ging, küßte er die Blume, o, ſo oft und ſo ſtark, daß der kleine Elf faſt todtgedrückt wurde; er konnte durch das Blatt hindurch fühlen, wie die Lippen

des Mannes brannten, und die Rose selbst hatte sich geöffnet, wie in der stärksten Mittagssonne.

Da kam ein anderer Mann, mit finstrer zorniger Miene; es war des schönen Mädchens böser Bruder; ein grosses scharfes Messer zog er hervor, und während der Andere die Rose küßte, stach der böse Mann ihn todt, schnitt ihm den Kopf ab und begrub denselben mit dem Körper in die weiche Erde unter dem Lindenbaum.

»Nun ist er todt und vergessen!« dachte der böse Bruder, »er kehrt nie wieder. Eine weite Reise über Berge und Seen sollte er machen, da verliert man leicht das Leben, das hat er gethan! Er kommt nie wieder, und mich darf meine Schwester nimmer nach ihm fragen!«

So raffte er mit dem Fuße verwelkte Blätter über die aufgegrabene Erde zusammen, und ging nach Haus in der dunkeln Nacht, aber er ging nicht allein, wie er glaubte: der kleine Elf ging mit; er saß in einem zusammengerollten Lindenblatte, das dem bösen Manne in's Haar gefallen war, als er das Grab grub. Der Hut war oben darauf gesetzt, es war stockfinster darunter, und der kleine Elf zitterte vor Schreck und Zorn über die schändliche That.

In der Morgenstunde kam der böse Mann nach Hause;

er nahm ſeinen Hut ab und ging in die Schlafkammer der Schweſter; da lag das ſchöne blühende Mädchen und träumte von ihm, den ſie ſo lieb hatte, und von dem ſie glaubte, daß er über Berge und durch Wälder ginge, und der böſe Bruder beugte ſich über ſie und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann; da fiel das welke Blatt aus ſeinem Haare auf die Bettdecke; er merkte es aber nicht und ging weg, um ſelbſt in der Morgenſtunde ein wenig zu ſchlafen. Aber der Elf ſchlüpfte aus dem welken Blatte, ging in das Ohr des ſchlafenden Mädchens und erzählte ihr wie im Traume den ſchrecklichen Mord, beſchrieb ihr die Stelle, wo der Bruder ihn vollbracht hatte und wo die Leiche lag, erzählte von dem blühenden Lindenbaume dicht dabei und ſagte: »Damit Du nicht glaubſt, daß es ein Traum ſei, was ich erzähle, ſo wirſt Du ein welkes Blatt auf Deinem Bette finden!« und das fand ſie, als ſie erwachte. —

O, wie bittere Thränen weinte ſie da! aber ſie durfte Niemand von ihrem Kummer ſagen. Das Fenſter ſtand den ganzen Tag offen, der kleine Elf hätte leicht hinaus in den Garten kommen können zu den Roſen und all' den anderen Blumen, aber er konnte es nicht über's Herz bringen, die Trauernde zu verlaſſen. Am Fenſter ſtand ein Roſen-

ſtock mit Monatérosen, in eine von dieſen Blumen ſetzte er ſich und betrachtete das arme Mädchen. Ihr Bruder kam oft in die Kammer, und war ſo luſtig und ſo böſe, aber ſie durfte ihm kein Wort von ihrem Herzeleid ſagen.

Sobald es Nacht ward, ſchlich ſie aus dem Hauſe, ging in's Holz zu der Stelle, wo der Lindenbaum ſtand, riß die Blätter von der Erde weg, grub hinein, und fand den Ermordeten: o, wie weinte ſie da und bat den lieben Gott, er möge doch auch ſie bald ſterben laſſen.

Gern hätte ſie die Leiche mit nach Hauſe genommen, aber das konnte ſie nicht; daher nahm ſie den bleichen Kopf mit den geſchloſſenen Augen, küßte den kalten Mund und ſchüttelte die Erde aus dem wunderſchönen Haare. »Den will ich behalten!« ſagte ſie, und nachdem ſie den todten Körper mit Erde und Blättern bedeckt hatte, nahm ſie den Kopf und einen kleinen Zweig von dem Jasminbaum, der in dem Walde, wo das Grab war, blühte, mit nach Hauſe.

Sobald ſie in ihrer Stube war, holte ſie den größten Blumentopf, den ſie nur finden konnte, in dieſen legte ſie den Kopf des Todten, bedeckte ihn mit Erde und pflanzte den Jasminzweig in den Topf.

»Leb' wohl, leb' wohl,« flüſterte der kleine Elf, er

konnte es nicht aushalten, ſo viel Kummer zu ſehen, er flog daher in den Garten zu ſeiner Roſe; aber die war verblüht, es hingen nur noch einige bleiche Blätter an dem grünen Strauche.

»Ach, wie bald iſt es doch vorbei mit allem Schönen und Guten!« ſeufzte der Elf. — Zuletzt fand er doch eine Roſe, die wurde ſein Haus; hinter ihren duftenden Blättern ließ er ſich nieder. Jeden Morgen flog er an das Fenſter des armen Mädchens, da ſtand ſie immer bei dem Blumentopf und weinte; die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und mit jedem Tage wurde ſie blaſſer und blaſſer, der Zweig aber friſcher und grüner, ein Schößling nach dem andern wuchs hervor, und die kleinen weißen Knospen entfalteten ſich zu Blumen, und ſie küßte ſie; aber der böſe Bruder ſchalt und fragte, ob ſie denn wahnſinnig geworden wäre? — er wollte es nicht haben, und konnte es nicht begreifen, warum ſie immer über dem Blumentopf weinte.

Er wußte ja nicht, welche Augen da geſchloſſen und welche rothe Lippen da zu Erde geworden waren, — und ſie lehnte den Kopf an den Blumentopf, und ſo ſchlafend, fand ſie der kleine Elf aus der Roſe; da flieg er in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft

der Roſen und von der Liebe der Elfen; ſie träumte ſo ſüß und während ſie träumte, entſchwand ihr das Leben: ſie ſtarb einen ſanften Tod, nun war ſie im Himmel bei dem, den ſie lieb hatte.

Und die Jasminblumen öffneten ihre großen weißen Glocken, und dufteten wunderbar ſüß: das war die einzige Art, wie ſie die Todte beweinen konnten.

Aber der böſe Bruder betrachtete den ſchönen blühenden Baum, nahm ihn als ein Erbtheil zu ſich, und ſetzte ihn in ſeine Schlafkammer dicht an's Bett; der Baum war wunderſchön anzuſehen, und ſein Duft war ſüß und lieblich. Der kleine Roſen-Elf ging mit, flog von einer Blume zur andern, in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und dieſen erzählte er von dem gemordeten jungen Manne, deſſen Kopf jetzt unter der Erde zu Erde ward, erzählte vom böſen Bruder und von der armen Schweſter.

»Wir wiſſen es!« ſagte jede Seele in den Blumen, »wir wiſſen es! Sind wir nicht aus den Augen und den Lippen des Todten hervorgewachſen! wir wiſſen es! wir wiſſen es!« und dann nickten ſie ganz ſonderbar mit dem Kopfe.

Der Roſen-Elf konnte gar nicht begreifen, wie ſie ſo ruhig ſein konnten, und er flog zu den Bienen, welche

Honig ſammelten, erzählte denen die Geſchichte vom böſen Bruder, und die Bienen ſagten es ihrer Königin; die gebot, daß ſie alle am nächſten Morgen den Mörder tödten ſollten.

Aber die Nacht vorher, — es war die erſte Nacht nach dem Tode der Schweſter, — als der Bruder in ſeinem Bette dicht bei dem Jasminbaum ſchlief, öffnete ſich jeder Blumenkelch; unſichtbar, aber mit giftigem Stachel kamen die Blumenfeelen hervor, und ſetzten ſich erſt an ſein Ohr, und erzählten ihm böſe Träume, flogen dann über ſeine Lippen und ſtachen ihn in die Zunge mit dem giftigen Stachel.

»Nun haben wir den Todten gerächt!« ſagten ſie und flogen wieder zurück in die Glocken der weißen Jasminen.

Als der Tag anbrach, und das Fenſter der Schlafkammer plötzlich aufgeriſſen wurde, ſtürzte der Roſen-Elf mit der Königin und dem ganzen Schwarm der Bienen herein, um den Mörder zu tödten.

Aber er war ſchon todt; um das Bett her ſtanden Leute, die ſagten: »Der Duft der Jasminen hat ihn getödtet!«

Da verſtand der Roſen-Elf die Rache der Blumen

und erzählte es der Bienenkönigin, und sie summte mit dem ganzen Schwarme um den Blumentopf; die Bienen waren nicht zu verdrängen; da nahm ein Mann den Blumentopf weg; aber eine der Bienen stach ihn in die Hand, so daß der Topf zu Boden fiel und zerbrach.

Da sahen sie den weißen Todtenkopf und erkannten, daß der Todte im Bette ein Mörder war.

Und die Königin der Bienen summte in der Luft und sang von der Rache der Blumen, vom Rosen-Elf, und daß hinter dem kleinsten Blatte Einer wohnt, der das Böse erzählen und rächen kann.

Der Buchweizen.

Hin und wieder, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorbeigeht, auf welchem Buchweizen ſteht, ſieht man, daß dieſer ganz ſchwarz und verſengt iſt; es iſt, als wenn eine Feuerflamme darüber hingegangen wäre, und der Bauersmann ſagt dann: »Das hat der Blitz gethan!« Aber wie geht es zu, daß der Blitz das thut? — Ich will erzählen, was mir der Sperling geſagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, der an einem Buchweizenacker ſtand und noch ſteht. Es iſt dies ein großer ehrwürdiger Weidenbaum, aber alt und runzelig iſt er, und von oben bis unten eingeriſſen, und aus dem Riß wachſen Gras und Brombeerranken; der Baum hängt nach vorn über, und die Zweige reichen faſt bis auf die Erde, und ſehen aus wie langes grünes Haar.

Auf allen Feldern rund umher ſtand Korn: Roggen, Buchweizen und Hafer: — ja, der ſchöne Hafer, der, wenn er reif iſt, ausſieht wie eine ganze Menge kleiner gelber Kanarienvögel, die auf einem Zweige ſitzen. Das Korn ſtand ſo geſegnet, und je ſchwerer es war, deſto tiefer beugte es ſich in frommer Demuth.

Aber es war auch ein Feld mit Buchweizen da, und das Feld lag gerade vor dem alten Weidenbaume; der Buchweizen beugte ſich nicht, wie das andere Korn, ſteif und ſtolz ſtand er da.

»Ich bin eben ſo reich wie die Aehren,« ſagte er, »und außerdem bin ich viel ſchöner; meine Blumen ſind ſchön wie die Blüthen des Apfelbaums, es iſt eine Luſt, mich und meines Gleichen anzuſehen! Kennſt Du etwas Prächtigeres, als uns, Du alter Weidenbaum?«

Und der Weidenbaum nickte mit dem Haupte, als wollte er ſagen: »Ja freilich kenne ich etwas!« Aber der Buchweizen ſtreckte ſich vor Hochmuth und ſagte: »Der dumme Baum, er iſt ſo alt, daß ihm Gras auf dem Bauche wächſt!«

Nun zog ein ſchreckliches Wetter herauf; alle Blumen des Feldes falteten ihre Blätter oder beugten ihre Köpfe,

während der Sturm darüber hinfuhr; aber der Buchweizen ſtand in ſeinem Stolze gerade aufgerichtet.

»Beuge Dein Haupt, wie wir!« ſagten die Blumen.

»Das hab' ich nicht nöthig!« ſagte der Buchweizen.

»Beuge Dein Haupt, wie wir!« ſagte das Korn, »nun kommt der Sturmengel geflogen. Er hat Flügel, die von den Wolken bis zu der Erde herunter reichen; er ſchlägt Dich nieder, ehe Du ihn bitten kannſt, daß er Dir gnädig ſei!«

»Nein, ich will mich nicht beugen!« ſagte der Buchweizen.

»Schließe Deine Blumen und beuge Deine Blätter!« ſagte der alte Weidenbaum, »ſieh nicht in den Blitz hinein, wenn die Wolke birſt; ſelbſt die Menſchen dürfen das nicht wagen, denn im Blitze ſieht man hinein in Gottes Himmel, und der Anblick kann ſelbſt den Menſchen blenden; wie wollte es uns Gewächſen der Erde ergehen, wenn wir es wagten, wir, die wir ſo viel geringer ſind!«

»Viel geringer!« ſagte der Buchweizen, »nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinſehen!« und das that er in ſeinem Stolz und Uebermuth. Es war, als ſtände die ganze Welt in Feuer und Flammen, ſo blitzte es.

Als das böſe Wetter ſpäter vorbei war, ſtanden Blu-

men und Korn in der stillen reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz gebrannt; er war nun ein todtes unnützes Kraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, als ob der Baum weinte. Und die Sperlinge fragten: „Was weinst Du denn? hier ist's ja so schön! sieh, wie die Sonne scheint, sieh, wie die Wolken ziehen, merkst Du nicht den Duft von Blumen und Büschen? was weinst Du denn, Du alter Weidenbaum?“

Und der Weidenbaum erzählte von des Buchweizens Stolz, Uebermuth und Strafe, die immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört, — die erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.

Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einer kleinen Stadt war ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel (denn roth war er noch nicht geworden) hervorstreckten. Nicht weit davon stand auf dem Rücken des Daches steif und stolz der Vater Storch, das eine Bein hatte er unter den Bauch gezogen, um doch ein wenig Ruhe bei seinem Schildwachstehen zu haben. Man hätte glauben sollen, er wäre aus Holz gehauen, so still stand er: »Das sieht doch gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache bei dem Neste hat,« dachte er, »die Leute können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, sie glauben gewiß, ich bin hierher commandirt. Das

ſieht ſo ſtattlich aus!« und ſo blieb er dabei, auf dem einen Beine zu ſtehen.

Unten auf der Straße ſpielte eine ganze Schaar Kinder; als die die Störche ſahen, ſang einer der muthigſten Knaben und darauf alle zuſammen den alten Vers von den Störchen, aber ſie ſangen ihn nur ſo, wie ſie ſich eben erinnern konnten:

»Storch, Storch, Langbein,
Setz Dich in Dein Neſt hinein,
Deine Frau ſitzt ſchon darein
Mit ihren großen Jungen.
Den einen woll'n wir hängen,
Den andern ſengen,
Den dritten woll'n wir ſpießen,
Den vierten mauſetodt ſchießen!«

»Höre doch, was die Knaben ſingen!« ſagten die kleinen Störche, »ſie ſagen, wir ſollen gehängt und geſengt werden!«

»Kümmert Euch nicht darum!« ſagte die Storchmutter, »hört nur nicht darnach hin, ſo thut's Euch nichts!«

Aber die Knaben fuhren fort zu ſingen, und zeigten mit den Fingern auf die Störche: nur ein Knabe, wel-

cher Peter hieß, ſagte, es ſei Sünde, die Thiere zum Beſten zu haben, und wollte nichts damit zu thun haben.

Die Storchmutter tröſtete ihre Jungen. »Kümmert Euch nicht darum,« ſagte ſie, »ſeht nur, wie ruhig Euer Vater ſteht, und noch dazu auf einem Beine!«

»Uns iſt ſo bange!« ſagten die Jungen, und zogen die Köpfe tief in's Neſt hinein.

Den folgenden Tag, als die Kinder wieder zuſammenkamen, um zu ſpielen, und ſie die Störche ſahen, ſingen ſie ihr Lied wieder an:

»Den einen woll'n wir hängen,
Den andern ſengen! — «

»Sollen wir denn hängen und brennen?« fragten die jungen Störche.

»Ei, warum nicht gar,« ſagte die Mutter. »Ihr ſollt fliegen lernen, ich will Euch wohl exerciren! Dann ziehen wir hinaus auf die Wieſe und machen den Fröſchen eine Viſite, die verneigen ſich im Waſſer vor uns, und ſingen: »koar, koar!« und dann verzehren wir ſie, das ſoll eine Luſt werden!«

»Und was dann?« fragten die kleinen Störche.

»Dann kommen alle Störche aus dem ganzen Lande zuſammen, und dann fängt das Herbſtmanöver an; da

muß man gut fliegen, das iſt von großer Wichtigkeit: denn wer nicht gut fliegt, den ſticht der General mit ſeinem Schnabel todt; deshalb paßt gut auf, wenn das Exerciren anfängt, damit Ihr etwas lernt!«

»So ſollen wir ja doch geſpießt werden, wie die Knaben ſagten! O hör', nun ſingen ſie es wieder!«

»Hört auf mich und nicht auf ſie,« ſagte die Storchmutter. »Nach dem großen Manöver fliegen wir in die warmen Länder, o, ſo weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo die dreieckigen ſteinernen Häuſer ſind, die mit ihrer Spitze in die Wolken reichen; die heißen Pyramiden und ſtehen ſchon länger, als irgend ein Storch denken kann. Ein Fluß iſt da, der tritt aus, ſo daß das Land zu einem Moraſt wird. Da geht man im Moraſt und verzehrt Fröſche.«

»O!« ſagten alle Jungen.

»Ja! da iſt's ſchön! man thut den ganzen Tag nichts als eſſen, und während wir es ſo gut haben, iſt in dieſem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier iſt's ſo kalt, daß die Wolken entzwei frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!« Sie meinte den Schnee, aber ſie konnte es nicht deutlicher ausdrücken.

»Frieren denn auch die unartigen Knaben entzwei?« fragten die jungen Störche.

»Nein, entzwei frieren ſie nicht, aber ſie ſind nahe daran, und ſie müſſen in der dunklen Stube hinter'm Ofen hocken. Ihr dagegen könnt umherfliegen im fremden Lande, wo es Blumen und warmen Sonnenſchein giebt!«

Nun war ſchon einige Zeit hingegangen, und die Jungen waren ſo groß, daß ſie im Neſte aufrecht ſtehen und weit umherſchauen konnten, und der Vater Storch kam jeden Tag mit allerliebſten kleinen Fröſchen geflogen, mit Schnecken und all' den Storchleckerbiſſen, die er nur finden konnte! O, das ſah drollig aus, wenn er ihnen ſeine Künſte vormachte. Den Kopf legte er ganz um den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er wie mit einer Schnarre, und dann erzählte er ihnen ſchöne Geſchichten, lauter Geſchichten aus dem Sumpfe.

»Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!« ſagte eines Tages die Storchmutter, und da mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie ſie ſchwankten! wie ſie mit den Flügeln balancirten, und doch waren ſie nahe daran herunterzufallen.

»Seht nur auf mich!« ſagte die Mutter, »ſo müßt

Ihr den Kopf halten, ſo müßt ihr die Beine ſetzen! eins zwei, eins zwei! das wird Euch in der Welt forthelfen!« dann flog ſie ein kleines Stückchen, und die Jungen machten einen kleinen ungeſchickten Sprung, hauz, da lagen ſie, denn ſie waren ſchwer im Leibe.

»Ich will nicht fliegen!« ſagte das eine Junge, und kroch wieder in das Neſt, »ich mache mir nichts daraus, in die warmen Länder zu kommen!«

»Willſt Du denn hier todtfrieren, wenn's Winter wird! Sollen die Knaben kommen und Dich hängen und brennen und braten! Warte, nun will ich ſie rufen!«

»O nein!« ſagte der kleine Storch, und fing wieder an, mit den andern auf dem Dache zu hüpfen; den dritten Tag konnten ſie wirklich ſchon ein wenig fliegen, und nun glaubten ſie, ſie könnten in der Luft auch ſitzen und ausruhen, aber hauz, da purzelten ſie und mußten die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben hinunter auf die Straße und ſangen ihr Lied:

»Storch, Storch, Langbein!«

»Wollen wir hinunterfliegen und ihnen die Augen aushacken!« ſagten die Jungen.

»Nein, laßt das bleiben!« ſagte die Mutter, »hört

auf mich, das ist viel wichtiger! eins, zwei, drei! nun rechts um! eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! — seht, das war sehr gut! der letzte Flügelschlag war so richtig und niedlich, daß ich Euch erlaube, morgen mit mir in den Sumpf zu kommen! Dahin kommen mehrere wackere Storchfamilien mit ihren Kindern, nun laßt mich erleben, daß meine die nettesten sind, und steht recht gerade, die Brust heraus, das sieht gut aus, und giebt so ein Ansehen!«

»Aber sollen wir denn gar keine Rache an den ungezogenen Knaben nehmen?« fragten die Jungen.

»Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken, Ihr kommt in's Land der Pyramiden, wenn sie frieren müssen, und weder ein grünes Blatt, noch einen süßen Apfel haben!«

»Ja, rächen wollen wir uns!« flüsterten sie einander zu, und dann ward wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner schlimmer im Singen der Spottlieder, als gerade der, welcher angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner Knirps, von nicht mehr als sechs Jahren; die jungen Störche glaubten freilich, er sei hundert Jahre alt, denn er war ja weit größer, als ihr Vater oder ihre Mutter, und

was wußten sie, wie alt Kinder und große Menschen sein mögen. Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, der hatte ja zuerst angefangen und fuhr immer fort; die jungen Störche waren höchst gereizt, und je größer sie wurden, desto weniger wollten sie es dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber nicht eher, als an dem letzten Tage, den sie im Lande sein würden.

»Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei dem großen Manöver benehmt: geht's schlecht dabei, so daß der General Euch den Schnabel in die Brust jagt, so haben die Knaben ja doch Recht, wenigstens auf eine Weise! Nun laßt mich sehen!«

»Ja, das sollst Du!« sagten die Jungen, und nun gaben sie sich erst recht Mühe, sie übten sich jeden Tag und flogen so leicht und niedlich, daß es eine Lust war.

Nun kam der Herbst, alle Störche versammelten sich, um, während wir den Winter haben, in die warmen Länder zu fliegen. Das war ein Manöver! es ging über Wälder und Felder, Dörfer und Städte, bloß um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es stand ihnen ja eine große Reise bevor. Die jungen Störche machten ihre Sachen so ausgezeichnet gut, daß sie das

Zeugniß »Frosch- und Schlangenwerth« bekamen. Das war der allerbeste Charakter; nun durften sie Frösche und Schlangen essen, und das thaten sie auch.

»Nun wollen wir uns rächen!« sagten sie

»Ja wohl,« sagte die Mutter. »Was ich mir ausgedacht habe, das ist das Beste. Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis die Störche kommen und sie zu ihren Aeltern bringen. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so schön, wie sie später nie wieder träumen. Alle Aeltern wollen gerne solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Zu dem Teiche wollen wir fliegen, für jedes der Kinder, die nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum Besten gehabt haben, wollen wir einen holen, aber die Kinder hier sollen gar keinen haben.

»Aber der, welcher anfing zu singen, der alte häßliche Bube,« schrien die jungen Störche, »was machen wir mit dem?«

»Bei dem Teiche liegt ein todtes kleines Kind, das sich zu Tode geträumt hat, das wollen wir für ihn nehmen, dann muß er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben, aber der gute Junge, der, wel-

cher gesagt hat: »Es ist Sünde, die Thiere zum Besten zu haben!« den habt Ihr doch nicht vergessen? dem wollen wir zwei bringen, einen Bruder und eine Schwester, und weil der Junge Peter heißt, so sollt Ihr auch alle zusammen Peter heißen!«

Und es geschah, was sie sagte, und alle Störche hießen Peter, und so heißen sie noch bis auf diesen Tag.

Der Sandmann.

In der ganzen Welt iſt nicht Einer, der ſo viele Geſchichten weiß, als der Sandmann, — der kann erzählen!

Des Abends, wenn die Kinder noch ſo nett am Tiſche oder auf ihrem Schemel ſitzen, kommt er ganz ſachte die Treppe herauf; er geht nämlich auf Socken; er macht die Thür ganz leiſe auf, und hui, da ſtreut er den Kindern Sand in die Augen. Das iſt aber kein grober Sand, ſondern von der Sorte, wovon die Sandtorten gemacht werden, ſo fein, fein! aber doch immer genug, daß die Kinder die Augen nicht offen halten können, daher ſehen ſie ihn nicht; er ſchleicht ſich dann hinter ſie und haucht ihnen ganz leiſe in den Nacken; und dann wird ihnen der Kopf ſo ſchwer — ! aber das thut nicht

weh; denn der Sandmann meint es gerade gut mit den Kindern, er will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das sind sie am besten, wenn man sie im Bette hat; sie sollen stille sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann. —

Wenn nun die Kinder schlafen, setzt sich der Sandmann auf das Bette. Sein Anzug ist sauber und fein, sein Rock ist von Seidenzeug, aber von welcher Farbe, das ist nicht möglich zu sagen, denn es glänzt grün, roth und blau, je nachdem er sich dreht. unter jedem Arm hält er einen Regenschirm, einen mit Bildern, den hält er über die guten Kinder, und dann träumen sie die ganze Nacht die schönsten Geschichten, und einen Regenschirm hat er, worauf gar nichts steht, den hält er über die unartigen Kinder, die schlafen dann stumm und dumm, und wenn sie des Morgens aufwachen, haben sie gar nichts geträumt. —

Nun wollen wir hören, wie der Sandmann eine ganze Woche hindurch jeden Abend zu einem kleinen Knaben Namens Hjalmar kam, und was er ihm erzählte! Das sind ganzer sieben Geschichten, denn die Woche hat sieben Tage.

Montag.

»Hör' nun einmal!« sagte der Sandmann, als er Hjalmar im Bette hatte, »nun will ich aufputzen!« und auf einmal wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige bis unter die Decke und längs den Wänden streckten, so daß die ganze Stube wie die schönste Laube aussah, und alle Zweige waren voll von Blumen, und jede Blume war schöner als eine Rose, und roch ganz herrlich; wollte man sie essen, so war sie süßer als Eingemachtes! Die Früchte glänzten wie Gold, und es waren auch Klöße da, die platzten beinahe von Rosinen, — das war etwas ganz Unvergleichliches! aber im selben Augenblicke hörte man ein erschreckliches Jammern in der Tischschublade, in welcher Hjalmar's Schulbücher lagen.

»Was ist denn das!« sagte der Sandmann, ging hin zum Tische und zog die Schublade heraus. Da lag die Tafel, auf welcher die Zahlen sich drückten und kniffen, denn es war eine falsche Zahl in's Rechnenexempel hinein gekommen, so daß es nahe daran war, auseinander zu fallen; der Griffel hüpfte und sprang in seiner Bindfadenfessel gerade so, wie ein kleiner Hund, er wollte dem Rechnenexempel helfen, aber er konnte nicht! Und ferner

lag da Hjalmar's Schreibbuch; auch darin klagte und wimmerte es — o, es war recht häßlich anzuhören: auf jedem Blatte ſtanden von oben bis unten große Buchſtaben, jeder mit einem kleinen neben ſich, die ganze Reihe herunter, — das war ſo eine Vorſchrift, — und neben dieſer ſtanden wieder einige Buchſtaben, welche eben ſo auszuſehen glaubten, die hatte Hjalmar geſchrieben, aber ſie lagen beinahe, als wären ſie über den Bleiſtiftsſtrich gefallen, auf welchem ſie ſtehen ſollten.

»Seht, ſo müßt Ihr Euch halten!« ſagte die Vorſchrift, »ſeht, ſo zur Seite, mit einem raſchen Schwung!«

»O, wir wollten gern,« ſagten Hjalmar's Buchſtaben, »aber wir können nicht, wir ſind ſo elend!«

»Dann ſollt Ihr Kinderpulver haben!« ſagte der Sandmann.

»Ach nein!« riefen ſie, und ſtänden ſo gerade, daß es eine Luſt war!

»Ja, nun kann ich keine Geſchichte mehr erzählen!« ſagte der Sandmann, »nun muß ich ſie exerciren laſſen! eins, zwei! eins, zwei!« und nun exercirte er die Buchſtaben, und ſie ſtanden ſo gerade und geſund, wie nur eine Vorſchrift ſtehen kann, aber als der Sandmann

ging und Hjalmar am Morgen zuſah, waren ſie eben ſo elend, wie zuvor.

Dinstag.

Sobald Hjalmar im Bette war, berührte der Sandmann mit ſeinem kleinen Zauberſtabe alle Möbeln in der Stube, und ſogleich fingen ſie an zu ſprechen, und ſie ſprachen alle von ſich ſelbſt, ausgenommen das Spuckbecken, das ſtand ſtille und ärgerte ſich über dieſe Eitelkeit, daß ſie alle nur von ſich ſelbſt ſprächen und keine Gedanken für den hätten, der ſo beſcheiden in der Ecke ſtand und ſich anſpeien ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde, im vergoldeten Rahmen; es war eine Landſchaft; darauf ſah man hohe alte Bäume, Blumen im Graſe und ein groſſes Waſſer mit einem Fluſſe, der lief hinten um den Wald herum an manchem Schloſſe vorbei hinaus in's wilde Meer.

Der Sandmann rührte mit ſeinem Zauberſtabe das Gemälde an, und die Vögel fingen an zu ſingen, die Zweige der Bäume bewegten ſich, und die Wolken flogen ordentlich, man konnte ihren Schatten über die Landſchaft ziehen ſehen.

Nun hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf

zum Rahmen, und Hjalmar ſteckte die Beine in's Gemälde hinein, gerade hinein in's hohe Gras; und da ſtand er. Er lief hin zum Waſſer, ſetzte ſich in ein kleines Boot; das war roth und weiß bemalt, die Segel glänzten wie Silber, und ſechs Schwäne, mit goldenen Kronen unten auf dem Halſe und einem ſtrahlenden blauen Sterne auf dem Kopfe, zogen das Boot an einem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen erzählten, und was die Schmetterlinge ihnen geſagt hatten.

Die ſchönſten Fiſche, mit Schuppen wie Silber und Gold, ſchwammen hinter dem Boote, zuweilen machten ſie einen Sprung, ſo daß es im Waſſer platſchte, und Vögel, rothe und blaue, kleine und große, flogen in zwei langen Reihen hinterher, die Mücken tanzten und der Maikäfer ſagte bum, bum; ſie wollten alle Hjalmar begleiten, und jedes hatte eine Geſchichte zu erzählen!

Das war eine Fahrt! bald waren die Wälder ſo dicht und dunkel, bald waren ſie, wie der ſchönſte Garten voll Blumen und Sonnenſchein, und es lagen da große Schlöſſer von Glas und Marmor; auf den Balconen ſtanden Prinzeſſinnen, das waren lauter kleine Mädchen, mit denen Hjalmar bekannt war, mit denen er

öfter gespielt hatte. Sie streckten die Hände aus, und jede hielt das niedlichste Zuckerferkel, das nur bei einer Kuchenfrau zu haben ist; und Hjalmar erfaßte das eine Ende des Zuckerferkels, indem er vorbeisegelte, und die Prinzessin hielt das andere Ende; so bekam jedes ein Stück, sie das kleinste, Hjalmar das größte. Bei jedem Schloß hielten kleine Prinzen Schildwache; sie schulterten mit dem goldenen Säbel und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen; das waren rechte Prinzen! Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die Stadt, in welcher sein Kindermädchen wohnte, die nämliche, welche ihn getragen hatte, als er ein ganz kleiner Knabe war, und welche so viel von ihm gehalten hatte; die nickte und winkte, und sang den niedlichen kleinen Vers, den sie selbst gedichtet und Hjalmar geschickt hatte:

Ich denke Dein so manche, manche Stunde,
Du süßes Kind, mein Hjalmar, mein Verlangen!
So oft ja hing ich Dir am kleinen Munde,
Küßt' Dir die Stirne und die ros'gen Wangen,
Von Dir vernahm ich einst die ersten Worte.
Mein Abschiedswort muß heute zu Dir fliegen.
Stets sei der Herr auf Erden Dir zum Horte,
Du Engel, seinem Himmelreich entstiegen.

Und alle Vögel ſangen mit, die Blumen tanzten auf dem Stengel und die alten Bäume nickten, während der Sandmann auch ihnen Geſchichten erzählte.

Mittwoch.

Nein, wie doch der Regen draußen herunterſtrömte! Hjalmar konnte es im Schlafe hören, und als der Sandmann das Fenſter öffnete, reichte das Waſſer bis an's Fenſterbrett; es war draußen ein ganzer See, aber das prächtigſte Schiff lag gerade vor dem Hauſe.

»Willſt Du mitſegeln, kleiner Hjalmar!« ſagte der Sandmann, »dann kannſt Du heute Nacht fremde Länder beſuchen und morgen wieder hier ſein!«

Und auf einmal ſtand Hjalmar in ſeinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und gleich wurde das Wetter ſchön und ſie ſegelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche herum, und nun war Alles ein großes, wildes Meer. Sie ſegelten ſo lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und ſie ſahen einen großen Zug Störche, die kamen auch aus Hjalmar's Heimath und wollten in die warmen Länder. Ein Storch flog immer hinter dem andern, und ſie waren ſchon ſo weit,

ſo weit geflogen! Einer von ihnen war ſo müde, daß ihn ſeine Flügel kaum weiter tragen konnten, er war der allerletzte in der Reihe, und bald blieb er ein großes Stück zurück, zuletzt ſank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer, er that noch ein paar Flügelſchläge, aber das half nicht; nun berührte er mit ſeinen Flügeln das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er herab vom Segel und bums! da ſtand er auf dem Verdeck.

Darauf nahm ihn der Schiffsjunge und ſetzte ihn in's Hühnerhaus zu den Hühnern, den Enten und den Puterhähnen; der arme Storch ſtand ganz verblüfft mitten unter ihnen.

»Seht einmal, was für ein närriſcher Kerl!« ſagten alle Hühner.

Und der Puterhahn blies ſich auf, ſo dick er konnte, und fragte ihn, wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und ſtießen ſich an: »pat, pat!«

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauß, der wie ein wildes Pferd durch die Wüſte jagt, aber die Enten verſtanden ihn nicht und ſtießen ſich wieder einander an und ſagten: »Wollen wir nicht einig darüber ſein, daß er dumm iſt?«

»Ja wohl, er iſt dumm!« ſagte der Puterhahn und kollerte.

Da ſchwieg der Storch ganz ſtill und dachte an ſein Afrika.

»Ihr habt da recht hübſche dünne Beine!« ſagte der Puterhahn. »Was koſtet die Elle?«

»Pat, pat, pat!« kicherten alle Enten, aber der Storch that, als hörte er es gar nicht.

»Ihr könnt gerne mitlachen,« ſagte der Puterhahn zu ihm, »denn das war ein guter Witz; oder wäre er vielleicht für Euch nicht hoch genug? ach, ach! er iſt nicht vielſeitig! laßt uns fortfahren, für uns ſelbſt intereſſant zu ſein!« und da kollerte er und die Enten ſchnatterten, »gick, gack! gick, gack!« es war erſchrecklich, wie ſie ſich amüſirten.

Aber Hjalmar ging zum Hühnerhaus, öffnete die Thür, rief den Storch, und dieſer hüpfte zu ihm hinaus auf's Verdeck; nun hatte er ſich ausgeruht, und es war, als nickte er Hjalmar zu, um ihm zu danken; darauf breitete er ſeine Flügel aus und flog zu den warmen Ländern; aber die Hühner glucksten, die Enten ſchnatterten und der Puterhahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

»Morgen wollen wir Suppe von Euch kochen!«

ſagte Hjalmar, und da erwachte er und lag in ſeinem kleinen Bette. — Das war eine ſonderbare Reiſe, die ihn der Sandmann dieſe Nacht hatte machen laſſen.

Donnerstag.

»Weißt Du was!« ſagte der Sandmann, »werde nur nicht bange; hier ſollſt Du eine kleine Maus ſehen!« und er hielt ihm ſeine Hand entgegen mit dem kleinen niedlichen Thiere. »Sie iſt gekommen, um Dich zur Hochzeit einzuladen; es ſind hier zwei kleine Mäuſe, welche dieſe Nacht in den Eheſtand treten wollen. Sie wohnen unter dem Fußboden Eurer Speiſekammer, das ſoll eine wunderſchöne Wohnung ſein!«

»Aber wie kann ich durch das kleine Mauſeloch durchkommen?« fragte Hjalmar.

»Dafür laß mich ſorgen!« ſagte der Sandmann, »ich will Dich ſchon klein machen!« und er berührte Hjalmar mit ſeinem Zauberſtabe, da wurde er gleich kleiner und kleiner, zuletzt war er nicht größer, als ein Finger. »Nun kannſt Du Dir die Kleider des Zinnſoldaten leihen, ich denke, die werden Dir paſſen, und es ſieht doch ſo ſchön aus, eine Uniform anzuhaben, wenn man in Geſellſchaft iſt!«

»Ja wohl,« ſagte Hjalmar, und in dem Augenblicke war er wie der niedlichſte kleine Zinnſoldat gekleidet.

»Wollen Sie nicht ſo gütig ſein, ſich in den Fingerhut Ihrer Frau Mutter zu ſetzen,« ſagte die kleine Maus, »ſo werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!«

»Gott, wollen das gnädige Fräulein ſelbſt die Mühe haben!« ſagte Hjalmar, und nun fuhren ſie zur Mäuſehochzeit.

Erſt kamen ſie unter dem Fußboden in einen langen Gang hinein, der gerade ſo hoch war, daß ſie mit dem Fingerhute darin fahren konnten, und der ganze Gang war mit Schwamm illuminirt.

»Riecht's hier nicht herrlich?« ſagte die Maus, welche ihn zog, »der ganze Gang iſt mit Speckſchwarten beſtrichen! es giebt nichts Schöneres!«

Nun kamen ſie hinein in den Brautſaal; hier ſtanden zur Rechten die Mäuſedamen, die ziſchelten, als wenn ſie ſich über einander luſtig machten; zur Linken ſtanden die Mäuſeherren, die ſtrichen ſich mit den Pfoten den Bart, aber mitten auf dem Fußboden ſah man das Brautpaar, ſie ſtanden in einer ausgehöhlten Käſerinde, und küßten ſich erſchrecklich viel vor Aller Augen, denn ſie waren ja verlobt und ſollten gleich Hochzeit halten. Es

mmen immer mehr Fremde; die Mäuſe traten einander
ſt todt, und das Brautpaar hatte ſich mitten in die
hür geſtellt, ſo daß man weder aus, noch ein konnte. —
ie ganze Stube war wie der Gang mit Speckſchwarte
ſtrichen, das war die ganze Bewirthung, aber zum De-
rt wurde eine Erbſe vorgezeigt, in welche eine kleine
Maus von der Familie den Namen des Brautpaares
neingebiſſen hatte, das heißt den Anfangsbuchſtaben; das
ar etwas unbeſchreiblich Schönes!

Alle Mäuſe ſagten, die Hochzeit wäre ganz außerordent-
ch ſchön, und auch die Converſation wäre ſehr gut geweſen.

Nun aber fuhr Hjalmar wieder nach Hauſe; er war
eilich in vornehmer Geſellſchaft geweſen, aber er hatte
ich ordentlich zuſammenkriechen, ſich klein machen und
ne Zinnſoldatenuniform anziehen müſſen.

Freitag.

„Es iſt unglaublich, wie viel alte Leute mich
mmer haben wollen!“ ſagte der Sandmann, „es
nd beſonders die, welche etwas Böſes gethan haben.
‚Guter lieber Sandmann,‘ ſagen ſie zu mir, ‚wir können
in Auge zuthun, und dann liegen wir die ganze Nacht
nd ſehen alle unſere böſe Thaten, die wie kleine häßliche

Kobolde auf der Bettkante ſitzen und uns mit heißem Waſſer beſpritzen; wenn Du doch kommen und ſie wegjagen wollteſt, damit wir einmal einen guten Schlaf hätten,« und dann ſeufzen ſie ſo tief: »wir wollen gewiß gerne bezahlen, — gute Nacht, Sandmann! das Geld liegt im Fenſter!« aber ich thue es nicht für Geld,« ſagte der Sandmann.

»Was wollen wir denn dieſe Nacht vornehmen?« fragte Hjalmar.

»Ja, ich weiß nicht, ob Du heute wieder Luſt haſt, zu einer Hochzeit zu gehen. Sie iſt von etwas anderer Art, als die geſtrige. Die große Puppe Deiner Schweſter, welche wie ein Mann ausſieht und Hermann heißt, heirathet die Puppe Bertha, es iſt außerdem der Geburtstag der Puppe, daher werden viele Geſchenke kommen.«

»Ja, das kenne ich ſchon,« ſagte Hjalmar, »jedesmal, wenn die Puppe neue Kleider braucht, ſo läßt meine Schweſter ſie Geburtstag haben oder Hochzeit halten! das iſt gewiß ſchon hundertmal geſchehen!«

»Ja, aber heute Nacht iſt die Hochzeit zum hundert und erſten Male, und wenn hundert und eins aus iſt, dann iſt Alles vorbei! Deshalb wird es auch diesmal ganz unvergleichlich werden! Sieh einmal!«

Und Hjalmar ſah hin auf den Tiſch, da ſtand das kleine Papphaus mit Lichtern in den Fenſtern und vor

der Thür präſentirten alle Zinnſoldaten das Gewehr. Das Brautpaar ſaß auf dem Fußboden, und lehnte ſich an das Tiſchbein, ganz gedankenvoll; dazu konnte es ja gute Gründe haben. Aber der Sandmann hatte den ſchwarzen Rock der Großmutter angezogen und traute ſie. Als die Trauung vorbei war, ſtimmten alle Möbeln in der Stube folgendes ſchöne Lied an, das von Bleiſtift geſchrieben war, und nach der Melodie des Zapfenſtreiches geſungen wurde.

Dies Lied ſoll kommen windesſchnell
Zum Brautpaar über die Stubenſchwell'.
Von Handſchuhleder iſt ihr Fell,
Drum ſteh'n ſie beid' auf ihrer Stell'
Grad' auf wie eine Schneiderell'.
:,: Hurra, Hurra für All' und Zell!
In Wetter und Wind erklingt das hell! :,:

Und nun bekamen ſie Geſchenke, aber alle eßbaren Sachen hatten ſie ſich verbeten, denn ſie hatten an der Liebe genug.

»Wollen wir nun auf's Land ziehen, oder eine Reiſe in's Ausland machen?« fragte der Bräutigam, und die Schwalbe, welche weit gereiſet war, und das alte Hofhuhn, welches fünfmal Küchelchen ausgebrütet hatte, wurden zu Rathe gezogen. Und die Schwalbe erzählte

von den ſchönen warmen Ländern, wo die Weintrauben groß und ſchwer an den Reben hängen, wo die Luft ſo mild iſt und die Berge Farben haben, wie man ſie bei uns gar nicht kennt!

»Sie haben da doch nicht unſern grünen Kohl!« ſagte das Huhn. »Ich wohnte einen Sommer mit allen meinen Küchelchen auf dem Lande; da war eine Grandgrube, in welcher wir gehen und kratzen durften, auch hatten wir Zugang zu einem Garten, voll von grünem Kohl! O, wie der grün war! ich kann mir nichts Schöneres denken.«

»Aber ein Kohlkopf ſieht gerade ſo aus, wie der andere, ſagte die Schwalbe, »und dann iſt hier ſo oft ſchlechtes Wetter!«

»Daran iſt man gewöhnt!« ſagte das Huhn.

»Aber hier iſt es kalt, es friert!«

»Das iſt gut für den Kohl!« ſagte das Huhn. »Uebrigens kann's hier auch warm werden! Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang dauerte? Es war ſo heiß, daß man kaum Athem holen konnte! Dann haben wir hier auch nicht alle die giftigen Thiere, die man auswärts hat! und wir ſind frei von Räubern! Der iſt ein Dummkopf, der unſer Land nicht für das ſchönſte hält! der verdiente freilich nicht hier zu ſein!« und dabei liefen dem Huhn die Thränen über die Backen. »Ich bin auch gereiſt, ich bin in einem

Faß über zwölf Meilen gefahren! Es iſt gar kein Vergnügen beim Reiſen!«

»Ja, das Huhn iſt eine vernünftige Frau!« ſagte die Puppe Bertha, »ich mag auch nicht über Berge reiſen, denn das geht immer nur hinauf und dann wieder hinunter! Nein, wir wollen hinausziehen in die Grandgrube und im Kohlgarten ſpazieren gehen.«

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

»Bekomme ich nun Geſchichten?« ſagte der kleine Hjalmar, ſobald der Sandmann ihn in Schlaf gebracht hatte.

»Heute Abend haben wir dazu keine Zeit,« ſagte der Sandmann und ſpannte ſeinen ſchönſten Regenſchirm über ihn. »Sieh dieſe Chineſen an!« und der ganze Regenſchirm ſah aus, wie eine große chineſiſche Schüſſel mit blauen Bäumen und ſpitzen Brücken, voll kleiner Chineſen, die ſtanden da und nickten mit dem Kopfe.

»Zu morgen müſſen wir die ganze Welt ſchön anputzen!« ſagte der Sandmann, »es iſt ja ein Feiertag, es iſt Sonntag. Ich muß hin in den Kirchthurm, um nachzuſehen, ob die kleinen Kirchengeiſter die Glocken poliren, damit ſie hübſch klingen; ich muß hinaus in's Feld, um nachzuſehen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern fegen; ich muß alle Sterne herunternehmen, um

ſie zu poliren; ich nehme ſie in meine Schürze, aber erſt muß jeder numerirt werden, und die Löcher, in denen ſie oben ſitzen, müſſen auch numerirt werden, damit jeder wieder an ſeinen Platz kommt, ſonſt würden ſie nämlich nicht feſtſitzen, und wir bekämen zu viele Sternſchnuppen, wenn einer nach dem andern herunterfiele.«

»Hören Sie einmal, wiſſen Sie was, Herr Sandmann!« ſagte ein altes Portrait, welches an der Wand hing, an welcher Hjalmar ſchlief, »ich bin Hjalmar's Urgroßvater. Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie dem Knaben Geſchichten erzählen, aber Sie müſſen ſeine Begriffe nicht verwirren. Sterne können nicht herunter genommen und polirt werden. Sterne ſind Körper wie unſere Erde, und das iſt gerade das Gute an ihnen!«

»Schönen Dank, Du alter Urgroßvater!« ſagte der Sandmann. »Schönen Dank! Du biſt ja ein »ur«-alter Großvater! aber ich bin älter als Du! ich bin ein alter Heide, die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! Ich bin in die vornehmſten Häuſer gekommen und komme noch dahin! Ich verſtehe mit Großen und mit Kleinen umzugehen! Nun kannſt Du erzählen!« — und da ging der Sandmann weg und nahm den Regenſchirm mit.

»Nun darf man wohl nicht mehr ſeine Meinung ſagen!« murmelte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.

Sonntag.

»Guten Abend!« ſagte der Sandmann, und Hjalmar nickte, aber ſchnell ſprang er hin und drehte des Urgroßvaters Portrait gegen die Wand um, damit es nicht mitſprechen ſollte, wie geſtern.

»Nun ſollſt Du mir Geſchichten erzählen von den fünf grünen Erbſen, die in einer Schote wohnten, und vom Hähnchen, welches dem Hühnchen die Cour machte, und von der Stopfnadel, welche ſo fein ſein wollte, und ſich einbildete, ſie wäre eine Nähnadel!«

»Man kann des Guten auch zu viel thun!« ſagte der Sandmann, »ich will Dir lieber etwas zeigen; Du weißt wohl; ich will Dir meinen Bruder zeigen, der kommt aber nie mehr als einmal, und wenn er zu Einem kommt, nimmt er ihn auf ſein Pferd und erzählt ihm Geſchichten; er weiß nur zwei, die eine iſt ſo unausſprechlich ſchön, wie Niemand in der Welt ſich's denken kann, und die andere iſt ſo häßlich und graulich, — es iſt nicht zu beſchreiben!« und da hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf zum Fenſter und ſagte: »Da ſieh meinen Bruder, den andern Sandmann, ſie nennen ihn auch wohl den Tod! Siehſt Du, er ſieht gar nicht ſo ſchlimm aus, wie in den Bilderbüchern, wo er nur von Knochen iſt; nein, es ſind Silberſtickereien, die er auf ſeinem Kleide hat: es iſt die ſchönſte Huſarenuniform! ein Mantel von

ſchwarzem Sammet fliegt hinten über's Pferd; ſieh, wie er galoppirt!«

Und Hjalmar ſah, wie der Sandmann fortritt und Jung und Alt zu ſich auf's Pferd nahm, einige ſetzte er vorn und andere hinten auf, aber immer fragte er erſt, wie es mit dem Zeugnißbuch ſtände? —

»Gut!« ſagten Alle. »Ja, laßt mich ſelbſt ſehen!« ſagte er, und dann mußten ſie ihm das Buch zeigen; und alle diejenigen, welche »Sehr gut« oder »Ausgezeichnet gut« hatten, kamen vorn auf's Pferd und bekamen die ſchöne Geſchichte zu hören, aber diejenigen, welche »Ziemlich gut« oder »Schlecht« hatten, mußten hinten auf und bekamen die häßliche Geſchichte; ſie zitterten und weinten, ſie wollten vom Pferde ſpringen, aber das konnten ſie nicht, denn ſie waren gleich darauf feſtgewachſen.

»Aber der Tod iſt ja der ſchönſte Sandmann,« ſagte Hjalmar, »vor dem bin ich nicht bange!«

»Das mußt Du auch nicht ſein!« ſagte der Sandmann, »ſieh nur zu, daß Du ein gutes Zeugnißbuch haſt!«

»Ja, das iſt lehrreich!« murmelte des Urgroßvaters Portrait, »es hilft doch immer, wenn man ſeine Meinung ſagt!« und nun war es zufrieden.

Sieh, das iſt die Geſchichte vom Sandmann, nun kann er Dir heute Abend ſelbſt mehr erzählen.

Clementine Einsiedel

Gesammelte Historien

von

H. C. Andersen.

Gesammelte Historien

von

H. C. Andersen.

Einzige vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe.

Verlag
von
L. Wiedemann
in
Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Die Geſchichte des Jahres	1
Am jüngſten Tag	16
Sie tanzte nicht	23
Die lieblichſte Roſe der Welt	35
Eine gute Laune	39
Es iſt ganz gewiß	46
Ein Unterſchied iſt da	50
Fünfe aus einer Hülſe	56
Unter dem Weidenbaum	62
Ein Blatt vom Himmel	88
Das Schwanenneſt	93
Alles am rechten Platze	96
Ein Herzeleid	110
Der Kobold und der Höker	114
In Jahrtauſenden	120
Das ſtumme Buch	124

	Seite
Die Großmutter	127
Vogel Phönix	130
Eine Geschichte	132
Das Metallschwein	141
Eine Rose vom Grabe des Homer	160
Zwei Jungfern	162
Ein Bild vom Festungswall	166
Ib und Christinchen	167
Der Dornenpfad der Ehre	188
Tölpel-Hans	196
Am Spittelfenster	203
Das Geldschwein	207
Der alte Grabstein	211
Der Freundschaftsbund	217
Das Judenmädchen	232
Am äußersten Meere	241
Die letzte Perle	245

Die Geſchichte des Jahres.

Es war tief im Januar, ein fürchterliches Schneegeſtöber tobte; der Schnee wirbelte durch Straßen und Gaſſen; die Fenſterſcheiben waren draußen wie mit Schnee überklebt, von den Dächern ſtürzte er in Maſſen, und in die Leute war Eile gekommen; ſie liefen, ſie flogen und fuhren einander in die Arme, ſie hielten ſich einen Augenblick feſt, und ſtanden wenigſtens ſo lange ſicher. Kutſchen und Pferde waren gleichſam überzuckert; die Bedienten ſtanden mit dem Rücken gegen den Kutſchenrand und fuhren rücklings gegen den Wind; der Fußgänger hielt ſich beſtändig im Schutz der Wagen, die ſich nur langſam in dem tiefen Schnee vorwärts bewegten, und als ſich endlich der Sturm legte, und längs der Häuſer ein ſchmaler Steig geſchaufelt ward, blieben die Leute doch auf dieſem ſtehen, wenn ſie ſich begegneten; Keiner von ihnen mochte den erſten Schritt thun, und ausweichend

in den tiefen Schnee treten, damit der andere vorbeischlüpfen könne. Still und stumm standen sie da, bis endlich gleichsam nach schweigender Uebereinkunft, Jeder ein Bein preisgab, und es in dem Schneehaufen begrub.

Gegen Abend war es windstill, der Himmel sah aus als ob er gefegt wäre, und höher und durchsichtiger gemacht sei, die Sterne schienen nagelneu zu sein, und einige waren zur Verwunderung hell und klar. — es fror, daß es knisterte, — und da konnte wohl die oberste Schneelage so stark werden, daß sie in der Morgenstunde die Sperlinge trug; diese hüpften bald auf, bald nieder, wo geschaufelt war, aber viel Futter war nicht zu finden, und es fror sie nicht ganz wenig.

„Piep!“ sagte der eine zum andern, „das heißt ein neues Jahr! — es ist ja schlimmer als das alte! da hätten wir das letztere ebenso gut behalten können. Ich bin unzufrieden, und ich habe ein Recht dazu!“

„Ja, und die Menschen liefen nun umher und begrüßten durch Schießen das neue Jahr,“ sagte ein kleiner durchfrorner Sperling, „sie warfen Töpfe gegen die Thüren und waren vor Freude ganz außer sich, weil nun das alte Jahr verschwunden! Ich war auch froh darüber, denn ich hoffte, wir würden warme Tage bekommen, aber daraus ist nichts geworden; es

friert weit ſtrenger als vorher; die Menſchen haben ſich in der Zeitrechnung geirrt!“

„Das haben ſie!“ ſagte ein dritter, der alt und weiß am Schopfe war; „ſie haben da Etwas, das ſie den Kalender nennen, der iſt nun ſo ihre eigene Erfindung, und Alles ſoll ſich deshalb nach ihm richten; aber das geht nicht ſo! Wenn der Frühling kommt, beginnt das Jahr, das iſt der Lauf der Natur, und darnach rechne ich!“

„Aber, wann kommt der Frühling?“ fragten die Andern.

„Der kommt, wenn der Storch wiederkehrt, aber mit dem iſt es ſehr unbeſtimmt, und hier in der Stadt weiß Niemand was rechtes davon, auf dem Lande wiſſen ſie es beſſer; wollen wir dort hinausfliegen und es abwarten? Dort iſt man jedenfalls dem Frühling näher.“

„Ja, das mag Alles ganz gut ſein!“ ſagte einer von den Sperlingen, der lange umhergehüpft war und geviert hatte ohne eigentlich etwas geſagt zu haben. „Ich habe hier in der Stadt einige Bequemlichkeiten gefunden, welche ich draußen zu vermiſſen befürchte. Hier in der Nähe, auf einem Hofe, wohnt eine Menſchenfamilie, welche den ſehr vernünftigen Einfall bekommen hat, drei bis vier Blumentöpfe an der Wand zu befeſtigen, ſodaß die großen Oeffnungen gegen dieſelbe, die Boden der Töpfe aber nach außen gewendet

ſind, in einen jeden von dieſen iſt ein Loch geſchnitten, ſo groß, daß ich ein- und ausfliegen kann; dort habe ich und mein Mann das Neſt, und alle unſere Jungen ſind von dort ausgeflogen. Die Menſchenfamilie hat natürlich das Ganze eingerichtet, um das Vergnügen zu haben, uns zu ſehen, ſonſt würden ſie es gewiß nicht gethan haben. Ihres Vergnügens wegen ſtreuen ſie auch Brotkrümelchen aus, und ſo haben wir das Futter, es iſt gleichſam für uns geſorgt; — deshalb glaube ich, daß ich und mein Mann bleiben; obgleich wir ſehr unzufrieden ſind, — aber wir bleiben!"

„Und wir fliegen auf's Land, um zu ſehen, ob nicht der Frühling kommt!" und fort flogen ſie.

Und draußen auf dem Lande war ſtrenger Winter, es fror einige Grade ſtärker als in der Stadt. Der ſcharfe Wind ſtrich über die ſchneebedeckten Felder. Der Bauer, angethan mit großen Fauſthandſchuhen, ſaß in ſeinem Schlitten, ſchlug kreuz über mit den Armen, um die Kälte auszutreiben; die Peitſche lag auf ſeinem Schooße; die magern Pferde liefen, daß ſie dampften; der Schnee kniſterte und die Sperlinge hürften in den Räderſpuren und fraßen. „Piep! wann kommt der Frühling? Es dauert ſehr lange!"

„Sehr lange!" ſcholl es von dem nächſten, ſchneebedeckten Hügel weit übers Feld hin; es konnte das Echo ſein, welches man hörte, aber auch die Rede des wunderbaren alten Mannes, der in Wind

und Wetter hoch oben auf dem Schneehaufen ſaß, er war ganz weiß, wie ein Bauer im weißen, groben Friesrock, mit langem, weißem Haar, ganz bleich, und mit großen, klaren Augen.

„Wer iſt der Alte dort?“ fragten die Sperlinge.

„Das weiß ich!“ ſagte ein alter Rabe, der auf dem Zaunpfahl ſaß, und herablaſſend genug war, um anzuerkennen, daß wir alle vor dem Angeſicht des Herrn kleine Vögel ſind, und ſich deshalb auch mit den Sperlingen einließ und Aufklärung gab. „Ich weiß, wer der Alte iſt. Es iſt der Winter, der alte Mann vom vorigen Jahr, er iſt nicht todt, wie der Kalender ſagt, ſondern Vormund für den kleinen Prinzen Frühling, welcher kommt. Ja, der Winter führt das Regiment. Hu! die Kälte ſchüttelt Euch wohl, Ihr Kleinen?“

„Ja, iſt's nicht ſo, wie ich ſage?“ äußerte der Kleinſte. „Der Kalender iſt nur Menſchen-Erfindung, er iſt nicht nach der Natur eingerichtet! Das ſollten ſie uns überlaſſen, uns, die wir ſeiner geſchaffen ſind!“

Und eine Woche verging, es vergingen zwei; der gefrorne Landſee lag ſtarr und ſah wie geronnenes Blei aus, es waren feuchte, eiskalte Nebel, die über dem Lande hingen; die großen, ſchwarzen Krähen flogen in Strichen dahin, ohne Geſchrei, es war als ob Alles ſchliefe. — Da glitt ein Sonnenſtrahl über den See hin, und dieſer glänzte wie geſchmolzenes Zinn.

Die Schneedecke auf dem Felde und auf dem Hügel ſchimmerte nicht wie früher, aber die weiße Geſtalt, der Winter ſelbſt, ſaß noch dort, den Blick unverwandt nach Süden gerichtet; er bemerkte gar nicht, daß der Schneeteppich gleichſam in die Erde ſank, daß hier und dort ein kleiner, grasgrüner Fleck hervorkam, und da wimmelte es dann von Sperlingen.

„Quivit! Quivit! kommt der Frühling nun?“

„Der Frühling!“ klang es über Feld und Flur und durch die ſchwarzbraunen Wälder, wo das Moos friſchgrün an den Baumſtämmen glänzte; und aus dem Süden kamen die beiden erſten Störche durch die Luft geflogen; auf dem Rücken eines jeden ſaß ein kleines, liebliches Kind, ein Knabe und ein Mädchen; und ſie küßten die Erde zum Gruß, und wohin ſie ihre Füße ſetzten, wuchſen weiße Blumen unter dem Schnee hervor; Hand in Hand gingen ſie zu dem alten Großvater, dem Winter, legten ſich zu neuer Begrüßung an ſeine Bruſt, und in demſelben Nu waren ſie alle Drei und die ganze Landſchaft verhüllt; ein dicker, feuchter Nebel, ſchwer und dicht, verſchleierte Alles. — Allmählich erhob ſich der Wind, — brauſend fuhr er nun dahin, und mit heftigen Stößen verjagte er den Nebel, warm glänzte die Sonne; — der Winter ſelbſt war verſchwunden, des Frühlings liebliche Kinder ſaßen auf dem Thron des Jahres.

„Das nenne ich Neujahr!“ ſagten die Sperlinge. „Nun bekommen wir wohl unſere Gerechtſame und Vergütung für den ſtrengen Winter wieder!“

Wohin die beiden Kinder ſich wandten, brachen grüne Knospen an Bäſchen und Bäumen hervor, das Gras ſchoß in die Höhe, das Saatfeld ergrünte immer und immer lieblicher. Und ringsumher ſtreute das kleine Mädchen Blumen aus; über und über ruhten ſie in ihrem aufgeſchürzten Kleide, ſie ſchienen dort hervor zu wimmeln, das Kleid war immer voll, wie eifrig ſie die Blumen auch ausſtreute, — in ihrem Eifer ſchüttete ſie einen reichen Blüthenſchnee über Aepfel- und Pfirſichbäume, daß dieſe in voller Pracht ſtanden, ehe noch ihre grünen Blätter recht hervorgeſproſſen waren.

Und ſie klatſchte in die Hände und der Knabe klatſchte, und alsdann kamen Schaaren von Vögeln geflogen, man wußte nicht woher, und alle zwitſcherten und ſangen: „Der Frühling iſt gekommen!“

Das war wunderſchön zu ſehen. Manches alte Mütterchen trat aus der Thür in den Sonnenſchein hinaus rüttelte und ſchüttelte ſich behaglich, warf einen Blick auf die gelben Blumen, die überall auf dem Felde prangten, war es jedoch ganz wie in ihren eigenen jungen Tagen; die Welt wurde ihr wieder jung. „heute iſt ein geſegneter Tag, hier draußen!“ ſagte ſie.

Der Wald trug noch ſein braungrünes Gewand,

Knospe an Knospe, aber der Waldmeister war schon da, frisch und duftend, Veilchen gab es in Fülle, Anemonen und Primeln keimten, in jedem Grashalm war Saft und Kraft: das war freilich ein Prachtteppich auf dem man sich niederlassen mußte, und dort saß auch das junge Paar des Frühlings Hand in Hand, und sang und lächelte, und wuchs immer und immer.

Ein milder Regen fiel vom Himmel auf sie herab, sie merkten es nicht, Regentropfen und Freudenthränen verschmolzen in einen Tropfen. Braut und Bräutigam küßten sich, und in demselben An entfaltete sich des Waldes Grün. — Als die Sonne aufging, waren alle Wälder grün!

Und Hand in Hand schritt das Brautpaar unter frischem, hängendem Laubdach einher, wo nur die Strahlen des Sonnenlichts und die Schlagschatten den Farbenwechsel im Grünen hervorbrachten. Welche jungfräuliche Reinheit, welcher erfrischender Duft in den feinen Blättern! klar und lebendig rieselte Aue und Bach zwischen dem sammtgrünen Schilf und über die bunten Steine dahin. „Vollauf ewig und immer ist es und bleibt es!“ sprach die ganze Natur. Und der Kuckuck rief und die Lerche schwirrte, es war ein herrlicher Frühling; aber die Weidenbäume trugen wollene Fausthandschuhe um ihre Blüthen; sie waren so entsetzlich vorsichtig, und das ist langweilig!

Und es vergingen Tage, und es vergingen Wochen, die Wärme wälzte sich gleichsam herab; heiße Luftwellen zogen durch das Korn, das immer gelber und gelber wurde. Des Nordens weißer Lotus breitete seine großen grünen Blätter auf dem Wasserspiegel der Waldseen aus, und die Fische suchten den Schatten unter denselben; und an der Schutzseite des Waldes, wo die Sonne auf die Wand des Bauernhauses niederstrahlte, und die entfalteten Rosen und die Kirschbäume, welche voll saftiger, schwarzer, beinahe sonnenheißer Beeren hingen, ordentlich durchwärmte, — dort saß des Sommers liebliches Weib, dasselbe, welches wir als Kind und als Braut gesehen haben; und sein Blick hing an den steigenden, dunklen Wolken, welche in Wellenformen, wie Berge, schwarzblau und schwer, sich höher und höher hoben; sie kamen von drei Seiten; immer wachsend, wie ein versteintes, umgekehrtes Meer, senkten sie sich gegen den Wald, wo Alles, wie durch einen Zauber verstummt war; jeder Luftzug hatte sich gelegt, jeder Vogel schwieg, es war ein Ernst, eine Erwartung in der ganzen Natur; aber auf Wegen und Stegen eilten Fahrende, Reitende und Gehende dahin, um unter Dach zu kommen. — Da leuchtete es plötzlich als ob die Sonne hervorbräche; flammend, blendend, Alles verzehrend! und die Finsterniß brach wieder ein bei rollendem Gekrach! Das Wasser stürzte in Strömen hernieder; es ward

dunkel und es ward hell, es trat Stille ein und wieder lautes Getöſe. Das junge brannggefiederte Röhricht im Moore bewegte ſich in langen Wogen, des Waldes Zweige verbargen ſich in Waſſernebel, die Finſterniß kam, das Licht brach ein, die Stille und das Getöſe wechſelten. — Gras und Korn lagen wie niedergeſchlagen, wie hingeſchwemmt, als ſolle ſie ſich nie wieder heben. — Plötzlich zog der Regen ſich in einzelne Tropfen zuſammen, die Sonne ſtrahlte, und an Halm und am Blatt glänzten die Waſſertropfen wie Perlen, die Vögel ſangen, die Fiſche ſchnellten ſich über den Waſſerſpiegel der Aue empor, die Mücken tanzten, und draußen auf dem Stein im ſalzigen, gereitſchten Meerwaſſer ſaß der Sommer ſelbſt, der kräftige Mann, mit den feſten Gliedern, mit naſſem triefenden Haar, — verjüngt von dem friſchem Bad ſaß er im warmen Sonnenſchein. Die ganze Natur rings umher war verjüngt, Alles ſtand üppig, kräftig und ſchön; es war Sommer, warmer, lieblicher Sommer!

Und angenehm und ſüß war der Duft, der aus dem üppigen Kleefeld emporſtrömte, die Bienen ſummten dort um die alte Thingſtätte; die Brombeerranke ſchlängelte ſich um den Altarſtein, der, vom Regen gewaſchen, im Sonnenlicht glänzte; und dorthin flog die Bienenkönigin mit ihrem Schwarm, und bereitete Wachs und Honig. Nur der Sommer ſah es

und ſein kräftiges Weib; ihnen ſtand der Altartiſch mit den Opfergaben der Natur gedeckt.

Und der Abendhimmel leuchtete wie Gold, keine Kirchenkuppel glänzt ſo reich, und der Mond ſchien zwiſchen Abendröthe und Morgenröthe: es war Sommer!

Und es vergingen Wochen und es vergingen Tage. — Die blanken Senſen der Schnitter blinkten in den Kornfeldern, die Zweige des Apfelbaumes bogen ſich ſchwer von rothen und gelben Früchten: der Hopfen duftete lieblich und hing in großen Büſcheln, und unter den Haſelſtauden, wo die Nüſſe in ſchweren Trauben ſaßen, ruhten Mann und Weib, der Sommer mit ſeinem ernſten Weibe.

„Welch ein Reichthum!“ ſagte es, „ringsumher iſt Segen verbreitet, überall iſt's heimiſch und gut, und doch, ich weiß es ſelbſt nicht, ich ſehne mich nach — Stille, — Ruhe, — ich weiß nicht das Wort dafür! — Nun pflügen ſie ſchon wieder auf dem Felde! Mehr und immer mehr wollen die Menſchen gewinnen! Sieh, die Störche kommen in Schaaren, und gehen in einiger Entfernung hinter dem Pfluge her; der Vogel Aegyptens, welcher uns durch die Luft trug! Erinnerſt Du Dich deſſen noch, wie wir Beide als Kinder hierher nach den Lande des Nordens kamen? — Blumen brachten wir, lieblichen Sonnenſchein und grüne Wälder; der Wind verfuhr hart

mit ihnen, ſie bräunen und dunkeln, wie die Bäume des Südens, aber goldene Früchte tragen ſie nicht, wie dieſe!“

„Die goldenen Früchte willſt Du ſehen?“ fragte der Sommer, „ſo freue Dich denn!“ Und er erhob ſeinen Arm, und des Waldes Blätter färbten ſich roth und golden, Farbenpracht kam über alle Wälder; die Roſenhecke glänzte mit feuerrothen Hagebutten, die Fliederzweige hingen voll ſchwerer, großer, ſchwarzbrauner Beeren, die wilden Kaſtanien fielen reif aus den ſchwarzgrünen Schaalen, und im Waldesgrunde blühten die Veilchen zum zweiten Mal.

Aber die Königin des Jahres wurde ſtiller und ſtiller, und immer bleicher. „Es weht kalt!“ ſagte ſie, „die Nacht bringt feuchte Nebel! — ich ſehne mich nach dem — Lande der Kindheit!“ —

Und ſie ſah die Störche fortfliegen, alle und jeden; und ſie ſtreckte die Hände nach ihnen aus. — Sie blickte nach den Neſtern hinauf, welche leer ſtanden, in dem einen wuchs die langſtielige Kornblume, in einem andern der gelbe Rübſamen, als ob das Neſt nur zu deren Schutze und zu deren Umzäunung da ſei; und die Sperlinge flogen in die Neſter der Störche hinauf.

„Piep! Wo iſt die Herrſchaft geblieben! Sie kann es wohl nicht vertragen, wenn es weht, und deshalb hat ſie das Land verlaſſen! Ich wünſche glückliche Reiſe!“

Des Waldes Blätter wurden immer gelber, und Laub fiel auf Laub, die Stürme des Herbſtes brauſten; das Spätjahr war weit vorgerückt; und auf dem gelben Laubfall ruhte die Königin des Jahres und ſchaute mit milden Augen nach dem ſchimmernden Stern, und der Gatte ſtand bei ihr. Ein Windſtoß wirbelte im Laube — es fiel wieder in Menge, da war ſie verſchwunden, aber ein Schmetterling, der letzte des Jahres, flog durch die kalte Luft.

Die feuchten Nebel kamen, eiſiger Wind blies, und die finſtern, längſten Nächte ſchritten einher. Der Herrſcher des Jahres ſtand da mit ſchneeweißen Locken; aber er ſelbſt wußte es nicht, er glaubte, es ſeien Schneeflocken, die aus den Wolken fielen; eine dünne Schneedecke breitete ſich über das grüne Feld.

Und die Kirchenglocken läuteten die Weihnachtszeit ein.

„Die Glocken der Geburt läuten!“ ſagte der Herrſcher des Jahres, „bald wird das neue Herrſcherpaar geboren; und ich gehe zur Ruhe, wie mein Weib! Zur Ruhe im leuchtenden Stern!“

Und im friſchen grünen Tannenwald, wo der Schnee lag, ſtand der Weihnachtsengel und weihte die jungen Bäume ein, die ſein Feſt verherrlichen ſollten.

„Freude im Zimmer und unter den grünen Zweigen!“ ſagte der alte Herrſcher des Jahres, in Wochen

war er zu einem ſchneeweißen Greis gealtert. „Meine Ruhezeit naht, das junge Paar des Jahres erhält nun Krone und Scepter!“

„Und die Macht iſt doch Dein!“ ſagte der Weihnachtsengel, „die Macht und nicht die Ruhe! Laß den Schnee wärmend auf der jungen Saat liegen! Lerne es ertragen, daß einem Andern gehuldigt wird, und daß Du doch Herrſcher biſt! Lerne es, vergeſſen zu ſein und doch zu leben! Die Stunde Deiner Freiheit kommt, wenn der Frühling erſcheint!“

„Wann kommt der Frühling?“ fragte der Winter.

„Der kommt, wenn der Storch einkehrt!“

Und mit weißen Locken und ſchneeweißem Bart ſaß der Winter eiskalt, gebeugt und betagt, aber ſtark wie der Winterſturm und des Eiſes Macht, hoch auf der Schneewehe des Hügels und ſchaute gen Süden, wo der Winter vorher geſeſſen und hinausgeblickt hatte. — Das Eis krachte, der Schnee kniſterte, die Schlittſchuhläufer kreiſten auf den blanken Seen, und Raben und Krähen nahmen ſich auf dem weißen Grunde gut aus, kein Wind rührte ſich. Und in der ſtillen Luft ballte der Winter die Fäuſte und das Eis ward klafterdick zwiſchen Land und Land.

Da kamen die Sperlinge wieder aus der Stadt und fragten: „Wer iſt der alte Mann dort?“ Und der Rabe ſaß wieder da, oder ein Sohn von ihm, was ja ganz daſſelbe iſt, und er antwortete ihnen

und ſagte: „Der Winter iſt's! Der alte Mann vom vorigen Jahr. Er iſt nicht todt, wie der Kalender ſagt, ſondern Vormund des Frühlings, welcher kommt!“

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge, „dann bekommen wir gute Zeit und beſſeres Regiment! Das alte taugte nicht.“

Und in ſtillen Gedanken nickte der Winter dem blattloſen ſchwarzen Wald zu, wo jeder Baum die liebliche Form und Biegung der Zweige zeigte; und während des Winterſchlafes ſenkten ſich die eiskalten Nebel der Wolken, — dem Herrſcher träumte von ſeiner Jugendzeit und von ſeinem Mannesalter, und gegen Tagesanbruch prangte der ganze Wald in blitzendem Reif: das war der Sommertraum des Winters; der Sonnenſchein ſtreute Reif von den Zweigen.

„Wann kommt der Frühling?“ fragten die Sperlinge.

„Der Frühling!“ klang es wie ein Echo von den Hügeln, auf welchen der Schnee lag. Die Sonne ſchien wärmer, der Schnee ſchmolz, die Vögel zwitſcherten: „Der Frühling kommt!“

Und hoch durch die Luft kam der erſte Storch, der zweite folgte; ein liebliches Kind ſaß auf dem Rücken eines jeden, und ſie ſenkten ſich nieder auf das offene Feld, küßten die Erde, und küßten den

alten, ſtillen Mann, und wie Moſes auf dem Berge verſchwand er, vom Wolkennebel getragen.

Die Geſchichte des Jahres war beendet.

„Das iſt ſehr richtig!“ ſagten die Sperlinge, „es iſt auch ſehr ſchön, aber es iſt nicht nach dem Kalender, und darum iſt es verkehrt!“

Am jüngſten Tag.

Der heiligſte Tag unter allen Tagen des Lebens iſt der, an welchem wir ſterben; es iſt der jüngſte Tag, der heilige, große Tag der Verwandlung. Haſt Du recht ernſthaft über dieſe mächtige, ſichere, letzte Stunde hier auf Erden nachgedacht?

Einſt war ein Mann, ein Strenggläubiger, wie er genannt ward, ein Kämpfer für's Wort, das ihm ein Geſetz war, ein eifriger Diener eines eifrigen Gottes. — Der Tod ſtand nun an ſeinem Lager, der Tod mit dem ſtrengen, himmliſchen Antlitz.

„Die Stunde iſt gekommen, Du mußt mir folgen!“ ſagte der Tod und berührte mit eiskaltem Finger ſeine Füße, und ſie erſtarrten; der Tod berührte ſeine Stirn, dann ſein Herz, und es brach dabei, und die Seele folgte dem Engel des Todes.

Aber in den wenigen Secunden, welche zwiſchen der Einweihung vom Fuß bis zur Stirn und zum Herzen lagen, ging, wie die großen, ſchwarzen Wellen eines Meeres, Alles, was das Leben gebracht und geweckt hatte, über den Sterbenden hin. So ſchaut man mit einem Blick in die ſchwindelnde Tiefe hinab, und umfaßt mit einem Gedankenblitz den unermeßlichen Weg; ſo ſieht man mit einem Blick, in einer Summe, das zahlloſe Sternengewimmel, Erdkugeln und Welten in dem weiten Raum erkennend.

In einem ſolchen Augenblick ſchaudert der entſetzte Sünder, und er hat Nichts, woran er ſich halten kann, ihm iſt's als verſänke er in eine unendliche Leere! — Aber der Fromme lehnt ſein Haupt an Gott, und ergiebt ſich wie das Kind in: „Dein Wille geſchehe mit mir!“

Dieſer Sterbende aber hat nicht des Kindes Sinn, er fühlt, daß er Mann ſei. Ihn ſchauderte nicht, wie dem Sünder, er wußte, er ſei der Rechtgläubige. Er hatte an den Formen der Religion in all ihrer Strenge gehalten; Millionen, das wußte er, mußten den breiten Weg zur Verdammniß gehen; mit Feuer und Schwert würde er hier ihre Körper haben vernichten können; wie ihre Seelen es waren und ſtets ſein werden! Sein Weg war gen Himmel gerichtet, wo die Gnade ihm die Pforte öffnete, die verheißene Gnade.

Und die Seele ging mit dem Engel des Todes,
aber noch einmal ſchaucte ſie nach dem Lager hin, wo
das Bild des Staubes in dem weißen Leichenhemde
ſaß, ein fremdes Abbild ihres eigenen Ich's. —
Und ſie flogen und ſie gingen — es war wie in
einer mächtigen Halle und doch wie in einem Wald;
die Natur war beſchnitten, ausgeſpannt, aufgebunden
und in Reihen geſtellt, künſtlich behandelt wie die
alten franzöſiſchen Gärten; hier war Maskerade.

„Das iſt das Menſchenleben!“ ſagte der Engel
des Todes.

Alle Geſtalten ſah man mehr oder weniger ver-
mummt; nicht gerade alle Diejenigen waren die
Edelſten und Mächtigſten, welche in Sammt und Gold
gingen, auch waren nicht alle Diejenigen die Nied-
rigſten und Geringſten, die im Kleide der Armuth
einherſchritten. — Es war eine wunderbare Mas-
kerade, und vorzüglich war es ſeltſam anzuſehen, wie
Alle zuſammen unter ihrer Kleidung ſorgfältig Etwas
vor einander verbargen; aber der Eine riß gewaltſam
an dem Andern, damit es ſichtbar werden könne, und
dann ſah man den Korf eines Thieres hervorgucken:
bei dem Einen war es ein grinſender Affe, bei dem
Andern ein häßlicher Ziegenbock, eine feuchte Schlange
oder ein matter Fiſch.

Es war das Thier, an dem wir Alle tragen, das
Thier, welches im Menſchen feſtgewachſen iſt, und

bürſte, und ſprang, und wollte vorwärts, und Jeder hielt die Kleider dicht um es zuſammen, aber die Andern riſſen ſie zur Seite und riefen: „Siehſt Du! ſieh, das iſt der! das iſt ſie!“ und der Eine entblöſ'te die Jämmerlichkeit des Andern.

„Und welches Thier war bei mir!“ fragte die wandernde Seele; und der Engel des Todes zeigte auf eine ſtolze Geſtalt vor ſich hin. Um das Haupt derſelben zeigte ſich eine bunte Glorie mit glänzenden Farben, aber am Herzen des Mannes verbargen ſich die Füße des Thieres, Füße des Pfaues; die Glorie war nur des Vogels bunter Schweif.

Und als ſie fortwanderten ſchrieen große Vögel in widerlicher Weiſe von den Zweigen der Bäume; mit vernehmlichen Menſchenſtimmen ſchrieen ſie: „Du Wanderer des Todes, erinnerſt Du Dich meiner?“ — Das waren alle die böſen Gedanken und Begierden aus ſeinen Lebenstagen, welche ihm zuriefen: „Erinnerſt Du Dich meiner?“ —

Und einen Augenblick ſchauderte die Seele zuſammen, denn ſie erkannte die Stimmen, die böſen Gedanken und Begierden, welche gleich Gerichtszeugen auftraten.

„In unſerm Fleiſch, in unſerer böſen Natur, wohnt nichts Gutes!“ ſagte die Seele, „aber die Gedanken bei mir wurden nicht zu Thaten, die Welt hat nicht die böſe Frucht geſehen!“ Und er beeilte

ſich noch mehr, um bald dem häßlichen Geſchrei zu entfliehen; aber die großen, ſchwarzen Vögel umkreiſten ihn und ſchrieen und ſchrieen, als ſollte es aller Welt kundgethan ſein; und er ſprang wie die gejagte Hündin, und bei jedem Schritte ſtieß er den Fuß gegen ſcharfe Kieſelſteine, und ſie ſchnitten in ſeine Füße, daß es ſchmerzte. „Wo kommen dieſe ſcharfen Steine her? Wie welkes Laub liegen ſie über der Erde!“

„Das iſt jedes unvorſichtige Wort, welches Du fallen ließeſt, und das Deines Nächſten Herz viel tiefer verwundete, als die Steine jetzt Deinen Fuß ritzen!“

„Daran dachte ich nicht!“ ſagte die Seele.

„Richtet nicht, damit man Euch nicht wieder richte!“ klang es durch die Luft.

„Wir Alle haben geſündigt!“ ſagte die Seele und erhob ſich wieder. „Ich habe das Geſetz und das Evangelium gehalten, ich habe gethan, was ich thun konnte, ich bin nicht wie die Andern!“

Und ſie ſtanden an der Pforte des Himmels, und der Engel, der Wächter des Einganges, fragte: „Wer biſt Du? Nenne mir Deinen Glauben, und zeige mir ihn aus Deinen Thaten!“

„Ich habe alle Gebote ſtreng erfüllt! Ich habe mich gedemüthigt vor den Augen der Welt, ich habe das Böſe und die Böſen gehaßt und verfolgt. Die-

jenigen, welche den breiten Weg zur ewigen Verdammniß gehen, und ich will es noch, wenn ich es vermag, mit Feuer und Schwert!"

„Du biſt alſo Einer von den Bekennern Mahomed's?" ſagte der Engel.

„Ich? — Niemals!"

„Derjenige, welcher zum Schwerte greift, ſoll durchs Schwert umkommen, ſagt der Sohn. Seinen Glauben haſt Du nicht. Biſt Du vielleicht ein Sohn Iſraels, der mit Moſes ſagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, ein Sohn Iſraels, deſſen eifriger Gott nur Deines Volkes Gott iſt?"

„Ich bin ein Chriſt!"

„Das erkenne ich nicht in Deinem Glauben und aus Deinen Thaten. Chriſti Lehre iſt Verſöhnung, Liebe und Gnade!"

„Gnade!" klang es durch den unendlichen Raum, und die Pforte des Himmels öffnete ſich, und die Seele ſchwebte der offenen Herrlichkeit entgegen.

Aber das ausſtrömende Licht war ſo blendend, ſo durchdringend, daß die Seele wie vor einem gezogenen Schwerte zurückwich; und die Töne erklangen ſo weich und ergreifend, daß keine irdiſche Zunge es ausſprechen kann. Die Seele bebte, und neigte ſich tiefer und immer tiefer; aber die himmliſche Klarheit drang in ſie hinein, und da fühlte und vernahm ſie, was ſie früher nie ſo gefühlt hatte: die Laſt ihres

Hochmuths, ihrer Härte und Sünde. — Es wurde so klar in ihr.

„Was ich Gutes auf der Welt that, das that ich, weil ich nicht anders konnte; aber das Böse — das war aus mir selbst!“

Und die Seele fühlte sich geblendet von dem reinen himmlischen Licht, sie sank ohnmächtig, so schien es, zusammen, tief, in sich selbst gehüllt, niedergedrückt, unreif für das Himmelreich; und in den Gedanken an den strengen, den gerechten Gott, wagte sie nicht „Gnade!“ zu stammeln.

Alsdann aber war die Gnade da, die nicht erwartete Gnade!

Gottes Himmel war in dem ganzen unendlichen Raum. Gottes Liebe durchströmte ihn in unerschöpflicher Fülle.

„Heilig, herrlich, liebreich und ewig werde Du, Menschenseele!“ so klang es und sang es. Und Alle, Alle werden wir am letzten Tag unseres Erdenlebens, wie die Seele hier, zurückbeben vor dem Glanz und der Herrlichkeit des Himmelreichs, wir werden uns tief beugen, werden demüthig niedersinken, und doch von seiner Liebe getragen, von seiner Gnade aufrecht erhalten sein; schwebend in neuen Bahnen, geläutert, edler und besser, uns mehr und mehr nähernd der Herrlichkeit des Lichtes, und durch ihn gestärkt, vermögen wir aufzustreigen in die ewige Klarheit.

Sie taugte nicht.

Der Bürgermeiſter ſtand am offenen Fenſter; er war in ſeinem Hemde mit Handmanſchetten, mit Tuchnadel in dem Buſenſtreifen und außerordentlich glatt raſirt, ſelbſteigene Arbeit; und doch hatte er ſich einen kleinen Schnitt beigebracht, aber auf demſelben klebte ein Stückchen Zeitung.

„Höre 'mal, Du Kleiner!“ rief er.

Und der Kleine war kein Anderer als der Sohn der armen Waſchfrau, der gerade am Hauſe vorüberging und ehrfurchtsvoll ſeine Mütze zog: der Schirm derſelben war mitten durchgebrochen, die Mütze war dazu eingerichtet, zuſammengerollt und in die Taſche geſteckt zu werden. In ſeinen ärmlichen aber reinen und außerordentlich gut geflickten Kleidern, mit ſchweren Holzſchuhen an den Füßen, ſtand der Knabe da, ehrfurchtsvoll als ſtände er dem Könige ſelbſt gegenüber.

„Du biſt ein guter Junge,“ ſagte der Bürgermeiſter, „Du biſt ein höflicher Knabe. Deine Mutter ſpült wohl Wäſche unten am Fluſſe; dort mußt Du Das gewiß hinbringen, was Du in der Taſche haſt. Das iſt ein garſtig Ding mit Deiner Mutter! Wie viel haſt Du drin?

„Ein halbes Maaß," ſagte der Knabe erſchrocken, mit halblauter Stimme.

„Und heute Morgen bekam ſie gerade ebenſo viel," fuhr der Mann fort.

„Nein, es war geſtern!" antwortete der Knabe.

„Zwei halbe machen ein ganzes! — Sie taugt nicht! Es iſt traurig mit der Art Leute! — Sage Deiner Mutter, ſie ſollte ſich ſchämen! und werde Du nur nie ein Trunkenbold; aber das wirſt Du ſchon werden! Armes Kind! Geh' nur!"

Und der Knabe ging weiter: die Mütze behielt er in der Hand und der Wind ſpielte in ſeinen gelben Haaren, daß lange Büſchel in die Höhe ſtanden. Er lenkte um die Straßenecke, in die kleine Gaſſe ein, die nach dem Fluß führte, wo die Mutter im Waſſer ſtand an der Waſchbank und mit dem Schlägel die ſchwere Wäſche ſchlug. Das Waſſer ſtrömte ſtark, denn die Schleuſen der Mühle waren aufgezogen, das Bettlaken trieb mit dem Strome und war im Begriffe die Bank umzureißen. Die Waſchfrau mußte ſich dagegen ſtemmen.

„Bald wäre ich davon geſegelt!" ſagte ſie, „es iſt gut, daß Du kommſt, denn ich habe es nöthig, den Kräften ein wenig zu Hülfe zu kommen! Es iſt kalt hier im Waſſer; ſechs Stunden ſtehe ich ſchon hier. Haſt Du Etwas für mich?"

Der Knabe zog die Flaſche hervor und die

Mutter ſetzte ſie an den Mund und trank einen Schluck.

„Ach, wie das wohl thut! Wie das wärmt! Das iſt ebenſo gut wie warmes Eſſen, und nicht ſo theuer! Trinke, mein Junge! Du ſiehſt ſo blaß aus, es friert Dich in den dünnen Kleidern! Es iſt ja auch Herbſt. Hu! wie iſt das Waſſer kalt! Wenn ich nur nicht krank werde! Doch, das werde ich nicht! Gieb mir noch einen Schluck und trinke auch Du, aber nur ein Tröpfchen, Du darfſt Dich nicht daran gewöhnen, mein armes, gutes Kind!“

Und ſie ging um die Brücke herum, auf welcher der Knabe ſtand und trat ans Land; das Waſſer troff von der Strohmatte, die ſie um den Leib gebunden hatte, und von ihrem Rock.

„Ich arbeite und quäle mich, daß das Blut mir faſt unter den Nägeln hervorquillt! aber ich thu' es gern, wenn ich Dich nur ehrlich und rechtſchaffen durchbringe, mein lieber Junge!“

In dieſem Augenblicke trat eine etwas ältere Frau heran, eine ärmliche Erſcheinung, lahm auf dem einen Bein und mit einer gar großen, falſchen Locke über dem einen blinden Auge herabhängend; das Auge ſollte von der Locke bedeckt ſein, aber ſie machte den Fehler dadurch nur hervorſtechender. Es war eine Freundin der Waſchfrau; „die lahme Martha mit der Locke,“ nannten ſie die Nachbarn.

„Du Arme, wie Du arbeiteſt und in dem kalten Waſſer ſtehſt! Du haſt wahrhaftig nöthig, daß Du Dich ein wenig erwärmſt, und doch ſchreien die böſen Zungen über die Paar Tropfen, die Du trinkſt! — Und nun währte es nur wenige Augenblicke, ſo war die ganze Rede des Bürgermeiſters der Waſchfrau hinterbracht, denn Marthe hatte Alles gehört und es hatte ſie geärgert, daß er in ſolcher Weiſe zu dem Kinde von deſſen eigener Mutter und von den Paar Tropfen ſprach, die ſie zu ſich nahm, und zwar weil es an dieſem Tage geſchehe, an welchem der Bürgermeiſter ſelbſt einen großen Mittagsſchmauß gab mit Wein flaſchenweiſe! Feine Weine, und ſtarke Weine! Ein wenig über den Durſt vieler Leute! Aber das nennt man nicht trinken! Die taugen, aber Du taugſt nicht!“

„Ah ſo, er hat mit Dir geſprochen, Kind?“ ſagte die Waſchfrau und ihre Lippen bewegten ſich zitternd: „Du haſt eine Mutter, die nicht taugt! Vielleicht hat er Recht! Aber dem Kinde ſollte er es nicht ſagen! Doch von dem Hauſe aus iſt Vieles über mich gekommen!“

„Ihr habt ja dort gedient als noch die Eltern des Bürgermeiſters am Leben waren und das Haus bewohnten; das ſind viele Jahre her! Seitdem ſind viele Scheffel Salz gegeſſen worden, und man kann ſchon Durſt haben!“ und Marthe lächelte. „Der

Bürgermeiſter hat heute großen Mittag, den Gäſten hätte es abgeſagt werden ſollen, aber es wurde zu ſpät, und das Eſſen war auch ſchon fertig. Ich habe es von dem Hausknecht. Vor einer Weile iſt ein Brief gekommen, daß der jüngere Bruder in Kopenhagen geſtorben iſt!"

„Geſtorben!" rief die Waſchfrau, und wurde leichenblaß.

„Ei doch!" ſagte Marthe. „Nehmt Ihr Euch das ſo ſehr zu Herzen? Nun, Ihr kanntet ihn von der Zeit her, als Ihr dort im Hauſe dientet."

„Iſt er todt! Er war ſo ein lieber, herzensguter Mann! Der Herr bekommt nicht Viele ſeines Gleichen!" und die Thränen rollten ihr über die Wangen herab. „O, mein Gott, es tanzt Alles um mich her — das iſt weil ich die Flaſche leerte — das habe ich nicht vertragen können — ich fühle mich ganz unwohl!" — und ſie lehnte ſich an die Planke.

„Herr Gott! Ihr ſeid ganz krank," ſagte die andere Frau. „Seht zu, daß das wieder vorüber geht! — Nein, Ihr ſeid in der That ernſtlich krank! Es wird am beſten ſein, daß ich Euch nach Hauſe bringe!"

„Aber die Wäſche dort!"

„Ich werde mich ſchon der Wäſche annehmen! — Kommt, reicht mir Euren Arm! Der Junge kann hier bleiben und aufraffen, ich werde dann wieder-

kommen und den Rest waschen, das ist ja nur eine Kleinigkeit!"

Und die Füße schwankten unter der Waschfrau. „Ich habe zu lange in dem kalten Wasser gestanden; seit heute Morgen habe ich weder essen noch trinken gesehen! Das Fieber steckt mir im Körper. O, Herr Jesus, hilf mir, daß ich nach Hause komme! — Mein armes Kind!" — Und sie weinte. Auch der Knabe weinte, und bald saß er allein am Flusse bei der nassen Wäsche. Die zwei Frauen schritten nur langsam weiter, die Waschfrau schleppend, schwankend, durch das Gäßchen um die Ecke in die Straße, an dem Hause des Bürgermeisters vorüber, und gerade vor demselben sank sie auf das Straßenpflaster nieder. Da sammelten sich mehrere Leute; die lahme Martha lief ins Haus nach Hilfe. Der Bürgermeister und seine Gäste traten ans Fenster.

„Das ist die Waschfrau!" sagte er, „die hat ein wenig über den Durst getrunken; sie taugt nicht! Schade um den hübschen Knaben, den sie hat. Ich mag in der That den Jungen gern. Die Mutter taugt nicht!"

Und die Waschfrau erhielt sich wieder und man führte sie in ihre armselige Wohnung, woselbst sie zu Bette gebracht wurde. Die gute Martha kochte eine Schaale warmes Bier mit Butter und Zucker; diese Medicin, glaubte sie, sei die beste, und darauf

begab ſie ſich nach dem Fluß, ſpülte gar ſchlecht, aber meinte es gut, zog eigentlich nur die naſſe Wäſche ans Land und legte ſie in einen Korb.

Gegen Abend ſaß ſie in dem ärmlichen Stübchen bei der Waſchfrau. Einige geröſtete Kartoffeln und ein ſchönes fettes Stück Schinken hatte die Köchin des Bürgermeiſters ihr für die Kranke gegeben: daran thaten Marthe und der Knabe ſich gütlich; die Kranke erfreute ſich an dem Geruch, derſelbe ſei ſehr nahrhaft, meinte ſie.

Und der Knabe wurde zu Bett gebracht, in daſſelbe, in welchem die Mutter lag, aber er hatte ſeinen Platz quer zu ihren Füßen, und deckte ſich mit einer alten Fußdecke zu, die von blauen und rothen Streifen zuſammengenähet war.

Und mit der Waſchfrau ging es ein wenig beſſer; das warme Bier hatte ſie geſtärkt und der Geruch des feinen Eſſens ihr wohlgethan.

„Habe Dank, Du gute Seele!“ ſagte ſie zu Marthe. „Ich will Dir auch Alles erzählen, wenn der Knabe ſchläft! Ich glaube er thut es ſchon. Wie ſüß und fromm er ausſieht, ſo wie er dort mit geſchloſſenen Augen liegt! Er weiß nicht wie es um ſeine Mutter ſteht, Gott gebe, daß er es nie erfahre! — Ich diente bei dem Kammerrath, bei den Eltern des Bürgermeiſters; es traf ſich nun ſo, daß der jüngſte der Söhne, der Student, nach Hauſe kam; damals

war ich jung, ein wildes Mädchen, aber ehrbar, das darf ich im Angesichte Gottes sagen!“ — sagte die Waschfrau — „der Student war lustig und guter Dinge, so lieb und brav! Jeder Blutstropfen in ihm war gut und rechtschaffen; ein besserer Mensch ist nicht auf Erden gewesen. Er war Sohn im Hause, ich nur Magd, aber wir liebten uns; in Zucht und Ehren; ein Kuß ist doch keine Sünde, wenn man sich recht liebt. Und er sagte es seiner Mutter; sie war ihm als der liebe Herrgott hier auf Erden! Und sie war so klug, so liebevoll! — Er reiste ab, und seinen goldenen Ring steckte er mir an den Finger; und als er nur aus dem Hause war, rief meine Herrin mich vor sich. Ernst und doch so milde trat sie mir gegenüber und sprach als wäre es Gott selbst, welcher redete; sie machte mir den Abstand klar zwischen ihm und mir, im Geist und in der Wahrheit.

„Jetzt sieht er darauf, wie gut Du aussiehst, aber das Aussehen wird vergehen! Du bist nicht erzogen wie er. Ihr reicht nicht an einander im Reiche des Geistes, und darin liegt das Unglück. Ich achte den Armen“ — sagte sie — „bei Gott dürfte er einen höhern Platz als mancher Reiche einnehmen; aber hier auf Erden muß man sich hüten, in ein falsches Geleis zu gerathen, wenn man verwärts fährt, sonst schlägt der Wagen um, und Ihr Beide werdet un-

ſchlagen! Ich weiß, daß ein braver Mann, ein Handwerker, um Dich angehalten hat, ich meine Erich, den Handſchuhmacher; er iſt Wittwer, hat keine Kinder, ſteht ſich gut; überlege Dir das!"

Jedes Wort, das ſie ſagte, ſchnitt wie ein Meſſer in mein Herz, aber die Frau hatte Recht! und das laſtete ſchwer auf mir! — Ich küßte ihre Hand und weinte bittere Thränen, und weinte noch mehr, als ich in meine Kammer kam und mich auf mein Bett warf. Es war eine ſchwere Nacht, die jetzt folgte, Gott weiß es, was ich litt und ſtritt. Sonntags darauf ging ich zum Tiſche des Herrn, damit mir Licht werde. Es war wie eine Schickung: indem ich aus der Kirche trat, kam mir Erich entgegen. Und nun blieb kein Zweifel mehr in meiner Seele: wir paßten für einander, im Stande und in Verhältniſſen, ja er war ſogar ein wohlhabender Mann; und ich trat denn auch auf ihn zu, nahm ſeine Hand und ſagte: „Iſt Dein Sinn noch zu mir." — „Ja, ewig und immer!" ſagte er. „Willſt Du ein Mädchen nehmen, das Dich achtet und ehrt, aber nicht liebt — doch das kann wohl kommen!" — „Das wird kommen!" ſagte er, und darauf gaben wir einander die Hand. Ich ging nach Hauſe zu meiner Herrin: den goldenen Ring, den mir der Sohn gegeben, trug ich an meinem Herzen, ich kannte ihn nicht am Tage, nur jeden Abend an den Finger

stecken, wenn ich mich niederlegte. Ich küßte den Ring, daß mir die Lippen bluteten, und darauf gab ich ihn meiner Herrin, und sagte ihr, daß das Aufgebot für mich und den Handschuhmacher künftige Woche erfolgen werde. Alsdann umarmte meine Herrin mich und küßte mich — sie sagte nicht, daß ich nichts tauge, allein damals war ich vielleicht auch besser, obwohl ich noch nicht so von der Noth dieser Welt heimgesucht worden war. Und zur Lichtmesse war die Hochzeit; und im ersten Jahre ging es gut, wir hatten einen Gesellen und einen Lehrburschen, und Du, Marthe, dientest bei uns."

„O, Ihr wart eine liebe, gute Hausmutter!" sagte Marthe, „nie vergesse ich es, wie gütig Ihr und Euer Mann waret!"

„Ja, das waren damals die guten Jahre als Du bei uns warst! Kinder hatten wir noch nicht. — Den Studenten sah ich nie! — Doch! ich sah ihn, aber er sah mich nicht. Er war hier zur Beerdigung seiner Mutter. Ich sah ihn am Grabe stehen, er war leichenblaß und sehr betrübt, aber das war um die Mutter; später, als der Vater starb, war er in fremden Landen und kam nicht wieder hierher. Er heirathete nie, das weiß ich, — er wurde Advocat, glaube ich! — mich hatte er vergessen, und wenn er mich auch gesehen, er hätte mich doch gewiß

nicht wieder erkannt, so garstig ich aussehe. Und das ist ja auch sehr gut!"

Und sie sprach von den schweren Tagen der Prüfung, und erzählte wie das Unglück gleichsam auf sie hereinstürzte. Sie besaßen fünfhundert Thaler, und weil damals in der Straße ein Haus für zweihundert zu kaufen war und es sich lohnen würde, es abzutragen und ein neues zu bauen, so wurde es gekauft. Der Maurer und Zimmermeister machten den Ueberschlag, und der neue Bau sollte zehnhundertundzwanzig kosten. Credit hatte Erich, das Geld lieh er sich in der Hauptstadt, aber — der Schiffer, der es bringen sollte, scheiterte und das Geld mit ihm.

Um diese Zeit brachte ich meinen lieben süßen Knaben, der dort schläft, zur Welt. Mein Mann fiel in eine schwere, langwierige Krankheit, drei Vierteljahr mußte ich ihn an- und ausziehen. Wir kamen immer mehr zurück, wir machten Schulden; Alles, was wir hatten, ging darauf und der Vater starb uns! Ich habe gearbeitet, gestritten und gestrebt, des Kindes wegen: Treppen gescheuert, Linnen gewaschen, Grobes und Feines, aber ich soll es nicht besser haben, es ist so Gottes Wille! Doch er wird mich eben zu sich nehmen, und auch den Knaben nicht verlassen!"

Und sie schlief ein.

Gegen Morgen fühlte sie sich gestärkt und kräftig genug, wie sie glaubte, um wieder an ihre Arbeit

zu geben. Sie war gerade aufs Neue in das kalte Waſſer hinaus getreten, da befiel ſie ein Zittern, eine Ohnmacht; krampfhaft griff ſie mit der Hand in die Luft, that einen Schritt und fiel um. Der Kopf lag auf dem trocknen Lande, aber die Füße im Fluſſe; ihre hölzernen Schuhe, die ſie anbehalten hatte — in jedem war ein Strohwiſch — trieben mit dem Strome; ſo fand Marthe ſie, als ſie ihr den Kaffee bringen wollte.

Vom Bürgermeiſter war unterdeſſen ein Bote zu ihr ins Haus abgeſendet worden, „ſie möge ſogleich zu ihm kommen, er habe ihr etwas zu ſagen.“ Es war zu ſpät! Ein Barbier wurde geholt, um einen Aderlaß vorzunehmen; die Waſchfrau war todt.

„Sie hat ſich todt getrunken!“ ſagte der Bürgermeiſter.

In dem Briefe, der die Nachricht vom Tode des Bruders brachte, war der Inhalt des Teſtaments angegeben, und dem nach ſeien 600 Thaler der Handſchuhmacher-Wittwe vermacht, die einſt ſeinen Eltern gedient habe. Nach beſtem Ermeſſen ſollte das Geld, „in größeren oder kleineren Theilen ihr oder ihrem Kinde verabreicht werden!“

„Da iſt ſo ein Miſchmaſch zwiſchen meinem Bruder und ihr geweſen,“ ſagte der Bürgermeiſter. „Es iſt gut, daß ſie weg iſt; der Knabe bekommt jetzt das Ganze, und ich werde ihn bei braven Leuten unter-

bringen; es kann ein tüchtiger Handwerker aus ihm werden!“ — Und in dieſe Worte legte der liebe Gott ſeinen Segen.

Und der Bürgermeiſter ließ den Knaben kommen, verſprach ſich ſeiner annehmen zu wollen, und fügte noch hinzu, wie gut es ſei, daß ſeine Mutter geſtorben, ſie taugte nicht!

Auf den Kirchhof trug man ſie, auf den Kirchhof der Armen. Martbe ſtreute Sand auf das Grab und pflanzte einen kleinen Roſenſtrauch darauf; der Knabe ſtand neben ihr.

„Meine liebe Mutter!“ ſagte er, und ſeine Thränen floſſen. „Iſt es denn wahr: — taugte ſie nicht?“

„Ja, ſie taugte wohl!“ ſagte die alte Magd und blickte zum Himmel. „Ich weiß es ſeit vielen Jahren und ſeit der letzten Nacht. Ich ſage Dir, ſie taugte, und Gott im Himmel ſagte es auch, laß die Welt nur ſagen: Sie taugte nicht!“

Die lieblichſte Roſe der Welt.

Es herrſchte einſt eine Königin, in deren Garten man die herrlichſten Blumen zu allen Jahreszeiten und aus allen Ländern der Welt fand, aber beſonders liebte ſie die Roſen, und deshalb beſaß ſie von dieſen die verſchiedenſten Arten, von der wilden Heckenroſe

mit den apfelduftenden grünen Blättern an bis zur ſchönſten Roſe der Provence; ſie wuchſen an den Schloßmauern, ſchlangelten ſich um die Säulen und Fenſterrahmen, in die Hausgänge hinein und längs der Decke in allen Sälen; und die Roſen wechſelten in Duft, in Form und Farbe.

Aber Sorge und Betrübniß wohnte drinnen; die Königin lag auf dem Krankenbett, und die Aerzte verkündeten, daß ſie ſterben müſſe.

„Es iſt dennoch eine Rettung für ſie!“ ſagte der Weiſeſte unter ihnen. „Bringt ihr die lieblichſte Roſe der Welt, diejenige, welche der Ausdruck der höchſten und reinſten Liebe iſt: kommt die vor ihre Augen, ehe ſie brechen, ſo ſtirbt ſie nicht.“

Und Jung und Alt kamen von allen Seiten mit Roſen, mit den lieblichſten, welche in jedem Garten blühten, aber es waren nicht die rechten; aus dem Garten der Liebe mußte die Blume geholt werden: aber welche Roſe war dort der Ausdruck der höchſten, der reinſten Liebe?

Und die Dichter ſangen von der lieblichſten Roſe der Welt, jeder nannte die ſeine. Und es ging Botſchaft weit im Lande umher an jedes Herz, das in Liebe ſchlug, es ging Botſchaft an jeden Stand und an jedes Alter.

„Keiner hat bis jetzt die Blume genannt,“ ſagte der Weiſe. „Keiner hat auf den Ort hingezeigt, wo

ſie in ihrer Herrlichkeit hervorſproß. Es ſind nicht die Roſen von Romeo's und Juliens Sarg oder von Walburgs Grab, obgleich dieſe Roſen immer in Liedern duften werden; es ſind nicht die Roſen, welche aus Winkelried's blutigen Lanzen emporſprießen, aus dem Blute, welches heilig aus der Bruſt des Helden im Tode fürs Vaterland quillt, obgleich kein Tod ſüßer iſt, keine Roſe röther als das Blut, welches dort fließt. Es iſt auch nicht jene Wunderblume, für deren Pflege der Mann in Jahren und Tagen, in langen, ſchlafloſen Nächten, in der einfachen Stube, ſein friſches Leben hingiebt, — der Wiſſenſchaft magiſche Roſe;"

„„Ich weiß, wo ſie blüht,"" ſagte eine glückliche Mutter, die mit ihrem zarten Kinde an das Lager der Königin kam. „„Ich weiß, wo die herrlichſte Roſe der Welt gefunden wird! Die Roſe, welche der Ausdruck der höchſten und reinſten Liebe iſt. Sie entſprießt den blühenden Wangen meines ſüßen Kindes, wenn es vom Schlaf geſtärkt die Augen aufſchlägt, und mir mit ſeiner ganzen Liebe entgegenlächelt!""

„Lieblich iſt die Roſe, aber es giebt eine noch lieblichere!" ſagte der Weiſe.

„„Ja, eine viel ſchönere!"" ſagte eine der Frauen. „„Ich habe ſie geſehen, eine erhaben-heiligere Roſe blüht nicht; aber ſie war bleich, wie die Blätter der

Theerroſe; ich ſah ſie auf den Wangen der Königin; ſie hatte ihre königliche Krone abgelegt und trug ſelbſt in der langen, kummervollen Nacht ihr krankes Kind, ſie weinte, küßte es, und betete zu Gott für das Kind, wie eine Mutter in der Stunde der Angſt betet!““

„Heilig und wunderbar iſt die weiße Roſe der Trauer in ihrer Macht, aber die geſuchte iſt es nicht!“

„„Nein, die herrlichſte Roſe der Welt ſah ich vor dem Altar des Herrn.““ ſagte der fromme, alte Biſchof. „„Ich ſah ſie leuchten, als ob eines Engels Antlitz ſich zeigte. Die jungen Mädchen gingen zum Tiſch des Herrn, erneuten den Bund ihrer Taufe, und es blühten Roſen, und es erröteten Roſen auf den friſchen Wangen; ein junges Mädchen ſtand da: ſie blickte mit voller Reinheit und Liebe der ganzen Seele zu ihrem Gott empor; das war der Ausdruck der reinſten und höchſten Liebe!““

„Sie ſei geſegnet!“ ſagte der Weiſe, „aber noch Keiner von Euch hat bis jetzt die lieblichſte Roſe der Welt genannt.“

Da trat ein Kind ins Zimmer, der kleine Sohn der Königin; Thränen ſtanden in ſeinen Augen und auf ſeinen Wangen; er trug ein großes aufgeſchlagenes Buch, der Einband war von Sammet, mit großen ſilbernen Spangen.

„„Mutter!““ ſagte der Kleine, „„o, höre doch, was ich geleſen habe!““ und das Kind ſetzte ſich ans

Bett und las aus dem Buche von Ihm, der sich selbst dem Tod am Kreuze hingab, um die Menschen und sogar die ungeborenen Geschlechter zu retten.

„„Größere Liebe giebt es nicht!““

Und Rosenschein flog über die Wangen der Königin, ihre Augen wurden so groß, so klar, denn sie sah, daß aus den Blättern des Buches sich die lieblichste Rose erhob, das Bild derjenigen, welche aus dem Blute Christi am Kreuzesstamm entsprang.

„Ich sehe sie!“ sagte sie. „Niemals stirbt Derjenige, welcher diese Rose, die herrlichste auf Erden erblickt!“

Eine gute Laune.

Von meinem Vater habe ich das beste Erbtheil erhalten, nämlich eine gute Laune. Und wer war mein Vater? Ja, das geht dem Humor nichts an! Er war lebhaft und wohlbeleibt, fett und rund, sein Aeußeres und Inneres stand mit seinem Amt gänzlich im Widerspruche. Und was war er seines Amtes und seiner Stellung nach in der bürgerlichen Gesellschaft? Ja, wenn es im Anfange eines Buches gleich niedergeschrieben und gedruckt würde, so ist es wahrscheinlich, daß Mehrere, wenn sie es lesen, das Buch zur Seite legen und sagen würden, es sieht mir so unheimlich aus, ich mag nichts von der Art. Und

doch war mein Vater weder Schinder noch Scharfrichter; im Gegentheil, sein Amt stellte ihn an die Spitze der rühmlichsten Männer der Stadt, und er war dort ganz in seinem Recht, ganz an seinem Platz; er mußte der Vorderste sein, vor dem Bischof, vor den Prinzen von Geblüt — und er war der Vorderste — — er war Leichenwagen-Kutscher!

Nun ist's heraus! und daß kann ich bekennen, daß, wenn man meinen Vater dort hoch sitzen sah, vorne auf dem Omnibus des Todes, bekleidet mit seinem langen, weiten, schwarzen Mantel, mit dem schwarzgarnirten, dreieckigen Hut auf dem Kopf, und dazu mit seinem Gesicht, welches leibhaftig aussah, so wie man die Sonne zeichnet, rund und lachend, dann konnte man nicht an Trauer und Grab denken; das Antlitz sagte: „es macht nichts, macht nichts, — es wird viel besser, als man glaubt!"

Seht, von ihm habe ich meine gute Laune und die Gewohnheit angenommen, gar oft nach dem Kirchhof zu gehen: und das ist sehr amüsant, wenn man nur mit gutem Humor dorthin kommt, — und dann halte ich das Intelligenzblatt, so wie auch er es that.

Ich bin nicht ganz jung, — ich habe weder Weib, Kinder noch eine Bibliothek, aber, wie gesagt, ich halte das Intelligenzblatt, das ist mir genug, es ist

mir das liebſte Blatt, und war es meinem Vater auch; es hat ſeinen großen Nutzen, und bringt Alles, was ein Menſch zu wiſſen nöthig hat: wer in den Kirchen, und wer in den neuen Büchern predigt; wo man Häuſer, Dienſtleute, Kleider und Speiſen erhält; wer „ausrangirt wird; und dann ſieht man ſo viel Wohlthätigkeit, und ſo viele unſchuldige Verſe, die ſo harmlos ſind! Ehen, welche geſucht werden und Stelldichein, auf welche man ſich einläßt, und auf welche man ſich nicht einläßt; Alles einfach und natürlich! Man kann wahrlich ſehr gut und glücklich leben und ſich begraben laſſen, wenn man das Intelligenzblatt hält — und dann hat man am Ende ſeines Lebens, ſo herrlich viel Papier, daß man weich darauf liegen kann, wenn man es nicht liebt auf Hobelſpänen zu ruhen.

Das Intelligenzblatt und der Kirchhof, waren immer meine, den Geiſt am meiſten weckenden Spaziergänge, meine beliebteſten Badeanſtalten für den guten Humor.

Jeder kann nun für ſich das Intelligenzblatt durchwandern; aber geht mit mir nach dem Kirchhof; laßt uns dorthin gehen, wann die Sonne ſcheint, und die Bäume grün ſind; laßt uns zwiſchen den Gräbern wandeln. Jedes derſelben iſt wie ein geſchloſſenes Buch mit dem Rücken nach oben, man kann den Titel leſen, welcher beſagt, was das Buch

enthält, und doch nichts ſagt; aber ich weiß Beſcheid, weiß es von meinem Vater und von mir ſelbſt. Ich habe es in meinem Grabbuch, und das iſt ein Buch, welches ich ſelbſt zum Nutzen und Vergnügen gemacht habe; dort liegen ſie Alle beiſammen, und noch einige mehr!

Nun ſind wir auf dem Kirchhof.

Hier, hinter dem weißgemalten Stab-Gitter, wo einſt ein Roſenſtrauch ſtand, — jetzt iſt er fort, aber ein bischen Immergrün vom Grab des Nachbars ſtreckt ſeine grünen Finger herein, um doch ein wenig Staat zu machen, — ruht ein ſehr unglücklicher Mann, und doch ſtand er ſich, als er lebte, wie man zu ſagen pflegt, gut; er hatte ſein gutes Auskommen und noch ein wenig mehr, aber die Welt, das heißt, die Kunſt, ging ihm zu nahe. Saß er eines Abends im Theater, um mit ganzer Seele zu genießen, ſo war er außer ſich, wenn der Maſchinenmeiſter nur ein zu ſtarkes Licht in eine der Wangen des Mondes ſetzte, oder wenn die Luft-Coffitten vor den Couliſſen hingen, wenn ſie dahinter hängen ſollten, oder wenn eine Palme im Berliner Thiergarten vorkam, oder Cactus in Tyrol und Buchen hoch oben in Norwegen erſchienen! Bleibt ſich das nicht gleich? Wer kümmert ſich um ſo Etwas! Es iſt ja Komödie, bei welcher man ſich amüſiren ſoll. — Bald klatſchte ihm das Publikum zu viel, bald zu wenig. „Das iſt naſſes

Holz," sagte er, „es will heute Abend nicht zünden!" und dann kehrte er sich um, um zu sehen, was für Leute es wären, und dann sah er, daß sie zu unrechter Zeit lachten, daß sie an Stellen lachten, wo sie nicht lachen sollten; darüber ärgerte er sich, litt dabei, und war ein unglücklicher Mensch, und nun ruht er im Grabe.

Hier schlummert ein sehr glücklicher Mann, daß heißt, ein sehr vornehmer Mann, von hoher Geburt, und das war sein Glück, denn sonst würde nie etwas aus ihm geworden sein, aber Alles ist so weise in der Natur angeordnet, daß es ein Vergnügen ist, daran zu denken. Er schritt vorn und hinten gestickt einher, und war im Saale untergebracht, so wie man den kostbaren, perlengestickten Klingelzug anbringt, hinter dem immer eine gute, dicke Schnur, welche den Dienst verrichtet, hängt; er hatte auch eine gute Schnur hinter sich, einen Substituten, der den Dienst verrichtete, und ihn noch, hinter einem neuen, gestickten Klingelzug, verrichtet. Alles ist so weise eingerichtet, daß man wohl einen guten Humor haben kann.

Hier ruht, ja, das ist nun freilich sehr traurig —! hier ruht ein Mann, der siebenundsechzig Jahre darüber nachgedacht hatte, einen guten Einfall zu sagen; er lebte nur um einen guten Einfall zu bekommen, und endlich bekam er wirklich nach eigener Ueberzeugung einen, und wurde so froh darüber, daß er starb.

vor Freude ſtarb, ihn bekommen zu haben; Keiner hatte Nutzen davon, Keiner hörte den guten Einfall. Ich kann mir nun denken, daß er wegen des guten Einfalles nicht einmal Ruhe im Grabe hat, denn geſetzt, es wäre ein Einfall, den man nur beim Frühſtück ſagen könnte, wenn er von Wirkung ſein ſollte, und daß er als Todter, der allgemeinen Meinung nach, nur um Mitternacht erſcheinen kann, ſo paßt der Einfall nicht für die Zeit, Niemand lacht, und der Mann kann mit ſeinem guten Einfall wieder ins Grab ſteigen. Das iſt ein trauriges Grab.

Hier ruht eine ſehr geizige Frau; während ſie lebte, ſtand ſie in der Nacht auf und miaute, damit die Nachbarn glauben ſollten, daß ſie ſich Katzen hielte; ſo geizig war ſie!

Hier ruht ein Fräulein aus guter Familie; es mußte in Geſellſchaften immer ſeine Stimme hören laſſen, und dann ſang es: „mi manca la voce!“ das war die einzige Wahrheit in ihrem Leben!

Hier ruht eine Jungfrau — eines andern Schlages! Wenn der Kanarienvogel des Herzens zu ſchmettern beginnt, dann ſteckt die Vernunft die Finger in die Ohren. Schön Jungfrau ſtand in des Eheſtands Glorie —! das iſt eine Alltagshiſtorie — aber es iſt hübſch geſagt: Laß die Todten ruhen!

Hier ruht eine Wittfrau, welche Schwanengeſang im Munde und Gulengalle im Herzen trug. Sie

ging in den Familien auf Raub nach Fehlern ihres Nächsten aus, sowie in alten Tagen das „Reibeisen" umherging, um ein Rinnsteinbrett zu finden, welches nicht da war.

Hier ist ein Familienbegräbniß; jedes Glied dieses Geschlechts hielt so im Glauben zusammen, daß, wenn auch die ganze Welt und die Zeitung dazu sagte, es ist's, und der kleine Sohn kam nun aus der Schule und sagte: „ich habe es auf die Weise gehört!" so war die seinige die einzig richtige, denn er war von der Familie. Und gewiß ist's, daß, wenn es sich so traf, daß der Hofhahn der Familie um Mitternacht krähte, so war es Morgen, wenn auch der Wächter und alle Uhren der Stadt verkündeten, daß es Mitternacht sei.

Der große Goethe schließt seinen Faust damit: „kann fortgesetzt werden," das kann unsere Wanderung nach dem Kirchhofe auch. Dahin komme ich oft; macht Einer oder der Andere meiner Freunde oder Nicht-Freunde mir es zu bunt, gehe ich hinaus, suche einen Rasenplatz auf, und weihe denselben ihm oder ihr, irgend einer Person, die ich zu begraben wünsche, dann begrabe ich sie sogleich, und sie liegen todt und machtlos da, bis sie als neue und bessere Menschen zurückkehren. Ihr Leben und ihre Thaten, nach meiner Art und Weise betrachtet, schreibe ich in mein Grabbuch, und so sollten alle Menschen verfahren, sie sollten

sich nicht ärgern, wenn Jemand es ihnen zu toll macht, sondern ihn sogleich begraben, auf ihren guten Humor halten, und auch auf das Intelligenzblatt, auf dieses, vom Volke selbst oft mit „geführter Hand“ geschriebene Blatt.

Kommt die Zeit, daß ich selbst, sowie meine Lebensgeschichte, im Grabe eingebunden werden soll, dann setze man mir die Inschrift:

„Eine gute Tanne!“

Das ist meine Geschichte.

„Es ist ganz gewiß!“

„Das ist eine entsetzliche Geschichte!“ sagte eine Henne, und zwar in einem Stadtviertel, wo die Geschichte nicht passirt war. „Das ist eine entsetzliche Geschichte im Hühnerhause! Ich kann heute Nacht nicht allein schlafen! Es ist gut, daß unsrer viele auf der Steige zusammen sitzen!“ — Und nun erzählte sie so, daß die Federn der andern Hühner sich aufbusterten, und der Hahn den Kamm fallen ließ. Es ist ganz gewiß!

Aber wir wollen mit dem Anfang beginnen, und der ist in einem Hühnerhause im andern Stadtviertel zu suchen. Die Sonne ging unter, und die Hühner

flogen auf ihre Steige; eine Henne, weißgefiedert und mit kurzen Beinen, legte ihre reglementirten Eier, und war als Henne in jeder Art und Weiſe reſpectabel; indem ſie auf die Steige flog, zupfte ſie ſich mit dem Schnabel, und eine kleine Feder fiel ihr aus.

„Da geht ſie hin!“ ſagte ſie, „je mehr ich mich zupfe, um ſo ſchöner werde ich!“ Und ſie ſagte es voll Heiterkeit, denn ſie war der Ausbund unter den Hühnern, übrigens, wie geſagt, ſehr reſpectabel; und darauf ſchlief ſie ein.

Dunkel war es rings umher, Henne ſaß bei Henne, aber die, welche der heiteren am nächſten ſaß, ſchlief nicht; ſie hörte, und hörte auch nicht, wie es ja in dieſer Welt ſein ſoll, um recht ruhig zu leben; aber ihrer anderen Nachbarin mußte ſie es doch erzählen: „Hörteſt Du, was hier geſagt wurde? Ich nenne Keinen, aber hier iſt eine Henne, welche ſich rupfen will, um gut auszuſehen! Wäre ich ein Hahn, ich würde ſie verachten!“

Und gerade oben über den Hühnern ſaß die Eule mit dem Eulenvater und ihren Eulenkindern; die Familie hat ſcharfe Ohren, ſie alle hörten jedes Wort, welches die Nachbarhenne ſagte; und ſie rollten mit den Augen, und die Eulenmutter ſchlug mit den Flügeln und ſprach: „Hört nur nicht darauf! Aber Ihr hörtet es wohl, was dort geſagt wurde? Ich hörte

es mit meinen eigenen Ohren, und man muß vi
hören, ehe sie Einem abfallen! Da ist eine unt
den Hühnern, welche in solchem Grade vergessen ha
was sich für eine Henne schickt, daß sie sich alle F
dern auerupft, und es den Hahn sehen läßt!“

„Prenez garde aux enfants!“ sagte der Eule
vater, „das ist Nichts für die Kinder!“

„Ich will es doch der Nachbareule erzählen; d
ist eine sehr achtbare Eule im Umgang!“ und dara
flog sie davon.

„Hu, hu! uhuh!“ heulten sie Beide in den Ta
benschlag des Nachbars zu den Tauben hinein. „H
ihr's gehört? Habt ihr's gehört? Uhuh! Eine Hen
ist da, welche sich des Hahns wegen alle Federn a
gerupft hat; sie wird erfrieren, wenn sie nicht sch
erfroren ist. Uhuh!“

„Wo? wo?“ girrten die Tauben.

„Im Hofe des Nachbars! ich habe es so gut
selbst gesehen! Es ist beinahe unpassend, die G
schichte zu erzählen: Es ist ganz gewiß!“

„Glaubt, glaubt jedes einzelne Wort!“ sag
die Tauben, und girrten in ihren Hühnerhof h
unter: „Eine Henne ist da, ja, einige sagen,
ihrer zwei da sind, welche sich alle Federn aus
rupft haben, um nicht so wie die anderen auszuseh
und um die Aufmerksamkeit des Hahns zu erwec

Das ist ein gewagtes Spiel, man kann sich erkälten, und am Fieber sterben, und sie sind Beide gestorben!“

„Wacht auf! wacht auf!“ krähte der Hahn, und flog auf die Planke; der Schlaf saß ihm noch in den Augen, aber er krähte dennoch: „Drei Hennen sind vor unglücklicher Liebe zu einem Hahn gestorben! Sie hatten sich alle Federn ausgerupft! Das ist eine häßliche Geschichte; ich will sie nicht für mich behalten, sie mag weiter gehen!“

„Laßt sie weiter gehen!“ pfiffen die Fledermäuse, und die Hühner gluckten und die Hähne krähten: „Laßt sie weiter gehen! Laßt sie weiter gehen!“ und so ging die Geschichte von Hühnerhaus zu Hühnerhaus, und kam zuletzt an die Stelle zurück, von welcher sie eigentlich ausgegangen war.

„Fünf Hühner,“ hieß es, „haben sich alle Federn ausgerupft, um zu zeigen, welche von ihnen aus Liebesgram für den Hahn am magersten geworden sei, — und dann hackten sie sich gegenseitig blutig und stürzten tot nieder, zum Spott und zur Schande für ihre Familie, und zum großen Verlust des Besitzers!“

Und die Henne, welche die lose, kleine Feder verloren hatte, kannte natürlich ihre eigene Geschichte nicht wieder, und da sie eine respectable Henne war, so sagte sie: „Ich verachte jene Hühner! aber es giebt mehrere der Art! So etwas soll man nicht

verſchweigen, und ich werde das Meinige dazu thun, daß die Geſchichte in die Zeitung kommt, dann verbreitet ſie ſich über das ganze Land; und das haben die Hühner verdient, und ihre Familien auch!“

Es kam in die Zeitung, es wurde gedruckt, und es iſt ganz gewiß: eine kleine Feder kann wohl zu fünf Hühnern werden!

„Ein Unterſchied iſt da.“

Es war im Maimonat, der Wind blies noch kalt; aber „der Frühling ſei da,“ ſo ſagten Büſche und Bäume, Feld und Flur; es wimmelt von Blumen bis in die lebendigen Hecken hinauf; und dort führte der Frühling ſelbſt ſeine Sache, er predigte von einem kleinen Apfelbaum herab, dort hing ein einziger Zweig, friſch und blühend, mit feinen, roſenrothen Knospen überſtreut, welche im Begriff waren, ſich zu öffnen; er wußte recht wohl, wie ſchön er ſei, denn es liegt im Blatte ſowohl wie im Blute, und deshalb überraſchte es ihn auch nicht, als ein herrſchaftlicher Wagen auf dem Wege vor ihm anhielt, und die junge Gräfin ſagte, daß ein Apfelzweig das lieblichſte ſei, das man ſehen könne: er ſei der Frühling ſelbſt in ſeiner herrlichſten Offenbarung. Und der Zweig wurde abgebrochen, und ſie hielt ihn

in ihrer feinen Hand, und beſchattete ihn mit ihrem ſeidenen Sonnenſchirm, — dann fuhren ſie nach dem Schloß, wo ſich hohe Säle und prächtige Zimmer befanden; klare, weiße Gardinen flatterten vor den offenen Fenſtern und herrliche Blumen ſtanden in glänzenden, durchſichtigen Vaſen, und in eine derſelben, die wie aus friſchgefallenem Schnee geſchnitten war, wurde der Apfelzweig zwiſchen friſche, lichte Buchenzweige geſteckt; es war eine Luſt ihn zu ſehen!

Da wurde der Zweig ſtolz, und das iſt ja ganz menſchlich!

Es kamen verſchiedenartige Leute durch die Zimmer, und je nachdem ſie etwas galten, durften ſie ihre Bewunderung ausſprechen; Einige ſagten gar nichts, Einige wiederum zu viel, und der Apfelzweig verſtand es, daß ein Unterſchied zwiſchen den Menſchen, ſowie zwiſchen den Gewächſen ſei. „Einige ſind zum Staate, und einige zum Ernähren da; es giebt auch ſolche, welche man ganz entbehren könnte,“ meinte der Apfelzweig, und da er gerade vor dem offenen Fenſter ſtand, von wo aus er in den Garten und auf das Feld ſehen konnte, ſo hatte er Blumen und Gewächſe genug, um ſie zu betrachten und darüber nachzudenken; dort ſtanden reiche und arme, einige gar zu ärmliche.

„Arme verſtoßene Kräuter!“ ſagte der Apfelzweig.

„ein Unterſchied iſt freilich da! und wie unglücklich müſſen ſie ſich fühlen, wenn die Art ſo fühlen kann, wie ich und meines Gleichen; freilich iſt ein Unterſchied da, aber der muß auch gemacht werden, ſonſt wären ſie ja Alle gleich!“

Und der Apfelzweig ſah mit einem gewiſſen Mitleid beſonders auf eine Art von Blumen, welche ſich in Menge auf Feldern und in Gräben vorfanden; Keiner band ſie zum Strauße; ſie waren gar zu gewöhnlich, ja, man konnte ſie ſelbſt zwiſchen dem Steinpflaſter finden, ſie ſchoſſen wie das ärgſte Unkraut hervor, und hatten den häßlichen Namen: Hundsblumen.

„Armes, verachtetes Gewächs!“ ſagte der Apfelzweig, „Du kannſt nichts dafür, daß Du wurdeſt, wie Du geworden, daß Du ſo gewöhnlich biſt, und daß Du den häßlichen Namen erhielteſt, welchen Du führſt! aber mit den Gewächſen iſt es wie mit den Menſchen, ein Unterſchied muß ſein!“

„Unterſchied!“ ſagte der Sonnenſtrahl und küßte den blühenden Apfelzweig, küßte aber auch die gelben Hundsblumen draußen auf dem Felde, alle Brüder des Sonnenſtrahls küßten ſie, die armen Blumen ſowohl wie die reichen.

Der Apfelzweig hatte niemals über Gottes unendliche Liebe gegen Alles, was da lebt und ſich in ihm bewegt, nachgedacht, er hatte niemals darüber nachgedacht, wie viel Schönes und Gutes verborgen,

aber nicht vergeſſen daliegen kann, — aber auch das war ja ganz menſchlich!

Der Sonnenſtrahl, der Strahl des Lichts wußte es beſſer: „Du ſiehſt nicht weit, Du ſiehſt nicht klar! — Welches iſt das verachtete Kraut, das Du namentlich beklagſt?“

„Die Hundsblume!“ ſagte der Apfelzweig. „Niemals wird ſie zum Strauß gebunden, ſie wird mit Füßen getreten; es ſind ihrer zu viele, und wenn ſie in Samen ſchießen, ſo fliegen ſie wie klein geſchnittene Wolle über den Weg und hängen ſich an die Kleider der Leute. Unkraut iſt's; aber auch das ſoll ja ſein! — Ich bin wirklich ſehr dankbar, daß ich keine jener Blumen geworden bin!“

Und über das Feld kam eine ganze Schaar Kinder, das jüngſte derſelben war noch ſo klein, daß es von den andern getragen wurde; und als es zwiſchen die gelben Blumen in das Gras geſetzt ward, lachte es laut vor Freude, zauſelte mit den kleinen Beinchen, wälzte ſich umher, pflückte nur die gelben Blumen, und küßte ſie in ſüßer Unſchuld. Die etwas größeren Kinder brachen die Blumen von den hohlen Stielen, bogen dieſe rund in ſich ſelbſt zuſammen, Glied an Glied, ſodaß eine ganze Kette daraus entſtand; erſt eine für den Hals, dann eine, um ſie über die Schultern und um den Leib zu hängen, um ſie auf der Bruſt und auf dem Kopf zu befeſtigen; das war eine

Pracht von grünen Gliedern und Ketten! Ab
größten Kinder faßten vorſichtig die abge
Blume beim Stengel, der die gefiederte zuſam
geſetzte Samenkrone trug; dieſe loſe, luſtige W
blume, welche ein ganzes Kunſtwerk iſt, wie au
feinſten Federn, Flocken oder Dunnen, hielt
an den Mund, um ſie mit einem Mal ganz
blaſen; und wer Das konnte, bekam, wie die
mutter ſagte, neue Kleider, bevor das Jah
Ende ging.

Die verachtete Blume war bei dieſer Gele
ein ganzer Prophet.

„Siehſt Du!“ ſagte der Sonnenſtrahl. „
Du ihre Schönheit, ſiehſt Du ihre Macht?“

„Ja, für Kinder!“ antwortete der Apfelzw

Und eine alte Frau kam auf das Feld und
mit ihrem ſtumpfen, ſchaftloſen Meſſer um die W
des Krautes, und zog dieſe heraus; von einig
Wurzeln wollte ſie ſich Kaffee kochen, für andere
ſie Geld löſen, indem ſie dieſelben dem Ap
verkaufte.

„Schönheit iſt doch etwas Höheres!“ ſag
Apfelzweig. „Nur die Auserwählten komm
das Reich des Schönen! Es giebt einen Unt
zwiſchen den Gewächſen, wie es einen Unt
zwiſchen den Menſchen giebt!“

Und der Sonnenſtrahl ſprach von der unen

Liebe Gottes, die ſich im Erſchaffnen offenbart, und von Allem, was Leben hat, und von der gleichen Vertheilung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit!“

„Ja, das iſt nun Ihre Meinung!“ ſagte der Apfelzweig.

Und Leute kamen in das Zimmer, und die junge Gräfin erſchien, ſie, welche den Apfelzweig ſo ſchön in die durchſichtige Vaſe geſtellt hatte, wo das Sonnenlicht ſtrahlte; und ſie brachte eine Blume, oder was es ſonſt ſein mochte, und der Gegenſtand wurde von drei bis vier großen Blättern verborgen gehalten, welche wie eine Düte um ihn gehalten wurden, damit weder Zug noch Windſtoß ihm Schaden thun ſolle, und er wurde ſo vorſichtig getragen, wie es mit dem Apfelzweig niemals geſchehen war. Ganz vorſichtig wurden nun die großen Blätter entfernt, und man ſah die feine gefiederte Samenkrone der gelben, verachteten Hundsblume. Die war es, welche ſie ſo vorſichtig gepflückt hatte, ſo ſorgfältig trug, damit nicht eins der feinen Federpfeile, welche ihre Nebelgeſtalt bilden, und ganz loſe ſitzen, fortwehen ſolle. Ganz unverſehrt trug ſie dieſe; und ſie bewunderte ihre ſchöne Form, ihre luftige Klarheit, ihre ganz eigenthümliche Zuſammenſetzung, ihre Schönheit, die ſo im Winde verwehen ſollte.

„Sieh doch, wie wunderbar lieblich Gott ſie gemacht hat!“ ſagte ſie. „Ich will ſie mit dem Apfel-

zwei zusammen malen; den finden Alle so unendlich schön, aber auch diese arme Blume hat auf eine andere Weise ebenso viel vom lieben Gott erhalten; so verschieden sie auch sind, sind sie doch Beide Kinder im Reiche der Schönheit!"

Und der Sonnenstrahl küßte die ärmliche Blume, und er küßte den blühenden Apfelzweig, dessen Blätter dabei zu erröthen schienen.

Fünfe aus einer Hülse.

Es waren fünf Erbsen in einer Hülse; sie waren grün und die Hülse war grün, und also glaubten sie, die ganze Welt sei grün. — und das war ganz in der Ordnung! Die Hülse wuchs und die Erbsen wuchsen; sie richteten sich nach Umständen ein; sie saßen gerade in einer Reihe. — Die Sonne schien von außen und erwärmte die Hülse, der Regen machte sie klar und durchsichtig; es war mild und gemüthlich, hell am Tage und dunkel des Nachts, gerade wie es sein soll, und die Erbsen, wie sie nun einmal da saßen, wurden größer und immer sinnender und nachdenkender, denn etwas mußten sie doch immerhin thun.

„Müssen wir denn ewig hier sitzen bleiben?" —

ſagte die eine, — „wenn wir nur nicht durch das lange Sitzen bark werden. Iſt es mir doch, als gäbe es draußen irgend ein Etwas, ich habe ſo ein Gefühl davon.“

Und Wochen verſtrichen; die Erbſen wurden gelb und die Hülſe wurde gelb: „Die ganze Welt wird gelb!“ — ſagten ſie; und dazu hatten ſie ein Recht.

Plötzlich vernahmen ſie einen Ruck an die Hülſe; dieſe ward abgeriſſen, gerieth in Menſchenhände und glitt in die Taſche einer Jacke hinab und zwar in Begleitung anderer gefüllten Hülſen. — „Jetzt wird bald aufgemacht werden!“ — ſagten ſie, und deſſen harrten ſie eben.

„Wiſſen möcht' ich jetzt, wer von uns es am weiteſten bringt!“ — ſagte die kleinſte der Fünfe. „Ja, jetzt wird es ſich bald zeigen.“

„Es geſchehe, was geſchehen muß!“ — ſagte die größte.

„Krach!“ — die Hülſe zerplatzte und alle fünf Erbſen rollten hinaus in den hellen Sonnenſchein. Da lagen ſie nun in der Hand eines Kindes: ein kleiner Knabe hielt ſie umfangen und ſagte, es ſeien gar ſchöne Erbſen für ſeine Knallbüchſe, und ſogleich that er eine hinein und ſchoß ſie heraus.

„Jetzt fliege ich in die weite Welt hinaus! Haſche mich, wenn Du kannſt!“ — und damit war ſie davon.

„Ich,“ — ſagte die zweite — „ich fliege geraden

Wegs in die Tenne hinein: das iſt eine Hülſe, die ſich ſehen laſſen kann, und gerade ſo, wie ſie für mich paßt!"

Fort war ſie.

„Wir wollen uns ſchlafen legen, wo wir hinkommen," — ſagten die zwei nächſten, „aber wir werden ſchon vorwärts rollen!" — Und ſie rollten allerdings und fielen erſt zu Boden, bevor ſie in die Knallbüchſe kamen, aber hinein kamen ſie doch. „Wir werden es am weiteſten bringen!"

„Es geſchehe, was geſchehen muß!" — ſagte die letzte, indem ſie aus der Büchſe geſchoſſen ward, und ſie flog gegen das alte Brett unter dem Fenſter der Dachkammer hinauf, gerade in eine Ritze die mit Moos und weicher Erde ausgefüllt war; und das Moos ſchloß ſich um ſie zuſammen, — da lag ſie, zwar gefangen, aber nicht übergangen vom lieben Herrgott.

„Es geſchehe, was geſchehen muß!" — ſagte ſie.

Drinnen in der kleinen Dachkammer wohnte eine arme Frau, die am Tage ausging um Oefen auszuputzen, Holz klein zu machen und dergleichen ſchwere Arbeit zu verrichten, denn ſie war ſtark und auch fleißig; aber ſie blieb doch immer arm; und zu Hauſe in der Kammer lag ihre halberwachſene, einzige Tochter, die ſehr fein und zart war; ſeit einem

ganzen Jahre war ſie bettlägerig und es ſchien, als könne ſie weder leben noch ſterben.

„Sie gebt zu ihrer kleinen Schweſter!“ — ſagte die Frau. „Ich hatte nur die zwei Kinder und es war kein Leichtes, für Beide zu ſorgen, aber der liebe Gott theilte ſich mit mir und nahm das eine zu ſich; jetzt möchte ich doch gar gern das andere behalten, das mir noch blieb; aber er will ſie wahrſcheinlich nicht getrennt wiſſen, und mein krankes Mädchen wird zu der Schweſter dort oben gehen!“

Allein das kranke Mädchen blieb wo es war; es lag geduldig und ſtill den langen Tag über, während die Mutter außer dem Hauſe dem Verdienſt nachging.

Es war Frühling, und in einer frühen Morgenſtunde, gerade indem die Mutter auf Arbeit gehen wollte, ſchien die Sonne ſo ſchön durch das kleine Fenſter und warf ihre Strahlen über den Fußboden hin, und das kranke Mädchen richtete den Blick auf die niedrigſte Glasſcheibe.

„Was mag doch das Grün ſein, das dort an der Scheibe guckt? — Es bewegt ſich im Winde!“

Und die Mutter trat ans Fenſter und öffnete es halb. „Ach!“ — ſagte ſie — „das iſt wahrlich eine kleine Erbſe, die hier gekeimt hat und ihre grünen Blätter treibt. Wie mag doch die hier in die Ritze gekommen ſein? Das iſt ein kleiner Garten, an dem Du Dich ergötzen kannſt!“

Und das Bett der Kranken wurde näher an's Fenster gerückt, damit ſie die keimende Erbſe ſehen könne, und die Mutter ging auf Arbeit.

„Mutter, ich glaube, ich werde wieder geſund!“ ſagte am Abend das kleine Mädchen. Die Sonne hat heute hier ſo lieblich warm zu mir herein geſchienen. Die kleine Erbſe gedeiht ſo gut, und auch ich werde gewiß gedeihen und aufſtehen und in den Sonnenſchein hinaus kommen!“

„Wollte Gott!“ ſagte die Mutter, aber ſie glaubte nicht, daß es geſchehen würde; doch, das keimende Grün, das dem Kinde die frohen Lebensgedanken eingegeben hatte, ſtützte ſie mit einem Stäbchen, damit es nicht vom Winde geknickt werde; ſie band ein Endchen Bindfaden an das Fenſterbrett, und an den obern Theil des Rahmens, damit die Erbſen-Ranke Etwas habe, um das ſie ſich ſchlängeln könne, wenn ſie emporſchieße; und das that ſie, man konnte ſehen, wie ſie mit jedem Tage zunahm.

„Wahrhaftig, die ſetzt ja eine Ranke an! — ſagte die Frau eines Morgens, und nun machte auch die Hoffnung und der Glaube ſich bei ihr geltend, daß das kleine kranke Mädchen geneſen werde: ſie entſann ſich, daß das Kind während der letztverſtrichenen Zeit viel lebhafter geſprochen, daß es ſeit mehreren Tagen ſich ſelbſt des Morgens im Bette aufgerichtet und dort geſeſſen, und ſtrahlenden Auges

den kleinen Erbsengarten aus einer einzigen Erbse hervorgegangen, betrachtet habe. Eine Woche später blieb die Kranke zum ersten Male eine volle Stunde auf. Ganz glücklich saß sie im warmen Sonnenschein; das Fenster war geöffnet und vor demselben, draußen, stand in voller Blüthe eine weißrothe Erbsenblume. Das kleine Mädchen beugte sich herab und küßte ganz leise die zarten Blätter. Es war dieser Tag gleichsam ein Festtag.

„Der liebe Gott selbst hat sie gepflanzt und gedeihen lassen, Dir, mein gesegnetes Kind, und auch mir zur Hoffnung und Freude!“ — sagte die frohe Mutter, und lächelte die Blume an, als sei sie ein guter Engel Gottes.

Aber nun die anderen Erbsen! — Ja, die, welche hinaus in die weite Welt flog: „Hasche mich, wenn Du es kannst!“ fiel in die Dachrinne und gerieth in den Taubenmagen, und dort lag sie wie Jonas im Wallfischbauche. Die zwei Fünfen brachten es gerade ebenso weit, auch sie wurden von den Tauben verschluckt, und das heißt wenigstens auf solide Weise nützen; allein die vierte, die hinauf in die Sonne wollte, — die fiel in den Rinnstein, und blieb dort in dem sauren Wasser Tage und Wochen lang liegen, und schwoll recht auf.

„Ich werde so schön dick!“ sagte die Erbse. „Ich zerplatze dabei, und weiter, glaube ich, hat es keine

Erbſe gebracht oder wird es je bringen. Ich bin die merkwürdigſte von den Fünfen aus der Hülſe!“

Und der Rinnſtein ſtimmte ihr bei.

Aber das junge Mädchen am Dachfenſter ſtand dort mit ſtrahlenden Augen, den roſigen Schimmer der Geſundheit auf den Wangen, und ſie faltete ihre zarten Hände über der Erbſenblume und dankte Gott für ſie.

„Ich,“ ſagte aber der Rinnſtein, „halte auf meine Erbſe!“

Unter dem Weidenbaum.

Die Gegend um das kleine ſeeländiſche Städtchen Kjöge iſt ſehr kahl: es liegt zwar am Meeresſtrande, was immer ſchön iſt, aber dort könnte es doch ſchöner ſein als es eben iſt: — rings umher ſind flache Felder und ein gar weiter Weg iſt nach dem Walde. Doch wenn man in einem Orte recht zu Hauſe iſt, ſo findet man dort immer irgend etwas Schönes, nach dem man ſpäter an dem reizendſten Orte der Welt Sehnſucht empfindet. Und das müſſen wir freilich geſtehen, daß es am äußerſten Weichbild des Städtchens, woſelbſt einige kleine ärmliche Gärten ſich längs des Baches, der dort in's Meer fällt, hinſtrecken, im Sommer ganz anmuthig ſein konnte, was

auch namentlich die beiden Nachbarkinder fanden, die hier ſpielten und durch die Stachelbeerſträuche ſich wanden, um zu einander zu gelangen. In dem einen Garten ſtand ein Fliederbaum, in dem andern ein alter Weidenbaum, und namentlich unter dieſem letzteren ſpielten die Kinder gar gern; das war ihnen erlaubt, obgleich der Weidenbaum ganz in der Nähe des Baches ſtand, und ſie leicht ins Waſſer hätten fallen können; aber das Auge Gottes ruht ja auf den Kleinen — würde es doch ſonſt gar ſchlimm um ſie ausſehen! Sie waren aber auch ſehr vorſichtig in Betreff des Waſſers, ja, der Knabe war dermaßen waſſerſcheu, daß es nicht möglich war, ihn im Sommer in's Meer hinaus zu locken, in dem doch die anderen Kinder gar gern umherplantſchten; er wurde deshalb auch gehörig geneckt und verhöhnt, und er mußte es geduldig ertragen: doch einmal träumte es Johanne, dem kleinen Mädchen des Nachbars: ſie ſegele in einem Kahne und Knud wate ganz zu ihr hinaus, ſodaß das Waſſer ihm erſt bis an den Hals, ſpäter bis über den Kopf ſtiege und er endlich ganz verſchwinde. Von dem Augenblick an, wo der kleine Knud dieſen Traum erfuhr, duldete er nicht mehr die Verhöhnungen der anderen Knaben; durfte er doch jetzt ins Waſſer gehen; habe es Johanne doch geträumt! — Selbſt that er es freilich nie, aber jener Traum war immerhin ſein Stolz.

Die armen Eltern kamen oft zusammen, und Hans und Johanne spielten in den Gärten und auf der Landstraße, die länge der Gräben mit einer Reihe von Weidenbäumen besetzt war, die zwar nicht schön, weil die Aronen sehr verstutzt waren, aber sie standen auch dort nicht zum Staat, sondern des Nutzens wegen; schöner war der alte Weidenbaum im Garten, und unter demselben saßen die beiden Kinder. — In dem Städtchen selbst ist ein großer Marktplatz, und zur Zeit des Jahrmarktes standen rein ganze Straßen von Zelten und Buden mit feinen Bändern, Stiefeln und allem, was man sich wünschen kann; es war ein arges Gedränge und in der Regel Regenwetter, und dann stürzte man den Duft der Zwiebäcke der Bauern, aber auch den schönen Duft der Honig- oder Pfefferkuchen, mit welchen eine ganze Bude gefüllt war, und was noch das herrlichste war: der Mann, der die Kuchen verkaufte, nahm immer während des Jahrmarktes seine Wohnung bei den Eltern des kleinen Hans, und nun gab es dann und wann einen kleinen Pfefferkuchen, von welchem natürlich auch Johanne ihren Antheil erhielt. Aber was beinahe noch schöner war: — der Pfefferkuchenbäckler wußte fast von allen möglichen Dingen Geschichten zu erzählen, selbst von seinen Pfefferkuchen; ja von diesen erzählte er eines Abends eine Geschichte, die einen so tiefen Eindruck

auf die Kinder machte, daß sie dieselbe nie wieder vergaßen; und deshalb ist es wohl am besten, daß wir sie auch kennen lernen, um so mehr, da sie nur kurz ist.

„Auf dem Ladentische" — erzählte er — „lagen zwei Pfefferkuchen, der eine in Gestalt einer Mannsperson mit einem Hut, der andere in der einer Jungfrau ohne Hut; sie hatten ihre Gesichter auf der Seite, die nach oben gekehrt war, und von derselben sollte man sie auch beschen, nicht von der Kehrseite, von welcher man überhaupt nie einen Menschen betrachten darf. Der Mann trug auf der linken Seite eine bittere Mandel, das war sein Herz, die Jungfrau dagegen war lauter Honigkuchen; sie lagen Beide als Proben auf dem Ladentische, lagen dort sogar lange, und endlich liebten sie sich; aber keiner sagte es dem andern, und das muß doch geschehen, wenn etwas daraus werden soll."

„Er ist ein Mann, er muß das erste Wort sagen," dachte sie, wollte sich aber doch schon begnügen, wenn sie nur wüßte, daß ihre Liebe erwidert würde.

„Seine Gedanken waren nun zwar weit ausschweifender, und das ist immer der Fall mit den Männern; ihm träumte, er sei ein leibhaftiger Straßenjunge im Besitze von vier Schillingen, und kaufe die Jungfrau und verzehre sie.

„Und so lagen sie Tage und Wochen lang auf

dem Ladentische und vertrockneten, und die Gedanken der Jungfrau wurden immer zarter und weiblicher: „„es genügt mir schon, daß ich auf demselben Tische mit ihm zusammen gelegen habe!““ — dachte sie, und, knack! — brach sie mitten durch.

„Hätte sie nur meine Liebe gekannt, sie hätte wohl etwas länger gehalten!“ — dachte er.

„Und das ist die Geschichte, und hier sind sie alle Beide,“ sagte der Kuchenbäcker. „Sie sind ihres Lebenslaufes und der stummen Liebe wegen, die nie zu etwas führt, merkwürdig; — da habt Ihr sie!“ und damit gab er Johanne die Mannsperson, die ganz war, und Knud erhielt die geknickte Jungfrau; aber die Kinder waren dermaßen von der Geschichte ergriffen, daß sie es nicht über's Herz bringen konnten, die Liebesleute zu essen.

Am folgenden Tage gingen sie mit ihnen auf den Friedhof und ließen sich dort an der Kirchenmauer nieder, die mit dem üppigsten Epheu, Sommer und Winter, wie mit einem reichen Teppich behangen ist; hier stellten sie die Pfefferkuchen zwischen die grünen Ranken in den Sonnenschein und erzählten nun einer Schaar anderer Kinder die Geschichte von der stummen Liebe, die nichts werth sei, das heißt die Liebe, denn die Geschichte sei allerliebst, der Meinung waren sie alle insgesammt; aber als sie wieder einen Blick auf das Honigpaar warfen, ja, da hatte

ein großer Knabe — und zwar aus Bosheit — die geknickte Jungfrau aufgegessen; die Kinder weinten darüber, und nachher — und dies geschah wahrscheinlich, damit der arme Liebhaber nicht allein in der Welt stehen sollte — nachher aßen sie gleichfalls ihn auf, doch die Geschichte vergaßen sie nie.

Immer waren die Kinder beisammen am Fliederbaume und unter dem Weidenbaume, und das kleine Mädchen sang die schönsten Lieder mit einer Stimme, klar wie eine Glocke; Knud dagegen hatte keinen Ton in sich, aber er wußte die Worte, und das ist immerhin etwas. Die Leute in Kjöge, selbst die Madame des Galanteriehändlers, blieben stehen und lauschten, wenn Jehanne sang. „Die hat recht eine süße Stimme, die Kleine!“ — sagte sie.

Das waren herrliche Tage, allein sie währten nicht immer. Die Nachbarn trennten sich; die Mutter des kleinen Mädchens war gestorben, der Vater war gesonnen wieder zu heirathen, und zwar in der Residenz, wo man ihm versprochen hatte, daß er sein Brot haben und irgendwo Vete werden würde, und dies sollte ein sehr einträgliches Amt sein. Und die Nachbarn trennten sich unter Thränen, namentlich weinten die Kinder, aber die Alten gelobten sich, einander wenigstens ein Mal jährlich zu schreiben.

Und Knud gab man in die Lehre zu einem Schuhmacher, den großen Knaben konnten sie doch nicht

länger sich vertreiben lassen. Und er wurde nun auch confirmirt.

Ach, wie gern wäre er an diesem Festtage in Kopenhagen gewesen bei der kleinen Johanne, aber er blieb in Kjöge und war nie nach Kopenhagen gekommen, obgleich die Hauptstadt nur fünf Meilen von dem kleinen Städtchen entfernt ist; doch über den Meerbusen hinweg bei klarem Himmel hatte Knud die Thürme erblickt, und an dem Confirmationstage sah er deutlich das goldene Kreuz an der Frauenkirche in der Sonne glänzen.

Ach, wie waren seine Gedanken bei Johanne! Ob sie wohl seiner gedachte? Ja! — Gegen Weihnachten kam ein Brief von ihrem Vater an die Eltern Knud's an, es gehe ihnen sehr gut in Kopenhagen, und namentlich dürfe Johanne, ihrer schönen Stimme wegen, ein großes Glück zu Theil werden; sie sei bei der Komödie, bei der, in welcher gesungen wird, angestellt, etwas Geld verdiene sie schon jetzt dabei, und von diesem sende sie den lieben Nachbarsleuten in Kjöge einen ganzen Thaler zum vergnügten Weihnachtsabend; sie sollten auf ihre Gesundheit trinken, das hatte sie selbst eigenhändig in einer Nachschrift hinzugefügt, und in derselben stand ferner: „Freundlichen Gruß an Knud!"

Die ganze Familie weinte, — und doch war das ja Alles gar erfreulich; aber sie weinte vor Freude.

Alle Tage hatte Johanne die Gedanken Knud's erfüllt, und jetzt überzeugte er sich, daß auch sie an ihn denke, und je näher die Zeit heranrückte, wo er ausgelernt haben würde, um so klarer stand es vor ihm, daß er Johanne gar lieb habe, daß sie seine Frau werden müsse, und dabei spielte ein Lächeln um seine Lippen und er zog den Draht noch einmal so rasch und stemmte den Fuß gegen den Knieriemen an; er stach den Pfriemen tief in den einen Finger hinein, aber das machte nichts! Er wollte wahrhaftig nicht den Stummen spielen, wie es die beiden Pfefferkuchen gethan; die Geschichte sei ihm eine gute Lehre.

Und endlich war er Gesell und das Ränzel war geschnürt; endlich zum ersten Male in seinem Leben sollte er nach Kopenhagen gehen, dort habe er bereits einen Meister. Wie würde Johanne überrascht und erfreut sein! Sie zählte jetzt siebenzehn Jahre, er neunzehn.

Schon in Kjöge wollte er einen goldenen Ring für sie kaufen, aber er besann sich doch, daß man gewiß dergleichen weit schöner in Kopenhagen bekäme; und nun wurde Abschied von den Alten genommen, und an einem späten regnerischen Herbsttage wanderte er zu Fuß aus der Stadt seiner Heimat; die Blätter fielen von den Bäumen herab, durchnäßt kam er in der großen Hauptstadt und bei seinem neuen Meister an. Künftigen Sonntag wollte er

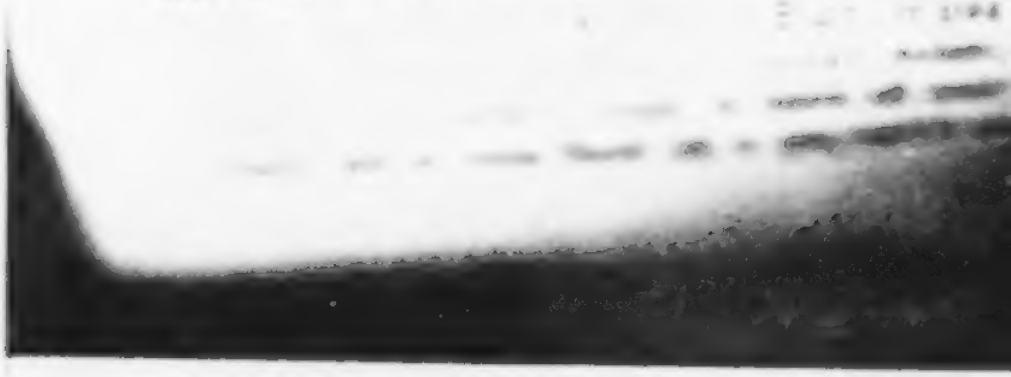
den Besuch bei dem Vater Johanne's machen. Die neuen Gesellenkleider wurden hervorgesucht und der neue Hut aus Kjöge aufgesetzt, der stand dem Knud gar gut, früher hatte er immer nur eine Mütze getragen. Und er fand das Haus, das er suchte, stieg die vielen Stufen hinan, es war zum schwindelich werden, wie die Menschen hier in der entsetzlichen Stadt über einander gestellt seien.

In der Stube sah Alles ganz wohlhabend aus, und der Vater Johanne's empfing ihn sehr freundlich, der Madame war er ja eine fremde Person, aber sie reichte ihm die Hand und den Kaffee.

„Es wird Johanne erfreuen, Dich zu sehen," — sagte der Vater. „Du bist ja ein sehr netter junger Mann geworden! — Nun sollst Du sie sehen; ja, sie ist ein Mädchen, das mir Freude macht und, mit Gottes Hilfe, noch mehr machen wird! Sie hat ihre eigene Stube und die bezahlt sie uns!" — Und der Vater selbst klopfte ganz höflich an die Thüre, als wäre er ein fremder Mann, und darauf traten sie ein. Aber, wie war dort Alles so niedlich; ein solches Stübchen fände man sicherlich nicht in dem ganzen Städtchen Kjöge: die Königin selbst könne es nicht [illegible] haben! Da waren [illegible] da [illegible] ein [illegible] Stuhl von Sammet, und rings um Blumen und Gemälde, und ein Spiegel, in den man,

ohne weiteres hinein zu treten. Gefahr lief: er war ja so groß wie eine Thüre. Knud sah dies Alles mit einem Blick und nichtsdestoweniger sah er doch nur Johanne: sie war ein erwachsenes Mädchen und ganz anders als Knud sich gedacht, aber viel schöner: in ganz Kjöge war keine einzige Jungfrau wie sie, und wie war sie fein, und wie blickte sie Knud so sonderbar fremd an, aber nur einen Augenblick, alsdann stürzte sie auf ihn zu, als wollte sie ihn küssen, — sie that es nicht, aber es war ganz nahe daran. Ja, sie freute sich in der That bei dem Anblick des Freundes ihrer Kindheit! Standen ihr doch die Thränen in den Augen, und dann hatte sie so viel zu fragen und zu reden, von den Eltern Knud's bis auf den Flieder- und den Weidenbaum herab, und die nannte sie Fliedermutter und Weidenvater, als ob sie auch Menschen wären, doch dafür konnten sie denn ebenso gut gelten, wie die Pfefferkuchen; von diesen sprach sie auch und von ihrer stummen Liebe, wie sie auf dem Ladentische lagen und entzwei gingen, und dabei lachte sie so herzlich — aber das Blut flammte in den Wangen Knud's und sein Herz klopfte schneller denn sonst! — Nein, sie war gar nicht stolz geworden! — Sie war auch Schuld daran, — das bemerkte er wohl — daß ihre Eltern ihn einluden, den ganzen Abend dort zu bleiben, und sie schenkte den Thee ein und reichte ihm selbst eine Tasse, und

ſpäter nahm ſie ein Buch zur Hand und las laut vor, und es war Knud, als wenn gerade Das, was ſie las, von ſeiner Liebe handele, ſo gar gut fiel es mit ſeinen Gedanken zuſammen; und darauf ſang ſie ein einfaches Lied, aber daſſelbe wurde durch ſie zu einer ganzen Geſchichte, es war als ſtröme ihr eigenes Herz davon über. Ja, ſie habe ganz gewiß den Knud lieb. Die Thränen rollten ihm über die Wangen, er konnte nicht dafür und er vermochte kein einziges Wort zu ſagen, ihm ſelbſt ſchien es, als ſei er ganz verſtummt, und doch drückte ſie ihm die Hand und ſagte: „Du haſt ein gutes Herz, Knud — bleibe immer wie Du biſt!“



Schatten ihres Antlitzes an dem Fenſterverhang — das war ein ſchöner Abend. Die Frau Meiſterin lebte es gar nicht, daß er immer des Abends auf der Fahrt ſein müſſe, wie ſie es nannte, und ſie ſchüttelte den Kopf, aber der Meiſter lächelte: „Es iſt ein junger Menſch!“ ſagte er.

„Sonntag ſehen wir uns, und ich ſage ihr, wie ſie mir im Sinn und Herzen liegt, und, daß ſie mein Frauchen werden muß; ich bin zwar nur ein armer Schuhmachergeſell, aber ich kann Meiſter werden, ich werde arbeiten und ſtreben — ja, ich ſage es ihr; es kommt nichts bei der ſtummen Liebe heraus, das habe ich von den Pfefferkuchen gelernt!“

Und der Sonntag kam und Mund kam, aber wie unglücklich; Alle waren an dem Abende ausgebeten, ſie mußten es ihm ſagen. Johanne drückte ſeine Hand und ſprach: „Biſt Du im Theater geweſen? Du mußt einmal hineingehen! Ich ſinge Mittwoch und wenn Du Zeit an dieſem Tage haſt, dann will ich Dir ein Billet ſenden, mein Vater weiß, wo Dein Meiſter wohnt!“

fremde Person verheirathet, aber das war Alles Komödie, Etwas, das sie so vorstellten, das wußte Knud, sonst hätte sie es auch nicht über's Herz bringen können, ihm ein Billet zu senden, damit er es sehe, und alle Leute klatschten in die Hände und schrieen laut auf, und Knud schrie: Hurrah!

Selbst der König lächelte Johanne zu, als wenn er seine Freude an ihr habe. Gott, wie fühlte Knud sich so klein, aber er liebte sie so innig, und sie habe ja auch ihn lieb, — allein der Mann muß das erste Wort sagen, so dachte ja auch die Pfefferkuchen-Jungfrau: — in dieser Geschichte lag sehr Vieles.

Sobald der Sonntag kam, ging er wieder hin; er war in einer Stimmung, als sollte er das heilige Abendmahl genießen; Johanne war allein und empfing ihn, das konnte nicht glücklicher sein.

„Es ist gut, daß Du kommst!" sagte sie, „ich dachte schon daran, meinen Vater zu Dir zu senden, allein ich hatte eine Ahnung von Deinem Kommen heute Abend; — denn ich muß Dir sagen, daß ich auf den Freitag nach Frankreich reise; ich muß es, damit ich es zu etwas bringe!"

Aber Knud schien es, als drehe sich die Stube um und um; ihm war zu Muthe, als wollte das Herz ihm zerspringen; zwar trat keine Thräne in seine Augen, aber es war deutlich zu sehen, wie betrübt er ward. Johanne sah es auch, und sie war

ganz nahe daran, zu weinen. „Du ehrliche, treue Seele!“ ſprach ſie, — und damit war nun die Zunge Knud's gelöſ't, und er ſagte ihr, wie innig lieb er ſie habe und daß ſie ſein Frauchen werden müſſe: und indem er dies ſagte, ſah er Johanne die Farbe wechſeln und erblaſſen; ſie ließ ſeine Hand fallen und erwiderte ernſt und betrübt: „Mache nicht Dich ſelbſt und mich unglücklich, Knud! ich werde Dir ſtets eine gute Schweſter ſein, auf die Du bauen kannſt — aber auch nicht mehr!“ und ſie ſtrich mit ihrer weichen Hand über ſeine heiße Stirn. „Gott giebt uns zu Vielem die Kraft, wenn wir nur ſelbſt wollen!“

Da trat in demſelben Augenblick ihre Stiefmutter in's Zimmer.

„Knud iſt ganz außer ſich, weil ich reiſe!“ ſagte Johanne. „Sei doch ein Mann!“ und dabei legte ſie ihre Hand auf ſeine Schulter; es war, als hätten ſie nur von der Reiſe und ſonſt von gar Nichts geſprochen. „Du biſt ein Kind!“ fuhr ſie fort; „aber jetzt mußt Du gut und vernünftig ſein, wie unter dem Weidenbaume, als wir noch Kinder waren!“

Aber Knud war es, als ſei die Welt aus ihren Augen gegangen, ſein Gedanke war wie ein loſer Faden, der im Winde hin- und herflattert. Er blieb, er wußte nicht, ob ſie ihn zu bleiben gebeten; aber ſie waren freundlich und gut, und Johanne ſchenkte ihm den Thee ein und ſie ſang; es war nicht der

alte Klang, und doch so unendlich schön, es war zum Herzzerspringen, und darauf trennten sie sich; Knud reichte ihr nicht die Hand, aber sie ergriff die seinige und sagte: „Du gibst doch Deiner Schwester die Hand zum Abschied, mein alter Jugendgespiele!“ und sie lächelte durch Thränen, die ihr über die Wangen flossen, und sie wiederholte das Wort „Bruder.“ Ja, das war ein schöner Trost! — So war der Abschied.

Sie segelte nach Frankreich, Knud ging auf den schmutzigen Straßen Kopenhagens umher. — Die andern Gesellen in der Werkstätte fragen ihn, weshalb er so umhergehe und grübele, er solle mit ihnen zusammen sich Vergnügen machen, er sei ja ein junges Blut.

Und sie gingen miteinander auf den Tanzboden; und dort waren viele schöne Mädchen, aber freilich keins wie Johanne, und hier, wo er gedacht, sie zu vergessen, hier gerade stand sie am lebhaftesten vor seinen Gedanken: „Gott gibt uns zu Vielem Kraft, wenn wir nur selbst wollen!“ hatte sie gesagt, und eine Andacht kehrte in seinen Sinn ein; er faltete die Hände, und die Violinen spielten auf und die Mädchen tanzten ringsum; er erschrack förmlich, es schien ihm, als sei er an einem Orte, wohin er Johanne nicht hätte führen sollen, und sie war doch mit ihm im Herzen; und deshalb ging er hinaus;

er lief durch die Straßen, ging an dem Hause vorüber, wo sie gewohnt hatte; dort war es finster, überall war es finster, leer und einsam; die Welt ging ihren Weg und Knud den seinigen.

Und es ward Winter und die Gewässer froren zu, es war, als wenn Alles sich auf Begräbniß einrichte.

Als aber der Frühling wiederkehrte und das erste Dampfschiff ging, da ergriff ihn eine Sehnsucht, weit, weit in die weite Welt zu wandern, aber nicht nach Frankreich.

Und er schnürte sein Ränzel und wanderte weit, weit in Deutschland hinein, von Stadt zu Stadt, ohne Rast und Ruh'; erst als er die alte prächtige Stadt Nürnberg betrat, war es, als würde er wieder Herr seiner Füße; er gewann es über sich, dort zu bleiben.

Nürnberg ist eine wunderliche alte Stadt, wie aus einer Bilder-Chronik herausgeschnitten. Die Straßen liegen, wie sie eben selbst wollen; die Häuser lieben es nicht, in Reih' und Glied zu stehen; Erker mit kleinen Thürmen, Schnörkeln und Bildsäulen springen hervor und über den Bürgersteig hinaus, und hoch von den wunderlich gebauten Dächern laufen Dachrinnen bis über die Mitte der Straße hinaus, geformt wie Drachen und langleibige Hunde.

Auf dem Marktplatz hier stand Knud mit dem

Ränzel auf dem Rücken; er ſtand an einem der alten Springbrunnen, mit den herrlichen ehernen Figuren, bibliſchen und hiſtoriſchen, die zwiſchen den ſpringenden Waſſerſtrahlen ſtehen. Ein ſchönes Dienſtmädchen ſchöpfte gerade Waſſer, es gab Knud einen Labetrunk; und da es die Hand voll Roſen hatte, gab es ihm auch eine Roſe, und das ſchien ihm ein guter Vorbote zu ſein.

Von der nahen Kirche brauſ'ten Orgeltöne ihm entgegen, ſie klangen ihm ſo heimatlich, als kämen ſie aus der Kirche zu Kjöge, und er trat in den großen Dom; die Sonne ſchien durch die gemalten Scheiben hinein zwiſchen die hohen, ſchlanken Säulen; Andacht erfüllte ſeine Gedanken, und ſtiller Friede kehrte in ſeinen Sinn ein.

Und er ſuchte und fand einen guten Meiſter in Nürnberg, und bei dieſem blieb er und erlernte die Sprache.

Die alten Gräben um die Stadt herum ſind in kleine Küchengärten umgewandelt, aber die hohen Mauern ſtehen noch da mit ihren ſchweren Thürmen. Der Seiler dreht ſein Seil auf der von Balken erbauten Galerie längs der Innenſeite der Stadtmauer, und hier, rings umher aus Ritzen und Spalten wächſt der Flieder; er ſtreckt ſeine Zweige über die kleinen niedrigen Häuſer, die unten liegen, und in einem dieſer wohnte der Meiſter, bei dem Knud arbeitete;

über das kleine Dachfenſter, an welchem Knud ſaß, ſenkte der Fliederbaum ſeine Zweige.

Hier wohnte er einen Sommer und einen Winter: als aber der Frühling kam, war's nicht mehr auszuhalten; der Flieder blühte und duftete ſo heimatlich, es war, als ſei er wieder in den Gärten von Kjöge, — und alsdann zog Knud von ſeinem Meiſter weg zu einem andern, weiter in die Stadt hinein, wo kein Flieder wuchs.

Seine Werkſtätte war ganz in der Nähe einer der alten gemauerten Brücken, gerade über einer immer brauſenden, niedrigen Waſſermühle; draußen floß nur der reißende Strom, eingezwängt von den Häuſern, die alle mit alten morſchen Altanen gleichſam behangen waren; es ſah aus, als wollten ſie dieſe alle ins Waſſer hinabſchütteln. Hier wuchs kein Flieder, hier ſtand nicht einmal ein Blumentopf mit wenigem Grün, aber gerade der Werkſtätte gegenüber wurzelte ein großer alter Weidenbaum, der ſich gleichſam an das Haus feſthielt, um nicht vom Strome hinweggeriſſen zu werden; er ſtreckte ſeine Zweige über den Fluß hinaus, juſt wie der Weidenbaum im Garten bei Kjöge über den Bach.

Ja, er war freilich von Fliedermutter zum Weidenvater gezogen; der Baum hier, namentlich an Mondſcheinabenden, hatte Etwas, das ihm zu Herzen

ging, aber es war durchaus nicht der Mondschein, sondern der alte Baum selbst.

Dessenungeachtet litt es ihn doch nicht. Weshalb? Frage den Weidenbaum, frage den blühenden Flieder! — und deshalb sagte er dem Meister von Nürnberg Lebewohl und zog weiter.

Zu Niemandem sprach er von Johanne, in seinem Innern verbarg er seinen Kummer — und eine tiefe Bedeutung legte er der Geschichte von den beiden Pfefferkuchen bei; jetzt begriff er, weshalb die Mannsperson dort eine bittere Mandel links hatte, er selbst hatte einen bitteren Geschmack davon, und Johanne, die stets so mild und freundlich war, sie war lauter Honigkuchen. Es war als preßte der Riemen seines Ränzels dermaßen, daß er kaum zu athmen vermochte, er löste ihn, allein es half zu nichts; nur die halbe Welt erblickte er um sich, die andere Hälfte trug er in sich, in seinem Innern, so stand es mit ihm!

Erst als er die hohen Berge erblickte, ward die Welt ihm freier, seine Gedanken wandten sich nach Außen; Thränen traten in seine Augen.

Die Alpen erschienen ihm die zusammen gefaltete Flügel der Erde zu sein; wie, — wenn sie diese entfaltete? die großen Schwingen mit ihren bunten Bildern von schwarzen Wäldern, brausenden Gewässern, Wolken von Schneemassen ausbreitete? An den

jüngsten Tage erbebt die Erde die großen Flügel, steigt gen Himmel und zerplatzt wie eine Seifenblase in dem Strahlenglanze Gottes. „O, wäre es nur der jüngste Tag!“ seufzte er.

Still wanderte er durch das Land, das ihm ein rasenbedeckter Fruchtgarten erschien; von den hölzernen Altanen der Häuser nickten ihm die klöppelnden Mädchen zu, die Bergesgipfel glühten in der rothen Abendsonne, und als er die grünen Seen zwischen den dunklen Bäumen sah — dachte er an die Küste bei dem Kjöge-Meerbusen, und wohl die Wehmuth aber nicht der Schmerz wohnte in seiner Brust.

Dort wo der Rhein wie eine lange Woge dahinrollt, zerstobt und in schneeweiße, klare Wolkenmassen verwandelt wird, als geschehe hier die Schöpfung der Wolken — der Regenbogen flattert wie ein loses Band darüber hin, — dort dachte er an die Wassermühle bei Kjöge, wo die Gewässer brausen und schäumen.

Gern wäre er hier in der stillen Rheinstadt geblieben, allein es waren hier so viel Flieder- und so viele Weidenbäume — und deshalb zog er weiter, über die hohen, mächtigen Gebirge, durch zersprengte Felswände und auf Wege, die Schwalbennestern gleich an der Bergwand hingen. Die Gewässer brausten in der Tiefe, die Wolken lagen unter ihm, über

Disteln, Alpenrosen und Schnee schritt er in der warmen Sommersonne dahin, — und sagte den Landen des Nordens Lebewohl und trat unter blühende Kastanienbäume, schritt durch Weingärten und Maisfelder; die Berge waren eine Mauer zwischen ihm und allen seinen Erinnerungen, und so mußte es sein.

Vor ihm lag eine große prächtige Stadt, sie nannten sie Milano, und hier fand er einen deutschen Meister, der ihn in Arbeit nahm; es war ein altes frommes Ehepaar, in dessen Werkstätte er arbeitete. Und die beiden Alten gewannen den stillen Gesellen lieb, der wenig sprach, um so mehr arbeitete und fromm und christlich lebte. Ihm schien es auch, als habe Gott die schwere Last von seinem Herzen genommen.

Seine schönste Lust war, dann und wann auf die mächtige Marmorkirche zu steigen, die schien ihm wie von der Heimat Schnee geschaffen und zu Bildern, spitzen Thürmen, blumengeschmückten offenen Hallen geformt zu sein; von jedem Winkel, jeder Spitze, jedem Bogen herab lächelten ihn die weißen Bildsäulen an. Ueber sich hatte er den blauen Himmel, unter sich die Stadt und die weitgedehnte grüne lombardische Ebene, und gen Norden die hohen Berge mit dem ewigen Schnee, — und dabei dachte er an die Kjöge-Kirche mit ihren rothen, von Eyben um-

rankten Mauern, aber er ſehnte ſich nicht fort; hier, hinter den Bergen wollte er begraben ſein.

Ein Jahr hatte er hier gelebt, es waren drei Jahre verfloſſen, ſeitdem er die Heimat verlaſſen; da führte ſein Meiſter ihn eines Tages in die Stadt, nicht nach der Arena zu den Kunſtreitern, nein, in die große Oper, — und dort war auch ein Saal, der des Beſchauens werth war. In ſieben Etagen hingen die ſchönſten ſeidenen Vorhänge hernieder, und vom Fußboden an, ſchwindelnd hoch bis zur Decke hinauf, ſaßen die feinſten Damen mit Blumenbouquets in den Händen, als wenn ſie auf den Ball gehen wollten, und die Herren waren in vollem Staat und viele von ihnen mit Gold und Silber geſchmückt; es war dort ſo hell wie in dem klarſten Sonnenſchein, und die Muſik brauſte herrlich, es war viel prächtiger als die Komödie in Kopenhagen, aber dort war Johanne .... Hier war ſie auch — ja, es war wie ein Zauber, ... der Vorhang ging auf, und auch hier ſtand Johanne in Gold und Seide mit der goldenen Krone auf dem Haupte; ſie ſang wie nur ein Engel Gottes zu ſingen vermag, ſie trat ſo weit hervor, wie ſie nur konnte; ſie lächelte, wie nur Johanne zu lächeln vermochte; ſie blickte gerade auf Knud herab.

Der arme Knud ergriff die Hand des Meiſters, indem er laut „Johanne!“ rief; doch kein Anderer

hörte es, die Musik übertönte Alles, nur der Meister nickte mit dem Kopfe dazu. „Ja wohl, sie heißt Johanne!“ — und dabei zog er ein gedrucktes Blatt hervor und zeigte Knud ihren Namen, — der volle Name stand da zu lesen.

Nein, das war kein Traum! Alle Menschen jubelten und warfen ihr Blumen und Kränze zu, und jedes Mal, wenn sie abging, riefen sie sie wieder; sie ging und kam immer wieder.

Auf der Straße schaarten die Menschen sich um ihren Wagen und zogen denselben davon. Knud war in der vordersten Reihe und jubelte am fröhlichsten auf; und als der Wagen vor ihrem prächtig erleuchteten Hause Halt machte, stand Knud gerade an der Wagenthüre, dieselbe sprang auf, sie trat heraus, die Lichtstrahlen fielen auf ihr liebes Antlitz und sie lächelte und bedankte sich so mild, und sie war so gerührt; Knud blickte ihr gerade ins Antlitz, auch sie blickte Knud ins Antlitz, — aber sie kannte ihn nicht. Ein Mann auf dessen Brust ein Stern strahlte, reichte ihr den Arm — die Beiden seien verlobt, sagte man.

Und darauf ging Knud nach Hause und schnürte sein Ränzel; er wollte, er mußte nach der Heimat zurück, zum Flieder-, zum Weidenbaum — ach, unter den Weidenbaum! In einer Stunde kann man ein ganzes Menschenleben durchlaufen.

Das alte Ehepaar bat ihn zu bleiben; — Worte vermochten nicht, ihn zurückzuhalten, vergeblich machte man ihn auf den Winter aufmerksam, sagte ihm, daß der Schnee schon in den Bergen gefallen sei; — in der Spur des langsam fahrenden Wagens, dem man doch den Weg bahnen müsse, könne er mit dem Ränzel auf seinem Rücken, gestützt auf seinen Stab, dahinschreiten.

Und er schritt auf die Berge zu, schritt sie hinan, hinab; entkräftet erblickte er noch kein Städtchen, kein Haus; er schritt gen Norden. Die Sterne blinkten über ihm, es schwankten ihm die Füße, es schwindelte ihm der Kopf; tief im Thale blinkten gleichfalls Sterne, es war, als sei der Himmel auch unter ihm; er fühlte sich krank; die Sterne dort unten vermehrten sich fortwährend und strahlten immer heller, sie bewegten sich hin und her. Es war ein kleines Städtchen, in dem die Lichter flimmerten, und als er das begriffen, strengte er seine letzten Kräfte an, und erreichte dort eine geringe Herberge.

Die Nacht und auch den ganzen folgenden Tag blieb er dort, denn sein Körper bedurfte der Ruhe und Pflege; es war Thauwetter; es regnete im Thale. Aber am anderen, frühen Morgen trat dort ein Leiermann ein, er spielte eine Melodie aus der Heimat, und nun vermochte Knud nicht länger hier zu weilen; er zog weiter gegen Norden, er ging

Tage, viele Tage lang, mit einer Hast als gelte es in die Heimat zu gelangen, bevor alle dort gestorben seien; aber zu Niemandem sprach er von seiner Sehnsucht, Niemand hätte an seines Herzens Kummer, den tiefsten, den man haben kann, geglaubt; ein solcher ist nicht für die Welt, er ist nicht unterhaltend, nicht einmal für die Freunde, und er hatte auch keine Freunde. Fremd wanderte er durch die fremden Länder, nach Hause, gen Norden!

Es war Abend; er ging auf der offenen Landstraße, der Frost begann sich geltend zu machen, das Land selbst wurde immer flacher, mehr Feld und Wiese; an der Straße stand ein großer Weidenbaum; Alles sah so heimatlich, er setzte sich unter den Baum, er fühlte sich so ermüdet, sein Kopf neigte sich, seine Augen schlossen sich zur Ruh', aber er empfand doch, wie der Weidenbaum seine Zweige über ihn hinausstreckte, herabsenkte; der Baum schien ihm ein alter, mächtiger Mann zu sein, — es war der Weidenvater selbst, der ihn auf seine Arme hob und ihn, den müden Sohn, zurück in das Heimatland, an den offenen, bleichen Strand, nach Rjöge, in den Garten seiner Kindheit trug. Ja, es war der Weidenbaum selbst von Rjöge, der in die weite Welt gewandert war, um ihn zu suchen; und jetzt war er gefunden und in den kleinen Garten am Bache zurückgeführt, und hier stand Johanne in all ihrer Pracht mit der gol-

denen Krone auf dem Haupte, wie er ſie zuletzt geſehen, und rief ihm ein „Willkommen!“ zu.

Und vor ihm ſtanden zwei ſonderbare Geſtalten, wenn ſie auch viel menſchlicher als in ſeiner Kindheit ausſahen, auch ſie hatten ſich verändert; es waren die zwei Pfefferkuchen, der Mann und das Frauenzimmer, ſie wendeten ihm die rechte Seite zu und ſahen gut aus.

„Wir danken Dir!“ ſagten ſie zu Knud; „Du haſt uns die Zungen gelöſt, Du haſt uns gelehrt, daß man frei ſeine Gedanken ausſprechen ſoll, ſonſt käme Nichts dabei heraus! und jetzt iſt Etwas dabei heraus gekommen: — wir ſind verlobt!“

Und darauf gingen ſie Hand in Hand durch die Straßen Kjöge's, und ſie ſahen auch ſehr anſtändig auf der Kehrſeite aus, da war Nichts an ihnen auszuſetzen; und ſie ſchritten gerade auf die Kirche zu, und Knud und Johanne folgten hinter ihnen; auch ſie gingen Hand in Hand, und die Kirche ſtand da wie immer mit ihren rothen Mauern, umrankt von dem grünen Epheu, und die große Thür der Kirche flog nach beiden Seiten auf, die Orgel brauſte und ſie ſchritten den breiten Hauptgang der Kirche entlang: „Die Herrſchaften zuerſt!“ ſagten die Pfefferkuchen-Brautleute und machten Knud und Johanne Platz, und dieſe knieten am Altare nieder, und ſie beugte ihr Haupt über ſein Antlitz und eis-

kalte Thränen entfielen ihren Augen, es war das Eis, das um ihr Herz schmolz — durch seine starke Liebe; und die Thränen fielen auf seine brennenden Wangen, und — er erwachte dabei, und saß unter dem alten Weidenbaume im fremden Lande, in dem winterkalten Abend; aus den Wolken fiel eisiger Hagel herab und peitschte sein Antlitz.

„Das war die schönste Stunde meines Lebens!" — sagte er, „und sie war — ein Traum! — Gott, laß mich ihn nochmals träumen!" — Und er schloß die Augen aufs Neue, er schlief, er träumte.

Gegen Morgen schneete es, der Schnee jagte vor dem Winde über ihn hin, er schlief. Dorfleute gingen zur Kirche, — an der Landstraße saß ein Handwerksbursche; er war todt, erfroren — unter dem Weidenbaum!

Ein Blatt vom Himmel.

Hoch oben in der dünnen, klaren Luft flog ein Engel mit einer Blume aus dem Garten des Himmels. Indem er die Blume küßte, fiel ein ganz kleines Blättchen herab, in den erweichten Boden, mitten im Walde, und schlug sogleich Wurzel und trieb Schößlinge mitten zwischen anderen Gewächsen.

„Das iſt ein poſſirlicher Steckling, der da," ſagten ſie. Und Niemand wollte ihn anerkennen, weder Diſteln noch Brennneſſeln.

„Das wird wohl eine Art Gartenpflanze ſein," ſagten ſie und meinten, und nun ward die Pflanze als Gartengewächs verhöhnt.

„We willſt Du hin?" ſagten die hohen Diſteln, deren Blätter alle mit Dornen bewaffnet ſind.

„Du läßt die Zügel gar weit ſchießen, das iſt dummes Zeug! Wir ſtehen nicht hier, um Dich zu tragen!"

Der Winter kam, der Schnee deckte die Pflanze; von ihr aber bekam die Schneedecke einen Glanz, als werde ſie auch von unten vom Sonnenlicht durchſtrömt. Als das Frühjahr kam, zeigte ſich ein blühendes Gewächs, herrlich wie kein anderes im Walde.

Nun machte der botaniſche Profeſſor ſich auf, welcher es Schwarz auf Weiß hatte, daß er Das war, was er eben war. Er beſah die Pflanze, er koſtete ſie, aber ſie ſtand nicht in ſeiner Pflanzenlehre; es war ihm nicht möglich herauszufinden, in welche Klaſſe ſie gehöre.

„Das iſt eine Abart!" ſagte er. „Ich kenne ſie nicht. Sie iſt nicht in dem Syſtem aufgenommen."

„Nicht in dem Syſtem aufgenommen?" ſagten Diſteln und Brennneſſeln. Die großen Bäume ringsum ſtanden, ſahen und hörten es, aber ſagten nichts —

weder Böses noch Gutes, und das ist immer das Klügste, wenn man dumm ist.

Da kam durch den Wald ein armes, unschuldiges Mädchen; ihr Herz war rein, ihr Verstand groß durch den Glauben; ihr ganzes Erbtheil, war eine alte Bibel, aber aus deren Blättern sprach Gottes Stimme zu ihr: „Wenn die Menschen uns Böses zufügen wollen, da heißt es ja von Joseph: „Sie dachten Böses in ihren Herzen, doch Gott lenkte es zum Guten." Leiden wir unrecht, werden wir verkannt und verhöhnt, da tönt es von ihm, dem Reinsten, dem Besten, von ihm, den sie verspotteten und an das Kreuz nagelten, wo er betete: „„Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"" Das Mädchen blieb vor der wunderbaren Pflanze stehen, deren grüne Blätter süß und erquickend dufteten; deren Blumen in dem klaren Sonnenschein, gleichsam ein Farbenfeuerwerk strahlten, und aus jeder klang es heraus, als verberge sie den tiefen Born der Melodien, den Jahrtausende nicht zu erschöpfen vermögen. Mit frommer Andacht erblickte es all diese Herrlichkeit Gottes, es bog einen der Zweige zu sich herab, um recht die Blume beschauen und ihren Duft einathmen zu können. Und es ward hell in ihrem Sinn; es that ihrem Herzen wohl; gern hätte es eine Blume gepflückt; es konnt' es aber nicht über sich gewinnen, sie abzubrechen: sie würde ja bald bei ihr verwelken; das

Mädchen nahm nur ein einziges der grünen Blätter, legte daſſelbe zu Hauſe in ihre Bibel, und da lag es friſch, immer grün und unverwelkbar.

Zwiſchen den Blättern der Bibel lag es aufgehoben; mit der Bibel ward es unter den Kopf des jungen Mädchens gelegt, als es nach einigen Wochen in ſeinem Sarge lag mit dem heiligen Ernſte des Todes auf dem frommen Antlitz, als ob es ſich in dem irdiſchen Staube abprägte, daß es jetzt vor ſeinem Gott ſtehe!

Aber draußen im Walde blühte die wunderbare Pflanze, und war faſt wie ein Baum anzuſehen; und alle Zugvögel beugten ſich vor ihr.

„Das iſt nun wieder ſo eine ausländiſche Thuerei," ſagten die Diſteln und die Nieſſen," „ſo könnten wir uns hier zu Lande doch nie betragen."

Und die ſchwarzen Waldſchnecken ſynckten vor der Blume aus.

Dann kam der Schweinehirt. Er ſammelte Diſteln und Geſträuche, um Aſche daraus zu brennen. Die ganze wunderbare Pflanze ſammt allen Wurzeln, kam mit in ſein Bündel: „Sie ſoll auch nutzbar werden," ſagte er, und geſagt, gethan.

Doch ſeit Jahr und Tag litt der König des Landes an der tiefſten Schwermuth, er war fleißig und arbeitſam, es half ihm nichts; man las ihm ſinnige gelehrte Schriften vor, man las die ober-

nächtlichsten, die allerleichtesten, die man finden konnte,— es half nichts! Da sandte einer der Weisesten der Welt, an die man sich gewendet hatte, einen Boten ab und ließ sagen, daß es doch ein Mittel gebe, ihm Linderung zu verschaffen und ihn zu heilen: „In dem eigenen Reich des Königs wüchse im Walde eine Pflanze himmlischen Ursprungs: so und so sähe sie aus, man könne sich nicht irren.

„Sie ist wohl mit in mein Bündel gekommen," sagte der Schweinehirt, „und ist schon lange zu Asche geworden, aber ich wußte es nicht besser."

„Wußtest es nicht besser? Unwissenheit über Unwissenheit!" Und diese Worte konnte sich der Schweinehirt zu Herzen nehmen; ihn und keinen Andern meinten sie.

Kein Blatt war mehr zu finden, das einzige lag in dem Sarg der Todten, und davon wußte Niemand etwas.

Und der König selbst wanderte in seinem Missmuth in den Wald nach dem Orte hinaus.

„Hier hat die Pflanze gestanden!" sagte er, „es ist eine heilige Stätte!"

Und der Platz wurde mit einem güldenen Gitter eingezäunt, und eine Schildwache dort aufgestellt!

Der botanische Professor schrieb eine große Abhandlung über die himmlische Pflanze; für diese ward er vergoldet, und diese Vergoldung stand ihm und seiner

Familie gut: und das iſt das Erfreulichſte bei der ganzen Geſchichte; denn die Pflanze war verſchwunden und der König blieb mismuthig und betrübt — aber das war er auch vorher, ſagte die Schildwache.

Das Schwanennest.

Zwiſchen der Oſtſee und der Nordſee liegt ein altes Schwanenneſt, dort ſind und dort werden Schwäne geboren, deren Namen niemals ſterben ſollen.

In der Vorzeit flog eine Schaar von Schwänen über die Alpen nach Mailands grünen Ebenen, wo es ſo herrlich zu wohnen war; dieſer Schwanenzug wurde Longobarden genannt.

Eine andere Schaar mit glänzendem Gefieder und treuen Augen ſchwang ſich nach Byzanz, ſetzte ſich dort an den Thron des Kaiſers und breitete ihre großen Schwingen als Schilde aus, um ihn zu beſchirmen. Sie erhielt den Namen Wäringer.

Von Frankreichs Küſte ſcholl ein Schrei der Angſt, der blutigen Schwäne wegen, welche mit Feuer unter den Flügeln aus dem Norden kamen, und das Volk bat: „Gott, befreie uns von den wilden Normannen!“

Auf Englands friſchem Raſen ſtand der däniſche Schwan am offenen Strand mit dreifacher Königs-

krone auf dem Haupt; sein goldenes Scepter streckte er über das Land aus.

Die Heiden an Pommerns Küste beugten das Knie, und die dänischen Schwäne kamen mit der Flagge des Kreuzes und mit gezogenem Schwert.

„Das war in uralten Tagen!“ sagst Du.

„Auch in jüngerer Zeit sah man mächtige Schwäne dem Neste entfliegen.“

Es leuchtete durch die Luft, es leuchtete weithin über die Länder der Welt; der Schwan zerstreute durch seine starken Flügelschläge den dämmernden Nebel, und der Sternenhimmel wurde sichtbarer, es war als ob er der Erde näher käme; das war der Schwan Tycho Brahe.

„Ja, damals!“ sagst Du, „aber nun in unseren Tagen!“

Da sahen wir Schwan neben Schwan fliegen in herrlichem Fluge. Einer ließ seine Schwingen über die Saiten der Goldharfe gleiten, und es klang durch den Norden. Norwegens Berge hoben sich höher im Sonnenlicht der Vorzeit, es rauschte in der Tanne und in der Birke; des Nordens Götter, Helden und edle Frauen zeigten sich auf dem tiefen, dunklen Waldgrund.

Wir sahen einen Schwan mit seinem Flügel den Marmorfelsen schlagen, sodaß er barst, und die in Stein gebundenen Schönheitsgestalten schritten an

den ſonnenhellen Tag, und die Menſchen in den Ländern rund umher erhoben ihre Häupter, um dieſe mächtigen Geſtalten zu ſehen.

Wir ſahen einen dritten Schwan den Gedankendraht ſpinnen, welcher nun von Land zu Land, rund um die Erde, befeſtigt wird, ſodaß das Wort mit der Schnelligkeit des Blitzes durch die Länder fährt.

Unſer Herr hat das alte Schwanenneſt zwiſchen der Oſtſee und der Nordſee lieb. Und kommen die mächtigen Vögel durch die Luft, um es zu zerreißen: dann ſtellen ſich ſelbſt die federloſen Jungen im Kreiſe auf den Rand des Neſtes, ſie laſſen ſich in die junge Bruſt hauen, ſodaß ihr Blut fließt; ſie ſchlagen mit dem Schnabel und mit der Klaue.

Jahrhunderte werden noch vergehen, Schwäne werden dem Neſt entfliegen, man wird ſie rund umher in der Welt ſehen und hören, ehe die Zeit kommt, wo man im Geiſt und in der Wahrheit ſagen kann: „Das iſt der letzte Schwan, der letzte Geſang aus dem Schwanenneſt!“

Alles am rechten Platze.

Wie ist lange denn hundert Jahre her!

Hinter dem Wald, am großen Landsee, lag das alte Herrenhaus; ringsum um dasselbe herum zogen sich tiefe Gräben, in welchen Schilf und Rohrbomben wuchsen. Dicht bei der Brücke, am Einfahrtsthor, stand ein alter Weidenbaum, der sich über das Schilf neigte.

Vom Hohlwege ertönten Hörnerklang und Pferdegetrappel; deshalb beeilte sich das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, diese von der Brücke zurückzutreiben, bevor die ganze Jagdgesellschaft herangalopirt kame; dieselbe kam mit solcher Hast, daß das Mädchen, um nicht überritten zu werden, schnell auf einen der hohen Ecksteine an der Brücke sich stellen mußte. Halb noch ein Kind, war es fein und zart gebaut, hatte dabei einen gar lieben Ausdruck im Gesicht und zwei schöne, klare Augen; allein, dafür hatte der gnädige Herr keinen Blick. Indem er an der kleinen Gänsehüterin vorübersprengte, kehrte er die Peitsche in der Hand um, und in roher Lustigkeit stieß er sie dermaßen mit dem Schaft derselben vor die Brust, daß sie rücklings in den Graben fiel.

„Alles am rechten Platze!“ rief er, „in die Pfütze mit Dir!“ dabei lachte er laut auf, das sollte nun Witz heißen, und die Anderen stimmten mit ein; die

ganze Gesellschaft schrie und lärmte, und die Jagdhunde bellten.

Das arme Mädchen ergriff nun zwar im Fallen einen der herabhängenden Zweige des Weidenbaumes, vermöge dessen sie sich über dem Sumpfe erhielt, und sobald die Herrschaft und die Hunde durch's Schloßthor verschwunden, versuchte sie auch, sich ganz empor zu arbeiten; aber der Zweig zerbrach an der Krone, und das Mädchen wäre rücklings in das Schilf gefallen, wenn nicht in demselben Augenblick eine kräftige Hand es von oben herab ergriffen hätte. Es war die Hand eines Landbauers; dieser war in einiger Entfernung Zeuge des Geschehenen gewesen, und eilte nun herbei, um Hilfe zu leisten.

„Alles am rechten Platze!" sagte er, dem gnädigen Herrn nachäffend, und zog das kleine Mädchen aufs Trockene; den abgebrochenen Zweig wollte er an der Stelle wieder anfügen an welcher derselbe abgebrochen war, aber „Alles am rechten Platze" — das geht doch nicht immer, und deshalb steckte er den Zweig in die weiche Erde. „Wachse und gedeihe, wenn Du es vermagst, und treibe ihnen dort oben am Herrenhof eine tüchtige Flöte!" — sagte er, denn er gönnte dem gnädigen Herrn und dessen Sippschaft einen gehörigen Spießruthen-Marsch. Und darauf begab er sich ins Schloß, doch nicht in den Ahnensaal, für diesen war er zu gering! — in

die Gesindestube trat er ein, und die Knechte und Mägde beschauten seine Waaren und handelten; oben, von der herrschaftlichen Tafel schallte es schreiend und lärmend herab, es sollte singen heißen, und sie thaten ihr Bestes. Lautes Gelächter und Hundegeheul drangen durch die offenen Fenster heraus; dort oben war Schmausen und Schwelgen; Wein und altes starkes Bier schäumten in den Gläsern und Krügen, und die Leibhunde fraßen mit der Herrschaft; dann und wann wurde eine dieser Bestien von den Junkern geküßt, nachdem man ihr vorher mit dem Behang die Schnauze abgewischt hatte. Den Hausirer ließ man heraufholen, aber nur um Scherz mit ihm zu treiben. Der Wein war in die Köpfe gestiegen, der Verstand herausgeflogen. Sie gossen ihm Bier in einen Strumpf, daß er mit trinken könne, aber schnell! — das sollte nun ein Witz sein und gab Veranlassung zum Gelächter. Ganze Viehtriften, Bauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte gesetzt und verloren.

„Alles am rechten Platze!“ sagte der Hausirer, als er endlich wieder wohlbehalten aus Sodom und Gomorrha heraus war, wie er es nannte. „Die offene Landstraße ist mein rechter Platz, dort oben war es mir gar nicht wohl.“ Und das kleine Mädchen, das die Gänse hütete, nickte ihm freundlich zu, als er durchs Gehege schritt.

Und Tage und Wochen verſtrichen, und es zeigte ſich, daß der abgebrochene Weidenzweig, den der Hauſirer am Schloßgraben in die Erde geſteckt, immer friſch und grün blieb, ja ſogar friſche Zweige trieb; das kleine Gänſemädchen ſah, daß der Zweig Wurzel geſchlagen haben müſſe, und freute ſich recht herzlich darüber; der Baum, ſo meinte es, ſei nun ſein Baum.

Ja mit dem Baum ging es vorwärts, aber mit allem Andern auf dem Hofe ging es durch Gelage und Spiel gar ſehr rückwärts: ſind dieſe doch zwei Rollen auf denen Niemand ſicher ſteht.

Es waren keine ſechs Jahre verſtrichen, als der gnädige Herr, ein armer Mann am Bettelſtabe, von Haus und Hof wanderte, und der Herrenſitz von einem reichen Krämer gekauft wurde; und dieſer war gerade derſelbe, der dort zum Spott und Gelächter gedient, dem man Bier in einen Strumpf eingeſchenkt hatte; aber Ehrlichkeit und Betriebſamkeit geben guten Fahrwind, und jetzt war der Krämer Herr des Rittergutes. Von dieſer Stunde an wurde aber kein Kartenſpiel mehr dort geduldet; „Es iſt eine böſe Lectüre“, ſagte er, „als der Teufel zum erſten Mal die Bibel ſah, wollte er derſelben ein Zerrbild gegenüber ſtellen, und er erfand das Kartenſpiel!“

Der neue Gutsbeſitzer nahm ſich ein Weib, und

wen nahm er? — das kleine Gänſemädchen, das ſo gut und fromm geblieben, und in den neuen Kleidern ſo fein und ſchön ausſah, als wäre es als eine vornehme Jungfrau geboren. Und wie geſchah das Alles? — Das iſt eine zu lange Geſchichte in unſerer geſchäftigen Zeit, aber es geſchah in der That, und das Wichtigſte kommt erſt noch.

Herrlich und gut war es auf dem alten Hofe zu ſein; die Mutter ſelbſt ſtand der inneren Haushaltung, der Vater der äußeren vor; es war als ſtröme der Segen herbei! Wo Wohlſtand iſt, kehrt Wohlſtand ein! Der alte Herrenſitz ward abgeputzt und angeſtrichen, die Gräben wurden gereinigt und Fruchtbäume angepflanzt; Alles war dort freundlich und gut, und die Fußböden ſahen blank wie ein Strickbrett. In den langen Winterabenden ſaß die Frau mit ihren Mägden am Spinnrade im großen Saale, jeden Sonntagabend, wurde laut aus der Bibel vorgeleſen, und zwar vom Juſtizrath ſelbſt: dieſer Titel war dem Krämer geworden, wenn auch erſt in ſeinen alten Tagen. Die Kinder wuchſen auf — denn es kamen Kinder — und ſie genoſſen alle des beſten Unterrichts, aber ſie hatten nicht alle gleich gute Köpfe, wie dies denn in allen Familien der Fall iſt.

Unterdeſſen war der Weidenzweig an der Schloßbrücke zu einem ganz prächtigen Baum herangewachſen, der frei und ungeſtutzt daſtand. „Der iſt

unſer Stammbaum!“ ſprachen die alten Leute, und die Weide müſſe geachtet und geehrt ſein, ſagten ſie den Kindern, auch denjenigen, die gerade keine guten Köpfe hatten.

Und hundert Jahre waren verſtrichen.

Es war in unſrer Zeit; der See war in Moorland verwandelt, und der alte Herrenhof gleichſam verſchwunden, ein Tümpfel mit Waſſer, an der Seite einige Mauerreſte: das waren die Ueberbleibſel der tiefen Gräben, und hier ſtand noch ein prächtiger, alter Baum mit herabhängenden Zweigen, das war der Stammbaum; er ſtand hier und zeigte wie ſchön eine Weide ſein kann, wenn man ſie ſich ſelbſt überläßt. Der Stamm war zwar mitten durch geſpalten, von der Wurzel bis zur Krone, der Sturm hatte ihn ein wenig gebeugt, aber er ſtand immerhin da, und aus jeder Ritze und Spalte, in welche Wind und Wetter Erde getragen, ſchoßen Grashalme und Blumen hervor; namentlich oben, wo die großen Zweige ſich theilten, war gleichſam ein ganzer hängender Garten mit Himbeeren und Wegebreit, ja ſelbſt ein kleiner Vogelbeerſtrauch hatte hier Wurzeln geſchlagen und ſtand ſchlank und fein mitten im alten Weidenbaum, der ſich in dem dunkeln Waſſer ſpiegelte, wenn der Wind manchmal die Meerlinſen in einen Winkel des Tümpfels trieb. — Ein Feldweg führte dicht an dem Baum vorüber.

Hoch am Waldeshügel, mit herrlicher Aussicht, lag der neue Herrenhof, groß und prächtig, mit Glasscheiben, so klar, daß man glauben konnte, es seien gar keine da. Die große Treppe, die zum Eingang führte, sah aus, als sei sie eine Laube von Rosen und großblätterigen Gewächsen. Der Rasenplatz war so rein und grün, als wenn jeder Halm Morgens und Abends einzeln gesäubert würde. Im Saale drinnen hingen kostbare Gemälde, standen seidene und sammtne Stühle und Sophas, die fast auf ihren eigenen Beinen umhergehen konnten, Tische mit blanken, marmornen Platten und Bücher in Saffian und Goldschnitt . . . ja, hier wohnten freilich reiche Leute, vornehme Leute, hier wohnte der Baron und seine Familie.

Das Eine entsprach daselbst dem Andern. „Alles am rechten Platze!“ hieß es auch hier, und deshalb hingen alle die Gemälde, die einst zum Staat und zu Ehren auf dem alten Herrenhof gewesen, jetzt in dem Gange, der in die Gesindestube führte; altes Gerumpel war es, namentlich zwei alte Porträte, das eine einen Mann in rosenrothem Rock mit Perrücke, das andere eine Dame mit gepudertem und frisirtem Haar und einer rothen Rose in der Hand darstellend; Beide aber in ganz gleicher Weise von einem großen Kranze von Weidenzweigen umgeben. Diese Beiden hatten gar viele Löcher, und zwar deshalb, weil die

kleinen Barone immer die beiden alten Leute als Zielscheibe für ihre Armbrüste benutzten. Sie stellten den Justizrath und die Frau Justizräthin vor, von welchen die ganze Familie abstammte.

„Aber sie gehören nicht recht zu unserer Familie!“ sagte einer der kleinen Barone. „Er war Krämer und Sie hütete die Gänse. Sie waren nicht wie Papa und Mama!“

Die Bilder seien altes Gerumpel, und „Alles am rechten Platze!“ sagte man, und deshalb kamen auch der Urgroßvater und die Urgroßmutter auf den Gang nach der Gesindestube.

Der Sohn des Ortspredigers war Hauslehrer auf dem Gute. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und deren ältester Schwester, die kürzlich eingesegnet worden war, spazieren, und zwar über den Feldweg, der an dem alten Weidenbaum vorüberführte, und während sie alle dahinschritten, band sie einen Strauß von Feldblumen; „Alles am rechten Platze,“ und der Strauß war ein schönes Ganzes. Indessen hörte sie doch sehr wohl Alles, was gesprochen ward, und es erfreute sie gar sehr, den Predigerssohn von den Naturkräften, von den großen Männern und Frauen der Geschichte erzählen zu hören; sie war eine gesunde, herrliche Natur, geadelt an Seele und Gedanken, und mit einem Herzen, das alles von Gott Geschaffene mit Liebe umfing.

Die Spaziergänger machten Halt an dem alten Weidenbaum, der jüngste der Barone wollte durchaus eine Flöte davon haben, eine solche hatte man ihm früher aus anderen Weiden geschnitten, und der Predigersohn brach einen Zweig von ihm ab.

„O, thun Sie es nicht!“ sagte die junge Baronesse; aber es war schon geschehen. „Das ist ja unser alter, berühmter Baum! Ich liebe ihn gar sehr! Ich werde deshalb sogar zu Hause ausgelacht, aber das thut nichts! Man erzählt eine Sage von diesem Baum —!“

Und nun erzählte sie das, was wir Alle wissen vom Baum, vom alten Herrenhof, vom Hausirer und dem Gänsemädchen, die an dem Baume sich zum ersten Male trafen, und die Stammeltern der vornehmen Familie und der jungen Baronesse wurden.

„Sie wollten sich nicht adeln lassen, die alten, guten Leute!“ sagte sie. Sie hatten das Sprichwort: „Alles am rechten Platze!“ und das meinten sie, sei nicht der Fall, wenn sie sich für Geld erheben ließen. Mein Großvater, der Baron wurde, war deren Sohn, er soll ein sehr gelehrter Mann, soll sehr angesehen und beliebt bei Prinzen und Prinzessinnen und bei Hoffesten zugegen gewesen sein. Ihn lieben die Anderen zu Hause am meisten, aber, ich weiß nicht, mir scheint es, als sei Etwas an jenem alten Paare, das mein Herz zu ihnen zieht! Wie gemüthlich, wie

patriarchalisch muß es auf dem alten Hofe gewesen sein, woselbst die Hausmutter am Spinnrade mit ihren Mägden saß und der alte Herr laut aus der Bibel vorlas!"

„Das sind herrliche, vernünftige Leute gewesen!" sagte der Predigersohn, und mit diesen Worten kam die Rede wie von selbst auf Adelige und Bürgerliche; es war fast, als gehöre der Predigersohn nicht dem Bürgerstande an, in solcher Weise sprach er über die Bedeutung adelig zu sein.

„Es ist ein Glück einer Familie anzugehören, die sich ausgezeichnet hat, und dadurch gleichsam einen Sporn im Blute zu besitzen, um vorwärts zu schreiten in Allem, was tüchtig ist. Herrlich ist es einen Familien-Namen zu haben, der als Eintrittskarte in die höchsten Kreise gilt. Adel bedeutet edel, es ist die Goldmünze, die das Gepräge Dessen erhalten hat, was sie selbst werth ist. — Es ist der Ton der Zeit, und viele Poeten schlagen natürlicherweise diesen Ton an, daß Alles, was adelig ist, auch schlecht und dumm, daß aber bei den Armen, je niedriger man stehe, Alles um so mehr glänze. Allein das ist nicht meine Ansicht, denn sie ist ganz falsch. In den höheren Ständen findet man viele ergreifend schöne Züge; meine Mutter hat mir einen solchen erzählt, und ich könnte mehrere erzählen. Sie

war auf Besuch in einem vornehmen Hause in der Stadt; meine Großmutter, glaube ich, hatte die gnädige Frau als Kind gestillt. Meine Mutter und der hochadelige Herr befanden sich allein im Zimmer: da sieht dieser, daß unten im Hofe eine alte Frau auf Krücken hereinkommt, jeden Sonntag kam sie und holte sich eine Gabe. „Da ist die arme Alte," sagte der Herr, „es wird ihr das Gehen so sauer" — und ehe noch meine Mutter diese Worte verstand, war er durch die Thür verschwunden und die Treppe hinab gestiegen, und er, die siebenzigjährige alte Excellenz war selbst zu der armen Frau hinab gestiegen, um ihr den beschwerlichen Weg nach der Gabe, die sie zu holen kam, zu ersparen. Das ist zwar nur ein kleiner Zug, aber wie die Gabe der armen Wittwe in der Bibel, hat er einen Klang, der wiederhallt in der Tiefe des Herzens, in der menschlichen Natur; und darauf soll der Dichter zeigen und zielen; in der jetzigen Zeit gerade soll er davon singen: es thut wohl, es mildert und versöhnt! Aber wo ein Stückchen Mensch, weil er von Blute ist und eine Stammtafel besitzt, wie die arabischen Pferde auf den Hinterbeinen steht und wiehert auf der Straße und in der Stube sagt: „Hier sind Leute von der Straße gewesen!" wenn ein Bürgerlicher dort war, — da ist der Adel in der Verwesung begriffen, zur Maske geworden, und zwar der Art, wie

Thesvis sie schuf, und man belustigt sich, wenn die Personen der Satire anheimfällt!"

Das war die Rede des Predigersohns; dieselbe war ein wenig lang, aber unterdessen war denn auch die Flöte geschnitten.

Auf dem Hofe war große Gesellschaft: viele Gäste aus der Umgegend und der Hauptstadt; viele Damen geschmackvoll und geschmacklos gekleidet; der große Saal war ganz voll von Menschen. Die Prediger aus der Umgegend standen ehrerbietigst aneinander gedrückt in einer Ecke, es sah aus, als sei hier ein Begräbniß, es war aber ein Freudenfest, nur daß die Freude noch nicht im Gange war.

Ein großes Concert sollte aufgeführt werden, und deshalb hatte der kleine Baron auch seine Weidenflöte mit hineingebracht, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und Papa auch nicht, und darum taugte die Flöte nichts.

Es gab Musik und Gesang, von der Art, welche diejenigen am meisten erfreut, die sie ausführen; sonst ganz allerliebst!

„Sie sind auch Virtuos?" sagte ein Cavalier, der Sohn seines Vaters; „sie blasen die Flöte, sie verfertigen sie sogar selbst; das ist das Genie, das herrscht — dem gebührt der Ehrenplatz!" — „Gott bewahre! ich schreite immer mit der Zeit fort, das muß man sehen!" „Nicht wahr, Sie werden uns alle durch das

kleine Instrument entzücken?“ und mit diesen Worten reichte er dem Predigersohn die Flöte, die aus dem Weidenbaum, der unten an dem Dümpfel wuchs, zugeschnitten war, und verkündete laut, daß der Hauslehrer ein Solo auf dieser Flöte vortragen wolle.

Man wollte ihn zum Besten haben, das war leicht einzusehen, und der Hauslehrer wollte darum auch nicht blasen, obgleich er es wohl konnte; doch, man drang in ihn, man bestürmte ihn, und endlich nahm er die Flöte und setzte sie an die Lippen.

Das war eine wunderbare Flöte! Ein Ton, so anhaltend wie er von der Dampf-Locomotive klingt, ja weit stärker ertönte und erscholl über Hof, Garten und Wald, meilenweit ins Land hinaus, und gleichzeitig mit dem Ton kam ein Sturmwind heran, der da brauste: „Alles am rechten Platz!“ — und dabei flog Papa, wie vom Winde getragen aus dem Saale und geraden Wegs in die Behausung des Schäfers, und der Schäfer flog — nicht in den Saal, dorthin konnte er nicht kommen, nein, in das Zimmer der Dienerschaft, unter die feinen Bedienten hinauf, die dort in seidenen Strümpfen umherstolzirten; und die hochmüthigen Diener waren wie von der Gicht gelähmt, daß eine solche Person es wagen dürfe, sich mit ihnen zu Tische zu setzen.

Aber in der Halle flog die junge Baronesse an den Ehrenplatz der Tafel hinauf, dahin, wo sie würdig

war zu ſitzen, und der Predigerſohn erhielt ſeinen Sitz neben ihr, und dort ſaßen ſie Beide, als ſeien ſie ein Brautpaar. Ein alter Graf aus einer der älteſten Familien des Landes blieb unangetaſtet auf ſeinem Ehrenplatz; denn die Flöte war gerecht, und das muß man ſein. Der witzige Kavalier, der, welcher Schuld an dem Flötenſpiele und ſeiner Eltern Kind war, flog herüber in den Hühnerſtall, aber nicht allein.

Eine ganze Meile ins Land hinaus ertönte die Flöte, und man vernahm große Ereigniſſe. Eine reiche Banquiers-Familie, die mit Vieren dahinfuhr, wurde ganz aus dem Wagen geblaſen, und konnte nicht einmal hinten auf demſelben Platz finden; zwei reiche Bauern, die in unſerer Zeit über ihr eigenes Kornfeld emporgeſchoſſen waren, wurden in den Graben geſchleudert; es war eine gefährliche Flöte; glücklicherweiſe zerſprang ſie bei dem erſten Ton, und das war gut, denn darauf wurde ſie wieder in die Taſche geſteckt: „Alles am rechten Platze!“

Tags darauf ſprach man kein Wort von dieſem Ereigniß, — daher die Redensart: „Die Flöte einſtecken!“ Alles war auch wieder in gewohnter Ordnung, nur daß die beiden alten Bilder, der Krämer und das Gänſemädchen, im Feſtſaal hingen, dort an die Wand waren ſie hinaufgeblaſen, und da einer der wirklichen Kunſtkenner ſagte, ſie ſeien von Meiſter-

hand gemalt, ſo blieben ſie auch hängen und wurden reſtaurirt; habe man doch früher nicht gewußt, daß ſie Etwas werth ſeien, und wie hätte man das auch wiſſen können. Jetzt hingen ſie an dem Ehrenplatz. „Alles am rechten Platz!“ und dahin wird es auch kommen! Die Ewigkeit iſt lang, länger als dieſe Geſchichte!

Ein Herzeleid.

Dieſe Geſchichte beſteht eigentlich aus zwei Theilen; der erſte Theil könnte zwar wegfallen, — aber er giebt uns einige Verkenntniſſe, und die ſind nützlich!

Wir halten uns auf dem Lande, auf einem Herrenhof auf, wo es ſich ereignet hatte, daß die Herrſchaft auf einige Tage verreiſt war. Währenddeſſen kam aus dem nächſten Städtchen eine Madame an; ſie führte ihren Mops bei ſich, und kam, wie ſie ſagte, damit man „Actien in ihre Gerberei nehmen möge.“ Sie hatte ihre Papiere mit, und wir richten ihr, um dieſelben ein Couvert zu legen und auf dieſes die Adreſſe des Gutsbeſitzers „Herrn Generalkriegscommiſſarius, Ritter, ꝛc.“ zu ſchreiben.

Sie hörte uns aufmerkſam zu, ergriff die Feder, hielt wieder inne und bat uns, wir möchten die Auf-

ſchrift wiederholen, aber langſam. Wir thaten es und ſie ſchrieb; allein inmitten der „Generalkriegs...“ blieb ſie ſtecken, ſeufzte tief auf und ſagte: „ich bin nur ein Frauenzimmer!“ — Ihr „Moppelchen“ hatte ſich, während ſie ſchrieb, auf den Fußboden geſetzt und knurrte; war doch der Hund auch ſeines Vergnügens und ſeiner Geſundheit wegen mitgereiſt, und dann ſoll Einem nicht der Fußboden angeboten werden. Stumpfnaſe und Speckbuckel war ſeine äußere Erſcheinung.

„Er beißt nicht!“ ſagte die Dame, er hat keine Zähne. Er iſt gleichſam ein Mitglied der Familie, treu und knurrig, allein dazu haben ihn meine Enkel gereizt; ſie ſpielen Hochzeit, und ihm wollen ſie die Rolle der Brautjungfer geben, und das ſtrengt ihn zu ſehr an, das alte Fell!“

Und ſie gab ihre Papiere ab und nahm das Moppelchen auf den Arm. — Dies iſt der erſte Theil, — deſſen man füglich hätte entbehren können!

„Das Moppelchen ſtarb!“ das iſt der zweite Theil.

Es war ungefähr eine Woche ſpäter; wir kamen in der Stadt an und kehrten in dem Gaſthof ein. Unſere Fenſter führten auf den Hofraum, der durch eine Bretterwand in zwei Theile geſondert war; in der einen Hälfte hingen eine Menge Felle und Häute, rohe und gegerbte. Hier befanden ſich alle Ma-

terialien behufs einer Gerberei her, und dieselbe gehörte der Wittwe. — Moyvelchen war an diesem Morgen gestorben und in diesem Theile des Hofraums begraben worden; die Enkel der Wittwe, das heißt, die der Gerberwittwe, denn Moyvelchen war nie verheirathet, deckten das Grab zu, und es war ein schönes Grab, es mußte ein wahres Vergnügen sein, darin zu liegen.

Das Grab war mit Torfscherben eingezäunt und mit Sand bestreut; ganz oben hatten sie eine halbe Bierflasche hineingepflanzt, den Hals derselben nach oben gekehrt, und das war durchaus nicht allegorisch.

Die Kinder tanzten um das Grab herum, und der älteste der Knaben unter ihnen, ein praktischer Jüngling von sieben Jahren, machte den Vorschlag, daß eine Ausstellung der Moyvelchen-Grabstätte stattfinden solle, und zwar für Alle aus dem Gäßchen; der Eintritt solle mit einem Hosenknopf bezahlt werden, einen solchen besäße jeder Knabe, und jeder könne gleichfalls einen für ein kleines Mädchen hergeben; dieser Vorschlag wurde einstimmig genehmigt.

Und die Kinder alle aus dem Gäßchen, ja selbst aus dem Hintergäßchen strömten herbei, und jedes gab seinen Knopf; gar Viele gingen an diesem Nachmittage mit nur einem Hosenträger umher, aber dafür habe man das Grab des Moyvelchen gesehen, und der Anblick sei viel mehr werth.

Doch, draußen, vor dem Gerberhof, dicht neben dem Eingang, ſtand ein kleines zerlumptes Mädchen, gar ſchön von Geſtalt, mit gelocktem Haar und Augen, blau und klar, daß es eine Luſt war; es ſprach kein Wort, es weinte auch nicht, aber jedesmal wenn das Pförtchen ſich öffnete, warf es einen langen, langen Blick in den Hof. Es hatte keinen Anverwandten, das wußte es wohl, und deshalb blieb es traurig draußen ſtehen, bis alle die anderen das Grab geſehen und ſich wieder entfernt hatten; alsdann ſetzte es ſich nieder, hielt die kleinen braunen Hände vor die Augen und brach in Thränen aus; ſie allein hatte Morvelchens Grab nicht geſehen. Es war ein Herzeleid, ſo groß wie ein Erwachſener es nur empfinden kann.

Wir ſahen es von oben — und von oben geſehen — dieſes, wie manches eigene und Anderer Leute Herzeleid, ja, dann können wir darüber lächeln! — das iſt die Geſchichte, und Derjenige, der ſie nicht verſteht, mag ſich eine Actie in der Gerberei der Wittwe kaufen.

Der Kobold und der Höker.

Es war einmal ein richtiger Student, er wohnte in einer Dachkammer und ihm gehörte gar Nichts; — es war aber auch einmal ein richtiger Höker, er wohnte zu ebener Erde, und ihm gehörte das ganze Haus; zu ihm hielt ſich der Kobold, denn beim Höker gab es jeden Weihnachtsabend eine Schüſſel voll Mus mit einem großen Klumpen Butter mitten darin! Das konnte der Höker machen; darum blieb der Kobold im Hökerladen, und das war ſehr lehrreich.

Eines Abends trat der Student durch die Hinterthüre ein, um ſelbſt Licht und Käſe zu kaufen: er hatte Niemanden zu ſenden, deshalb ging er ſelbſt; er bekam, was er wünſchte, er bezahlte es und der Höker und auch die Madame nickten ihm „einen guten Abend“ zu, und ſie war eine Frau, die mehr denn das bloſe Nicken verſtand, ſie hatte ordentliche Rednergabe! — und der Student nickte gleichfalls, blieb aber darauf plötzlich ſtehen, und zwar indem er den Bogen Papier las, in welchem der Käſe eingewickelt war. Es war ein aus einem alten Buche herausgeriſſenes Blatt, ein Blatt aus einem Buche, das nicht hätte zerriſſen werden ſollen, ein Buch, das voller Poeſie war.

„Dort liegt noch mehr von derſelben Sorte!“ ſagte der Höker, „ich gab einer alten Frau einige

Kaffeebohnen für das Buch; wollen Sie mir zwei Groſchen geben, ſollen Sie den Reſt haben!“

„Ja,“ ſagte der Student, „geben Sie mir das Buch anſtatt des Käſes! Ich kann mein Butterbrot ohne Käſe eſſen! Es wäre Sünde, wenn das Buch ganz und gar zerriſſen werden ſollte. Sie ſind ein prächtiger Mann, ein praktiſcher Mann, aber auf die Poeſie verſtehen Sie ſich ſo wenig wie das Faß dort!“

Und das war unartig geſprochen, namentlich gegen das Faß, aber der Höker lachte, und der Student lachte: es war ja nur aus Spaß geſagt. Doch der Kobold ärgerte ſich, daß man einem Höker, der Hauswirth ſei und die beſte Butter verkaufe, dergleichen Dinge zu ſagen wage.

Als es Nacht war und der Laden geſchloſſen wurde und Alle zu Bette waren, nur nicht der Student, trat der Kobold hervor, ging in die Schlafſtube und nahm der Madame das Mundwerk ab; das brauchte ſie nicht, wenn ſie ſchlief; und wo er daſſelbe irgend einem Gegenſtande in der Stube aufſetzte, bekam dieſer Red' und Stimme, ſprach ſeine Gedanken und ſeine Gefühle ebenſo gut aus, wie die Madame; aber nur ein Gegenſtand nach dem andern konnte es benutzen, und das war eine Wohlthat, ſie hätten ſonſt durcheinander geſprochen.

Und der Kobold legte es auf das Faß, in welchem

die alten Zeitungen lagen: „Iſt es wirklich wahr,“ fing er, „daß Sie nicht wiſſen, was Poeſie iſt?“

„Freilich weiß ich es,“ antwortete das Faß. „Poeſie iſt ſo Etwas, was ſtets zu unten in den Zeitungen ſteht, und bisweilen herausgeſchnitten wird! Ich möchte behaupten, ich habe mehr derſelben in mir als der Student, und ich bin doch nur ein geringes Faß gegen den Hökker.“

Und der Kobold ſetzte der Kaffemühle das Mundwerk auf, — nein, wie die ging! Und er ſetzte es dem Butterfaße und dem Geldkaſten auf; — alle waren ſie derſelben Anſicht wie das Makulaturfaß, und Das, worüber die Mehrzahl einig iſt, muß man reſpektiren.

„Jetzt werde ich's dem Studenten ſagen!“ — und mit dieſen Worten ſtieg der Kobold ganz leiſe die Hinterktreppe zur Dachkammer hinauf, wo der Student wohnte. Der Student hatte noch Licht und der Kobold guckte durch's Schlüſſelloch, und ſah, daß er in dem zerriſſenen Buche las, das er unten im Laden geholt.

Aber wie war es bei ihm hell! Aus dem Buche heraus ſchoß ein klarer Strahl, derſelbe wuchs zu einem ganzen Stamm, zu einem mächtigen Baum empor, der ſich hoch erhob und ſeine Zweige weit über den Studenten ausbreitete. Jedes Blatt war friſch, und jede Blume war ein ſchöner Mädchenkopf;

einige mit Augen, dunkel und strahlend, andere mit wunderbar blauen und klaren; jede Frucht war ein glänzender Stern, und es sang und klang gar wunderherrlich im Zimmer des Studenten.

Nein, an eine solche Herrlichkeit hatte der kleine Kobold noch nie gedacht, geschweige denn sie gesehen und vernommen. Er blieb auf den Zehenspitzen stehen, guckte und guckte — bis das Licht in der Dachkammer erlosch; der Student blies wahrscheinlich seine Lampe aus, und ging zu Bette, aber das Kobold-chen blieb dessenungeachtet stehen, denn der Gesang ertönte noch immer so weich und herrlich, dem Studenten, der sich zur Ruhe gelegt hatte, ein schönes Wiegenlied.

„Hier ist es doch unvergleichlich!" sagte der Kobold, „das hätte ich nicht erwartet! — Ich möchte bei dem Studenten bleiben" — das Männchen sann darüber nach — und es war ein vernünftiges Männchen; doch es seufzte: „Der Student hat kein Mus!" — und darauf ging es — wieder zum Höker hinab; — und es war sehr gut, daß es endlich wieder zurückkehrte, denn das Faß hatte das Mundwerk der Madame fast ganz verbrannt, es hatte nämlich schon Alles, was in seinem Innern wohnte, von einer Seite ausgesprochen, und stand gerade im Begriff, sich umzukehren, um Dasselbe wieder von der andern Seite zum Besten zu geben, als der Kobold eintrat.

und das Maulwerk wieder der Madame anlegte; — aber der ganze Laden, vom Geldkasten bis auf das Kienholz herab, bildete von der Zeit an seine Ansichten nach dem Kasse, und Alle zollten sie dermaßen ihm Achtung und tranken ihm so Viel zu, daß sie in dem Wahne standen, es käme aus dem Kasse, wann später der Höker die Kunst- und Theater-Kritiken aus seiner Zeitung des Abends verlas.

Allein der Kobold saß nicht länger ruhig, der Weisheit und dem vielen Verstand dort unten lauschend: nein, sobald das Licht Abends von der Dachkammer herabschimmerte, wurde ihm zu Muthe, als seien die Strahlen starke Ankertaue, die ihn hinaufzogen, und er mußte fort und durchs Schlüsselloch gucken; und dort umbrauste ihn ein Gefühl der Größe, wie wir es empfinden an dem ewig rollenden Meere, wenn Gott im Sturm darüber hinfährt, und er brach in Thränen aus, er wußte selbst nicht weshalb, er weinte, aber ein eigenes, gar wohlthuendes Gefühl mischte sich mit seinen Thränen! — Wie wunderbar herrlich müßte es doch sein, mit dem Studenten zusammen unter jenem Baume zu sitzen; allein das konnte nicht geschehen, er mußte sich mit dem Schlüsselloch begnügen, und dessen froh sein. Dort stand er noch auf der kalten Flur, der Herbstwind blies durch die Bodenluke herab, es war kalt, sehr kalt, aber das empfand der Kleine erst, wenn das

Licht in der Dachkammer erlosch und die Töne im Winde dahin starben. Hm! alsdann sier ihn, — und er kroch wieder hinab in seinen warmen Winkel; dort war es gemüthlich und gemächlich! — Und als Weihnachten herankam, und mit ihm das Mus mit dem großen Klumpen Butter, — ja, dann war der Höker oben an!

Aber mitten in der Nacht erwachte der Kobold durch ein entsetzliches Lärmen und Anschlagen gegen die Fensterladen, Leute klopften von aussen gar unsanft an; der Nachtwächter tutete, eine grosse Feuersbrunst war ausgebrochen; die ganze Strasse stand in Feuer und Flammen. War es im Hause selbst, oder bei den Nachbarn? We war es? Das Entsetzen trat ein! Die Höker-Madame wurde dermassen verdutzt, dass sie ihre goldenen Ohrringe aus den Ohren lös'te und sie in die Tasche steckte, — um doch Etwas zu retten; der Höker sprang nach seinen Staatspapieren, und das Dienstmädchen nach ihrer schwarzen seidenen Mantille — denn eine solche erlaubten ihr ihre Mittel! Jeder wollte das Beste retten; das wollte auch der Kobold, und in wenigen Sprüngen war er die Treppe hinan und in die Kammer des Studenten, der ganz ruhig an dem offenen Fenster stand und das Feuer betrachtete, das im Hause des Nachbars gegenüber wüthete. Der Kobold ergriff auf dem Tisch das wunderbare Buch, steckte es

in seine rothe Mütze und umklammerte diese mit beiden Händen; — der beste Schatz des Hauses war gerettet, und nun fuhr er auf und davon, ganz auf das Dach hinaus, auf den Schornstein. Dort saß er, beleuchtet von den Flammen des ihm gegenüber brennenden Hauses, beide Hände fest um seine rothe Mütze gepreßt, in welcher der Schatz lag, — und jetzt kannte er die wahre Neigung seines Herzens, wußte, wem es eigentlich gehörte. — Allein als das Feuer gelöscht und der Kobold wieder zur Besinnung gekommen war — ja!....

„Ich will mich zwischen Beide theilen," sagte er; ich kann den Hoker nicht ganz aufgeben, des Mutes wegen!"

Und das war ganz menschlich gesprochen! Wir Anderen geben auch zum Hoker — des Mutes wegen!

In Jahrtausenden.

Ja, in Jahrtausenden werden sie auf den Flügeln des Dampfes durch die Luft über das Weltmeer herüberkommen! Die jungen Bewohner Amerika's werden die Besucher des alten Europa's sein. Sie werden wegen der Denkmäler hier und der alsdann versunkenen Städte herüberziehen, wie wir in

unserer Zeit nach den hinfälligen Herrlichkeiten Süd-Asiens wallfahrten.

In Jahrtausenden werden sie kommen!

Die Themse, die Donau, der Rhein rollen noch dahin; der Montblanc steht noch mit seinem schneebedeckten Gipfel da, die Nordlichter strahlen noch über die Lande des Nordens; aber ein Geschlecht nach dem andern ist Staub geworden, ganze Reihen der Mächtigen des Augenblicks sind vergessen, vergessen wie diejenigen, die jetzt schon unter dem Hügel schlummern, auf welchem der vermögende Höker, auf dessen Grund und Boden er sich befindet, eine Bank gezimmert hat, um dort zu sitzen und über sein flaches, wogendes Kornfeld hinauszuschauen.

„Nach Eurova!“ rufen die jungen Söhne Amerika's — „nach dem Lande der Väter, dem herrlichen Lande der Denkmäler und der Phantasie, nach Eurova!“

Das Luftschiff kommt; es ist mit Reisenden überfüllt, denn die Fahrt ist schneller als zur See; der elektromagnetische Draht unter dem Weltmeer hat bereits telegraphirt, wie groß die Luft-Karawane ist. Schon ist Eurova in Sicht, es ist die Küste von Irland, die man erblickt, aber die Passagiere schlafen noch, sie wollen erst dann geweckt sein, wenn sie gerade über England sind; dort betreten sie den Boden Eurova's im Lande Shakspeare's, wie

es bei den Söhnen des Geistes heißt, — im Lande der Politik, im Lande der Maschinen, — so nennen es Andere.

Hier verweilt man einen ganzen Tag, so viel Zeit hat das geschäftige Geschlecht auf das große England und Schottland zu verwenden.

Die Fahrt geht weiter durch den Kanal-Tunnel nach Frankreich, dem Lande Karl's des Großen und Napoleon's; Molière wird genannt, die Gelehrten reden von einer classischen Schule des fernen Alterthums, und es wird gejubelt und man läßt Helden, Dichter und Männer der Wissenschaft hoch leben, die unsere Zeit nicht kennt, die aber auf dem Krater Guiera's, Paris, geboren werden sollen.

Der Luftdampfer fliegt über das Land hin, von welchem Columbus ausging, wo Cortez geboren wurde, und wo Calderon Dramen in wogenden Versen sang; reizende, schwarzäugige Frauen wohnen noch in den blühenden Thälern, und die ältesten Lieder nennen den Cid und die Alhambra.

Durch die Luft über das Meer nach Italien dorthin, wo das alte ewige Roma lag; es ist verschwunden, die Campagne ist verödet: von der Peterskirche zeigt man eine einsame übrig gebliebene Mauer-Ruine, aber man zweifelt an ihrer Echtheit.

Nach Griechenland, um eine Nacht in den reichen Hôtel, hoch am Gipfel des Olymps, zu schlafen

dann ist man dort gewesen; die Fahrt geht weiter gen Bosporus, um dort einige Stunden auszuruhen und die Stätte zu sehen, wo Byzanz lag; dort, wo die Sage von dem Garten des Harems zur Zeit der Türken spricht, spannen arme Fischer ihre Netze aus.

Ueber die Reste mächtiger Städte an der starken Donau, Städte, die unsere Zeit nicht kannte, fliegt man dahin; aber hier und da — an den reichen Stätten der Denkmäler, derer, die entstehen, und welche die Zeit noch gebären wird — hier und da läßt die Luft-Karawane sich nieder und hebt sich wieder.

Dort unten liegt Deutschland — das einst von dem dichtesten Netze von Eisenbahnen und Canälen umsponnen ward — die Länder, wo Luther sprach, Goethe sang, und Mozart einst das Scepter der Töne führte! Große Namen strahlen in Wissenschaft und Kunst, Namen, die wir nicht kennen. Einen Tag Aufenthalt für Deutschland, und einen für den Norden, für das Vaterland Oersted's und für das Linné's und für Norwegen, das Land der alten Helden und der jungen Normannen. Island wird auf der Rückfahrt mitgenommen; der Geyser siedet nicht mehr, Hekla ist erloschen, aber, eine ewige Steintafel der Saga, wurzelt die starke Felseninsel inmitten des brausenden Meeres!

„In Europa ist doch recht viel zu sehen!“ sagt der junge Amerikaner; „und wir haben es in acht

Tagen geſehen, und das kann man auch, nach der Anleitung des großen Reiſenden" — hier wird der Name eines ihrer Zeitgenoſſen genannt — „in ſeinem berühmten Werke: Ganz Europa, in acht Tagen zu ſehen."

Das ſtumme Buch.

An der Landſtraße im Walde lag ein einſames Bauerngehöfte, die Straße führte quer durch ſeinen Hofraum. Die Sonne ſchien hernieder, alle Fenſter waren geöffnet: drinnen im Hauſe herrſchte ein reges Leben; hier, im Hofe, in einer Laubhütte von blühendem Flieder, ſtand ein offener Sarg — den Todten hatte man dahin getragen, dieſen Vormittag ſollte er begraben werden. Niemand ſtand am Sarge und blickte den Todten trauernd an, Niemand weinte eine Thräne über ihn, ſein Antlitz war mit einem weißen Tuche bedeckt, und unter ſeinem Haupte lag ein großes, dickes Buch, deſſen Blätter aus ganzen Bogen Löſchpapier beſtanden, und in jedem Bogen lag eine verwelkte Blume: es war ein ganzes Herbarium, an verſchiedenen Orten geſammelt; es ſollte mit ins Grab, ſo hatte er's ſelbſt verlangt. An jede Blume knüpfte ſich ein Capitel aus ſeinem Leben.

„Wer iſt der Todte?" — fragten wir, und man

antwortete uns: „Der alte Student! Er ſoll einſt ein flinker Menſch geweſen, alte Sprachen getrieben, geſungen und ſelbſt Lieder gedichtet haben, ſo ſagt man; da kam irgend etwas dazwiſchen, und darum warf er ſeine Gedanken und auch ſich ſelbſt auf den Branntwein, und als endlich auch gar ſeine Geſundheit darauf ging, ſo kam er zuletzt hier auf's Land heraus, wo Jemand Koſt und Logis für ihn bezahlte. Er war fromm wie ein Kind, wenn ihm nur nicht der finſtere Sinn überkam, dann war es ſchlimm, und er wurde wie ein Rieſe und lief wie ein gehetztes Wild im Walde umher; aber wenn wir ihn erſt wieder nach Hauſe kriegten, und ihn dahin brachten, daß er das Buch mit den trockenen Kräutern öffnete, dann ſaß er oft ganze Tage und blickte bald das, bald jenes Kraut an, und manchmal rollten ihm die Thränen über die Wangen; Gott weiß, was er dabei dachte. — Aber das Buch hat er uns, in den Sarg unter ſeinen Kopf zu legen, und jetzt liegt er da, und in einer kleinen Weile wird der Deckel zugenagelt, und er wird ſeine ſüße Ruhe im Grabe haben!“—

Das Leichentuch wurde emporgehoben; es war Friede auf des Todten Antlitz, ein Sonnenſtrahl fiel darauf; eine Schwalbe ſchoß in ihrem pfeilſchnellen Fluge in die Laubhütte hinein und kehrte im Fluge um, zwitſchernd über dem Haupte des Todten.

Welch ſonderbares Gefühl iſt es doch — wir

kennen es gewiß Alle — alte Briefe aus unſerer Jugendzeit wieder zu durchblättern; gleichſam ein ganzes neues Leben taucht mit allen ſeinen Hoffnungen und Sorgen hervor. Wie viele der Menſchen, mit denen wir in jener Zeit ſo innig verkehrten, ſind uns jetzt wie geſtorben, und doch leben ſie noch, aber wir haben ihrer ſeit lange nicht gedacht, ihrer, an die wir einſt immer feſtzuhalten glaubten; mit denen wir Freud' und Leid theilen wollten!

Das verwelkte Eichenblatt im Buche hier erinnert an den Freund, den Schul-Freund, den Freund für's ganze Leben; er heftete dieſes Blatt auf die Studenten-Mütze, im grünen Walde, als der Bund für's ganze Leben geſchloſſen ward; — wo lebt er jetzt? — Das Blatt iſt aufgehoben, die Freundſchaft zerſtoben! — Hier iſt eine fremde Treibhauspflanze, zu zart für die Gärten des Nordens — es iſt als duf-teten die Blätter noch! ſie gab ſie ihm, das Fräulein aus dem adeligen Garten. Hier iſt die Waſſerroſe, die er ſelbſt gepflückt und mit ſalzigen Thränen genetzt hat, — die Roſe der ſüßen Gewäſſer. Und hier iſt eine Neſſel, was ſprechen ihre Blätter wohl? Was dachte er wohl, als er ſie pflückte, als er ſie aufhob? Hier iſt ein Maiblümchen aus des Waldes Einſamkeit, hier iſt Immergrün aus dem Blumentopfe der Schenkſtube und hier der nackte, ſcharfe Grashalm. —

Der blühende Flieder neigt seinen frischen duftenden Büschel über das Haupt des Todten, — die Schwalbe fliegt wiederum vorüber, quiwit! quiwit! — Jetzt kommen die Männer mit Nägeln und Hammer, der Deckel wird über den Todten gelegt, damit sein Haupt auf dem stummen Buche ruht; — aufgehoben — zerstoben!

Die Großmutter.

Die Großmutter ist sehr alt, sie hat viele Runzeln und ganz weißes Haar; aber ihre Augen, die glänzen gleich zwei Sternen, ja, viel schöner noch, sie sind so mild, es thut so wohl, in sie hineinzuschauen! Und dann weiß sie auch die schönsten Geschichten zu erzählen, und ein Kleid hat sie, eingewirkt mit großen, großen Blumen, es ist so ein recht schweres Seidenzeug, es rauscht. Großmutter weiß sehr viel, denn sie hat viel früher gelebt als Vater und Mutter; das ist ganz gewiß! Großmutter hat ein Gesangbuch mit starken silbernen Spangen, und sie liest sehr oft in dem Buche; mitten in ihm liegt eine Rose, ganz flach und trocken, die ist nicht so schön wie die Rosen, welche sie im Glase stehen hat, und doch lächelt sie ihr am allerfreundlichsten zu, ja, es treten ihr Thränen in die Augen! Warum Großmutter wohl die welke

Blume in dem alten Buche so anſieht? Weißt du es? — Jedesmal wenn die Thränen der Großmutter auf die Blume fallen, werden die Farben wieder friſch, die Roſe ſchwillt auf und füllt die ganze Stube mit ihrem Dufte, die Wände verſinken, als ſeien ſie nur Nebel, und rings um ſie iſt der grüne, herrliche Wald, wo die Sonne durch das Laub der Bäume ſtrahlt; und Großmutter — ja, ſie iſt ganz jung, ſie iſt ein reizendes Mädchen; mit blonden Locken, mit vollen Purpur-Wangen, ſchön und anmuthig, keine Roſe iſt friſcher; doch die Augen, die milden, geſegneten Augen, — ja, die gehören noch der Großmutter. — Ihr zur Seite ſitzt ein junger Mann, groß und kräftig, er reicht ihr die Roſe, und ſie lächelt — ſo lächelt die Großmutter doch nicht! — ja doch, jetzt! — Er aber iſt verſchwunden, viele Gedanken, viele Geſtalten ſchweben vorüber, der ſchöne junge Mann iſt fort, die Roſe liegt in dem Geſangbuche, und Großmutter, — ja, ſie ſitzt wieder da als eine alte Frau, und blickt auf die welke Roſe, die im Buche liegt. —

Nun iſt die Großmutter todt. — Sie ſaß im Lehnſtuhle und erzählte eine lange, lange herrliche Geſchichte, ſie ſagte, jetzt ſei die Geſchichte aus, und ſie ſei müde; und ſie lehnte ihr Haupt zurück, um ein wenig zu ſchlafen. Man konnte ihren Athemzug hören, ſie ſchlief; aber es ward ſtiller und ſtiller, und ihr Antlitz war voller Glück und Frieden, es

war, als legte ſich ein Sonnenſchein über ihre Züge, ſie lächelte wieder, und dann ſagten die Leute, ſie ſei geſtorben. —

Sie ward in den ſchwarzen Schrein gelegt, da lag ſie gehüllt in das weiße Linnen, ſie war ſo ſchön, und doch waren die Augen geſchloſſen, aber jede Runzel war verſchwunden, ſie lag da mit einem Lächeln um den Mund; ihr Haar war ſilberweiß und ehrwürdig, es bangte Einem gar nicht, die Todte anzuſchauen, es war ja die liebe, herzensgute Großmutter. Und das Geſangbuch wurde unter ihr Haupt gelegt, dies hatte ſie ſelbſt begehrt, und die Roſe lag in dem alten Buche, und dann begruben ſie die Großmutter.

Auf das Grab, dicht an der Kirchenmauer, pflanzten ſie einen Roſenbaum, und er ſtand voll Roſen, und die Nachtigall flog ſingend über die Blumen und das Grab; drinnen in der Kirche ertönten von der Orgel die ſchönſten Pſalmen, die in dem alten Buche unter dem Haupte der Todten ſtanden. Der Mond ſchien auf das Grab hernieder, aber die Todte war hier nicht; jedes Kind konnte bei Nacht ruhig hingehen und eine Roſe dort an der Friedhofsmauer pflücken. Ein Todter weiß mehr als wir Lebenden Alle wiſſen. Die Todten wiſſen es, welche Angſt uns überkommen würde, wenn das Seltſame geſchehe, und ſie unter uns träten; die Todten ſind beſſer denn wir Alle.

die Todten kehren nicht wieder. Die Erde hat sich über dem Sarg gehäuft, auch in dem Sarge ist Erde, des Gesangbuchs-Blätter sind Staub, die Rose mit allen ihren Erinnerungen ist in Staub zerfallen. Aber oben, über ihr blühen frische Rosen, oben singt die Nachtigall und tönt die Orgel, oben lebt die Erinnerung an die alte Großmutter mit den milden, ewigjungen Augen. — Augen können nimmer sterben. — Die unsterblichen werden einmal die Großmutter wiederschauen, jung und schön, als wie sie zum ersten Male die frische rothe Rose küßte, die jetzt Staub im Grabe ist.

Vogel Phönix.

Im Garten des Paradieses unter dem Baume der Erkenntniß blühte ein Rosenstrauch. Hier in der ersten Rose ward ein Vogel geboren; sein Flug war wie des Lichtes Strahlen, seine Farbe herrlich, bezaubernd sein Gesang!

Aber als Eva die Frucht der Erkenntniß brach, als sie und Adam aus dem Paradiese verjagt wurden, da fiel vom Flammenschwerte des strafenden Cherubs ein Funken in des Vogels Nest und zündete. Der Vogel kam in den Flammen um, aber aus dem rothen Ei schwang sich ein neuer, der einzige, der immer

einzige Vogel Phönix empor. Die Sage berichtet, daß er in Arabien niſtet, wo er ſich ſelbſt alle hundert Jahre in ſeinem Neſte den Flammentod giebt, doch fliegt ein neuer Phönix, der einzige der Welt, aus dem rothen Ei hervor.

Uns umflattert der Vogel, ſchnell wie das Licht, herrlich an Farbe, bezaubernd im Geſang. Wenn die Mutter an der Wiege ihres Kindes ſitzt, ruht er am Kopfkiſſen und ſchlägt mit ſeinen Flügeln eine Glorie um des Kindes Haupt. Er durchfliegt die Kammer der Genügſamkeit, und es iſt Sonnenglanz darin; auf dem ärmlichen Schrank duften die Veilchen.

Doch Vogel Phönix iſt nicht allein Arabiens Vogel; er flattert im Nordlichtſchimmer über Lapplands Eisfelder, er hüpft zwiſchen den gelben Blumen in Grönlands kurzem Sommer. Unter Fahluns Kupferfelſen, in Englands Kohlengruben fliegt er, eine ſtaubige Motte, über das Geſangbuch dahin, das in den Händen des frommen Arbeiters ruht. Auf dem Lotusblatte gleitet er an des Ganges heiligen Gewäſſern hinab, und das Auge des Hindumädchens leuchtet bei ſeinem Anblick.

Vogel Phönix! — Kennſt du ihn nicht? Des Paradieſes Vogel, den heiligen Schwan des Geſanges! Auf der Theſpiskarre ſaß er als ein plaudernder Rabe und ſchlug mit den ſchwarzen, mit Hefe beſtrichenen Flügeln; über Islands tönende Harfe ſtrich

der rothe Schnabel des Schwans; auf Shakeſpeare's Schulter ſaß er als Odin's Rabe und flüſterte ihm ins Ohr: Unſterblichkeit! Er flatterte durch Wartburgs Rittersaal am Sängerfeſte.

Vogel Phönix! — Kennſt du ihn nicht? Er ſang dir die Marſeillaiſe, und du küßteſt die Feder, die ſeinem Flügel entfiel; er kam in Pardieſes Glanze, und du wandteſt dich vielleicht ab, dem Sperlinge zu, der da ſaß mit Goldſchaum an den Flügeln.

Der Vogel des Paradieſes! Jedes Jahrhundert, verjüngt, geboren in Flammen, geſtorben in Flammen. Dein Bild, in Gold gefaßt, hängt in den Hallen der Reichen; ſelbſt fliegſt du oft irrend und einſam umher — eine Sage nur; „Vogel Phönix in Arabien."

— Im Paradieſe, als du geboren wurdeſt unter dem Baume der Erkenntniß in der erſten Roſe, küßte dich der Herr und gab dir deinen rechten Namen — Poeſie!

Eine Geſchichte.

Im Garten blühten alle Aepfelbäume, ſie hatten ſich geſputet, Blumen zu treiben, ehe ſie grüne Blätter bekamen; und im Hofe gingen alle die Entlein ſpazieren, und auch die Katze; ſie ſonnte ſich gar, ſie leckte den Sonnenſchein von ihrer eigenen Pfote:

und ſchaute man über die Felder hin, wie ſtand dort das Korn und prangte ſo herrlich grün ſonder Gleichen, und es war ein Zwitſchern und Schwirren von allen den kleinen Vögeln, als ſei es ein großes Feſt, und das war es denn eigentlich auch, denn es war Sonntag: Die Glocken läuteten und alle Leute gingen geputzt in ihren beſten Kleidern zur Kirche und ſahen ſo vergnügt aus; ja, an Allem war etwas Vergnügtes; es war ein Tag, ſo warm und geſegnet, daß man wohl ſagen konnte: Der liebe Gott iſt überaus beiſpielloſe gut mit uns Menſchen!

Aber drinnen in der Kirche ſtand der Pfarrer auf der Kanzel und ſprach ſo laut und ſo zornig, er ſagte, „die Menſchen ſeien alle ſo gottlos, Gott würde ſie deshalb ſtrafen, und wenn ſie ſtürben, kämen die Böſen in die Hölle, um ewig zu brennen.“ — Er eiferte, — „daß ihr Wurm nicht ſterben und ihr Feuer nie verlöſchen würde, daß ſie niemals wieder Ruhe und Raſt finden ſollten!“ Das war fürchterlich zu hören, und er ſagte es mit einer ſolchen Ueberzeugung; er beſchrieb ihnen die Hölle als eine verpeſtete Höhle, woſelbſt aller Unflath der ganzen Welt zuſammenfließt; — dort ſei keine andere Luft, als die heiße brennende Schwefelflamme, kein Grund und Boden ſei dort, ſie — die Böſen — ſänken und ſänken immer tiefer in einem ewigen Schweigen! — Es war ſchon fürchterlich davon zu hören, aber der

Prediger ſprach es aus vollem Herzen und alle Leute in der Kirche waren ganz entſetzt davon. — Draußen indeß ſangen alle die kleinen Vögel gar vergnügt, und die Sonne ſchien ſchön warm, es war, als ſagte jedes Blümchen: Gott iſt ſo beiſpiellos gut gegen uns Alle. — Ja, draußen war es gar nicht, wie der Pfarrer predigte.

Denſelben Abend beim Schlafengehen erblickte der Pfarrer ſeine Frau, wie ſie ſinnend und gedankenvoll daſaß.

„Was fehlt Dir?“ — fragte er ſie.

„Ja, was mir fehlt!“ — ſagte ſie — „mir fehlt, daß ich meine Gedanken nicht recht zu ſammeln vermag, daß ich Das, was Du heute in der Kirche ſprachſt, nicht recht faſſen kann! „„daß es ſo viele gottloſe Menſchen gäbe, und daß ſie ewig brennen ſollten!““ Ewig, ach, wie lange! — Ich bin nur ein Menſch, eine Sünderin vor Gott, aber ich konnte es nicht über mein Herz gewinnen, ſelbſt den ärgſten Sünder ewig brennen zu laſſen, und wie ſollte es denn der liebe Gott können, der ſo unendlich gut iſt, und der da weiß, wie das Böſe von Außen und von Innen kommt. Nein, ich kann mir es nimmer denken, obgleich Du es ſagſt!“

Es war Herbſt, die Bäume entblätterten ſich, der ernſte ſtrenge Pfarrer ſaß am Lager eines Ster-

venden: eine fromme, gläubige Seele ſchloß die Augen: die Frau des Pfarrers.

„Wenn Jemand Ruhe im Grabe und Gnade vor ſeinem Gott findet, ſo biſt Du es!“ — ſagte der Pfarrer, und er faltete ihre Hände und las einen Pſalm für die Todte.

Und man trug ſie zum Grabe; zwei große Zähren rollten über die Wangen des ernſten Mannes, und im Pfarrhauſe war es ſtill und leer, die Sonne des Hauſes war erloſchen, ſie war heim gegangen.

Es war Nacht, ein kalter Wind ſtrich über das Haupt des Pfarrers, er ſchlug die Augen auf, und es war ihm, als ſcheine der Mond in ſein Zimmer herein, aber der Mond ſchien nicht. Eine Geſtalt war es, die vor ſeinem Bette ſtand; er ſah den Geiſt ſeiner verſtorbenen Frau; ſie blickte ihn ſo innig betrübt an, es war, als wollte ſie ihm etwas ſagen.

Und der Pfarrer erhob ſich halb im Bette, ſtreckte die Arme gegen ſie aus: „Und Dir nicht die ewige Ruhe vergönnt! Du leiden! Du, die Beſte, die Frömmſte?“

Und die Todte beugte ihren Kopf zum Ja und legte die Hand auf die Bruſt.

„Und vermag ich Dir die Ruhe im Grabe zu verſchaffen?“

„Ja!“ — war die Antwort.

„Und wie?“

„Gieb mir ein Haar, nur ein einziges Haar vom Kopfe des Sünders, deſſen Feuer nimmer erlöſchen wird, des Sünders, den Gott zu ewiger Pein in die Hölle verſtoßen wird.“

„Ja, ſo leicht mußt Du erlöſt werden können, Du Reine, Fromme!“ — ſagte er.

„Folge mir!“ — ſagte die Todte — „es iſt uns ſo vergönnt. An meiner Seite ſchwebſt Du, wohin Deine Gedanken wollen; den Menſchen unſichtbar, dringen wir in ihre geheimſten Gemächer, — aber mit ſicherer Hand mußt Du Denjenigen ausfindig machen, der zu ewiger Qual auserleſen iſt, und vor dem Sabbathrei muß er gefunden ſein!“ —

Und ſchnell, wie von dem beflügelten Gedanken getragen, befanden ſie ſich in der großen Stadt, und von den Mauern und Wänden der Häuſer leuchteten ihnen in Feuerbuchſtaben die Namen der Todſünden entgegen: Hochmuth, Geiz, Trunkſucht, Wolluſt, kurz der ganze höllenfarbige Regen der Sünde.

„Ja, da drinnen, wie ich es wohl glaubte, wie ich es wußte,“ — ſagte der Pater — „hauſen Die, die dem ewigen Feuer anheimgefallen ſind!“ — Und ſie ſtanden vor dem prächtig erhellten Portal, die breiten Treppen prangten mit Teppichen und Blumen, und durch die feſtlichen Säle brauſte die Tanzmuſik. Der Schweizer in Seide und Sammet ſtand mit ſeinem großen ſilberbeſchlagenen Stab am Eingange.

„Unser Ball kann sich mit denen des Königs messen!“ — sagte er, und wandte sich verächtlich an die gaffende Menge auf der Straße: was er sagte, leuchtete sattsam aus seinen Mienen und Bewegungen hervor: „Lumpengesindel! das da bereinguckt, gegen mich seid Ihr insgesammt Canaille!“

„Hochmuth!“ — sagte die Todte — siehst Du ihn?“

„Den da?“ — erwiederte der Pfarrer. — „Er ist ja nur ein armer Thor, ein Narr, und nicht dem ewigen Feuer der Qual verfallen!“

„Nur ein Narr!“ — tönte es durch das ganze Haus des Hochmuths; das waren sie dort Alle.

Und sie schwebten bis innerhalb der vier nackten Wände des Geizigen. Mager wie ein Gerippe, vor Kälte zitternd, hungrig, klammert sich der Greis mit allen seinen Gedanken an sein Geld an, sie sahen ihn fieberhaft von seinem elenden Lager emporspringen, einen losen Stein aus der Mauer herausnehmen, da lagen Geldmünzen in einem alten Strumpfe; sahen ihn seinen zerlumpten Rock ängstlich betasten, worin die eingenähten Geldstücke, und seine feuchten Finger zitterten!

„Der ist krank! Das ist Wahnsinn, ein freudenloser Wahnsinn, von Angst und bösen Träumen umlagert!“

Und sie entfernten sich schnell und traten vor die

Pritſche des Verbrechers; in langen Reihen ſchliefen die Unglücklichen neben einander. Wie ein wildes Thier fuhr einer aus dem Schlafe auf und ſtieß einen abſcheulichen Schrei aus, er verſetzte ſeinem Cameraden einen derben Rippenſtoß mit ſeinem ſpitzen Ellbogen, und dieſer wandte ſich ſchläfrig um:

„Halt's Maul, Unmenſch, und ſchlafe! — Das iſt hier jede Nacht — !“

„Jede Nacht!“ — — — — wiederholte der Andere — „ja, jede Nacht kommt er und heult und quält mich! — — In meiner Heftigkeit habe ich Dies und Jenes gethan, mit einem böſen Sinn bin ich geboren, der hat mich zum zweiten Male hier hereingebracht; aber habe ich Unrecht gethan, ſo leide ich ja meine Strafe. — Eins habe ich jedoch nicht gedacht. Als ich letzthin herauskam und am Hofe meines früheren Herrn vorüber ging, ſo kochte es hier Innen, weil mir Dies und Jenes einfiel — — und ich ſtrich ein Schwefelholz ſo ein Bischen an der Mauer an; das mag dem Strohdach ein wenig zu nahe gekommen ſein, Alles brannte nieder, die Hitze kam darüber, wie ſie manchmal über mich kommt. Ich ſelbſt half retten, Vieh und Sachen! Nichts Lebendiges verbrannte, als ein Zug Tauben, der ins Feuer flog, und der Kettenhund, an den hatte ich nicht gedacht. Man hörte ihn aus dem Feuer herausheulen, und — — dieſes Heulen höre ich noch

immer, wenn ich ſchlafen will, und wenn ich eingeſchlafen, ſo kommt der Hund, groß und rauh, und legt ſich auf mich, und heult, und drückt mich, und quält mich! — — So hör' doch, was ich Dir erzähle! Schnarchen kannſt Du, die ganze Nacht ſchnarchſt Du, ich aber kaum eine kurze Viertelſtunde!" — Und das Blut trat dem bisher Gefangenen in die Augen, er warf ſich über ſeinen Kameraden und ſchlug ihn mit geballter Faust ins Geſicht.

„Der böſe Mann iſt wieder 'mal toll geworden!" hieß es jetzt in der Runde, und die anderen Verbrecher faßten ihn, rangen mit ihm, ſchloſſen ihn krumm, daß der Kopf zwiſchen den Knieen ſaß, und dort banden ſie denſelben feſt, daß das Blut dem Mann faſt aus den Augen und aus allen Poren quoll.

„Ihr tödtet ihn, den Unglücklichen!" — rief der Pfarrer, und indem er ſchützend ſeine Hand über Denjenigen ausſtreckte, der bereits zu ſehr hüßte, wechſelte die Scene. Sie flogen durch reiche Säle und arme Stübchen; Wolluſt und Neid, alle Todſünden ſchritten an ihnen vorüber; ein Engel des Strafgerichts las ihre Schuld, ihre Vertheidigung; dieſe war zwar keine glänzende, aber ſie wurde Gott gegenüber geführt, dem Gotte, der in den Herzen lieſ't, der Alles insgeſammt weiß und kennt, das Böſe, das von Innen und von Außen kommt, dem Gott, der die Gnade und die Liebe ſelbſt iſt. — Die Hand des

Pfarrers zitterte, er wagte sie nicht auszustrecken, er getraute sich nicht, dem Haupte des Sünders ein Haar auszureißen. — Und die Thränen quollen ihm aus den Augen, als ein Strom der Gnade und Liebe, dessen kühlende Gewässer das ewige Feuer der Hölle löschen.

Da krähte der Hahn.

Allerbarmender Gott! Gieb Du ihr den Frieden, den ich nicht einzuflößen vermochte!"

„Den habe ich jetzt!" — sagte die Todte! — „Wo war Dein hartes Wort, Deine Verzweiflung an der Menschheit, Dein finsterer Glaube an Gott und seine Schöpfung, der mich zu Dir trieb! Lerne die Menschen kennen! Selbst in den Bösen lebt ein Theil von Gott, ein solcher, der die Flamme der Hölle löscht und benetzt!"

Und der Prediger fühlte einen Kuß auf seinen Lippen, es leuchtete ein Schimmer um ihn; die klare Sonne Gottes strahlte ins Zimmer herein, wo sein Weib, lebend, mild und voller Liebe, ihn aus einem Traume erweckte, der ihm von Gott gesandt war!

Das Metallſchwein.

In der Stadt Florenz, nicht weit von der piazza del granduca, zieht ſich eine kleine Querſtraße hin, ich glaube ſie wird porta rossa genannt. In dieſer, vor einer Art von Markthalle, wo Gemüſe verkauft wird, liegt ein in Metall künſtlich gearbeitetes Schwein. Das friſche, klare Waſſer rieſelt aus dem Munde des Thieres, welches vom Alter ſchwärzlich grün geworden iſt, nur die Schnauze glänzt als ſei ſie polirt, und das iſt ſie auch von vielen hundert Kindern und Lazzaronis, die ſie mit den Händen anfaſſen und ihren Mund an den des Thieres legen, um zu trinken. Es iſt ein vollſtändiges Gemälde, das wohlgeſtaltete Thier von einem hübſchen, halbnackten Knaben umfaßt zu ſehen, der ſeine friſchen Lippen an deſſen Schnauze legt.

Jeder, der nach Florenz kommt, findet leicht die Stelle, er darf nur den erſten beſten Bettler nach dem Metallſchweine fragen, und er wird es finden.

Es war ein ſpäter Winterabend; die Berge waren mit Schnee bedeckt, aber es war Mondſchein und der Mondſchein in Italien giebt eine Beleuchtung, die eben ſo gut iſt, wie ein trüber, nördlicher Wintertag, ja beſſer, denn die Luft glänzt und erhebt uns, während im Norden die kalte, graue Bleidecke

uns zur Erde drückt, zur kalten, naſſen Erde, die einſt auch unſern Sarg drücken wird.

In des Großherzogs Schloßgarten, unter einem PinienDach, wo tauſend Roſen zur Winterszeit blühen, hatte ein kleiner zerlumpter Knabe den ganzen Tag geſeſſen, ein Knabe, der ein Bild Italiens abgeben konnte, ſo hübſch, ſo lächelnd und doch ſo leidend. Ihn hungerte und durſtete ihn, aber Niemand reichte ihm eine Gabe, und als es dunkelte und der Garten geſchloſſen werden ſollte, jagte der Pförtner ihn hinaus. Lange ſtand er träumend auf der Brücke, die über den Arno führt, und blickte die Sterne an, die im Waſſer zwiſchen ihm und der prächtigen Marmorbrücke della Trinità erglänzten.

Er ſchlug den Weg zum Metallſchweine ein, kniete halb nieder, ſchlang ſeine Arme um deſſen Hals, drückte ſeinen kleinen Mund an die glänzende Schnauze und trank das friſche Waſſer in großen Zügen. Dicht daneben lagen einige Salatblätter und ein Paar Kaſtanien; ſie wurden ſeine Abendmahlzeit. Kein Menſch außer ihm war auf der Straße; ſie gehörte ihm ganz allein, und getroſt ſetzte er ſich auf des Metallſchweins Rücken, beug ſich vorn über, ſo daß ſein lockiges Haupt auf dem des Thieres ruhte, und ehe er ſich deſſen bewußt war, umfing ihn der Schlaf.

Es war Mitternacht, das Metallſchwein regte

ſich, er hörte es ganz deutlich ſagen: „Du kleiner Knabe, halte Dich feſt, denn nun laufe ich,“ und fort lief es mit ihm; es war ein wunderbarer Ritt. — Zuerſt gelangten ſie auf die piazza del granduca, und das metallene Pferd, welches des Herzogs Statue trägt, wieherte laut auf, die bunten Wappen auf dem alten Rathhauſe erſchienen wie transparente Bilder, und Michel Angelo's David ſchwang ſeine Schleuder; es regte ſich ein ſeltſames Leben! Die Metallgruppen, welche Perſeus und den Raub der Sabinerinnen darſtellen, ſtanden da als ſeien ſie lebendig; ein Schrei der Todesangſt entſtrömte ihnen und ſcholl über den prachtvollen, einſamen Platz dahin.

Beim Palazzo degli Uffizi im Bogengange, wo der Adel ſich zur Carnevalsfreude verſammelt, hielt das Metallſchwein an.

„Halte Dich feſt,“ ſagte das Thier, „halte Dich feſt, denn nun geht es die Treppen hinan!“ Der Kleine ſagte noch kein Wort, halb zitterte er, halb war er glücklich.

Sie betraten eine lange Galerie, er kannte ſie gut, er war ja ſchon früher hier geweſen; die Wände prangten mit Malereien: hier ſtanden Statuen und Büſten, alle im ſchönſten Licht als ſei es heller Tag; aber am Prächtigſten war es, als die Thür eines der Seitengemächer ſich öffnete; ja der Herrlichkeit

dort erinnerte sich der Kleine; doch in dieser Nacht war Alles in seinem schönsten Glanze.

Hier stand ein nacktes, schönes Weib, so schön, wie nur Natur und des Marmors größter Meister sie formen konnten; sie bewegte die schönen Glieder, Delphine sprangen zu ihren Füßen, Unsterblichkeit leuchtete aus ihrem Auge. Die Welt nennt sie die mediceische Venus. An ihren Seiten prangen Marmorbilder, bei welchen des Geistes Leben den Stein durchdrungen hat; es sind nackte, schöne Männer; der eine wetzte das Schwert, der Schleifer wurde er genannt; die ringenden Gladiatoren bildeten die andere Gruppe; das Schwert wurde gewetzt, es wurde gekämpft für die Göttin der Schönheit.

Der Knabe war von all diesem Glanze wie geblendet; die Wände strahlten von Farben, Alles war dort Leben und Bewegung. Das Bild der Venus zeigte sich verdoppelt, die irdische Venus so hingebend, so feurig, wie Titian sie an sein Herz gedrückt. Es war wunderbar zu schauen. Sie waren zwei schöne Weiber; ihre herrlichen, unverhüllten Glieder streckten sich auf den weichen Polstern, ihre Brust hob und der Kopf bewegte sich, so daß die reichen Locken auf die runden Schultern herabfielen, während die dunkeln Augen des Blutes glühende Gedanken aussprachen; aber keins der Bilder wagte doch ganz aus dem Rahmen herauszutreten. Die Schönheitsgöttin selbst, die

Gladiatoren und der Schleifer blieben an ihrem Platz, denn die Glorie, welche von Madonna, Jeſus und Johannes ausſtrahlte, bannte ſie. Die heiligen Bilder waren keine Bilder mehr, ſie waren die Heiligen ſelbſt.

Welcher Glanz und welche Schönheit von Saal zu Saal! und der Kleine ſah ſie alle; das Metallſchwein ging ja Schritt vor Schritt durch all' dieſe Pracht und Herrlichkeit. Ein Anblick verdrängte den andern; nur ein Bild prägte ſich tief in ſeine Seele ein, und das beſonders durch die frohen glücklichen Kinder, welche es zeigte, — der Kleine hatte ſie einſt im Tageslicht begrüßt.

Viele gehen gewiß achtlos an dieſem Bilde vorüber, und doch umſchließt es einen Schatz von Poeſie, es iſt Chriſtus, der hinabſteigt in die Unterwelt; aber es ſind nicht die Verdammten, welche man um ihn her ſieht, nein, es ſind Heiden. Der Florentiner Angiolo Bronzino hat dieſes Bild gemalt; am Herrlichſten iſt der Geſichts-Ausdruck der Kinder, das volle Vertrauen, daß ſie in den Himmel kommen werden; zwei Kleine umarmen ſich ſchon, ein Kleiner ſtreckt die Hand nach einem andern, tiefer ſtehenden aus und zeigt auf ſich, als ſage er: „Ich werde in den Himmel kommen!“ Die älteren ſtehen ungewiß, hoffend, oder beugen ſich demüthig anbetend vor dem Herrn Jeſus. Länger als auf

einem der andern weilte des Knaben Blick auf dieſem; das Metallſchwein ſtand davor ſtill; ein leiſer Seufzer wurde gehört; kam er vom Bilde oder aus des Thieres Bruſt? Der Knabe erhob ſeine Hand zu den lächelnden Kindern; — da lief das Thier mit ihm fort, fort durch den offnen Vorſaal. „Dank und Segen Dir, Du herrliches Thier!“ ſagte der kleine Knabe und liebkoſ'te das Metallſchwein, welches die Treppen mit ihm hinab ſprang.

Dank und Segen Dir ſelbſt!“ ſagte das Metallſchwein. „Ich habe Dir und Du haſt mir geholfen, denn nur mit einem unſchuldigen Kinde auf dem Rücken erhalte ich die Kraft zum Laufen! Ja, ſiehſt Du, ich darf ſogar unter die Strahlen der Lampe, vor das Madonnenbild, treten, nur nicht in die Kirche! Aber von außen, wenn Du bei mir biſt, kann ich durch die offne Thür hineinſehen. Steige nicht von meinem Rücken hinunter; thuſt Du es, dann liege ich todt, wie Du mich am Tage ſiehſt, in der porta rossa!“

„Ich bleibe bei Dir, mein theures Thier!“ ſagte der Kleine, und ſo ging es in ſauſender Eile durch die Straßen von Florenz, hinaus auf den Platz vor der Kirche Santa Croce.

Die Flügelthür ſprang auf, Lichter ſtrahlten vom Altar durch die Kirche hinaus auf den einſamen Platz.

Ein wunderbarer Lichtglanz entſtrömte dem einen Grabmonument in dem linken Seitengange, tauſend bewegliche Sterne bilden gleichſam eine Glorie um daſſelbe. Ein Wappenzeichen prangt auf dem Grabe, eine rothe Leiter im blauen Grund, die wie Feuer zu glühen ſcheint. Es war Galilei's Grab. Das Monument iſt einfach, aber die rothe Leiter in dem Grunde iſt ein bedeutungsvolles Zeichen, es iſt als ſei es das der Kunſt, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinan, aber zum Himmel. Alle Propheten des Geiſtes eilen zum Himmel, wie der Prophet Elias.

Rechts im Gang der Kirche ſchien jede Bildſäule auf den reichen Sarkophagen Leben erhalten zu haben. Hier ſtand Michel Angelo, dort Dante mit dem Lorberkranz um die Schläfe, Alfieri, Machiavelli, Seite an Seite ruhen hier dieſe großen Männer, Italiens Stolz *). Es iſt eine prächtige Kirche,

*) Dem Grabe Galilei's gegenüber befindet ſich das Michel Angelo's. Auf dem Monumente iſt ſeine Büſte angebracht, und außerdem drei Figuren: die Sculptur, Malerkunſt und Architektur; dicht daneben iſt Dante's Grabmal (die Leiche ſelbſt befindet ſich in Ravenna); auf dem Monument ſieht man Italien, es deutet auf Dante's coloſſale Statue, die Poeſie weint über ſeinen Verluſt. Ein Paar Schritte weiter iſt Alfieri's Monument, welches mit Lorber, Leiern und Larven geziert iſt, Italien weint über ſeinem Sarge. Machiavelli beſchließt hier die Reihe der berühmten Männer.

weit schöner, wenn gleich nicht so groß, als der Marmor-Dom in Florenz.

Es war als regten sich die marmornen Gewänder, als erhöben die großen Gestalten ihre Häupter höher und schauten, unter Gesang und Tönen, hinauf zu dem bunten, strahlenden Altar, wo weißgekleidete Knaben goldne Räucherfässer schwenkten; der starke Duft strömte aus der Kirche auf den freien Platz.

Der Knabe streckte seine Hand nach dem Lichtglanz aus, und im Nu eilte das Metallschwein fort; er mußte sich fest anklammern, der Wind sauste ihm um die Ohren, er hörte die Kirchenthüre in den Angeln kreischen, indem sie sich schloß, aber in demselben Augenblick schien ihn das Bewußtsein zu verlassen, er fühlte eine eisige Kälte — und schlug die Augen auf.

Es war Morgen, er saß, halb hinabgeglitten vom Metallschwein, welches da stand, wo es immer in der Straße porta rossa zu stehen pflegte, noch auf dem Rücken desselben.

Furcht und Angst erfüllte den Knaben bei dem Gedanken an die, welche er Mutter nannte, und die ihn gestern ausgesandt hatte, um Geld herbeizuschaffen; er hatte nichts, ihn hungerte und dürstete. Noch einmal umfaßte er des Metallschweins Hals, küßte es auf die Schnauze, nickte ihm zu, wanderte dann fort in eine der engsten Gassen, kaum breit genug

für einen beyackten Esel. Eine große eisenbeschlagene Thür stand halb angelehnt, hier stieg er eine gemauerte Treppe mit schmutzigen Wänden und einem Seile, das als Geländer diente, hinan, und gelangte in eine offene Galerie mit Lumpen behängt; von hier führte eine Treppe in den Hof hinab, wo vom Brunnen große Eisendräthe nach allen Etagen des Hauses gezogen waren und ein Wassereimer neben dem andern schwebte, während die Rolle knarrte und der Eimer in der Luft tanzte, daß das Wasser in den Hof hinunter plätscherte. Wieder führte eine verfallene, gemauerte Treppe aufwärts; — zwei Matrosen, es waren Russen, sprangen munter herab und hätten den armen Knaben fast umgestoßen. Sie kamen von ihrem nächtlichen Bacchanal. Eine nicht junge, aber üppige Weibergestalt, mit vollem schwarzem Haar, folgte ihnen. „Was bringst Du nach Hause?“ sagte sie zum Knaben.

„Sei nicht böse!“ bat dieser, „ich erhielt nichts, gar nichts!“ — und ergriff der Mutter Kleid, als wollte er es küssen. Sie traten in das Stübchen: das will ich nicht beschreiben; nur so viel sei gesagt, daß dort ein Henkeltopf mit Kohlenfeuer stand, marito, wie er genannt wird. Diesen nahm sie in den Arm, wärmte sich die Finger und stieß den Knaben mit dem Ellbogen. „Ja, gewiß hast Du Geld!“ sagte sie.

Das Kind weinte, sie stieß es mit dem Fuße; es

jammerte laut. — „Wirſt Du ſchweigen, oder ich zerſchlage Deinen ſchreienden Kopf!“ und ſie ſchwang den Feuertopf, den ſie in der Hand hielt; der Knabe bückte ſich mit einem Schrei zur Erde. Da trat die Nachbarin zur Thür herein, auch ſie hatte ihren marito im Arm. „Felicita! Was thuſt Du dem Kinde?“

„Das Kind iſt mein!“ antwortete Felicita. „Ich kann es ermorden, wenn ich will, und Dich mit, Giannina,“ und ſie ſchwang ihren Feuertopf; die Andere erhob den ihrigen zur Abwehr und beide Töpfe ſchlugen ſo heftig gegen einander, daß Scherben, Feuer und Aſche im Zimmer umherflogen; — — aber in demſelben Augenblick war der Knabe aus der Thür, über den Hof und aus dem Hauſe. Das arme Kind lief, daß es zuletzt nicht mehr athmen konnte; es hielt an bei der Kirche Santa Croce, der Kirche, deren große Thüre ſich in voriger Nacht vor ihm aufgeſchloſſen, und ging hinein. Alles ſtrahlte, der Knabe kniete an dem erſten Grabe zur Rechten nieder, es war das Grab Michel Angelo's, und bald ſchluchzte er laut. — Leute kamen und gingen, die Meſſe wurde geleſen, Keiner bemerkte den Knaben; nur ein ältlicher Bürger ſtand ſtill, blickte ihn an — und ging dann fort wie die Andern.

Hunger und Durſt plagten den Kleinen, er war ganz ohnmächtig und krank; er kroch in einen Winkel zwiſchen dem Marmormonumente und ſchlief ein. Es war gegen Abend, als er durch ein Zupfen ge-

weckt wurde, er fuhr auf, und derſelbe alte Bürger ſtand vor ihm.

„Biſt Du krank? Wo biſt Du zu Hauſe? Biſt Du den ganzen Tag hier geweſen? waren einige der vielen Fragen, die der Alte an ihn that. Sie wurden beantwortet, und der alte Mann nahm ihn mit ſich in ſein kleines Haus, dicht nebenan in einer Seitenſtraße. Sie traten in eine Handſchuhmacherwerkſtätte, die Frau ſaß eifrig nähend, als ſie kamen. Ein kleiner weißer Bologneſerhund, ſo kurz geſchoren, daß man ſeine roſenfarbne Haut ſehen konnte, hüpfte auf den Tiſch und machte vor dem kleinen Knaben ſeine Sprünge. —

„Die unſchuldigen Seelen kennen ſich," ſagte die Frau und liebkoſ'te Hund und Knaben. Letzterer erhielt Speiſe und Trank von den guten Leuten, und ſie ſagten, es ſolle ihm erlaubt ſein, die Nacht dort zu verweilen; am nächſten Tage würde Vater Giuſeppe mit ſeiner Mutter ſprechen. Er erhielt ein kleines ärmliches Bett; für ihn aber, der oft auf dem harten, ſteinernen Fußboden hatte ſchlafen müſſen, war es königlich-prächtig, wie ſüß ſchlief er! träumend von den reichen Bildern und dem Metallſchwein.

Vater Giuſeppe ging am nächſten Morgen aus; das arme Kind war darüber nicht froh, denn es wußte, daß dieſer Ausgang darum ſtattfinde, um es ſeiner Mutter wieder zuzuführen. Der Knabe weint

und küßte den kleinen muntern Hund, und die Frau nickte Beiden zu. —

Welchen Bescheid brachte Vater Giuseppe? Er sprach viel mit seiner Frau, und diese nickte und streichelte den Knaben. „Er ist ein herrliches Kind!“ sagte sie. „Er kann ein hübscher Handschuhmacher werden wie Du warst; und Finger hat er, so fein und biegsam. Madonna hat ihn zum Handschuhmacher bestimmt!“

Und der Knabe blieb im Hause, die Frau lehrte ihn selbst nähen; er aß gut, schlief gut, wurde munter und begann Bellissima zu necken, so hieß der kleine Hund; die Frau drohte mit dem Finger, schalt und war böse. — Das ging dem Knaben zu Herzen, gedankenvoll saß er in seiner kleinen Kammer. Diese hatte die Aussicht nach der Straße, drinnen wurden Felle getrocknet; dicke Eisenstangen waren vor den Fenstern, er konnte nicht schlafen; das Metallschwein erschien ihm stets in Gedanken, und plötzlich hörte er draußen: klatsch, klatsch. Ja es war gewiß das Schwein! Er sprang ans Fenster, aber Nichts war zu sehen, es war schon vorüber.

„Hilf dem Signor seinen Farbenkasten tragen!“ sagte Madame am folgenden Morgen zum Knaben, als der junge Nachbar, der Maler, jenen und eine große, aufgerollte Leinwand tragend, vorüberschritt. Der Knabe nahm den Kasten und folgte dem Maler,

ſie ſchlugen den Weg nach der Galerie ein und dieſelbe Treppe hinan, die ihm ſeit jener Nacht, als er auf dem Metallſchweine ritt, wohl bekannt war. Er kannte die Statuen und Bilder, die ſchöne Marmor-Venus und die, welche in Farben lebte; er ſah die Mutter Gottes, Jeſus und Johannes wieder.

Nun blieben ſie vor dem Gemälde von Bronzino ſtehen, wo Chriſtus in die Unterwelt hinabſteigt und die Kinder um ihn her lächeln in ſüßer Erwartung des Himmels — das arme Kind lächelte auch, denn hier war es in ſeinem Himmel! —

„Geh nun nach Hauſe!“ ſagte der Maler, als der Knabe ſchon ſo lange geſtanden, bis jener indeß ſeine Staffelei aufgerichtet hatte. —

„Darf ich Euch malen ſehen?“ ſagte der Knabe, „darf ich zuſehen, wie Ihr das Bild auf dieſe weiße Leinwand bringt?“

„Noch male ich nicht!“ antwortete der Mann und nahm ſeine ſchwarze Kreide hervor. Schnell bewegte ſich die Hand, das Auge maß das große Bild, und obgleich nur ein feiner Strich ſichtbar wurde, ſtand Chriſtus doch ſchwebend da, wie auf dem farbigen Bilde.

„Aber ſo gehe doch!“ ſagte der Maler, und ſtill wanderte der Knabe heim, ſetzte ſich auf den Tiſch und — lernte Handſchuhe nähen.

Aber den ganzen Tag waren ſeine Gedanken im

Bilderſaal, und daher ſtach er ſich in die Finger, betrug ſich linkiſch, neckte aber dafür Bellissima nicht. Als es Abend wurde und die Hausthür gerade offen ſtand, ſchlich er ſich hinaus; es war kalt, aber ſternenhell, gar ſchön und heiter. Fort wanderte er durch die ſchon öden Straßen, und ſtand bald vor dem Metallſchwein, über welches er ſich hinabbeugte, ſeine blanke Schnauze küßte und ſich auf deſſen Rücken ſetzte. — „Du geſegnetes Thier," ſagte er, „wie habe ich mich nach Dir geſehnt! Wir müſſen in dieſer Nacht einen Ritt machen!"

Das Metallſchwein lag unbeweglich, und die friſche Quelle ſprudelte ihm aus dem Munde. Der Kleine ſaß als Reiter auf ihm, da zupfte ihn Etwas an den Kleidern; er blickte zur Seite, Bellissima, die kleine kahlgeſcherne Bellissima war es. — Der Hund war aus dem Hauſe geſchlichen und dem Kleinen gefolgt, ohne daß dieſer es bemerkt. Bellissima bellte, als wollte ſie ſagen: ſiehſt Du, ich bin auch da, weshalb ſetzeſt Du Dich hierher? — Kein feuriger Drache hätte den Knaben ſo erſchrecken können, als der kleine Hund an dieſem Ort. Bellissima auf der Straße, und zwar ohne angekleidet zu ſein, wie die alte Mutter es nannte' Was ſollte daraus werden? Der Hund kam im Winter nur heraus, nachdem ihm zuvor ein kleines Lammsfell übergezogen worden war, welches für ihn zugeſchnitten und genähet war. Das

Fell, mit Schleifen und Schellen geſchmückt, konnte mit einem rothen Bande um den Hals und unter dem Bauche feſt gebunden werden. Der Hund ſah faſt aus wie ein Zicklein, wenn er zur Winterszeit in dieſem Anzug Erlaubniß erhielt, mit Signora auszutrippeln. Bellissima war außen und nicht angekleidet; was ſollte daraus werden! Alle Phantaſien waren verſchwunden, doch küßte der Knabe das Metallſchwein und nahm Bellissima auf den Arm: das Thier zitterte vor Kälte, daher lief der Knabe ſo ſchnell er vermochte.

„Mit was läufſt Du da?“ riefen zwei Polizeiſoldaten, denen er begegnete und welche Bellissima anbellte. „Wo haſt Du den hübſchen Hund geſtohlen?“ fragten ſie, und nahmen ihm denſelben weg.

„O, gebt mir ihn wieder!“ jammerte der Knabe.

„Haſt Du ihn nicht geſtohlen, ſo magſt Du zu Hauſe ſagen, daß der Hund auf der Wache abgeholt werden könne!“ Sie nannten den Ort und gingen mit Bellissima fort.

Das war ein großer Jammer. Der Knabe wußte nicht, ob er in den Arno ſpringen, oder nach Hauſe gehen und Alles geſtehen ſollte; ſie würden ihn gewiß todt ſchlagen, dachte er. — „Aber ich will gern todtgeſchlagen werden, ich will ſterben, ſo gelange ich zu Jeſus und der Madonna!“ und er ging heim, hauptſächlich um todtgeſchlagen zu werden.

Die Thür war verſchloſſen, er konnte den Klopfer

nicht erreichen, Niemand war auf der Straße, aber ein Stein lag da, und mit dieſem donnerte er gegen die Thür. „Wer iſt da?“ rief es drinnen. —

„Ich bin's!“ ſagte er. „Bellissima iſt fort! Macht mir auf und ſchlagt mich dann todt!“

„Es verbreitete ſich ein Schrecken, beſonders bei Madame wegen der armen Bellissima. Sie blickte ſogleich auf die Wand, wo des Hundes Anzug zu hängen pflegte; das kleine Lammfell hing dort.

„Bellissima auf der Wache!“ rief ſie ganz laut. „Du böſes Kind! Wie haſt Du ihn hinaus gelockt? Sie erfriert! Das zarte Thier bei den plumpen Soldaten!“ —

Der Vater mußte ſogleich fort, — die Frau jammerte, der Knabe weinte. — Alle Hausgenoſſen kamen zuſammen, unter dieſen der Maler; er nahm den Knaben zwiſchen ſeine Kniee, fragte ihn aus, und in Bruchſtücken erhielt er die ganze Geſchichte von dem Metallſchwein und der Galerie — ſie war ziemlich unverſtändlich. Der Maler tröſtete den Kleinen, verſuchte die Alte zu beſänftigen, aber ſie gab ſich nicht zufrieden, bis der Vater mit Bellissima ankam, welche unter den Soldaten geweſen; das war eine Freude, und der Maler liebkoſte den armen Knaben und gab ihm eine Handvoll Bilder.

O, das waren herrliche Stücke, komiſche Köpfe! Und wahrlich — das Metallſchwein war leibhaftig

ſelbſt darunter. O, nichts konnte herrlicher ſein! Durch ein Paar Striche ſtand es auf dem Papiere, und ſelbſt das dahinter ſtehende Haus war angegeben.

„Wer doch zeichnen und malen könnte, der könnte die ganze Welt um ſich verſammeln!“

In dem erſten einſamen Augenblick des folgenden Tages ergriff der Kleine den Bleiſtift, und auf der weißen Seite eines der Bilder verſuchte er die Zeichnung des Metallſchweins wiederzugeben; ſie gelang! — etwas ſchief zwar, etwas auf und ab, ein Bein dick, ein anderes dünn, aber es war doch zu erkennen, er jubelte ſelbſt darüber. — Der Bleiſtift wollte nur nicht ſo recht gerade geben wie er ſollte, das bemerkte er wohl; am folgenden Tage ſtand ein Metallſchwein an der Seite des andern, und das war hundert Mal beſſer; das dritte war ſchon ſo gut, daß Jeder es erkennen konnte.

Aber es ging ſchlecht mit dem Handſchuhnähen, langſam mit den Beſtellungen in der Stadt; denn das Metallſchwein hatte ihn gelehrt, daß alle Bilder auf das Papier gebracht werden können, und die Stadt Florenz iſt ein ganzes Bilderbuch, wenn man darin blättern will. Auf der piazza della Trinità ſteht eine ſchlanke Säule und oben drauf die Göttin der Gerechtigkeit mit verbundenen Augen und der Wagſchale. Bald ſtand ſie auf dem Papiere, und es war der kleine Burſche des Handſchuhmachers,

der ſie dahingeſtellt. Die Bilderſammlung wuchs, aber noch enthielt ſie nur Zeichnungen von lebloſen Gegenſtänden; da hüpfte eines Tages Bellissima vor ihm her. „Steh ſtill!“ ſagte er, „dann ſollſt Du ſchön werden und in meine Bilderſammlung kommen!“ Aber Bellissima wollte nicht ſtill ſtehen, ſie mußte feſtgebunden werden; Kopf und Schwanz wurden gebunden, ſie bellte und machte Sprünge, die Schnur mußte ſtraff geſpannt werden; da kam Signora.

„Du gottloſer Knabe! Das arme Thier!“ war Alles, was ſie hervorbringen konnte, und ſie ſtieß den Knaben zur Seite, ſtieß ihn mit dem Fuße, verwies ihn aus ihrem Hauſe, ihn, der der undankbarſte Taugenichts, das gottloſeſte Kind war; und weinend küßte ſie ihre kleine halberwürgte Bellissima.

In demſelben Augenblick kam der Maler die Treppe herauf und — — hier iſt der Wendepunkt der Geſchichte. —

Im Jahre 1834 war in Florenz, in der Accademia delle arti eine Ausſtellung. Zwei neben einander aufgeſtellte Gemälde verſammelten eine Menge Zuſchauer. Auf dem kleinſten war ein kleiner, luſtiger Knabe vorgeſtellt, welcher ſaß und zeichnete; zum Modell hatte er einen kleinen, weißen, eigenthümlich geſchornen Spitz; aber das Thier wollte nicht ſtill ſtehen, und war daher mit Bindfaden ſo-

wohl am Kopfe wie am Schwanze gebunden; es war Leben darin und eine Wahrheit, die Jeden anſprechen mußte. Der Maler, erzählte man, ſei ein junger Florentiner, der als kleines Kind auf der Straße gefunden, von einem alten Handſchuhmacher erzogen worden ſei und durch ſich ſelbſt das Zeichnen gelernt habe. Ein jetzt berühmter Maler habe dieſes Talent entdeckt, als der Knabe einmal fortgejagt werden ſollte, weil er der Madame Liebling, den kleinen Spitz, gebunden und zum Modell genommen hatte.

Der Handſchuhmacherburſche war ein großer Maler geworden, das zeigte dieſes Bild, das zeigte beſonders das größere daneben. Hier war nur eine einzige Figur, ein in Lumpen gekleideter, aber ſchöner Knabe, welcher ſchlafend auf der Straße ſaß, er lehnte ſich an das Metallſchwein in der Straße porta rossa *). Alle Beſchauer kannten die Stelle. Des Kindes Arme ruhten auf dem Kopf des Schweines; der Kleine ſchlief ſo feſt, die Lampe vor dem Madonnenbilde warf ein ſtarkes, effectvolles Licht auf das blaſſe, herrliche Geſicht des Kindes. — Es war ein prächtiges Gemälde; ein großer vergoldeter Rahmen umgab es und an die Ecke deſſelben war

*) Das Metallſchwein iſt nur ein Abguß. Das Original iſt antik und aus Marmor, es hat ſeinen Platz am Eingange zur Galerie im palazzo degli uffizi.

ein Lorberkranz gehängt, aber zwiſchen den grünen Blättern ſchlängelte ſich ein ſchwarzes Band, ein langer Trauerflor hing davon herab. —

Der junge Künſtler war in dieſen Tagen — geſtorben!

Eine Roſe vom Grabe Homers.

In allen Geſängen des Orients ertönt die Liebe der Nachtigall zur Roſe; in den ſchweigenden, ſternenhellen Nächten bringt der geflügelte Sänger ſeiner duftenden Blume eine Serenade.

Nicht weit von Smyrna unter den hohen Platanen, wo der Kaufmann ſeine beladenen Kameele treibt, die ſtolz ihren langen Hals erheben und plump auf einen Boden treten, der heilig iſt, ſah ich eine blühende Roſenhecke; wilde Tauben flogen zwiſchen den Zweigen der hohen Bäume und ihre Flügel ſchimmerten, indem ein Sonnenſtrahl über ſie hinglitt, als wären ſie von Perlenmutter.

Die Roſenhecke trug eine Blume die unter allen die ſchönſte war, und dieſer ſang die Nachtigall ihren Liebesſchmerz; aber die Roſe ſchwieg, kein Thautropfen lag, wie eine Thräne des Mitleids, auf ihren Blättern, ſie beugte ſich mit dem Zweige hinab über einige große Steine.

„Hier ruht der Erde größter Sänger!“ sagte die Rose, „aber seinem Grabe will ich duften, auf dieses meine Blätter streuen, wenn der Sturm sie abreißt! Iliums Sänger wurde Erde, der ich entsprieße! — Ich, eine Rose vom Grabe Homer's, bin zu heilig, um für eine arme Nachtigall zu blühen!“

Und die Nachtigall sang sich zu Tode!

Der Kameeltreiber kam mit seinen beladenen Kameelen und schwarzen Sclaven; sein kleiner Knabe fand den todten Vogel und beerdigte den kleinen Sänger in dem Grabe des großen Homer; und die Rose bebte im Winde. Der Abend kam, dichter zusammen faltete die Rose ihre Blätter und träumte: — „es war ein schöner, sonnenheller Tag; eine Schaar fremder Männer nahte, sie hatten eine Pilgerreise nach Homer's Grabe unternommen. Unter den Fremden war ein Sänger aus Norden, aus der Heimat der Nebel und des Nordlichts; er brach die Rose ab, preßte sie fest in ein Buch und führte sie so mit sich in einen andern Welttheil, in sein fernes Vaterland. Die Rose welkte aus Kummer und lag in dem engen Buch, das er in seiner Heimat öffnete und sagte: „„hier ist eine Rose von Homer's Grabe!““

Das träumte die Blume, und sie erwachte und zitterte im Winde; ein Thautropfen fiel von ihren Blättern auf das Grab des Sängers. Die Sonne ging auf und schöner als zuvor glühte die Rose; es

ward ein heißer Tag, ſie war in ihrem warmen Aſie
Da wurden Fußtritte hörbar, fremde Franken kame
wie die Roſe ſie im Traum geſehen, und unter d
Fremden war ein Dichter aus dem Norden, er bra
die Roſe ab, drückte einen Kuß auf ihren friſchen Mu
und führte ſie mit ſich zur Heimat der Nebel u
des Nordlichts.

Als eine Mumie ruht nun die Blumenleiche
ſeiner Iliade, und wie im Traum hört ſie ihn d
Buch öffnen und ſprechen: „Hier iſt eine Roſe v
Homer's Grabe!“

Zwei Jungfern.

Haſt du wohl jemals eine Jungfer geſeh
das heißt was die Steinſetzer eine Jungfer nenn
ein Ding mit welchem ſie das Straßenpflaſter ſe
ſtampfen. Eine ſolche Jungfer iſt ganz und g
von Holz, unten breit und mit eiſernen Zwing
verſehen, oben ſchmal mit einem Stock quer durch d
nicht geſchnürte Taille, — und der Stock iſt die Ar
der Jungfrau.

Drinnen in der Niederlage ſtanden zwei d
gleichen Jungfern, ſie hatten ihren Platz zwiſch
Schaufeln, Handwagen, Schiebkarren und Klafte
maaßen, und zu dieſer ganzen Sippſchaft war d

Gerücht gedrungen, daß „die Jungfern“ nicht länger „Jungfern“ sondern „Handrammen“ heißen sollten, was die neueste und allein richtige Benennung in der Steinsetzersprache ist für das Ding, welches wir Alle in früheren guten Zeiten stets eine Jungfer nannten.

Nun giebt es unter uns Menschen was man so nennt, „emancipirte Frauenzimmer,“ als da sind Institutvorsteherinnen, Hebammen, Tänzerinnen, welche von Amtswegen auf einem Bein stehen, Modistinnen und Krankenwärterinnen, und an diese Reihe „Emancipirter“ schlossen sich auch die zwei Jungfern in der Niederlage an; sie waren Jungfern beim Straßenwesen, und sie wollten durchaus nicht ihren guten ehrlichen Namen aufgeben und sich „Handrammen“ benamsen lassen.

„Jungfern ist ein Menschenname“ sagten sie, aber Handramme ist ein Ding, und wir lassen uns nicht Ding nennen, das heißt uns ausschimpfen!“

„Mein Verlobter ist im Stande die Verbindung rückgängig zu machen!“ sagte die Jüngste, die mit einem Rammklotz versprochen war; und ein Rammklotz ist derjenige, welcher wie eine Maschine große Pfähle in die Erde treibt, also im Groben das verrichtet, was die Jungfer im Feinen thut. „Er will mich als Jungfer heimführen, aber ob er es thäte, wenn ich Handramme würde, ist fraglich, und also lasse ich mich auch nicht umtaufen.“

„Und ich, ſagte die Aeltere, laſſe mir eher beide Arme abbrechen.“

Der Schiebkarren war jedoch anderer Anſicht, und der Schiebkarren war ſchon ein Etwas, er betrachtete ſich als eine Viertel-Kutſche, weil er auf einem Rad einher ging.

„Ich muß Ihnen jedoch bemerklich machen! — ſprach derſelbe, „daß Jungfer ziemlich allgemein und bei weitem nicht ſo fein iſt als Handramme oder gar Stämpel, welcher Name auch vorgeſchlagen worden iſt, und durch welchen Sie z. B. in die Rangclaſſe der Petſchafte eintreten würden, und denken Sie nur an das große Staats-Petſchaft, welches das Staatsſiegel aufdrückt und erſt dem Geſetze ſeine Kraft verleiht; nein, an Ihrer Stelle würde ich die „Jungfer“ aufgeben.

„Nein nimmermehr! dazu bin ich zu alt! ſagte die Aeltere.

„Sie haben wahrſcheinlich noch nie von einem Ding reden hören, welches man „die europäiſche Nothwendigkeit“ nennt! — ſchaltete das alte ehrliche Klaftermaaß ein. „Man muß ſich zu fügen wiſſen, muß ſich unterordnen oder einordnen, ſich in Zeit und Umſtände ſchicken, und iſt einmal ein Geſetz vorhanden, daß die Jungfer Handramme heißen ſoll, nun ſo muß ſie Handramme heißen; da hilft kein Maulſpitzen, denn jedes Ding hat ſein Klaftermaaß“

„Nein, dann möchte ich mich doch lieber," — wenn durchaus eine Veränderung sein muß — sagte die Jüngere, „Fräulein nennen lassen. Fräulein schmeckt doch immer ein wenig nach Jungfer!"

„Ich aber lasse mich lieber zu Kleinholz machen!" sagte die ältere Jungfer.

Endlich ging es auf die Arbeit; die Jungfern fuhren, sie wurden in die Schiebkarre gelegt, immerhin zarte Behandlung, aber Handramme nannte man sie nun einmal.

„Jung —!" sagten sie, indem sie das Steinpflaster einstampften; „Jung —!" und sie waren ganz nah daran das ganze Wort „Jungfer" auszusprechen, aber sie brachen kurz ab und verschluckten die letzte Silbe, denn nach reiflicher Ueberlegung fanden sie es unter ihrer Würde zu reclamiren. Aber gegenseitig heißen sie sich stets „Jungfer" und preisen die guten alten Tage, da man jedes Ding bei seinem rechten Namen nannte, und Jungfer geheißen ward, wenn man Jungfer war; und das blieben sie alle Beide, denn der Rammklotz, die große Maschine, machte in der That die Verlobung mit der Jüngsten rückgängig, er wollte nun einmal eine Jungfer haben.

Ein Bild vom Feſtungswall.

Es iſt Herbſt, wir ſtehen auf dem Feſtungswall und blicken hinaus über das Meer; ſchauen die vielen Schiffe und die ſchwediſche Küſte jenſeit des Sundes an, die ſich in dem Abendſchein hoch über den Meeresſpiegel erhebt; hinter uns ſchneidet der Wall jäh ab; prächtige Bäume umgeben uns, das gelbe Laub flattert von den Zweigen herab; unten am Fuße des Walles ſtehen finſtere Häuſer, eingezäunt mit Palliſaden, und innerhalb dieſer iſt es gar beengt und ſchauerlich, aber noch ſchauerlicher iſt es dort hinter dem vergitterten Mauerloch; dort ſitzen die Bangefangenen, die ärgſten Verbrecher.

Ein Strahl der ſinkenden Sonne fällt in die kahle Kammer eines der Gefangenen. Die Sonne ſcheint über Guten und Böſen! Der finſtere, barſche Verbrecher wirft einen widerwilligen Blick auf den kalten Sonnenſtrahl. Ein Vöglein fliegt auf das Gitter zu. Das Vögelein zwitſchert den Böſen wie den Guten! Es läßt nur ein kurzes „Quivit“ ertönen, aber es bleibt auf der Gittermauer ſitzen, ſchlägt mit den Flügeln, zupft eine Feder aus einem derſelben, buſtert ſich auf, läßt die anderen Federn ſich emporſträuben an Hals und Bruſt — und der böſe Mann an der Kette ſieht ihm zu; in ſeinem barſchen Antlitz macht ſich ein milderer Ausdruck geltend;

in ſeiner Bruſt taucht ein Gedanke auf, den er ſich ſelbſt nicht einmal verdeutlicht, allein dieſer Gedanke iſt mit dem Sonnenſtrahl, iſt mik dem Duft der Veilchen verwandt, die im Frühling üppig unten an der Mauer wuchern. — Jetzt klingen die Hörner der Schützen, lieblich und voll. Das Vögelein ſchreckt zuſammen und flattert davon; der Sonnenſtrahl ſchwindet allmählich und es iſt wieder finſter in der Kammer, finſter im Herzen des böſen Mannes, aber die Sonne hat doch hinein geſchienen, das Vögelein hinein gezwitſchert!

Fahrt fort Ihr herrlichen Töne des Jägerhorns! Fahrt fort zu klingen, der Abend iſt mild, das Meer ſchaukelt leiſe ſeine ſpiegelglatte Fläche.

Jb und Chriſtinchen.

In der Nähe von dem klaren Strome Gudenau in Nordjütland, im Walde, welcher ſich an deſſen Ufern und weit in das Land hineinſtreckt, erhebt ſich ein großer Landrücken und zieht ſich, einem Walle gleich, durch den Wald. An dieſem liegt weſtwärts ein Bauernhäuschen, umgeben von magerem Ackerland; der Sandboden ſchimmert durch die ſpärlichen Roggen- und Gerſtenhalme, die hier wachſen.— Es ſind einige Jahre her; die Leute, die hier wohnten,

bebauten das Feld, hatten außerdem drei Schaafe, ein Schwein und zwei Ochſen; kurz, ſie nährten ſich ganz gut, ſie hatten zu leben, wenn man das Leben nimmt wie es eben kommt, ja, ſie hätten es wohl gar dahin bringen können, zwei Pferde zu halten, aber ſie ſagten wie die anderen Bauern der Gegend: „das Pferd frißt ſich ſelber!“ — es zehrt ſo viel wie es nährt. Jevye-Jäus beſtellte ſein Feld im Sommer und im Winter machte er Holzſchuhe, und alsdann hatte er auch einen Gehülfen, einen Burſchen, der, wie er, es verſtand die hölzernen Schuhe ſtark aber leicht und „mit Façon“ zu machen; ſie ſchnitzelten Schuhe und Löffel, und das brachte Geld, man würde Jevye-Jänſens Unrecht gethan haben, hätte man ſie arme Leute genannt.

Der kleine Jb, der ſiebenjährige Knabe, das einzige Kind im Hauſe, ſaß dabei und ſah den Arbeitern zu, ſchnitzelte an einem Stock, und ſchnitt ſich wohl auch zuweilen in den Finger; aber eines Tages hatte es Jb, mit zwei Stückchen Holz ſo weit gebracht, daß ſie wie kleine Holzſchuhe ausſahen, und dieſe wollte er Chriſtinchen ſchenken; und wer war Chriſtinchen? Sie war des Kahnführers Töchterlein, und ſie war fein und zart, wie ein herrſchaftliches Kind, hätte ſie Kleider darnach gehabt, es würde Niemand geglaubt haben, ſie ſei aus der Hütte von der nahen Haide. — Dort wohnte ihr Vater, welcher Wittwer

war und ſich dadurch nährte, daß er auf ſeinem großen Boot Brennholz aus dem Walde nach dem nahen Gute Silkenborg mit ſeinem großartigen Aalfang und Aalwehr, zuweilen auch gar bis nach dem entfernten Städtchen Randers fuhr. Er hatte Niemand, der Chriſtinchen hätte unter ſeine Obhut nehmen können, und deshalb war denn auch das Mädchen faſt immer bei ihm im Boote oder im Walde zwiſchen Haidekraut und Heidelbeerengeſträuch; mußte er einmal ganz nach dem Städtchen hinauf, nun ſo brachte er Chriſtinchen, das ein Jahr jünger als Jb war, über die Haide nach Jeppe-Jäns hinüber.

Jb und Chriſtinchen vertrugen ſich in allen Stücken, ſie theilten ſich in Brot und Beeren wenn ſie hungrig waren, ſie wühlten gemeinſchaftlich in der Erde, ſie liefen und krochen ſpielend überall umher; und eines Tages wagten ſie ſich gar, Beide ganz allein, auf den großen Landrücken hinauf und eine weite Strecke in den Wald hinein; einmal fanden ſie dort einige Schnepfeneier, und das war ein großes Ereigniß.

Jb war noch nie auf der Haide geweſen wo Chriſtinchens Vater wohnte und auch nicht auf dem Strome gefahren; aber endlich einmal ſollte das doch geſchehen; Chriſtinchens Vater hatte ihn dazu eingeladen und am Abende vorher folgte er dieſem über die Haide nach deſſen Hauſe.

Am nächſten frühen Morgen ſaßen die beiden

Kinder hoch auf dem im Boote aufgeſchichteten Brennholze und aßen Brot und Heidelbeeren. Chriſtinchens Vater und ſein Gehilfe trieben das Boot durch Stangen vorwärts, ſie hatten die Strömung mit ſich, und in ſchneller Fahrt ging es dem Strom entlang, durch die Seen, welche derſelbe bildet, und die oft durch Wald, durch Schilf und Röhricht wie verſchloſſen erſchienen, aber doch immer die Durchfahrt geſtatteten, wenn auch die alten Bäume ſich ganz über die Gewäſſer neigten und die Eichen ihre abgeſchälten Zweige hervorſtreckten, als wenn ſie die Hemdsärmel aufgeſtreifelt hätten und ihre knorrigen nackten Arme zeigen wollten; alte Erlen, welche der Strom vom Ufer losgeſchwemmt, klammerten ſich mit ihren Wurzeln feſt am Uferboden an und ſahen aus als wären ſie kleine Waldinſeln; die Waſſerlilien wiegten ſich auf dem Strome; es war eine herrliche Fahrt! — und endlich gelangte man bis an das große Aalwehr, wo das Waſſer durch die Schleuſen brauſte; — das war zu ſehen meinten Ib und Chriſtinchen.

Damals war dort keine Fabrik und auch kein Städtchen, nur das alte große Gehöft mit ſeinem trägen Ackerbetrieb mit wenigen Leuten und wenigem Vieh war dort zu ſehen, und das Gebrauſe des Waſſers durch die Schleuſe, das Schreien der wilden Enten, das war damals das ganze rege Leben Silkeborgs. — Und nachdem das Brennholz ausgeladen

war, kaufte der Vater Chriſtinchens ſich ein ganzes Bündel Aale und ein ſchon geſchlachtetes Ferkel, welches Alles in einen Korb gethan und hinten in das Boot geſtellt ward. Darauf ging es ſtromaufwärts wieder zurück, aber der Wind war günſtig und da man die Segel aufzog, war es ſo gut als hätte man zwei Pferde vorgeſpannt.

Als man ſich auf dem Strome ungefähr dem Orte gegenüber befand, woſelbſt der Gehilfe des Kahnführers landeinwärts nur eine kurze Strecke vom Ufer entfernt wohnte, wurde das Boot vertäuet und die beiden Männer gingen ans Land, nachem ſie zuvor den Kindern eingeſchärft hatten, ſich ruhig zu verhalten. Aber das thaten die Kinder nicht, wenigſtens nur ſehr kurze Zeit, mußten ſie doch in den Korb hinein angen, in welchen die Aale und das Ferkel lagen, und das Ferkel mußten ſie haben, in der Hand halten, befühlen, betaſten, und da ſie dies zu gleicher Zeit thun wollten, ſo geſchah es, daß ſie es ins Waſſer fallen ließen, und dort trieb nun das Ferkel mit der Strömung davon, und das war eine entſetzliche Begebenheit.

Ib ſprang ans Land und lief davon eine kleine Strecke, und Chriſtinchen ſprang ihm nach: „nimm mich mit Dir!“ rief ſie, und in wenigen Augenblicken befanden ſie ſich tief im Gebüſch, ſie ſahen nichts mehr, weder das Boot, noch den Strand; ſie liefen

noch eine kleine Strecke weiter, dann fiel Chriſtinchen zu Boden und weinte; Ib hob ſie aber wieder auf.

„Folge mir!“ ſagte er. „Drüben liegt das Haus!“— aber das Haus lag nicht drüben. Sie wanderten immer weiter, über das dürre raſchelnde vorjährige Laub, über herrabgefallene Baumzweige, und es knackte unter ihren kleinen Füßen; bald vernahmen ſie ein lautes durchdringendes Rufen, — ſie blieben lauſchend ſtehen, darauf ſchrillerte der Schrei eines Adlers durch den Wald, es war ein garſtiger Schrei und ſie erſchracken dabei, aber vor ihnen, drinnen im Walde, wuchſen die ſchönſten Blaubeeren in unglaublicher Menge; das war zu einladend als daß ſie nicht hätten bleiben ſollen, und ſie blieben auch und aßen von den Beeren und bekamen einen ganz blauen Mund und blaue Wangen. Aber nun vernahmen ſie von Neuem das frühere Rufen.

„Is ſetzt' was für das Ferkel;“ ſagte Chriſtinchen.

„Komm wir gehen nach Hauſe zu uns!“ ſagte Ib, „das iſt hier im Walde!“ und ſie gingen; ſie geriethen auf einen Fahrweg, aber nach Hauſe führte der Weg nicht und es wurde finſter und ſie fürchteten ſich. Die wunderbare Stille, welche ringsum herrſchte, ward durch garſtiges Schreien der großen Hornеule oder anderer Vögel, die ſie nicht kannten, unterbrochen; endlich verliefen ſie ſich beide in ein Gebüſch; Chriſtinchen weinte und Ib weinte, und

als ſie ſodann eine Weile geweint hatten, ſtreckten ſie ſich in das dürre Laub und ſchliefen ein.

Die Sonne ſtand hoch am Himmel als die beiden Kinder erwachten, es fror ſie, aber in der Nähe von ihrer Lagerſtätte, auf dem Hügel, ſtrahlte die Sonne durch die Bäume hindurch, dort wollten ſie ſich wieder erwärmen, und von dort aus meinte Ib, würden ſie das Haus ſeiner Eltern ſehen können; aber ſie waren weit von dem Hauſe entfernt, in einem ganz andern Theil des Waldes. Sie kletterten die Anhöhe ganz hinan und befanden ſich an einem Abhange, einem klaren durchſichtigen See gegenüber; die Fiſche ſtanden darin in großen Schaaren an dem Waſſerſpiegel, von den Sonnenſtrahlen beleuchtet; was ſie hier Alles erblickten, kam ihnen ſo unerwartet und plötzlich; aber dicht neben ihnen prangte eine Haſelſtaude voll der ſchönſten Nüſſe, und nun pflückten ſie die Nüſſe ab und knackten ſie auf und aßen die feinen jungen Kerne, die ſich erſt kürzlich gebildet hatten — aber es war ihnen doch noch eine Ueberraſchung, ein Schrecken vorbehalten. Aus dem Gebüſch trat eine große, alte Frau hervor, deren Geſicht ganz braun, deren Haar tief ſchwarz und glänzend war; das Weiße in ihren Augen leuchtete wie bei Mohren; auf dem Rücken trug ſie ein Bündel, in der Hand einen Knotenſtock; es war eine Zigeunerin. Die Kinder verſtanden nicht gleich was ſie ſagte; und ſie zog drei

große Nüsse aus der Tasche hervor; drinnen in diesen, erzählte sie, lägen die schönsten herrlichsten Dinge, es seien Wünschelnüsse.

Ib blickte sie an, sie sprach so freundlich, und er nahm sich zusammen und frug sie, ob sie ihm die Nüsse schenken wollte, und die Frau gab sie ihm und pflückte sich andere, eine ganze Tasche voll, vom Gebüsch.

Und Ib und Christinchen blickten die drei Wünschelnüsse mit großen Augen an.

„Ist wohl in dieser Nuß ein Wagen mit zwei Pferden?“ frug Ib.

„Ib, da drinnen ist eine goldene Karosse mit goldenen Pferden!“ sagte die Frau.

„Dann gieb mir die Nuß;“ sagte Christinchen, und Ib gab sie ihr, die fremde Frau knüpfte die Nuß in ihr Halstuch ein.

„Ist wohl in dieser Nuß hier so ein kleines hübsches Tuch wie Christinchen da um den Hals hat?“ frug Ib.

„Es sind zehn Halstücher darin!“ sagte die Frau „es sind feine Kleider, Strümpfe, Hut und Schleier darin.“

„Dann will ich auch die haben!“ sagte Christinchen, und Ib gab ihr auch die zweite Nuß; die dritte war ein kleines schwarzes Ding.

„Die mußt Du behalten,“ sagte Christinchen, „und die ist auch schön.“

„Und was iſt denn darin?“ frug Ib.

„Das Allerbeſte für Dich!“ antwortete die Zigeunerin.

Und Ib hielt die Nuß recht feſt. — Die Frau verſprach, ſie wolle die Kinder auf den richtigen Weg führen, damit ſie ſich nach Hauſe finden könnten, und nun ging es weiter, freilich in einer ganz andern Richtung als ſie hätten gehen müſſen, aber deshalb darf man noch lange nicht der alten Frau nachſagen, daß ſie Kinder ſtehlen wollte.

Auf dem wilden Waldpfad begegneten ſie den Waldvoigt, derſelbe kannte Ib, und durch ſeine Hilfe kam denn auch Ib und Chriſtinchen nach Hauſe; wo man ſich ihretwegen ſehr geängſtigt hatte; es ward ihnen verziehen und vergeben, obgleich ſie allerdings Beide in der That verdient hatten, daß „es was geſetzt hätte,“ erſtens weil ſie das Ferkel ins Waſſer hatten fallen laſſen, und zweitens weil ſie davongelaufen waren.

Chriſtinchen brachte man zu ihrem Vater auf der Haide und Ib blieb in dem Bauernhäuschen am Saume des Waldes und des großen Landrückens. Das Erſte was er nun Abends that, war, die kleine ſchwarze Nuß aus ſeiner Taſche hervorzuholen, die, welche das „Allerbeſte“ in ſich ſchließen ſollte; — er legte ſie vorſichtig zwiſchen Thür und Thürangel nieder, klemmte darauf die Thüre zu, und die Nuß

knackte so richtig auf; aber Kern war nicht so viel drin zu sehen! sie war gleichsam mit Schnupftabak oder schwarzer fetter Erde angefüllt; sie war taub oder wurmstichig wie man sagt.

„Ja, das dachte ich mir gleich!“ sagte Ib, „wie sollte auch in der kleinen Nuß Platz sein für das Allerbeste! Christinchen wird eben so wenig herauskriegen aus ihren zwei Nüssen, weder seine Kleider noch goldene Carossen!“

Und der Winter kam heran, und das neue Jahr trat ein; ja es verstrichen mehrere Jahre.

Ib sollte endlich confirmirt und eingesegnet werden, und ging deshalb einen ganzen Winter zu dem Pfarrer weit im Dorfe drüben, um zu lernen. Um diese Zeit besuchte der Bootsmann eines Tages die Eltern Ib's und erzählte, daß Christinchen nun in Dienst zöge und daß es ein wahres Glück für sie sei, in solche Hände zu fallen und einen solchen Dienst bei solch' braven Leuten zu bekommen: denkt einmal! sie zieht zu den reichen Wirthsleuten in Herning-Krug, weit gen Westen, viele Meilen von Ib entfernt; dort soll sie der Krügerin zur Hand gehen und in der Wirthschaft beistehen, und später, wenn sie sich wohl anläßt und dort confirmirt und eingesegnet ist, wollen die Leute sie behalten als ihre Tochter.

Und Jb und Chriſtinchen nahmen Abſchied von einander. „Die Brautleute“ nannte man ſie, und ſie zeigte ihm beim Abſchied, daß ſie noch die zwei Nüſſe habe, die er ihr damals bei ihrer Irrfahrt im Walde gegeben, und ſie ſagte ferner, daß ſie in ihrer Truhe die kleinen hölzernen Schuhe aufbewahre, die er als Knabe geſchnitzelt und ihr geſchenkt habe. Und darauf trennten ſie ſich.

Jb ward eingeſegnet; aber er blieb im Hauſe ſeiner Mutter, er war ein flinker Holzſchuhmacher geworden, und im Sommer beſtellte er das Feld, ſeine Mutter hielt keinen Knecht mehr dazu, er that es allein, denn ſein Vater war längſt geſtorben.

Nur ſelten, und alsdann höchſtens durch einen Poſtillon oder einen Aalbauer, erfuhr man Etwas über Chriſtinchen. Es erging ihr jedoch wohl bei den reichen Krügersleuten, und als ſie eingeſegnet worden war, ſchrieb ſie einen Brief an ihren Vater und darin auch einen Gruß an Jb und deſſen Mutter; im Briefe ſtand geſchrieben von ſechs neuen Hemden und einem ſchönen Kleide, welches Alles Chriſtinchen von ihrer Herrſchaft zum Geſchenk erhalten habe. Das waren freilich gute Nachrichten.

Am nächſten Frühjahr klopfte es eines Tages an die Thüre der alten Mutter unſeres Jb, und ſiehe der Kahnführer und Chriſtinchen traten ein; ſie war auf einen Tag zum Beſuch angekommen, ein Wagen

war vom Herninge-Krug nach dem nächſten Kirchdorf abgeſchickt worden, und die Gelegenheit hatte ſie benutzt, um einmal wieder die Ihrigen zu ſehen. Schön war ſie wie ein feines Fräulein, und hübſche Kleider hatte ſie an, die gut gearbeitet und zwar eigens für ſie gemacht waren. Sie ſtand da im vollen Putze, und Ib war in ſeinen Alltagskleidern. Er konnte kein Wort hervorbringen; zwar ergriff er ihre Hand und hielt dieſelbe feſt in der ſeinigen und war recht innig erfreut, aber den Mund konnte er gar nicht in Gang bringen; das konnte aber Chriſtinchen, ſie ſprach und erzählte immer fort, und ſie küßte auch Ib ohne Weiteres gerade auf den Mund.

„Kannteſt Du mich gleich wieder, Ib?“ ſagte ſie; aber ſelbſt als ſie ſpäter unter vier Augen waren, und er noch immer daſtand und ihre Hand in der ſeinigen hielt, vermochte er nur zu ſagen: „Du biſt ganz wie eine feine Dame geworden, und ich ſehe ſo zottig aus! Wie habe ich an Dich, Chriſtinchen, und an die alten Zeiten gedacht!“

Und Arm in Arm wanderten ſie den großen Landrücken hinan und ſchauten über den Strom hinaus nach der Haide hinüber mit den großen mit Ginſter überwucherten Hügeln; aber Ib ſagte gar nichts; doch da ſie ſich trennten war es ihm ganz klar geworden, daß Chriſtinchen ſeine Frau werden müſſe, hatte man ſie doch von Kindesbeinen an die Braut-

leute genannt, ſie ſeien, ſo ſchien es ihm, ein verlobtes Paar, wenn auch Keiner von Ihnen es jemals ausgeſprochen hatte.

Nur noch einige Stunden konnten ſie beiſammen bleiben, Chriſtinchen mußte wieder ins Nachbardorf zurückkehren, von wo der Wagen am nächſten Morgen zeitig nach Herninge abgehen ſollte. Ihr Vater und Ib geleiteten ſie bis ans Dorf, es war ein ſchöner mondheller Abend, und als ſie im Dorfe anlangten und Ib noch die Hand Chriſtinchens in der ſeinigen hielt, konnte er ſie nicht laſſen, ſeine Augen leuchteten, aber die Worte floſſen ihm ſpärlich über die Lippen; doch ſie floſſen aus ſeinem tiefinnerſten Herzen, und er ſagte: „Wenn Du nicht zu ſein gewöhnt worden biſt, Chriſtinchen, und Du dich darin finden kannſt, im Hauſe der Mutter mit mir zuſammen als meine Ehefrau zu leben, ſo werden wir Beide einmal Mann und Frau! — — aber wir können es noch ein wenig damit anſtehen laſſen.“

„Ja, ſehen wir es noch einige Zeit mit an, Ib!“ ſagte ſie, und dabei drückte ſie ſeine Hand und er küßte ſie auf den Mund. „Ich vertraue Dir, Ib!“ ſagte Chriſtinchen „und ich glaube auch, daß ich Dich lieb habe, — aber ich will es mir beſchlafen!“

Und darauf trennten ſie ſich. Und auf dem Rückwege ſagte Ib dem Kahnführer, daß er und Chriſtinchen nun ſo gut wie verlobt ſeien, und der Kahn-

führer fand, daß das grade ſo ſei, wie er es ſich ſtets gedacht; und er ging den Abend mit Ib nach Hauſe und blieb die Nacht über dort, und nun wurde nichts weiter von der Verlobung geſprochen.

Ein Jahr verſtrich, während deſſen zwei Briefe zwiſchen Ib und Chriſtinchen gewechſelt wurden. „Treu bis in den Tod!“ lautete die Unterſchrift. — Eines Tages trat der Kahnführer zu Ib herein, er brachte ihm einen Gruß von Chriſtinchen; was er ſonſt noch mehr zu ſagen hatte, damit ging es nun allerdings etwas langſam von Statten, allein es lautete dahin, daß es Chriſtinchen wohl, faſt mehr denn wohl erginge, ſie ſei ja ein hübſches Mädchen, gefeiert und geliebt; der Sohn des Krügers ſei auf Beſuch zu Hauſe geweſen, er ſei bei irgend einer großen Anſtalt in einem Büreau in Kopenhagen angeſtellt, — und ihm gefiele Chriſtinchen gar ſehr, — ſie fände ihn auch nach ihrem Sinn, — ſeine Eltern ſeien zwar auch nicht unwillig, allein es läge nun doch Chriſtinchen im Herzen, daß Ib wohl gar ſehr ihrer gedenke, und ſo habe ſie daran gedacht, ſie wolle das Glück von ſich ſtoßen, ſagte der Kahnführer.

Anfänglich ſprach Ib kein Wort, aber er wurde ſo blaß wie die Wand, ſchüttelte den Kopf ein wenig, und darauf erſt ſagte er: „Chriſtine darf das Glück nicht von ſich ſtoßen!“

„Nun, ſo ſchreibe ihr die Paar Worte," ſagte der Kahnführer.

Und Ib ſetzte ſich zum Schreiben nieder, aber er vermochte es nicht recht, die Worte ſo zu ſtellen wie er es wollte, und er ſtrich aus und zerriß, — am folgenden Morgen jedoch lag ein Brief an Chriſtinchen fertig da, und hier iſt er:

— „Den Brief, welchen Du Deinem Vater geſchrieben haſt, habe ich geleſen und ſehe daraus daß es Dir gut geht in allen Dingen, und daß Du es noch beſſer bekommen kannſt. Frage Dein Herz Chriſtinchen und überlege es Dir genau was Deiner erwartet, wenn Du mich nimmſt; was ich habe iſt nur wenig. Denke nicht an mich, oder an meinen Zuſtand, ſondern denke an Dein eigenes Wohl! An mich biſt Du durch kein Verſprechen gebunden, und haſt Du mir in Deinem Herzen ein ſolches gegeben, ſo entbinde ich Dich deſſelben. Die Freude ſchütte ihr Füllhorn über Dich aus Chriſtinchen! Der liebe Gott wird wohl Troſt für mein Herz wiſſen.

Immer Dein inniger Freund

Ib."

Und der Brief wurde abgeſendet, Chriſtinchen bekam ihn richtig.

Im Verlauf des Novembers wurde ſie aufgeboten, in der Kirche auf der Haide und drüben in Kopenhagen, wo der Bräutigam wohnte, und nach Kopen-

hagen reiſte ſie in Begleitung ihrer Schwiegermutter ab, weil der Bräutigam, ſeiner vielen Geſchäfte halber nicht die weite Reiſe tief in Jütland hinein unternehmen konnte. Chriſtine traf in einem Dorfe auf der Reiſe mit Ihrem Vater zuſammen, und hier nahmen die Beiden von einander Abſchied. Davon fielen nun wohl gelegentlich einige Worte, aber Ib ſagte nichts dazu, er wäre ſehr nachdenkend geworden, ſagte ſeine alte Mutter; ja nachdenkend war er geworden, und deshalb kamen ihm auch die drei Nüſſe in den Sinn, welche er als Kind von der Zigeunerin geſchenkt erhalten, und von welchen er Chriſtinchen zwei gegeben hatte; es ſeien Wünſchelnüſſe, in der einen der ihrigen läge ja eine goldene Karoſſe mit Goldfüchſen, in der andern wären die prächtigſten Kleider; das ſei richtig! all' die Herrlichkeit bekäme ſie nun drüben in der Hauptſtadt. Ihr ging es in Erfüllung —! ihm, Ib, habe die Nuß nur ſchwarze Erde geſpendet. „Das Allerbeſte" für ihn, habe die Zigeunerin geſagt, — ja, richtig, auch das ginge in Erfüllung! die ſchwarze Erde ſei ihm das Beſte. Jetzt begreife er deutlich was die Frau gemeint habe. In der ſchwarzen Erde, in der finſtern Gruft, ſei ihm am allerbeſten!

Und es verſtrichen Jahre, nicht gerade viele, aber lange Jahre, ſo ſchien es Ib; die alten Krügerleute

ſtarben, Eins nach dem Andern; der ganze Nachlaß, viele tauſend Thaler, vererbte auf den Sohn. Ja, jetzt konnte Chriſtinchen die goldene Karoſſe und ſeine Kleider genug bekommen.

Zwei lange Jahre, welche darauf folgten, lief kein Brief von Chriſtinchen ein, und als dann endlich der Vater einen bekam, war derſelbe durchaus nicht in Wohlſtand und Freuden geſchrieben. Das arme Chriſtinchen! weder ſie noch ihr Mann hatten es verſtanden, den Reichthum zu Rathe zu halten, der ging fort wie er gekommen, es war kein Segen an ihm, — weil ſie es ſelbſt nicht ſo wollten.

Und die Haideblumen prangten und das Haidekraut verdorrte wieder; der Schnee ſtrich ſchon viele Winter über die Haide, über den Landrücken dahin, unter welchem Jb in Schutz gegen die barſchen Winde wohnte; die Frühlingsſonne ſchien, und Jb ließ den Pflug durch ſeinen Acker ſchneiden, da ſchnitt derſelbe, wie er wähnte, über einen Feuerſtein dahin, es kam gleichſam ein großer ſchwarzer Hobelſpan aus dem Boden heraus, und als Jb ihn erfaßte, war es ein Metall, und die Stelle, wo der Pflug in daſſelbe hineingeſchnitten hatte, flimmerte ihm entgegen. Es war eine große ſchwere goldene Armſpange aus dem Alterthum; das Hünengrab war hier geſchleift worden, und jetzt war ſein köſtlicher Schmuck gefunden. Jb zeigte es dem Pfarrer, der ihm nun

den Werth des Fundes auseinanderſetzte, und darauf begab ſich Ib zum Landrichter, welcher den Vorſteher des Muſeums von ſeinem Fund benachrichtigte, und Ib den Rath ertheilte, perſönlich den Schatz zu überbringen.

„Du haſt in der Erde das Beſte gefunden, was Du finden konnteſt,“ ſagte der Landrichter.

„Das Beſte!“ dachte Ib. „Das Allerbeſte für mich, und in der Erde! nun, wenn das das Beſte iſt, ſo hatte die Zigeunerin Recht in dem, was ſie mir wahrſagte.“

Und Ib ging mit der Fähre von Aarhuus nach Kopenhagen, ihm, der nur einige Male über den heimatlichen Strom hinübergeſetzt war, ſchien dies eine Reiſe über das Weltmeer zu ſein. Und Ib gelangte in Kopenhagen an.

Der Werth des gefundenen Goldes wurde ihm ausgezahlt, es war eine große Summe: ſechshundert Thaler. In der großen Stadt ging Ib von der Haide umher.

Grade am Abende vor ſeiner auf den nächſten Morgen mit dem Schiffer beſtimmten Abreiſe, verirrte Ib ſich in den Straßen, und ſchlug eine ganz andere Richtung ein, als er wollte; er hatte ſich in die Neuſtadt, Chriſtianshafen, in eine ärmliche Gaſſe verlaufen. Kein Menſch war zu ſehen. Da trat endlich ein ganz kleines Mädchen aus einer der armſeligen

Häuſer heraus; Ib frug die Kleine nach der Straße, die er ſuchte; ſie blickte ihn aber ſchüchtern an und weinte heftig. Nun frug er ſie, was ihr fehle, ſie gab jedoch eine ihm unverſtändliche Antwort, aber indem ſie die Straße entlang ſchritten und ſich Beide unter einer Laterne befanden, deren Schein das Mädchen gerade ins Geſicht fiel, wurde ihm ganz wunderlich zu Muthe, denn es war leibhaftig Chriſtinchen, welches vor ihm ſtand, ganz wie er ſich ihrer aus der Kindheit erinnerte.

Und er trat mit dem kleinen Mädchen in das ärmliche Haus, ſtieg die enge, wacklige Treppe hinauf, welche zu einer kleinen ſchrägen Kammer hoch oben unter dem Dache führte. Drinnen war die Luft ſchwer und faſt erſtickend, kein Licht brannte, in einem Winkel ſeufzte und athmete es ſchwer auf. Ib machte Licht durch Hilfe eines Streichhölzchens. Es war die Mutter des Kindes, welche ſeufzend auf dem ärmlichen Lager ruhte.

„Kann ich Euch mit Etwas beiſpringen?“ fragte Ib. „Die Kleine hat mich hinaufgeführt, allein ich ſelbſt bin fremd hier in der Stadt. Sind hier keine Nachbarn oder ſonſt Jemand, den ich rufen könnte?“ — Und er hob den Kopf der Kranken und ſchob ihr das Kiſſen zurecht.

Es war Chriſtinchen von der Haide.

Seit Jahren war drüben ihr Name nicht genannt

werden, das würde den ſtillen Sinn unſers Ih geſtört haben, und was das Gerücht und die Wahrheit erzählte, war auch nichts Gutes: das viele Geld, welches ihr Mann von ſeinen Eltern geerbt, hatte ihn übermüthig und irre gemacht; er hatte ſeine feſte Stellung aufgegeben, war ein halbes Jahr in fremden Ländern umhergereiſt, und hatte, zurückgekehrt, Schulden gemacht und doch auf einem großen Fuße gelebt: der Wagen neigte ſich immer mehr und mehr, und zuletzt ſchlug er ganz um. Die vielen luſtigen Freunde und Tiſchgenoſſen ſagten von ihm, er habe es ſo verdient, er habe ja wie ein Toller gewirthſchaftet! — Eines Morgens habe man ſeine Leiche im Canal gefunden.

Chriſtinchen trug ſchon den Tod im Herzen, ihr jüngſtes Kind, nur wenige Wochen alt, in Wohlſtand getragen, in Elend geboren, lag ſchon im Grabe, und jetzt war es ſoweit mit Chriſtinchen ſelbſt gekommen, daß ſie todtkrank, verlaſſen in einer elenden Kammer lag; ſo dürftig wie ſie es in ihren jüngern Jahren wohl hätte verſchmerzen können, jetzt aber, beſſer gewöhnt, recht ſchmerzlich empfand. Es war ihr älteſtes Kind, auch ein kleines Chriſtinchen, welches mit ihr Noth und Hunger litt, und welches Ih zu ihr hinaufgeführt hatte.

„Ich ängſtige mich, daß ich von dem armen Kinde

ſterbe!“ ſeufzte ſie, „ach wo ſoll denn das Kind hin!— mehr vermochte ſie nicht zu ſagen.

Und Ib zog nochmals ein Streichhölzchen hervor, und zündete ein Stückchen Licht an, welches er in der Kammer fand, und die Flamme erhellte die elende Wohnung.

Und Ib betrachtete das kleine Mädchen und dachte an Chriſtinchen als ſie jung war; ihretwillen könne er dieſes Kind, das er nicht kannte, lieb haben. Die Sterbende blickte ihn an, ihre Augen wurden immer größer — erkannte ſie ihn? Er wußte es nicht, kein Wort ging über ihre Lippen.

Und es war im Walde an dem Strome Gudenau, in der Haidegegend; die Luft war dick und finſter, das Haidekraut trug keine Blüthen zur Schau, herbſtliche Stürme trieben das gelbe Laub vom Walde in den Strom hinaus über die Haide dahin, wo die Hütte des Kahnführers ſtand, in welcher jetzt fremde Leute hauſ'ten; aber unter dem Landrücken, ſchön in Schutz hinter hohen Bäumen ſtand das Bauernhäuschen, geweißt und angeſtrichen, drinnen flammte der Haidetorf im Kamin, drinnen war Sonnenſchein, der leuchtende Schein zweier Kinderaugen, des Lenzes Lerchentöne klangen in der Rede von des Kindes rothen lächelnden Lippen; Leben und Freude herrſchte drinnen, Chriſtinchen war dort; ſie ſaß auf Ib's

Knie. Ih war ihr Vater und Mutter, dieſe waren ihr entſchwunden, wie das Traumbild dem Kinde und dem Erwachſenen entſchwindet. Ih ſaß drinnen in dem hübſchen, geputzten Hauſe, er war ein wohlhabender Mann, die Mutter des kleinen Mädchens ruhte auf dem Friedhofe bei Kopenhagen — in Elend geſtorben.

Ih hatte Geld, hatte ſein Schäfchen ins Trockne gebracht, hieß es, er hatte Gold aus der ſchwarzen Erde gehoben, und — er hatte ja auch Chriſtinchen.

Der Dornenpfad der Ehre.

Es lebt noch eine alte Mähr vom „Dornenpfad der Ehr'," — „von einem Schützen, welcher zwar zu Ehren und Würde gelangte, aber erſt nach langen und vielen Wiederwärtigkeiten und lebensgefährlichen Kämpfen". — Wer hat nicht bei dieſer Mähr ſeines eigenen ſtillen Dornenpfads und ſeiner „vielen Wiederwärtigkeiten" gedacht. Das Märchen und die Wirklichkeit gränzen gar nahe an einander, allein das Märchen hat ſeine harmoniſche Auflöſung hier auf Erden, die Wirklichkeit weiſt dieſelbe oft über das Erdenleben hinaus, auf Zeit und Ewigkeit deutend.

Die Weltgeſchichte iſt eine Larterna magica, die uns in Lichtbildern auf dem dunklen Grund der Gegen-

wart zeigt, wie die Wohlthäter der Menschheit, die Märtyrer des Genies, den Dornenpfad der Ehre wandern.

Aus allen Zeiten, aus allen Ländern strahlen diese Glanzbilder uns entgegen, jeder zwar nur auf Augenblicke, doch aber als ein ganzes Leben, ein Lebensalter mit seinen Kämpfen und seinen Siegen. Betrachten wir hier und dort Einzelne dieser Märtyrerschaar, — dieser Schaar die erst dann zu Ende geht, wenn der Erdball zerstiebt.

Wir erblicken ein gefülltes Amphitheater. Aus den „Wolken" eines Aristophanes ergießt sich in Strömen der Spott und Humor über die Menge; auf der Schaubühne wird geistig und körperlich der merkwürdigste Mann Athens, er, welcher Schild und Hort des Volkes gegen die dreißig Tyrannen war, Socrates, lächerlich gemacht, Socrates, welcher im Getümmel der Schlacht Alcibiades und Xenophon rettete und dessen Geist sich über die Götter des Alterthums emporschwang. Er selbst ist hier zugegen; er hat sich erhoben von der Bank des Zuschauers und ist hervorgetreten, damit die lachenden Athenienser es recht inne werden, wie es sich mit der Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Zerrbild auf der Schaubühne verhält; da steht er vor ihnen, hoch über sie Alle erhaben.

Du saftiger, grüner, giftiger Schirling und nicht

du Oelbaum, werfe Du hier deinen Schatten über Athen.

Sieben Städte ſtritten um die Ehre, Homer's Geburtsort zu ſein, das heißt, nachdem er todt war! Betrachten wir ihn bei Lebzeiten! — Er ſchreitet zu Fuß durch dieſe Städte und ſpricht ſeine Verſe her, um zu leben; der Gedanke an den morgenden Tag macht ſein Haar ergrauen! — er, der große Seher, iſt erblindet und ſchreitet mühſam ſeinen Weg; der ſcharfe Dorn zerfetzt den Mantel des Dichterkönigs! —

Seine Geſänge leben noch, und durch ſie allein leben die Götter und Heroen des Alterthums.

Ein Bild nach dem andern taucht empor aus Morgenland, aus Abendland, gar weit aus einander in Zeit und Raum und doch immer eine Strecke deſſelben Dornenpfades der Ehre, auf welchem die Diſtel erſt dann eine Blume treibt, wenn das Grab geſchmückt werden ſoll.

Unter Palmen ziehen die Kameele dahin, reich beladen mit Indigo und anderen köſtlichen Schätzen, von dem Herrſcher des Landes demjenigen geſandt, deſſen Geſänge die Freude des Volkes, der Ruhm des Landes ſind; er, welchen Lüge und Neid in die Verbannung ſchickten, er iſt gefunden — die Karawane nähert ſich dem Städtchen in welchem er ein Aſyl fand: eine arme Leiche wird durch das Stadtthor hinausgetragen und der Leichenzug gebietet der Ka-

rawane Halt. Der Todte ist gerade derjenige, den sie sucht: Firdusi — der Dornenpfad der Ehre ist zu Ende gewandert!

Der Afrikaner mit den plumpen Gesichtszügen, den dicken Lippen, den schwarzen wolligen Haaren, sitzt auf den marmornen Stufen des Palastes in der Hauptstadt Portugals und bettelt — es ist der treuergebene Sclave des Camoens, ohne ihn und ohne die Kupfermünzen, welche ihm die Vorübergehenden zuwerfen, würde sein Herr, der Sänger der Lusiade, des Hungers sterben.

Jetzt erhebt sich ein kostbares Monument auf dem Grabe des Camoens.

Ein neues Bild!

Hinter dem eisernen Gitter zeigt sich ein Mann, blaß wie der Tod, mit langem, ungekämmtem Barte. „Ich habe eine Erfindung gemacht, die größte seit Jahrhunderten! ruft er „und man hat mich länger denn zwanzig Jahr hier eingesperrt gehalten!“ — „Wer ist der Mann?“ — „Ein Wahnsinniger!“ antwortete der Wärter der Wahnsinnigen! „Auf was ein Mensch doch Alles in der Irre kommen kann! er bildet sich ein, man kann sich durch Dampf vorwärts bewegen!“ — Es ist Salomon de Caus, der Entdecker der Dampfkraft, dessen Ahnung, in unklaren Worten ausgesprochen, von einem Richelieu nicht verstanden wurde; er stirbt in der Irrenanstalt.

Hier ſteht Columbus, den einſt die Gaſſenbuben verfolgten und verſpotteten, weil er eine neue Welt entdecken wollte — er hat ſie entdeckt: der Jubel hallt ihm aus Menſchenbruſt und Glockengeläute bei ſeiner ſieggekrönten Rückkehr entgegen, aber die Glocken des Neides übertönen bald jene. Der Welt-Entdecker, er, welcher das amerikaniſche Goldland aus dem Meere hob und es ſeinem König ſchenkte, er wird mit eiſernen Ketten belohnt! Er wünſcht dieſe Ketten in ſeinen Sarg mitzunehmen, ſie geben Zeugniß von der Welt und von der Art und Weiſe wie die Zeitgenoſſen Verdienſte ſchätzen.

Ein Bild nach dem andern drängt ſich heran, der Dornenpfad der Ehre iſt überfüllt:

Hier in finſterer Nacht ſitzt Der, welcher die Mondberge ausmaß, Der, welcher in den unendlichen Raum zu Sternen und Planeten hinausdrang, er, der Mächtige, welcher den Geiſt der Natur vernahm und es empfand, daß die Erde ſich unter ſeinen Füßen bewege: Galiläi. Blind und taub ſitzt er ein Greis, geſpießt an den Dorn der Leiden, in den Qualen der Verleugnung, kaum noch im Stande den Fuß zu erheben, denjenigen mit welchem er einſt im Schmerz ſeiner Seele, als man die Wahrheit verwiſchte, die Erde ſtampfte und rief: „ſie bewegt ſich doch!“

Hier ſteht ein Weib mit kindlichem Gemüth in

Begeisterung und Glauben — dem kämpfenden Heer trägt sie das Panier voran, und sie bringt ihrem Vaterland Sieg und Rettung. Der Jubel schallt — und der Scheiterhaufen flammt: Jeanne d'Arc, die Hexe wird verbrannt. — Ja, ein künftiges Jahrhundert spuckt aus vor der weißen Lilie: Voltaire, der Satyr des gesunden Menschenverstandes singt von „La pucelle."

Auf dem Thing zu Wiborg verbrennt der dänische Adel die Gesetze des Königs — sie flammen hoch empor, beleuchten das Zeitalter und den Gesetzgeber, werfen einen Glorienschein in den finstern Gefangenthurm hinein, wo ergraut, gebeugt, mit seinem Finger eine Ritze in die steinerne Tischplatte hinein arbeitend, er, der ehemalige Herrscher über drei Königreiche sitzt, der volksthümliche König, der Freund des Bürgers, des Bauers: Christian der Zweite, er mit dem harten Sinn in der harten Zeit. Feinde schrieben seine Geschichte nieder. — Seiner siebenundzwanzigjährigen Gefangennahme wollen wir gedenken, wenn wir seine Blutschuld nicht leugnen können.

Ein Schiff segelt ab und verläßt die dänischen Strande; am Mastbaum lehnt ein Mann, zum letzten Male einen Blick auf die Insel Hveen werfend; — es ist Tycho Brahe; er hob den Namen Dänemarks bis in die Sterne, und man lohnte ihm mit

Kränkungen, mit Schaden und Verdruß — er zieht nach einem fremden Lande: „Der Himmel wölbt sich überall über mir, was will ich mehr!“ spricht er, und er segelt dahin unser berühmter Mann, geehrt und frei in einem fremden Lande!

„Ach frei! wenn selbst nur für die unleidlichen Schmerzen des Leibes!“ seufzt es durch die Zeiten und dringt an unser Ohr. Welches Bild — Griffenfeldt, ein dänischer Prometheus an die Felseninsel Munkholm gefesselt.

Wir befinden uns in Amerika am Ufer eines der größten Ströme; eine zahllose Menschenmenge hat sich versammelt, ein Schiff, heißt es, soll gegen Wind und Wetter, den Elementen trotzend, segeln können; Robert Fulton nennt sich der Mann, welcher diese Aufgabe zu lösen glaubt. Das Schiff beginnt die Fahrt; plötzlich aber bleibt es stehen — der Haufe lacht laut auf, pfeift und zischt, der eigene Vater des Mannes pfeift: „Hochmuth! Tollheit! Jetzt kommt es, wie er's verschuldet,“ heißt es, „hinter Schloß und Riegel mit dem wahnsinnigen Kopf!“ — Da bricht ein kleiner Nagel welcher auf Augenblicke die Maschine hemmte, die Ruder schwingen sich wieder, die Schaufeln brechen aufs Neue die Gewalt der Gewässer, das Schiff setzt seine Fahrt fort — —! Der Webebaum des Dampfes kürzt die Stunden in Minuten zwischen den Ländern der Welt!

Menſchengeſchlecht, erfaſſeſt Du die Seligkeit einer ſolchen Minute des Mitwiſſens, dieſes des Geiſtes Begreifen ſeiner Miſſion, dieſen Augenblick, in welchem alle Verzweiflung, jede Wunde, die der Dornenpfad der Ehre ſchlug — ſelbſt diejenigen der eigenen Schuld — ſich in Heil und Kraft und Klarheit verwandelt, die Disharmonie ſich in Harmonie geſtaltet, dieſen Augenblick in welchem die Menſchen die Offenbarung der göttlichen Gnade gewahr werden durch den Einzelnen und es empfinden, wie dieſer ſie ihnen Alle darbringt!

Der Dornenpfad der Ehre zeigt ſich ſodann als eine Glorie, die Erde umſtrahlend; dreimal glücklich hier zum Wanderer auserkoren zu ſein, und ohne Verdienſt, durch die Gnade zwiſchen dem Baumeiſter der Brücke, zwiſchen Gott und das Menſchengeſchlecht geſtellt zu werden!

Auf mächtigen Flügeln ſchwebt der Geiſt der Geſchichte durch die Zeiten und zeigt — ermuthigend und tröſtend, milde Gedanken erweckend — auf nächtlich finſtern Grund in leuchtenden Bildern den Dornenpfad der Ehre, welcher nicht, wie in dem Märchen, in Glanz und Freude hier auf Erden endet, ſondern über dieſelbe hinaus in Zeit und Ewigkeit deutet!

Tölpel-Haus.

(Eine alte Geschichte aufs neue erzählt.)

Tief im Innern des Landes lag ein alter Herrenhof, und dort war wiederum ein alter Gutsherr, welcher zwei Söhne hatte, die sich so witzig und gewitzigt dünkten, daß die Hälfte genügt hätte; diese wollten sich nun um die Königstochter bewerben, denn dieselbe hatte öffentlich anzeigen lassen, sie wolle Denjenigen zum Ehegemahl wählen, der seine Worte am besten zu stellen wisse.

Die Beiden bereiteten sich nun volle acht Tage auf die Bewerbung vor, die längste, aber allerdings auch genügende Zeit, die ihnen vergönnt war; denn sie hatten Vorkenntnisse, und wie nützlich die sind, weiß Jedermann. Der Eine wußte das ganze lateinische Wörterbuch und nebenbei auch ganze drei Jahrgänge vom Tageblatt des Städtchens auswendig, und zwar so, daß er es Alles von vorne und von hinten, je nach Belieben hersagen konnte. Der Andere hatte sich in die Innungsgesetze hineingearbeitet und wußte auswendig was jeder Innungs-Vorstand wissen muß, weshalb er auch meinte, er könne von Staatsaffären mitreden und seinen Senf dazu geben; ferner verstand er noch Eins: er konnte Hosenträger mit Rosen und anderen Blümchen und Schnörkeleien besticken, denn er war auch fein und fingerfertig.

„Ich kriege die Königstochter!“ riefen ſie alle Beide, und ſo ſchenkte der alte Papa einem Jeden von ihnen ein prächtiges Pferd; Derjenige welcher das Wörterbuch und das Tageblatt auswendig wußte, bekam einen Rappen, der Innungskluge erhielt ein milchweißes Pferd; und dann ſchmierten ſie ſich die Mundwinkel mit Leberthran ein, damit ſie geſchmeidig würden. — Das ganze Geſinde ſtand unten im Hofraum und war Zeuge wie ſie ihre Pferde beſtiegen, und wie von ungefähr kam auch der dritte Bruder hinzu, denn der alte Gutsherr hatte drei Söhne, aber Niemand zählte dieſen dritten mit zu den anderen Brüdern, weil er nicht ſo gelehrt wie dieſe war, und man nannte ihn auch gemeinhin Tölpel-Hans.

„Ei!“ — ſagte Tölpel-Hans — „wo wollt Ihr hin? Ihr habt Euch ja gar in den Sonntagsſtaat geworfen!

„Zum Hofe des Königs, uns die Königstochter anſchwatzen! Weißt Du denn nicht was dem ganzen Lande bekannt gemacht worden iſt!“ und nun erzählten ſie ihm den Zuſammenhang.

„Ei, der Tauſend! Da bin ich auch dabei!“ rief Tölpel-Hans; und die Brüder lachten ihn aus und ritten von dannen.

„Väterchen!“ — ſchrie Tölpel-Hans — „ich muß auch ein Pferd haben. Was ich für eine Luſt zum

Heirathen kriege! Nimmt ſie mich, ſo nimmt ſie mich, und nimmt ſie mich nicht, ſo nehm' ich ſie, — kriegen thu ich ſie!"

„Laß das Gewäſch!" ſagte der Alte; „Dir gebe ich kein Pferd. Du kannſt ja nicht reden, Du weißt ja Deine Worte nicht zu ſtellen; nein, Deine Brüder, ah, das ſind ganz andere Kerle!"

„Nu," ſagte Tölpel-Hans, „wenn ich kein Pferd haben kann, ſo nehme ich den Ziegenbock, der gehört mir ſo wie ſo, und tragen kann er mich auch!" — und geſagt, gethan: — er ſetzte ſich rittlings auf den Ziegenbock, preßte die Hacken in deſſen Weichen ein, und ſprengte davon wie ein Sturmwind die große Hauptſtraße dahin. Hei, hop! das war eine Fahrt! „Hier komm' ich!" ſchrie Tölpel-Hans, und ſang, daß es weit und breit wiederhallte.

Aber die Brüder ritten ganz langſam ihm voraus; ſie ſprachen kein Wort, ſie mußten ſich alle die guten Einfälle überlegen, die ſie nun an den Tag bringen wollten, denn das ſollte ja recht fein ausſpeculirt ſein!"

„Hei!" ſchrie Tölpel-Hans; „Hier bin ich! Seht' mal was ich auf der Landſtraße gefunden!" — und er zeigte Ihnen eine todte Krähe, die er gefunden hatte.

„Tölpel!" ſprachen die Brüder, „was willſt Du mit der machen?"

„Mit der Krähe! — die will ich der Königstochter schenken!“

„Ja, das thu nur;“ — sagten sie, lachten und ritten weiter.

„Hei — hop! hier bin ich! Seht was ich jetzt gefunden habe, das findet man nicht alle Tage auf der Landstraße!“

Und die Brüder kehrten um, damit sie sähen was er wohl nun weiter gefunden haben möchte. „Tölpel!“ sagten sie, „das ist ja ein alter Holzschuh, dem noch dazu das Obertheil fehlt; wirst Du auch den der Königstochter schenken?“

„Wohl werde ich das!“ erwiderte Tölpel-Hans; und die Brüder lachten und ritten davon; sie gewannen einen großen Vorsprung.

„Hei hopsasa! hier bin ich!“ rief Tölpel-Hans; „nein, es wird immer besser! heisasa! Nein es ist ganz famos!“

„Was hast Du denn jetzt gefunden?“ frugen die Brüder.

„Oh,“ — sagte Tölpel-Hans, „das ist gar nicht zu sagen! wie wird sie erfreut sein, die Königstochter.“

„Pfui,“ sagten die Brüder, das ist ja die reine Schlammerde, directement aus dem Graben!“

„Ja, freilich ist es das!“ sprach Tölpel-Hans, „und zwar von der feinsten Sorte, seht, sie läuft

Einem gar durch die Finger durch!“ und dabei füllte er seine Tasche mit dem Schlamm.

Allein, die Brüder sprengten dahin, daß Kies und Funken stoben, und deshalb gelangten sie auch eine ganze Stunde früher als Tölpel-Hans an das Stadtthor; und an diesem bekamen die Freier jeder eine Nummer, je nachdem sie anlangten, und wurden in Reih und Glied geordnet, sechs in jeder Reihe, und so eng zusammengedrängt, daß sie die Arme nicht bewegen konnten; und das war nun sehr weise so eingerichtet, denn sie hätten einander wohl sonst das Fell über die Ohren gezogen, blos weil der Eine vor dem Andern stand.

Die ganze Volksmenge des Landes stand rings um das königliche Schloß in dichten Massen zusammengedrängt, bis an die Fenster hinauf, um die Königstochter die Freier empfangen zu sehen; und je nachdem Einer von diesen in den Saal trat, ging ihm die Rede aus wie ein Licht.

„Das taugt nicht!“ sprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!“

Endlich kam die Reihe an Denjenigen der Brüder, welcher das Wörterbuch auswendig wußte, aber er wußte es nicht mehr, er hatte es ganz vergessen in Reih und Glied; und die Fußdielen knarrten und die Zimmerdecke war von lauter Spiegelglas, das er sich selber auf dem Kopfe stehen sah, und an

jedem Fenster standen drei Schreiber und ein Oberschreiber, und Jeder von diesen schrieb Alles nieder was gesprochen wurde, damit es sofort in die Zeitung käme und für „Einen Silbergroschen" an der Straßenecke verkauft werde. Es war ganz entsetzlich, und so hatten sie dermaßen den Ofen eingeheizt, daß er ganz glühend war.

„Hier ist eine entsetzliche Hitze, hier!" — sprach der Freier.

„Ja wohl! mein Vater bratet aber auch heute junge Hähne!" sagte die Königstochter.

„Mäh!" da stand er wie ein Mähhäh; auf solche Rede war er nicht gefaßt gewesen; kein Wort wußte er zu sagen, obgleich er was Witziges hatte sagen wollen. „Mäh!"

„Taugt nichts!" sprach die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!" und hinaus mußte er.

Nun trat der andere Bruder ein.

„Hier ist eine entsetzliche Hitze!" — sagte er.

„Ja wohl, wir braten heute junge Hähne!" bemerkte die Königstochter.

„Wie be — wie?" sagte er, und alle die Schreiber schrieben wie be — wie!

„Taugt nichts!" sagte die Königstochter. „Fort, hinaus mit ihm!"

Nun kam Tölpel-Hans daran; er ritt auf dem

Ziegenbock direct in den Saal hinein. „Na, das ist doch eine Mordhitze hier!“ sagte er.

„Jawohl, ich brate aber auch junge Hähne!“ sagte die Königstochter.

„Ei, das ist schön!“ erwiderte Tölpel-Hans, „dann kann ich wohl eine Krähe mit braten?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ sprach die Königstochter; „aber haben Sie Etwas, worin Sie braten können, denn ich habe weder Topf noch Tiegel.“

„Oh, das hab' ich!“ sagte Tölpel-Hans. „Hier ist Kochgeschirr mit zinnernen Bügel,“ und so zog er den alten Holzschuh hervor und setzte die Krähe hinein.

„Da ist ja eine ganze Mahlzeit,“ sagte die Königstochter, „aber wo nehmen wir die Brühe her?“

„Die habe ich in der Tasche!“ sprach Tölpel-Hans. „Ich habe so viel, daß ich sogar etwas davon wegwerfen kann!“ — und nun goß er etwas Schlammerde aus der Tasche heraus.

„Das gefällt mir!“ sagte die Königstochter, „Du kannst doch antworten, und Du kannst reden, und Dich will ich zum Manne haben! — aber weißt Du auch, daß jedes Wort, welches wir sprechen und gesprochen haben, niedergeschrieben wird und Morgen in die Zeitung kommt? An jedem Fenster siehst Du, stehen drei Schreiber und ein alter Oberschreiber, und dieser alte Oberschreiber ist noch der schlimmste,

denn er kann nichts begreifen!“ und das ſagte ſie nur um Tölpel-Hans zu ängſtigen. Und die Schreiber alle wieherten ordentlich und ſpritzten dabei Jeder einen Tintenklecks auf den Fußboden.

„Ah, der iſt alſo die Herrſchaft!“ ſagte Tölpel-Hans; „nun ſo werde ich dem Oberſchreiber das Beſte geben!“ und damit kehrte er ſeine Taſchen um und warf ihm die Schlammerde gerade ins Geſicht.

„Das war fein gemacht!“ ſagte die Königstochter, „das hätte ich nicht thun können! aber ich werde es ſchon lernen!“ —

Und Tölpel-Hans wurde König, bekam eine Frau und eine Krone und ſaß auf einem Throne, und das haben wir ganz naß aus der Zeitung des Oberſchreibers und Schreiber-Innungsmeiſters — und auf die iſt nicht zu bauen!

Am Spittelfenſter.

Nahe beim raſenbedeckten Wall, welcher ſich rings um Kopenhagen zieht, liegt ein großes rothes Haus; Balſaminen und Ambra blicken uns aus den langen Fenſterreihen des Hauſes entgegen, in welchem es ärmlich genug ausſieht, und arm und alt ſind auch die Leute, die darin wohnen. Das Haus iſt das Warten-Spittel.

Sieh da! Am Fenſter lehnt ein altes Mädchen; es zupft das dürre Blatt von der Balſamine ab und blickt hinaus auf den raſenbedeckten Feſtungswall, wo fröhliche Kinder ſpielen. Woran denkt wohl das alte Mädchen? Ein ganzes Lebensdrama rollt ſich vor dem innern Blicke auf.

Die armen Kleinen, wie glücklich ſind ſie, wie fröhlich ſpielen ſie und tummeln ſie ſich! Welche rothe Wangen und Engelsaugen! aber Strümpfe und Schuhe haben ſie nicht an. Sie tanzen auf dem grünen Wall umher gerade an der Stelle wo, der Sage nach, vor vielen, vielen Jahren der Boden ſtets eingeſunken war, und wo man ein unſchuldiges Kind durch Blumen, Spielzeug und Zuckergebackenes, in ein offenes ihm bereitetes Grab lockte; über dem ſpielenden, lächelnd genießenden Kinde ward die Gruft vermauert. Von Stunde an ſenkte ſich aber der Boden nicht mehr, der Wall blieb hoch und feſt liegen und überzog ſich ſchnell mit herrlich grünendem Raſen. Die Kleinen, die jetzt an der Stelle ſpielen, wiſſen nichts von dieſer Sage, ſie würden ſonſt das Kindchen weinen hören dort unten in tiefer Erde, und die Thautropfen jedes Grashalms würden ihnen wie Schmerzensthränen ſein. Sie wiſſen auch nichts von dem Dänenkönig, welcher hier im Angeſicht des ſtürmenden Feindes ſeinen zitternden Hofleuten gegenüber den Schwur that, er wolle mit den

Bürgern ſeiner Hauptſtadt ausharren und in ſeinem Neſte ſterben, nichts von den hier kämpfenden Männern oder von den Frauen, welche von hier aus die Feinde mit ſiedendem Waſſer begoſſen, die, weißgekleidet, an der äußern Wallſeite ſich im Schnee verbargen, und von hier aus die Stadt überrumpeln wollten.

Nein, leichten, kindlichen Sinnes ſpielen die ärmlichen Kleinen.

Spiele nur immerhin, Du kleines Mädchen! bald kommen die Jahre — ja die herrlichen Jahre: die Confirmanden ſind eingeſegnet worden, Hand in Hand luſtwandeln ſie auf dem grünenden Wall. Du trägſt ein weißes Kleid, es hat Deiner Mutter viel Schweiß gekoſtet, und doch iſt es aus einem größeren, alten Kleide für Dich zugeſtutzt! Du wirſt auch ein rothes Umſchlagetuch tragen, und wenn es auch viel zu tief herabhängt, nun, ſo ſieht man doch daraus wie groß, wie gar zu groß es iſt! Du denkſt an Deinen Putz und an den lieben guten Gott; — ja, herrlich iſt's auf dem grünenden Walle zu luſtwandeln!

Und die Jahre verſtreichen; und haben ſie auch Ueberfluß an finſtern Tagen, Du haſt Dein friſches jugendliches Gemüth, und das führt Dir einen Freund zu. Du weißt ſelbſt nicht wie; Ihr begegnet Euch, wie oft! Ihr luſtwandelt auf dem Walle im frühen Lenze, an dem Buß- und Bettag, an welchem alle

Sieh da! Am Fenſter lehnt ein altes Mädchen; es zupft das dürre Blatt von der Balſamine ab und blickt hinaus auf den raſenbedeckten Feſtungswall, wo fröhliche Kinder ſpielen. Woran denkt wohl das alte Mädchen? Ein ganzes Lebensdrama rollt ſich vor dem innern Blicke auf.

Die armen Kleinen, wie glücklich ſind ſie, wie fröhlich ſpielen ſie und tummeln ſie ſich! Welche rothe Wangen und Engelsaugen! aber Strümpfe und Schuhe haben ſie nicht an. Sie tanzen auf dem grünen Wall umher gerade an der Stelle wo, der Sage nach, vor vielen, vielen Jahren der Boden ſtets eingeſunken war, und wo man ein unſchuldiges Kind durch Blumen, Spielzeug und Zuckergebackenes, in ein offenes ihm bereitetes Grab lockte; über dem ſpielenden, lächelnd genießenden Kinde ward die Gruft vermauert. Von Stunde an ſenkte ſich aber der Boden nicht mehr, der Wall blieb hoch und feſt liegen und überzog ſich ſchnell mit herrlich grünendem Raſen. Die Kleinen, die jetzt an der Stelle ſpielen, wiſſen nichts von dieſer Sage, ſie würden ſonſt das Kindchen weinen hören dort unten in tiefer Erde, und die Chantrexen jedes Grashalms würden ihnen wie Schmerzensthränen ſein. Sie wiſſen auch nichts von dem Dänenkönig, welcher hier im Angeſicht des ſtürmenden Feindes ſeinen zitternden Hofleuten gegenüber den Schwur that, er wolle mit den

Bürgern seiner Hauptstadt ausharren und in seinem Neste sterben, nichts von den hier kämpfenden Männern oder von den Frauen, welche von hier aus die Feinde mit siedendem Wasser begossen, die, weißgekleidet, an der äußern Wallseite sich im Schnee verbargen, und von hier aus die Stadt überrumpeln wollten.

Nein, leichten, kindlichen Sinnes spielen die ärmlichen Kleinen.

Spiele nur immerhin, Du kleines Mädchen! bald kommen die Jahre — ja die herrlichen Jahre: die Confirmanden sind eingesegnet worden, Hand in Hand lustwandeln sie auf dem grünenden Wall, Du trägst ein weißes Kleid, es hat Deiner Mutter viel Schweiß gekostet, und doch ist es aus einem größeren, alten Kleide für Dich zugestutzt! Du wirst auch ein rothes Umschlagetuch tragen, und wenn es auch viel zu tief herabhängt, nun, so sieht man doch daraus wie groß, wie gar zu groß es ist! Du denkst an Deinen Putz und an den lieben guten Gott; — ja, herrlich ist's auf dem grünenden Walle zu lustwandeln!

Und die Jahre verstreichen; und haben sie auch Ueberfluß an finstern Tagen, Du hast Dein frisches jugendliches Gemüth, und das führt Dir einen Freund zu, Du weißt selbst nicht wie; Ihr begegnet Euch, wie oft! Ihr lustwandelt auf dem Walle im frühen Lenze, an dem Buß- und Bettag, an welchem alle

Welt auf dem Walle luſtwandelt, und alle Glocken der Kirchthürme dem nahenden Lenze ein Ave läuten.

Noch ſind kaum die Veilchen hervorgeſproſſen, aber dort auf dem Walle, grade dem alten ſchönen Schloß Roſenborg gegenüber, prangt ein Baum mit den erſten grünenden Knospen. Alljährlich treibt dieſer Baum grüne Zweige, — ach, ſo nicht des Menſchen Herz! Trübe Wolken, in größerer Zahl als der reine nördliche Himmel ſie kennt, ziehen in das Herz eines Menſchen ein. Armes Kind! die Brautkammer Deines Freundes wird ein finſterer Sarg, und Du — wirſt eine alte Jungfer; vom Spittelfenſter aus, hinter der Balſamine ſchauſt Du dereinſt den fröhlichen, ſpielenden Kindern zu, ſiehſt Du Deine eigene Geſchichte ſich erneuern.

Und das iſt das Lebensdrama, welches an dem alten Mädchen vorüberzieht, indem es auf den Wall, den grünen ſonnigen Wall hinausſchaut, wo die Kinder mit den rothen Wangen, baarfuß, ohne Schuhe und Strümpfe, fröhlich aufjauchzen wie die anderen freien Vöglein alle. —

Das Geldschwein.

In der Kinderstube lag eine Menge Spielzeug umher; hoch oben auf dem Kleiderschrank stand die Sparbüchse, welche von Thon und beim Töpfer gekauft war, und zwar in der Gestalt eines kleinen Schweines; sie hatte natürlicherweise eine Spalte im Rücken und mit einem Messer war diese Spalte erweitert, so daß auch ganze harte Thalerstücke durchschlüpfen konnten, und es waren schon außer vielen Groschen, zwei solcher durchgeschlüpft. Das Geldschwein war dermaßen vollgestopft, daß es nicht mehr klingen konnte, und das ist das Höchste wozu ein Geldschwein es zu bringen vermag. Da stand es nun oben auf dem Schranke, hoch und erhaben und blickte herab auf Alles, was sich sonst in der Stube befand; es wußte gar wohl, daß es mit dem, was es im Magen hatte, den ganzen Kram hätte kaufen können, und das nennt man ein gutes Bewußtsein haben.

Daran dachten gleichfalls die Anderen, wenn sie es auch nicht grade aussprachen; es gab ja manches Andere zu besprechen. Der Commodekasten war halb ausgezogen und dort zeigte sich eine große hübsche Puppe, wenn sie auch etwas alt und im Halse genietet war; sie schaute hinaus und sagte: „Jetzt wollen wir Menschen spielen, das ist doch immer

Etwas!" und nun gerieth Alles in Aufruhr, selbst die eingerahmten Schildereien an der Wand kehrten sich um, sie zeigten, daß sie auch eine Kehrseite hatten, aber sie thaten es keineswegs um zu protestiren.

Es war tief in der Nacht, der Mond schien durch die Fensterscheiben und verlieh die billigste Beleuchtung. Das Spiel sollte nun beginnen, und Alle, selbst der Kinderwagen, der doch jedenfalls zu dem größeren Spielzeug zählte, ward zur Betheiligung aufgefordert.

„Jeder hat seinen besonderen Werth!„ sagte der Wagen, „wir können nicht alle von Adel sein! Es müssen welche da sein, die was schaffen, wie man sagt."

Das Geldschwein war der Einzige, an den eine schriftliche Einladung erging, es stand zu hoch und man war der Ansicht, es würde die mündliche Aufforderung nicht annehmen, und es antwortete auch nicht und sagte nicht, ob es sich einstellen würde denn es stellte sich nicht ein; wenn es mit dabei sein sollte, müsse es das Spiel vom Hause aus genießen, darnach konnten sie sich richten, und das thaten sie auch.

Das kleine Puppentheater wurde gleich so aufgestellt, daß das Geldschwein grade hineinschauen konnte; sie wollten mit Komödie anfangen, und später sollte Theegesellschaft und Verstandesübung sein, und mit dieser letzteren begannen sie sofort; das Schau

kelpferd sprach vom Training und Vollblut, der Kinderwagen von Eisenbahnen und Dampfkraft — schlug das doch Alles in ihr Fach und es gehörte also dazu, daß sie davon sprachen. Die Stutzuhr sprach von Politik — tik — tik! sie wußte was die Glock' geschlagen, wenn man sich auch zuflüsterte, sie ginge nicht richtig; der Rohrstock stand steif und stolz da, sich auf seine messingene Zwinge und seinen silbernen Knopf was einbildend, war er doch beschlagen oben und unten; auf dem Sopha lagen zwei gestickte Kissen, hübsch und dumm — und nun ging die Komödie an.

Alle saßen und schauten dem Spiel zu, und es wurde gebeten, man möge knallen, klatschen und lärmen, jenachdem man Vergnügen empfinde. Aber die Reitgerte sagte, sie knalle nie für die Alten, immer nur für die Jungen, die noch keinen Bräutigam hätten. Ich knalle für Alles, „sagte die Knallerbse. Irgendwo muß man doch sein!" meinte der Spucknapf; das waren nun so die Gedanken, die Jeder hegte, während er der Komödie zuschaute. Das Stück taugte nicht, aber es wurde gut gespielt; sämmtliche Spielende kehrten die bemalte Seite dem Publicum zu, sie waren so gemacht, daß man sie nur von dieser Seite und nicht von der Rohrseite sehen durfte; und Alle spielten ganz ausgezeichnet, ganz über die Lampen hinaus, der Draht war ein wenig zu lang,

aber dann thaten sie sich auch um so mehr herv
Die genietete Puppe „war ganz hin“ so sehr „hi
daß sie an der genieteten Stelle am Halse wie
aus einander ging, und das Geldschwein war
seiner Weise dermaßen entzückt, daß es den Entsch
faßte, Etwas für einen der Künstler zu thun,
in seinem Testament zu bedenken als Denjeni
welcher mit ihm zusammen in die Familiengruft
gesetzt werden solle, das heißt wenn es erst so
wäre.

Es war ein wahrer Genuß, ein so wahrer, daß
auf den Thee ganz verzichtete und es bei der
standesübung bewenden ließ, das nannte man Mens
spielen und darin war durchaus gar keine Bosheit, d
sie spielten eben nur — und Jeder dachte nur an
und daran, was wohl das Geldschwein denken möc
und das Geldschwein dachte am längsten, es da
ja an Testament und Begräbniß — und wann k
dieses wohl zu Stande — immerhin viel eher
man es erwartet hätte. — Knack! fiel es v
Schrank herunter; — fiel auf den Fußboden
zersprang in Scherben, und die Groschen tan
und hüpften, daß es eine Lust war, die klein
drehten sich wie ein Kreisel, die großen rollten dav
namentlich der eine harte Silberthaler, der wo
ordentlich in die Welt hinaus. Und er kam d
auch in die Welt hinaus, und das gelang ihnen A

insgesammt; und die Scherben vom Geldschwein wurden in das Kehrichtfaß gethan, aber auf dem Schranke stand wieder Tags darauf ein neues irdenes Geldschwein; es hatte noch keinen Heller im Magen, weshalb es denn auch nicht klappern konnte, und hierin ähnelte es dem andern, das war immerhin ein Anfang — und mit dem wollen wir ein Ende machen.

Der alte Grabstein.

In einem der kleinen Provinzialstädtchen bei einem Manne, der sein eigen Haus und Hof hatte, war eines Abends um die Jahreszeit wo es heißt „der Abend wird länger" der ganze Familienkreis versammelt; es war noch mild und warm; die Lampe flammte auf dem Tische, die langen Vorhänge wallten herab von den offenen Fenstern, an welchen viel Blumentöpfe standen, und draußen unter freiem Himmel war der herrlichste Mondschein; — doch davon sprachen sie nun freilich nicht, sie sprachen von einem alten großen Stein, welcher unten im Hofraum, hart an der Küchenthüre lag, auf welcher die Mädchen oft das blank geputzte kupferne Küchengeschirr hinstellten, damit es in der Sonne trockne, und wo die Kinder gern herumspielten, — es war eigentlich ein alter Grabstein.

„Ja," sagte der Hausherr, „ich glaube der Stein ist aus der alten abgebrochenen Klosterkirche; von dort wurden ja die Kanzel, die Epitaphien, und die Grabsteine verkauft! Mein seliger Vater erstand die letzteren, sie wurden zu Pflastersteinen entzweigehauen, diesen Stein aber behielt man zurück und seitdem liegt er unten im Hofe."

„Man sieht's ihm wohl an, daß er ein Grabstein ist, fiel das älteste der Kinder ein; man erblickt noch daran ein Stundenglas und ein Stückchen von einem Engel, aber die Inschrift, die drunter gestanden, ist fast ganz verwischt, nur der Name Preben und ein großes S. dicht hinter demselben, und etwas weiter unten Martha sind noch zu lesen, aber mehr ist nicht herauszukriegen, und auch das ist nur deutlich wenn es geregnet hat, oder wenn wir den Stein gewaschen haben."

„Du lieber Gott, das ist der Grabstein von Preben Schwane und seiner Frau!" — nahm ein alter Mann das Wort, so alt, daß er sehr wohl der Großvater aller im Zimmer Anwesenden hätte sein können. „Ja dies war eins der letzten Ehepaare die auf dem alten Friedhof des Klosters beerdigt wurden! Es war ein altes ehrwürdiges Paar, ich erinnere mich seiner noch aus meinen Knabenjahren her. — Alle kannten sie, und Alle hatten sie lieb, sie waren das Alters-Königs-Paar hier im Städtchen; die

Leute sagten, sie besäßen über eine Tonne Goldes, und doch gingen sie sehr einfach gekleidet, in den gröbsten Stoffen, aber ihre Wäsche war immer glänzend weiß; — es war ein schönes altes Paar, Preben und Martha! — Wann sie auf der Bank oben auf der hohen steinernen Treppe des Hauses saßen, über welche hinaus die alte Linde ihre Zweige breitet und sie Einem freundlich und mild zunickten, so wurde Einem ordentlich froh dabei. Sie waren sehr gut gegen die Armen; sie speisten sie, sie kleideten sie und in ihrer Wohlthätigkeit war Vernunft und wahres Christenthum. Die alte Frau starb zuerst; mir steht der Tag noch ganz lebhaft vor Augen! Ich war ein kleiner Knabe und hatte meinen Vater zu dem alten Preben ins Haus begleitet, und wir waren dort gerade als sie eingeschlummert war; der alte Mann war tief bewegt und weinte wie ein Kind. — Die Leiche lag noch in der Schlafstube nebenan wo wir saßen, — er sprach zu meinem Vater und einigen Nachbarn, die dort waren, und sprach davon, wie einsam es nun bei ihm werden würde, wie gut und treu sie, die Entschlafene, gewesen, wie viele Jahre sie mit einander durchs Leben gewandelt und wie es gekommen, daß sie sich hatten kennen lernen und sich lieb gewonnen, ich war, wie gesagt, ein Knabe, und stand nur dort und hörte dem zu, was die Anderen sprachen, aber es erfüllte mich in wunderbarer Weise,

den Worten des alten Mannes zu lauschen und Zeuge zu sein, wie er allmälig ganz lebhaft wurde und seine Wangen sich färbten, als er von den Tagen des Brautstandes und davon sprach, wie schön sie gewesen, wie viele kleine unschuldige Umwege er gegangen sei, um ihr zu begegnen, und er erzählte von dem Hochzeitstage, seine Augen leuchteten dabei, er lebte sich gleichsam zurück in jene Zeit der Freude, und dabei lag sie in dem Kämmerchen nebenan, todt, eine alte Frau, und er war ein alter Mann und sprach von der Zeit der Hoffnung! — — ja, ja, so geht es! Damals war ich ein Kind nur, und jetzt bin ich alt, alt wie Preben Schwane. Die Zeit verstreicht und Alles wechselt! — Ich entsinne mich gar wohl des Tages ihrer Bestattung, der alte Preben ging dicht hinter dem Sarg einher. Wenige Jahre vorher hatte das Ehepaar seinen Grabstein zurecht machen lassen mit Inschrift und Namen bis auf das Todesjahr; der Stein wurde Abends nach dem Friedhof gefahren und über das Grab gelegt, — und ein Jahr später ward er wieder abgewälzt und der alte Preben stieg zu seiner Ehegattin hinab. — Sie hinterließen bei weitem nicht den Reichthum so die Leute geglaubt und gesagt; was da war, kam an die Familie in weiter Verwandtschaft, an Solche, von denen man bis dahin gar nichts gewußt hatte. Das alte Haus von Fachwerk mit der Bank auf der hohen steinernen

Treppe unter der Linde, wurde von Rechtswegen niedergerissen, es war zu alt und morsch, das man es hätte dürfen stehen lassen. Später als dasselbe Schicksal die Klosterkirche traf und als der Friedhof einging, kam der Grabstein Prebens und Martha's wie alles Andere dort an Denjenigen, der es ankaufen wollte, und nun trifft es sich doch so, daß der Grabstein nicht entzwei gehauen und verwendet worden ist wie mancher andere, sondern daß er noch unten im Hofraume liegt, eine Scheuerbank der Mägde, eine Spielstätte der Kinder. — Die gepflasterte Straße führt jetzt über die Ruhestätte des alten Preben und seiner Gattin hin. „Niemand denkt mehr an sie!"

Und der alte Mann, der dieses Alles erzählte, schüttelte wehmüthig den Kopf. „Vergessen! — Alles soll vergessen werden!" sprach er.

Und darauf sprachen sie im Zimmer von anderen Dingen; aber das jüngste Kind drinnen, ein Knabe mit großen ernsten Augen, stieg auf einen Stuhl hinter den Fenstervorhängen, und blickte in den Hofraum hinaus, woselbst der Mond den alten Stein mit seinem hellen Schein übergoß, den alten Stein, der ihm sonst leer und flach erschienen war; jetzt aber lag, ein ganzes großes Blatt aus einem Chronikbuche. Alles was der Knabe von dem alten Preben und dessen Gattin vernommen, wohne hier dem Stein inne;

und er blickte diesen an, und blickte in den klaren lichten Mond, schaute in die reine hohe Luft hinein, und es war gleichsam als leuchte das Antlitz Gottes über die Erde hinaus.

„Vergessen! — Alles soll vergessen werden!“ tönte es drinnen im Zimmer, und in demselben Augenblick küßte ein unsichtbarer Engel dem Knaben die Brust und die Stirn und flüsterte ihm leise zu: Bewahre Du das anvertraute Samenkorn, daß es gedeiht und reift, bewahre es wohl! — Durch Dich, mein Kind, soll die verwischte Inschrift, der verwitterte Grabstein in klaren, güldenen Zügen künftigen Geschlechtern vorgeführt werden! Das alte Ehepaar soll wieder Arm in Arm durch die alten Straßen wandeln und lächeln, mit frischen gesunden Wangen auf der hohen Bank unter der Linde sitzen, und Arm und Reich zunicken. Das Samenkorn dieser Stunde, wird durch Jahre zu einer blühenden Dichtung gedeihen. Das Gute, das Schöne wird nicht vergessen, es lebt im Liede, es lebt in der Sage.

Der Freundschaftsbund.

So eben haben wir eine kleine Reise gemacht und schon verlangt uns nach einer größern. Wohin? Nach Sparta, nach Mycene, nach Delphi! Es giebt hundert Orte, bei deren Namen das Herz von Reiselust pocht. Es geht zu Pferde die Bergpfade hinauf, durch Gestrüpp und Gestränd; der einzelne Reisende erscheint wie eine ganze Karawane. Selbst reitet er mit seinem Agojat voraus, ein Packpferd trägt Koffer, Zelt und Proviant, ein paar Gensdarmen folgen zu seinem Schutze nach. Kein Wirthshaus mit weichbereiteten Betten erwartet ihn nach der ermüdeten Tagesreise, das Zelt ist oft sein Dach in der großen, wilden Natur, der Agojat kocht einen Pilau*) zum Abendessen; tausend Mücken umschwärmen das kleine Zelt, es ist eine klägliche Nacht und morgen führt der Weg über stark angeschwellene Flüsse; sitze fest auf deinem Pferde, daß du nicht fortgespült wirst!

Welcher Lohn wird dir für diese Beschwerden? Der größte, reichste! Die Natur offenbart sich hier in ihrer ganzen Größe, jeder Fleck ist historisch, Augen und Gedanken schwelgen. Der Dichter kann es besingen, der Maler in reichen Bildern darstellen, aber den Duft der Wirklichkeit, der auf ewig hinein-

*) Es wird aus Hühnern, Reis und Curri bereitet.

dringt und in der Seele des Beschauers bleibt, vermögen sie nicht wiederzugeben.

In vielen kleinen Skizzen habe ich versucht, eine kleine Strecke Athen mit seiner Umgebung, anschaulich zu machen, und dennoch, wie farblos steht das gegebene Bild, wie wenig zeigt es Griechenland, diesen trauernden Schönheitsgenius, dessen Größe und Kummer der Fremde nie vergißt!

Der einsame Hirte droben auf dem Felsen würde durch eine einfache Erzählung einer seiner Lebensbegebenheiten vielleicht besser, als ich mit meinen Bildern, Demjenigen das Auge öffnen können, der in einigen Zügen das Land der Hellenen schauen will.

Laß ihn denn reden! spricht meine Muse; wohlan! Eine Sitte, eine hübsche, eigenthümliche Sitte soll dem Hirten dort auf dem Berge Stoff für seine Erzählung bieten, nämlich:

„Der Freundschaftsbund."

„Unser Haus war aus Lehm zusammengeklebt, aber die Thürpfosten bestanden aus gewürfelten Marmorsäulen, dort gefunden, wo man das Haus erbaute. Das Dach reichte fast zur Erde, jetzt war es schwarzbraun und häßlich, aber als es gedeckt wurde, bestand es aus blühendem Oleander und frischen Lorberzweigen, hinter den Bergen hergeholt. Um unsere Wohnung war es eng, die Wände strebten schroff empor und zeigten eine kahle, schwarze Farbe; an

ihren Gipfeln hingen oft Wolken, gleich weißen, lebenden Gestalten. Niemals hörte ich hier einen Singvogel, nie tanzten die Männer hier zu den Tönen der Sackpfeife, aber der Ort war geheiligt aus alten Zeiten, selbst der Name erinnert daran, er wird ja Delphi genannt! Die dunkeln, ernsten Berge lagen alle mit Schnee bedeckt, der höchste, der am längsten in der rothen Abendsonne schimmerte, war der Parnaß; der Bach, nahe an unserm Hause, strömte von ihm herab und war auch einst heilig, jetzt trübt der Esel ihn mit seinen Füßen, doch der Strom rinnt fort und wird wieder klar. Wie entsinne ich mich jedes Flecks in seiner heiligen, tiefen Einsamkeit! Mitten in der Hütte wurde Feuer angezündet, und wenn die heiße Asche hoch und glühend da lag, das Brot darin gebacken. Wenn sich der Schnee so hoch um unsere Hütte thürmte, daß sie fast versteckt war, dann schien meine Mutter am fröhlichsten, dann hielt sie meinen Kopf zwischen ihren Händen, küßte meine Stirn und sang die Lieder, die sie sonst niemals sang, denn die Türken, unsere Herren, litten es nicht, und sie sang:

„Auf dem Gipfel des Olymp, in dem niedrigen Fichtenwald saß ein alter Hirsch, schwer waren seine Augen von Thränen; rothe, ja grüne und blaßblaue Thränen weinte er, und vorüber kam ein Rehbock: „Was ist dir doch, daß du so weinst, weinst rothe,

grüne, ja blaßblaue Thränen?“ „„Der Türke iſt in unſere Stadt gekommen, hat wilde Hunde zu ſeiner Jagd, eine mächtige Meute!““ „Ich jage ſie über die Inſeln!“ ſagte der junge Rehbock, „ich jage ſie über die Inſeln ins tiefe Meer!“ — Aber ehe der Abend herabſank, war der Rehbock erſchlagen, und ehe die Nacht kam, war der Hirſch gehetzt und todt!“—

Und wenn meine Mutter ſo ſang, wurden ihre Augen naß, und in den langen Augenwimpern hing eine Thräne, aber ſie verbarg ſie und knetete dann unſer ſchwarzes Brot in der Aſche. Dann ballte ich meine Hand und ſagte: „Wir wollen die Türken todtſchlagen!“ aber ſie wiederholte aus dem Liede: „Ich jage ſie über die Inſeln ins tiefe Meer! — Aber ehe der Abend herabſank, war der Rehbock erſchlagen, und ehe die Nacht kam, war der Hirſch gehetzt und todt!“

Mehrere Tage und Nächte waren wir einſam in unſrer Hütte geweſen, da kam mein Vater; ich wußte, er würde mir Muſchelſchalen von dem Golf von Levante mitbringen, oder gar ein Meſſer ſcharf und glänzend. Diesmal brachte er uns ein Kind, ein kleines, nacktes Mädchen, das er unter ſeinem Schafpelz hielt; es war in ein Fell gewickelt, und Alles, was die Kleine beſaß, als ſie ohne dieſes in meiner Mutter Schooß lag, waren drei Silbermünzen, befeſtigt in ihrem ſchwarzen Haar. Der Vater erzählte

von den Türken, die des Kindes Eltern erschlagen hatten, er erzählte uns so viel, daß ich die ganze Nacht davon träumte. — Mein Vater war selbst verwundet, die Mutter verband seinen Arm, die Wunde war tief, der dicke Schafpelz von Blut steifgefroren. Das kleine Mädchen sollte meine Schwester sein, sie war so schön, so glänzend klar! Meiner Mutter Augen waren nicht sanfter als die ihrigen. Anastasia, wie sie genannt wurde, sollte meine Schwester sein, denn ihr Vater war dem meinigen angetraut, angetraut nach alter Sitte, wie wir sie noch halten. Sie hatten in der Jugend Brüderschaft geschlossen und das schönste und tugendhafteste Mädchen der ganzen Gegend erwählt, ihren Freundschaftsbund zu weihen; oft hörte ich von dem hübschen, seltsamen Gebrauch.

Nun war die Kleine meine Schwester; sie saß auf meinem Schooße, ich brachte ihr Blumen und die Federn der Felsenvögel, wir tranken zusammen aus den Gewässern des Parnaß und schliefen Kopf an Kopf unter dem Lorbeerdach der Hütte, während meine Mutter noch manchen Winter von den rothen, grünen und blaßblauen Thränen sang! Aber noch begriff ich nicht, daß es mein eignes Volk sei, dessen tausendfältige Sorgen sich in diesen Thränen abspiegelten.

Eines Tages kamen drei fränkische Männer, sie waren anders als wir gekleidet. Ihre Betten und

Zelte hatten sie auf Pferden, und mehr als zwanzig Türken, alle mit Säbeln und Gewehren, begleiteten sie, denn sie waren Freunde des Pascha's und hatten Geleitsbriefe von ihm. Sie kamen nur, um unsere Berge zu sehen, um in Schnee und Wolken den Parnaß zu besteigen und die seltsamen, schwarzen, steilen Felsen um unsere Hütte zu betrachten. Sie hatten darin nicht Platz, vertrugen auch den Rauch nicht, der unter der Decke hinzog und durch die niedrige Thür drang, und schlugen daher ihre Zelte auf dem engen Platze neben unserer Hütte auf, brieten Lämmer und Vögel, schenkten süße, starke Weine ein, aber die Türken durften nicht davon trinken.

Als sie fortreisten, begleitete ich sie eine Strecke Wegs und meine kleine Schwester Anastasia hing, in ein Ziegenfell eingenäht, auf meinem Rücken. Einer der fränkischen Herren stellte mich gegen einen Felsen und zeichnete mich und sie ab, so lebendig, wie wir dort standen, wir sahen aus wie ein Geschöpf; — nie hatte ich daran gedacht, aber Anastasia und ich waren ja Eins, immer lag sie in meinem Schooß oder hing auf meinem Rücken, und träumte ich, dann erschien sie in meinen Träumen.

Zwei Nächte später kamen andere Leute, mit Messern und Gewehren bewaffnet, in unsere Hütte. Es waren Albaneser, kühne Leute, wie meine Mutter sagte. Sie verweilten nur kurze Zeit; meine Schwester

Anaſtaſia ſaß auf dem Schooß des Einen — als er fort war, hatte ſie zwei und nicht drei Silbermünzen in ihrem Haar. Sie legten Tabak in Papierſtreifen und rauchten daraus, der Aelteſte ſprach vom Wege, den ſie einſchlagen ſollten, und war über dieſen in Ungewißheit; „ſpucke ich in die Höhe,“ ſagte er, „ſo fällt es mir ins Geſicht, ſpucke ich herunter, ſo fällt es in meinen Bart!“ —

Aber ein Weg mußte gewählt werden; ſie gingen und mein Vater begleitete ſie. Bald darauf hörten wir Schüſſe — es knallte nochmals; — Soldaten drangen in unſere Hütte und nahmen meine Mutter, mich und Anaſtaſia gefangen; die Räuber hätten ihren Aufenthalt bei uns gehabt, mein Vater ſei ihr Führer geweſen, deshalb müßten wir fort. Ich ſah die Leichen der Räuber, ich ſah meines Vaters Leiche und weinte, bis ich einſchlief. Als ich erwachte, waren wir im Gefängniß, aber die Stube war nicht ſchlechter, als in unſerer eigenen Hütte; ich erhielt Zwiebeln und harzigen Wein, den ſie aus einem getheerten Sack goſſen, beſſer hatten wir es zu Hauſe auch nicht.

Wie lange wir gefangen waren, weiß ich nicht; aber viele Tage und Nächte vergingen. Als wir auswanderten, war es unſer heiliges Oſterfeſt; ich trug Anaſtaſia auf dem Rücken, denn meine Mutter war krank, nur langſam konnte ſie gehen, und es war weit, ehe wir hinab an das Meer gelangten, es

war der Golf von Levante. Wir traten in eine Kirche, die von Bildern auf goldnem Grund wiederſtrahlte; es waren Engel und ſo hübſch, aber mir ſchien doch, daß unſere kleine Anaſtaſia eben ſo hübſch ſei. Mitten auf dem Boden ſtand ein mit Roſen angefüllter Sarg; der Herr Chriſtus liege da als ſchöne Blume, ſagte meine Mutter; und der Prieſter verkündete: „Chriſtus iſt erſtanden!“ Alle Leute küßten ſich, Jeder hielt ein brennendes Licht in der Hand, ich ſelbſt erhielt eins, die kleine Anaſtaſia auch eins, Sackpfeifen ertönten, Männer tanzten Hand in Hand aus der Kirche und draußen brieten die Frauen das Opferlamm. Wir wurden eingeladen, ich ſaß am Feuer; ein Knabe, älter als ich, umſchlang meinen Hals, küßte mich und ſagte; „Chriſt iſt erſtanden!“ So begegneten Aphtanides und ich uns zum erſten Mal.

Meine Mutter konnte Fiſchernetze ſtricken, das gab hier an der Meeresbucht einen guten Verdienſt und wir blieben lange Zeit am Meere, — dem ſchönen Meere, das wie Thränen ſchmeckte und durch ſeine Farben an die Thränen des Hirſches erinnerte, bald war es ja roth, bald grün und dann wieder blau.

Aphtanides verſtand das Boot zu lenken, und ich ſaß mit meiner kleinen Anaſtaſia darin, es glitt auf dem Waſſer wie eine Wolke durch die Luft. Wenn dann die Sonne ſank, färbten ſich die Berge

mit tieferem Blau, eine Bergreihe erhob sich über die andere, und am fernsten stand der Parnaß mit seinem Schnee. In der Abendsonne schimmerte der Berggipfel, wie ein glühendes Eisen, es sah aus, als komme das Licht von innen, denn lange, nachdem die Sonne untergegangen war, schimmerte er in der blauen, glänzenden Luft; die weißen Seevögel schlugen den Wasserspiegel mit ihren Flügeln, übrigens war es hier so still, als bei Delphi zwischen den schwarzen Felsen. Ich lag im Boot auf dem Rücken, Anastasia lag an meiner Brust, und die Sterne über uns schimmerten noch stärker, als die Lampen in unserer Kirche. Es waren dieselben Sterne, und sie standen ganz an derselben Stelle über mir, als wenn ich in Delphi vor unserer Hütte saß. Zuletzt schien es mir, als sei ich noch dort! — Da plätscherte es im Wasser und das Boot schaukelte stark; — ich schrie laut auf, denn Anastasia war in's Wasser gefallen, aber eben so schnell sprang Aphtanides nach und bald hob er sie zu mir empor! Wir zogen ihre Kleider aus, preßten das Wasser aus diesen und kleideten sie dann wieder an; das that Aphtanides. Wir blieben auf dem Wasser, bis die Sachen wieder getrocknet waren, und Niemand erfuhr von unserm Schreck wegen der kleinen Pflegeschwester, an deren Leben ja Aphtanides nun Theil hatte.

Der Sommer kam. Die Sonne brannte so heiß.

daß das Laub der Bäume verdorrte; ich dachte an unsere kühlen Berge, an das frische Wasser in diesen; auch meine Mutter sehnte sich darnach und eines Abends wanderten wir wieder zurück. Welche Ruhe, welche Stille! Wir gingen durch den hohen Thymian, der noch duftete, obgleich die Sonne seine Blätter versengt hatte. Nicht einem Hirten begegneten wir, nicht an einer Hütte kamen wir vorüber. Alles war still und einsam, nur eine Sternschnuppe sagte: dort oben im Himmel sei noch Leben. Ich weiß nicht, ob die klare, blaue Luft selbst leuchtete, oder ob es die Strahlen der Sterne waren; wir erkannten gut alle Umrisse der Berge. Meine Mutter zündete Feuer an, briet Zwiebeln, die sie mitgebracht, und ich und die kleine Schwester schliefen im Thymian, ohne uns vor den häßlichen Smidraki*) zu fürchten, dem die Flamme aus dem Halse steht, noch weniger vor dem Wolf und dem Schakal; meine Mutter saß ja neben uns, und das hielt ich für genug zu unserm Schutz.

Wir erreichten unsere alte Heimat, aber die Hütte war ein Schutthaufen, eine neue mußte gebaut werden. Einige Weiber halfen meine Mutter, und in wenigen Tagen waren Mauern aufgeführt und ein neues Dach

*) Der griechische Aberglaube läßt dieses Ungeheuer aus den unaufgeschnittenen Magen geschlachteter Schafe entstehen, die auf das Feld geworfen werden.

von Oleander darüber gedeckt. Meine Mutter flocht aus Fellen und Baumrinde viele Flaschenhalfter, ich hütete die kleine Heerde der Prieſter*); Anaſtaſia und die kleinen Schildkröten waren meine Spielkameraden.

Eines Tages erhielten wir Beſuch von dem geliebten Aphtanides; er ſehne ſich ſo ſehr, uns zu ſehen, ſagte er, und blieb volle zwei Tage bei uns.

Nach einem Monat kam er wieder und erzählte, daß er mit einem Schiff nach Patras und Corfu wolle; vorher müſſe er uns Lebewohl ſagen; unſerer Mutter brachte er einen großen Fiſch mit. Er wußte ſo viel zu erzählen, nicht allein von den Fiſchern unten am Golf zu Lepanto, ſondern auch von Königen und Helden, die einſt Griechenland beherrſcht hatten, wie einſt die Türken.

Ich habe den Roſenſtrauch eine Knospe anſetzen und dieſe ſich in Tagen und Wochen zu einer Blume entfalten ſehen; ſie wurde es, ehe ich daran dachte, wie groß, ſchön und roth ſie ſei; ſo ging es mir auch mit Anaſtaſia. Sie war ein ſchönes, erwachſenes Mädchen, ich ein kräftiger Burſche. Die Wolfsfelle auf meiner Mutter und Anaſtaſia's

*) Ein Bauer, welcher leſen kann, wird oft Prieſter, und man nennt ihn dann „allerheiligſter Herr," die geringere Claſſe küßt die Erde, die er betreten hat.

Lager hatte ich selbst den Thieren abgezogen, die von meinem Schuß gefallen.

Jahre waren verstrichen. — Da kam eines Abends Aphtanides, schlank wie ein Rohr, stark und braun; er küßte uns Alle und wußte von dem großen Meer, von Malta's Festungswerken und Aegyptens seltsamen Gräbern zu erzählen; es klang wunderbar wie eine Legende der Priester; ich schaute mit einer Art Ehrfurcht zu ihm empor.

„Wie viel Du weißt!“ sagte ich, „wie Du erzählen kannst!“

„Du hast mir doch einst das Schönste erzählt!“ sagte er. Du hast mir erzählt, was mir nie aus den Gedanken gekommen ist, von dem schönen, alten Gebrauch, dem Freundschaftsbund; dem Gebrauch, welchem zu folgen ich Lust hätte! Bruder, laß uns Beide auch, wie Dein und Anastasia's Vater es thaten, zur Kirche gehen, das schönste und unschuldigste Mädchen ist Anastasia, die Schwester, sie soll uns weihen! Kein Volk hat doch schönere Gebräuche als wir Griechen!“

Anastasia erröthete wie die junge Rose, meine Mutter küßte Aphtanides.

Eine Stunde Wegs von unserer Hütte entfernt, dort, wo auf dem Felsen lockere Erde liegt und einzelne Bäume Schatten gewähren, lag die kleine Kirche; eine silberne Lampe hing vor dem Altare.

Ich hatte meine besten Kleider angelegt, die weiße Fustanella fiel in reichen Falten über die Hüften herab, das rothe Wamms saß eng und stramm, an der Quaste auf meinem Fez war Silber; in meinem Gürtel steckten Messer und Pistolen. Aphtanides hatte seine blaue Kleidung an, wie griechische Seeleute sie tragen, eine silberne Platte mit der Mutter Gottes hing an seiner Brust, seine Schärpe war kostbar, wie nur die reichen Herren sie tragen können. Jeder sah wohl, daß wir zu einer Feier wollten. Wir gingen in die kleine einsame Kirche hinein, wo die Abendsonne durch die Thüre die brennende Lampe und die bunten Bilder auf goldenem Grunde bestrahlte. Wir knieten auf den Stufen des Altars nieder und Anastasia trat vor uns hin; ein langes, weißes Gewand hing lose und leicht um ihre schönen Formen; ihr weißer Hals und ihre Brust waren mit einer Kette alter und neuer Münzen bedeckt, sie bildeten einen ganzen Kragen. Ihr schwarzes Haar war auf dem Kopfe in einen einzigen Knoten geschlungen, welcher durch eine kleine Kopfbedeckung aus Silber- und Goldmünzen gehalten wurde, die in den alten Tempeln gefunden worden waren. Einen schönern Schmuck hatte kein griechisches Mädchen. Ihr Gesicht leuchtete, ihre Augen waren wie zwei Sterne.

Still beteten wir alle drei, darauf fragte sie uns: „Wollt Ihr Freunde sein im Leben und im Tode?“ —

„Ja!“ antworteten wir. „Wollt Ihr, was auch geſchehen möge, Euch erinnern: mein Bruder iſt von mir ein Theil; mein Geheimniß iſt ſeines, mein Glück iſt das ſeine; Aufopferung, Ausdauer, Alles in mir gehört ihm wie mir?“ Und wir wiederholten unſer „ja!“

Sie legte unſere Hände in einander, küßte uns auf die Stirn und wir beteten wieder leiſe. Da trat der Prieſter von der Thür des Altars hervor, ſegnete uns alle drei und ein Geſang von den anderen allerheiligſten Herren ertönte hinter der Altarwand. Der Bund ewiger Freundſchaft war geſchloſſen. Als wir uns erhoben, ſah ich meine Mutter heftig weinend an der Thür der Kirche.

Wie war es heiter in unſerer kleinen Hütte und an Delphi's Quellen! Den Abend vor Aphtanides' Abreiſe ſaß er mit mir gedankenvoll auf dem Abhang des Felſens, ſein Arm war um meinen Leib geſchlungen, der meinige um ſeinen Hals; wir ſprachen von Griechenlands Noth, von den Männern, denen es vertrauen könnte. Jeder Gedanke unſerer Seelen lag klar vor uns beiden, da ergriff ich ſeine Hand.

„— Eines ſollſt Du noch wiſſen, Eines, was bis zu dieſer Stunde nur Gott und ich gewußt! Meine ganze Seele iſt Liebe! Eine Liebe, ſtärker als die zu meiner Mutter und zu Dir — —!“

„Und wen liebst Du?“ fragte Aphtanides, und sein Gesicht und Hals wurden roth.

„Ich liebe Anastasia!“ sagte ich — und seine Hand zitterte in meiner, er wurde blaß, wie eine Leiche; ich sah es, ich begriff es und ich glaubte, daß auch meine Hand bebte, ich neigte mich zu ihm, küßte seine Stirn und flüsterte: „Ich habe es ihr nie gesagt, sie liebt mich vielleicht nicht! — Bruder denke daran, ich sah sie täglich; sie ist an meiner Seite aufgewachsen, Eins mit meiner Seele!“ —

„Und Dein soll sie sein!“ sagte er, „Dein!“ — ich darf Dich nicht belügen und will es auch nicht. Auch ich liebe sie! — Aber Morgen ziehe ich fort; in einem Jahre sehen wir uns wieder, dann seid Ihr verheirathet, nicht? — Ich besitze einiges Gold, es sei Dein! Du mußt, Du sollst es nehmen!“ Still wandelten wir über die Felsen; es war später Abend, als wir an meiner Mutter Hütte standen.

Anastasia hielt uns die Lampe entgegen, als wir hereintraten, meine Mutter war nicht dort. Sie blickte wunderbar wehmüthig auf Aphtanides. —

„Morgen gehst Du von uns!“ sagte sie, „wie mich das betrübt!“ —

„Dich betrübt!“ sagte er, und mir schien ein Schmerz darin zu liegen, groß, wie mein eigner. Ich konnte nicht reden, er aber faßte ihre Hand und

ſagte: „Unſer Bruder dort liebt Dich, er iſt Dir theuer? Sein Schweigen beweiſt gerade ſeine Liebe. —

Anaſtaſia zitterte und brach in Thränen aus; da ſah ich nur ſie, dachte nur ihrer, ſchlang meinen Arm um ihren Leib und ſagte: „Ja, ich liebe Dich!“ Sie drückte ihren Mund auf meinen, legte ihre Hände um meinen Hals; aber die Lampe war auf den Fußboden gefallen, es war dunkel um uns her, wie in dem Herzen des armen Aphtanides.

Vor Tagesanbruch ſtand er auf, küßte uns Alle zum Abſchied und zog fort. Meiner Mutter hatte er all' ſein Geld für uns gegeben. Anaſtaſia war meine Braut und nach wenigen Tagen meine Gattin!

Das Judenmädchen.

In der Armenſchule ſaß unter den andern Kindern auch ein kleines Judenmädchen. Es war ein gutes aufgewecktes Kind, das flinkſte in der ganzen Schule; aber es mußte doch von einer der Lehrſtunden ausgeſchloſſen bleiben — am Religionsunterrichte nämlich durfte es nicht Theil nehmen; war doch die Schule eine chriſtliche.

Das Lehrbuch der Geographie durfte das Mädchen während deſſen aufſchlagen, oder auch das Rechenexempel für den nächſten Tag ausarbeiten, aber das

war bald gethan, und hatte sie die Aufgabe aus der Erdbeschreibung erledigt, so blieb das Buch zwar aufgeschlagen vor ihr liegen, aber die Kleine las nicht weiter darin; sie lauschte still den Worten des christlichen Lehrers, und dieser ward bald inne, daß sie aufmerkte wie fast keines der andern Kinder.

„Lies Du in Deinem Buche, Sara, sagte der Lehrer mit mildem Ernst; allein ihr schwarzes strahlendes Auge blieb an ihm hangen, und als er einmal eine Frage auch an sie richtete, siehe, da wußte sie besser Bescheid als alle die andern Kinder. Sie hatte gehört, begriffen und tief in ihr Herz geschlossen was er gesprochen.

Ihr Vater, ein armer, braver Mann, hatte, als er die Tochter in die Schule brachte, die Bedingung gestellt, daß sie vom Unterricht im christlichen Glauben ausgeschlossen bliebe. Aber es hätte vielleicht Störung verursacht, oder gar Aergerniß des Gemüths bei den Andern erwecken können, wenn man sie während jener Unterrichtsstunde entfernt hätte, und sie blieb demnach; doch so durfte es nun ferner nicht mehr sein.

Der Lehrer begab sich zu dem Vater und stellte diesem vor, er möchte entweder seine Tochter aus der Schule nehmen, oder gewärtigen, daß Sara eine Christin werde. „Ich kann nicht länger ein müßiger Zuschauer dieser leuchtenden Blicke des Kindes, dieser

Innigkeit und Sehnsucht der Seele nach dem Wort des Evangeliums bleiben," sagte der Lehrer.

Da brach der Vater in Thränen aus: „Ich weiß nur wenig von meiner Väter Gebot," rief er, aber die Mutter Sara's war fest im Glauben, eine Tochter Israels, und ihr gelobte ich auf dem Todtenbette, daß unser Kind nimmer getauft werden solle. Ich muß mein Gelübde halten, es ist mir gleich einem Bund mit Gott!

Und das kleine Judenmädchen verließ die Schule der Christen.

— — Es sind Jahre verstrichen.

In einer der kleinsten Provinzialstädte diente in einem geringen Hause ein armes Mädchen mosaischen Glaubens; ihr Haar war schwarz wie Ebenholz, ihr Auge dunkel wie die Nacht, und doch voll Glanz und Licht, wie es den Töchtern des Orients eigen ist. Es war Sara. Der Ausdruck im Antlitz des nun erwachsenen Mädchens war noch immer der des Kindes, als es auf der Schulbank saß und sinnenden Blickes den Worten des christlichen Lehrers lauschte.

Allsonntäglich tönte aus der Kirche die Orgel und der Gesang der Gemeinde; sie klangen über die Straße in das Haus hinein, wo das Judenmädchen, fleißig und in Allem getreu, bei ihrer Arbeit stand. „Du sollst den Sabbath heilig halten!" erklang

eine Stimme, die Stimme des Geſetzes in ihrem Innern; aber ihr Sabbath war ein Arbeitstag bei den Chriſten, und nur in ihrem Herzen konnte ſie ihn heilig halten, und das ſchien ihr nicht zu genügen. Rechnet Gott denn nach Tagen und Stunden? ſprach es in ihrer Seele, und als erſt dieſer Gedanke in ihr lebendig geworden, war es ihr ein Troſt, daß am Sonntage der Chriſten die Andachtſtunde ungeſtörter blieb; drangen dann die Klänge der Orgel und die Lieder der Gemeinde von drüben zu ihr in die Küche bei der Arbeit herein, da ward ihr ſelbſt dieſer Ort ein geweihter. Alsdann las ſie in dem alten Teſtamente, dem Schatz und Hort ihres Volkes, und nur in dieſem las ſie, denn was der Vater, was der Lehrer ihr geſagt, als ſie aus der Schule trat, das Gelübde, welches der Vater ihrer ſterbenden Mutter gegeben, daß ſie nie der chriſtlichen Taufe theilhaftig werden, nie den Glauben der Väter verlaſſen dürfe, das bewahrte ſie treu in ihrem tiefen Sinn. Das Neue Teſtament ſollte und mußte ihr ein verſchloſſenes Buch bleiben, und doch wußte ſie gar Vieles aus demſelben, das Evangelium klang mit den Erinnerungen ihrer Kindheit in ihr nach.

Eines Abends ſaß ſie in einem Winkel der Wohnſtube. Ihr Dienſtherr las laut vor, und ihm durfte ſie wohl lauſchen, war es doch nicht das Evangelium, ſondern ein altes Hiſtorienbuch, aus welchem er las,

da durfte ſie wohl bleiben. Das Buch erzählte von einem ungariſchen Ritter, der von einem türkiſchen Paſcha gefangengenommen ward, welcher ihn neben ſeinen Ochſen vor den Pflug ſpannen, ihn mit Peitſchenhieben antreiben und bis aufs Blut peinigen, verhöhnen und faſt verſchmachten ließ. Das treue Weib des Ritters entäußerte ſich daheim all' ihres Geſchmeides und verpfändete Burg und Land; des Ritters Freunde brachten große Summen zuſammen, denn faſt unerſchwinglich hoch war das geforderte Löſegeld; aber es wurde zuſammengebracht und der Ritter aus Sklaverei und Schmach erlöſt. Krank und leidend langte er in ſeiner Heimat an. Bald jedoch erſcholl ein neuer allgemeiner Aufruf zum Kampfe gegen den Feind der Chriſtenheit; der noch leidende Ritter vernahm die Kunde, und da duldete es ihn nimmer, er hatte keine Ruh und Raſt. Er ließ ſich auf ſein Streitroß heben; ſeine Wangen färbten ſich, ſeine Kraft ſchien wiedergekehrt zu ſein, und er zog hinaus zum Kampf und Sieg. Und gerade der Paſcha, welcher ihn vor den Pflug hatte ſpannen laſſen, wurde nun ſein Gefangener und in ſein Burgverließ geſchleppt. Aber keine Stunde war verſtrichen, da ſtand der Ritter vor dem gefangenen Paſcha und frug ihn:

„Was meinſt du wohl, das Deiner harrt?“

„Ich weiß es!“ antwortete der Türke, „Vergeltung!“

„Ja, die Vergeltung des Christen!“ versetzte der Ritter. Christi Lehre gebeut uns, dem Feinde zu vergeben, unsern Nächsten zu lieben, denn Gott ist die Liebe! Zieh hin in Frieden, zieh in deine Heimat, ich gebe Dich Deinen Lieben zurück, sei aber fortan milde und menschlich gegen diejenigen, die da leiden!“

Da brach der Gefangene in Thränen aus: „Wie hab' ich die Möglichkeit einer solcher Milde denken können! Schmach und Qual schienen meiner zu harren, schienen mir gewiß, — da nahm ich Gift, das ich heimlich bei mir trug, seinen Wirkungen werde ich in wenigen Stunden erliegen. Ich muß sterben, Rettung ist unmöglich! Allein, bevor ich sterbe, verkündige Du mir die Lehre, die einer solchen Fülle von Liebe und Gnade Raum giebt; sie ist groß und göttlich! Vergönne es mir in dieser Lehre — als Christ zu sterben!“ und ihm ward seine Bitte gewährt.

Das war die Legende, welche der Dienstherr aus dem alten Historienbuche vorlas. Alle die anwesenden Hausgenossen lauschten mit Theilnahme; doch sie, die still im Winkel saß, die Magd Sara, das Judenmädchen, entflammte in ihrem Herzen; große Thränen traten in ihre leuchtenden, schwarzen Augen, kindlich frommen Gemüths saß sie da, wie einst auf der Schulbank und empfand die Erhabenheit des Evangeliums, — die Thränen rollten ihr über die Wangen.

Doch die letzten Worte der sterbenden Mutter wurden wieder laut in ihr. „Laß mein Kind keine Christin werden!“ klang es ihr durch Herz und Seele mit den Worten des Gesetzes: „Du sollst Vater und Mutter ehren!“

„Ich bin ja nicht unter den Christen aufgenommen!“ sprach sie zu sich selbst; „sie schelten mich Judenmädchen, des Nachbars Knaben thaten es noch am verwichenen Sonntag, als ich vor der offenen Kirchenthüre stehen blieb und hineinschaute, wo die Altarkerzen flammten und die Gemeinde sang! Ja, seit ich auf der Schulbank saß, habe ich sie empfunden, die Macht des Christenthums, eine Macht, die, einem Sonnenstrahle gleich, und wenn ich mein Aug' ihm noch so sehr verschließe, mir doch in das Herz hineinstrahlt! Aber ich werde dich nicht in deinem Grabe kränken, Mutter, ich werde nicht dem Gelübde des Vaters untreu werden, ich will die christliche Bibel nicht lesen! — Hab' ich doch den Gott meiner Väter, zu ihm will ich halten!“

Und Jahre verstrichen von neuem.

Der Dienstherr starb. Die Wittwe gerieth in dürftige Umstände! Das Dienstmädchen sollte entlassen werden. Aber Sara verließ das Haus nicht, sie ward die Stütze in der Noth, sie hielt das Ganze zusammen, arbeitete bis in die Nacht hinein, schaffte

das tägliche Brot durch ihrer Hände Fleiß, denn kein Anverwandter ſtand der Familie zur Seite und die Wittwe wurde von Tag zu Tag ſchwächer, blieb Monate lang ans Krankenlager gefeſſelt. Sara arbeitete, ſie ſaß auch pflegend und wachend an der Kranken Bett; ſie war mild und fromm, ein Engel des Segens in dem ärmlichen Hauſe.

„Dort auf dem Tiſche liegt die Bibel,“ ſprach die Kranke zu Sara, „lies mir ein wenig aus derſelben vor, die Nacht wird mir ſo lang, ſo lang, mein Herz dürſtet nach dem Worte Gottes!“

Und Sara beugte ihr Haupt. Sie griff nach dem Buche, ſie faltete beide Hände um die Bibel der Chriſtin, ſchlug ſie auf und las der Kranken vor; Thränen traten ihr dabei oft in die Augen, aber dieſe leuchteten und ſtrahlten, und in ihrem Herzen ward es Licht; „Mutter,“ ſprach ſie leiſe, „dein Kind darf nicht die Taufe der Chriſten empfangen, nicht in der Gemeinde aufgenommen werden, — du haſt es ſo gewollt und ich werde deinen Willen ehren, wir ſind darüber einig hier auf Erden; aber über dieſe Erde hinaus, jenſeits iſt die Einigkeit eine höhere, in Gott: er geleitet und führt uns über den Tod hinaus! — Er ſteigt zur Erde herab, und wenn er ſie hat ſchmachten laſſen, überſchüttet er ſie mit Fruchtbarkeit, ich verſtehe es! — Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich

es verſtehen lernte! — doch, es iſt durch ihn, durch Chriſtus!“

Und ſie bebte zuſammen, als ſie den heiligen Namen nannte, und eine Taufe wie von Feuerflammen kam über ſie und überwältigte den Körper, und ihr Leib zuckte, ihre Glieder brachen zuſammen, ſie ſank ohnmächtig nieder, ſchwächer denn die Kranke, bei der ſie gewacht hatte.

„Die arme Sara!“ ſprachen die Leute, „ſie iſt von Arbeit und Nachtwachen überangeſtrengt!“

Man trug ſie in das Armenkrankenhaus. Dort verſchied ſie, und von dort trug man ſie zur Gruft, aber nicht auf den Friedhof der Chriſten, dort war keine Stätte für das Judenmädchen; — außerhalb, an der Mauer grub man ihr Grab.

Gottes Sonne aber, die über den Gräbern der Chriſten ſtrahlt, wirft auch ihren Schein hinüber auf das Grab des Judenmädchens draußen an der Mauer, und wenn die Pſalmenlieder auf dem Friedhof der Chriſten ertönen, ſo klingen ſie auch über ihre einſame Gruft hin, und auch dieſer Entſchlafenen gilt der Auferſtehungsruf im Namen Chriſti, des Herrn, der zu ſeinen Jüngern ſprach: „Johannes hat Euch mit Waſſer getauft, ich werde Euch mit dem heiligen Geiſte taufen!“

Am äußersten Meere.

Große Schiffe waren hoch hinauf nach dem Nordpol gesandt, um dort die äußersten Grenzen, die letzten Meeresküsten aufzufinden und zu versuchen, wie weit die Menschen dort oben wohl vorzudringen vermöchten. Schon steuerten sie Jahr und Tag durch Nebel und Eis hindurch und standen viel Mühseligkeiten aus; endlich war der Winter herangekommen und die Sonne ganz aus jenen Gegenden verschwunden; viele, viele Wochen würde nun eine lange Nacht sein; Alles, so weit der Blick ringsum reichte, war ein einziges Eisstück; jedes, der Schiffe war an dasselbe vertäuet, der Schnee thürmte sich in große Haufen, und aus ihm waren Hütten in der Form von Bienenkörben gebildet und errichtet, einige groß wie die alten Hünengräber, andere wiederum nicht größer als daß sie zwei oder vier Männer beherbergen konnten; allein finster war es nicht, die Nordlichter flammten roth und blau, es war ein ewiges, großartiges Feuerwerk und der Schnee flimmerte und leuchtete, die Nacht hier war eine einzige lange flammende Dämmerstunde. Wenn sie am hellsten strahlte, kamen die Eingeborenen schaarenweise heran, wunderlich zu schauen in ihrer behaarten, rauhen Pelzkleidung, und sie kamen in Schlitten von Eis-

stücken gebaut und brachten Felle und Pelze i
Bündeln mit, und die Schneehäuser bekame
Fuß-Teppiche; die Felle dienten abwechs
solche und als Deckbetten, und die Matrosen
sich unter die Schneekruste während es drau
daß es knisterte, und zwar ganz anders als
im Winter bei uns. Bei uns war es no
herbst, und dessen gedachten sie dort oben
innerten sich an das gelbliche Laub der bei
Bäume. Die Uhr zeigte, daß es Abend
zum Schlafen sei, und in einer der Schne
streckten sich bereits Zwei, die Ruhe suche
Der Jüngste von diesen führte aus der Hein
besten, theuersten Schatz, die Bibel, bei si
ihm die Großmutter bei der Abreise geschen
Jede Nacht ruhte die heilige Schrift unt
Kopfe, und noch aus den Kinderjahren her
was in ihr geschrieben stand, täglich las
und auf seinem Lager ausgestreckt, kamen
jene heiligen Worte in den Sinn, die da
„Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und
äußersten Meere, so würde mich doch deine
selbst führen und deine Rechte mich halten!"
unter dem Einfluß des ewigen Wortes und de
Glaubens schloß er die Augen, und der Sch
kam ihn, und der Traum, die Offenbarung de
in Gott; die Seele lebte und war thätig.

der Körper sich der Ruhe ergab; er empfand dieses Leben, es war ihm als klängen alte liebe, bekannte Melodien, als umgaukelten ihn milde sommerwarme Lüfte, und von seinem Lager sah er es über sich glänzen als strahle es von außen durch die Schneekruste hinein; er hob sein Haupt empor, der strahlende helle Schimmer war jedoch kein Widerschein der Schneedecke, es waren die mächtigen Fittige an der Schulter eines Engels, in dessen mildes strahlendes Angesicht er emporschaute. Wie aus dem Kelch einer Lilie hob der Engel sich von den Blättern der Bibel empor, breitete seine Arme weit aus und die Wände der Schneehütte versanken rings als seien sie ein luftiger lichter Nebelschleier; die grünen Matten und Hügel der Heimat mit den rothbraunen Wäldern lagen rings um ihn im stillen Sonnenglanze an einem schönen Herbsttag; das Nest des Storches war leer, aber noch hingen Aepfel an dem wilden Aepfelbaum, wenn dieser auch schon entblättert war; die rothen Hagebutten glänzten und der Staar pfiff in dem grünen Käfig über dem Fenster der Bauernhütte, der heimatlichen Hütte; der Staar pfiff die gelernte Melodie, und die Großmutter behing seinen Käfig mit grünem Vogelfutter, wie er, der Enkel, es stets gethan; und die Tochter des Dorfschmieds, gar schön und jung, stand am Brunnen und schöpfte Wasser, und nickte der Großmutter zu, und die Groß-

mutter winkte ihr und zeigte ihr einen Brief,
aus weiter Ferne angekommen wäre; an di
Morgen war der Brief aus den kalten Landen
oben am Nordpole selbst gekommen, dort wo
Enkel war und in Gottes Hand stände. — Un
lächelten und sie weinten, und er, dort oben
Eis und Schnee, unter den Fittigen des Engels,
er lächelte und weinte im Geiste mit ihnen, den
sah und hörte sie. Und aus dem Briefe wurde
vorgelesen, auch die Worte der heiligen Sch
„am äußersten Meere, seine Rechte mich halten wird.
Ringsum ertönte der schönste Psalmengesang
der Engel ließ seine Fittige, einem Schleier gl
über den Schlafenden herab, — das Traumbild
verschwunden — es war finster in der Schneeh
aber die Bibel ruhte unter seinem Kopfe, der Gl
und die Hoffnung wohnten in seinem Herzen.
war mit ihm und die Heimat trug er im Herze
„am äußersten Meere."

Die letzte Perle.

Wir befinden uns in einem reichen, einem glücklichen Hause; Alles, die Herrschaft, das Gesinde und auch die Freunde des Hauses fühlten sich beglückt und von Freude erfüllt, denn an diesem Tage war ein Erbe, ein Sohn geboren, und Mutter und Kind erfreuten sich des besten Wohlbefindens.

Die flammende Lampe in dem Schlafzimmer hatte man zur Hälfte verdeckt und die Fenster waren mit schweren seidenen Vorhängen von theuren Stoffen dicht verhüllt. Der Fußteppich war dick und weich wie eine Moosdecke, Alles lud zum Schlummer ein, war reizend zum Ausruhen, und das empfand denn auch die Wärterin, — sie schlief, und sie konnte schlafen, denn hier war Alles gut und gesegnet. Der Schutzgeist des Hauses lehnte an dem Kopfende des Lagers; über das Kind an der Mutter Brust breitete sich gleichsam ein Netz von blühenden Sternen in unendlicher Fülle aus, jeder Stern war eine Perle des Glückes. Alle gute Sterne des Lebens hatten dem Neugeborenen ihre Gaben dargebracht; hier funkelten Gesundheit, Reichthum, Glück und Liebe, kurz Alles, was der Mensch auf Erden wünscht.

„Alles ist hier dargebracht!“ sprach der Schutzgeist.

„Nein, Alles nicht!“ ertönte eine Stimme in

deſſen Nähe, die Stimme des guten Enge
Kindes. „Eine Fee hat noch nicht ihre Ga
ſendet, allein ſie wird es thun, einſt, und wen
Jahre darüber verſtreichen, wird ſie dieſelbe da
gen; — die letzte Perle fehlt noch!“

„Fehlt noch! Hier darf nichts fehlen, und
es doch der Fall wäre, dann laßt uns aufb
die mächtige Fee zu ſuchen, begeben wir uns zu

„Sie kommt, ſie kommt einſt ungeſucht! ihr
darf nicht fehlen, ſie muß da ſein, damit der
Kranz gewunden werde!“

„Wo iſt ſie zu finden? Wo weilt ſie? ſ
mir, ich will die Perle herbeiſchaffen!“

„Du willſt es!“ — ſprach der gute Eng
Kindes, ich führe Dich gleich zu ihr, wo ſie
finden ſein mag! ſie hat keine bleibende Stätte
waltet ſie in des Kaiſers Schloß, bald triffſt
in der ärmlichen Hütte des Bauers, an keinem
ſchen geht ſie ſpurlos vorüber, Allen bringt ſ
Gabe dar, ſei dieſelbe nun eine Welt oder eine
lerei! Auch zu dieſem Kinde muß ſie kommen
meinſt, die Zeit ſei gleich lang, aber nicht glei
lich; wohlan, wir werden die Perle holen, di
Perle in dieſem Reichthum!“

Und Hand in Hand ſchwebten ſie dem Or
an welchem die Fee jetzt verweilte.

Es war ein großes Haus mit finſtern

deren, leeren Zimmern, und eine ganz eigenthümliche Stille herrschte in demselben; eine ganze Reihe Fenster waren geöffnet, daß die rauhe Luft so recht nach Herzenslust hinein dringen konnte; die langen weißen, herabhängenden Vorhänge bewegten sich in dem Luftzuge.

Inmitten der Stube stand ein offener Sarg und in diesem lag die Leiche eines Weibes noch in blühendem Alter und schön. Frische Rosen breiteten sich über sie aus, so daß nur die gefalteten feinen Hände und das im Tode verklärte edle Antlitz mit dem hohen Ernst der Weihe und des Eingangs zu Gott sichtbar waren.

Um den Sarg standen der Mann und die Kinder, eine ganze Schaar; das jüngste Kind ruhte auf dem Arm des Vaters, und alle brachten sie der Mutter das letzte Lebewohl; der Mann küßte ihre Hand, die, welche jetzt ein dürres Laub war, bis vor kurzem aber in thätiger Liebe für sie geschaltet und gewaltet hatte. Thränen des Kummers rollten über ihre Wangen und fielen in schweren Tropfen auf den Fußboden nieder; aber kein Wort ward gesprochen. Das Schweigen, welches hier waltete, schloß eine Welt voll Schmerzen ein. Leisen Schrittes, schluchzend verließen sie das Zimmer. —

Ein brennendes Licht steht im Zimmer, es treibt den langen rothen Docht weit über die Flamme

hinaus, die im Zugwind flattert. Fremde Leu
treten ein, sie legen den Deckel auf den Sarg, üb
die Todte, sie treiben die Nägel fest hinein un
die Schläge des Hammers hallen laut durch das gan
Haus, hallen wieder in den Herzen, die da bluten

„Wohin führst Du mich?“ — frug der Schu
geist, „hier weilt keine Fee, deren Perle den beſt
Gaben für das Leben zugezählt werden könne.“

„Hier weilt sie, hier, in dieser geweihten Stunde
sprach der Engel und deutete auf einen Winkel d
Zimmers, und dort, wo bei Lebzeiten die Mutt
zwischen Blumen und Bildern ihren Sitz gehal
dort, von wo sie als die segnende Fee des Hauſe
den Mann, die Kinder, die Freunde liebevoll gegrüß
von wo aus sie, dem Sonnenstrahle gleich, Freude u
Frohsinn verbreitet und Kern und Herz des Ganz
gewesen, — dort saß jetzt ein fremdes Weib, ang
than mit langen Gewändern, es war das Herzelei
hier die Herrin, Mutter jetzt an der Todten Stell
Eine heiße Thräne rollte in seinen Schooß herab, u
gestaltete sich in eine Perle, diese blitzte in all
Farben des Regenbogens und der Engel ergriff s
und die Perle leuchtete gleich einem Sterne von ſ
benfarbigem Glanze.

Die Perle Herzeleid, die letzte, die nicht fehl
darf! sie erhöht den Glanz und die Bedeutung d

anderen Perlen. Siehst du den Schimmer des Regenbogens, dessen, welcher die Erde mit dem Himmel verbindet. Wohl ist eine Brücke geschlagen von hier nach dem Jenseits. Durch die Nacht der Erde schauen wir hinauf in die Sterne, schauen wir nach der Vollendung aus! Blicke sie an die Perle des Herzeleids, in sich verbirgt sie die Flügel der Psyche, die uns von hinnen tragen!“

H. C. Andersen's

sämmtliche Mährchen

für Kinder.

Mit

dem Portrait des Verfassers in Stahlstich

und

achtzehn Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

G. Osterwald, L. Richter und L. Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Vier Theile in einem Bande.

Erster Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1856.

Inhalt.

	Seite
I. Das Feuerzeug	1
II. Der kleine Claus und der große Claus	11
III. Die Prinzessin auf Erbsen	27
IV. Die Blumen der kleinen Ida	28
V. Daumenliese	39
VI. Der unartige Knabe	54
VII. Der Reisekamerad	57
VIII. Das kleine Meerweibchen	83
IX. Des Kaisers neue Kleider	113

I.

Das Feuerzeug.

Da kam ein Soldat die Landstraße heraufmarschirt — eins, zwei! eins, zwei! seinen Tornister hatte er auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite; denn er kam aus dem Kriege und wollte nach Hause. Da begegnete ihm auf der Landstraße eine alte Hexe; die sah recht ekelhaft aus, die Unterlippe hing ihr bis auf die Brust herab.

»Guten Abend, Soldat!« sagte sie. »Was hast Du da für einen hübschen Säbel, und einen großen Tornister! Du siehst ja recht wie ein ächter Soldat aus! Du sollst nun auch so viel Geld haben, wie Du nur haben willst!«

»Schönen Dank, Du alte Hexe!« sagte der Soldat.

»Siehst Du da den großen Baum?« sagte die Hexe, und zeigte auf einen Baum, der neben ihnen am Wege stand. »Der ist inwendig ganz hohl! Nun klettere hinauf auf den Gipfel, da ist ein Loch, durch welches Du tief in den Baum hinabgleiten kannst. Ich will Dir einen Strick um den Leib binden, damit ich Dich wieder in die Höhe ziehen kann, wenn Du mich rufst.«

»Was soll ich denn da unten im Baume?« fragte der Soldat.

»Geld holen!« ſagte die Hexe. »Du mußt nur wiſſen, wenn Du auf den Boden des Baumes gekommen biſt, ſo ſtehſt Du in einem großen Gange; da iſt's ganz hell, denn es brennen dort Hunderte von Lampen. Du ſiehſt da drei Thüren, die kannſt Du öffnen: die Schlüſſel ſtecken darin. Gehſt Du in die erſte Kammer, ſo ſiehſt Du mitten auf der Diele einen großen Kaſten, und oben darauf einen Hund, der hat Augen ſo groß wie Theetaſſen, aber darum kümmere Dich nicht. Ich gebe Dir meine blaugewürfelte Schürze, die kannſt Du auf der Diele ausbreiten; dann gehſt Du raſch hin und nimmſt den Hund, ſetzeſt ihn auf meine Schürze, öffneſt den Kaſten, und nimmſt Dir ſo viele Schillinge, wie Du willſt. Es iſt lauter Kupfergeld; willſt Du aber lieber Silber, ſo mußt Du in die zweite Kammer gehen; aber da ſitzt ein Hund, der hat ein Paar Augen ſo groß wie Mühlräder; doch kehre Dich nicht daran, ſetz' ihn nur auf meine Schürze und nimm Dir von dem Gelde nach Belieben. Willſt Du aber Gold haben — das kannſt Du auch bekommen, ſo viel als Du nur tragen kannſt, wenn Du in die dritte Kammer gehſt. Aber der Hund, der hier auf dem Geldkaſten ſitzt, hat zwei Augen, von denen jedes ſo groß iſt wie der runde Thurm. Das iſt ein Hund, kannſt Du glauben! Aber kehre Dich nicht an ihn, ſetze ihn nur auf meine Schürze, ſo thut er Dir nichts; und dann nimm Dir aus der Kiſte ſo viel Gold, wie Du willſt.«

»Das wäre nicht übel!« ſagte der Soldat. »Aber was ſoll ich Dir denn geben, Du alte Hexe? denn haben willſt Du doch auch gewiß etwas, kann ich mir denken.«

»Nein,« ſagte die Hexe, »nicht einen Schilling will ich haben. Du ſollſt mir bloß das alte Feuerzeug mitbringen, das meine Großmutter vergaß, als ſie zuletzt da unten war.«

»Nun, ſo gieb mir den Strick um den Leib,« ſagte der Soldat.

»Hier iſt er,« ſagte die Hexe, »und hier iſt meine blaugewürfelte Schürze.«

Da kletterte der Soldat auf den Baum, rutſchte durch das Loch hinunter, und ſtand, wie die Hexe geſagt hatte, in dem großen Gange, wo die vielen Hunderte von Lampen brannten.

Nun machte er die erſte Thür auf. Hu! da ſaß der Hund mit den Augen wie Theetaſſen, und glotzte ihn an.

»Du biſt ein guter Kerl!« ſagte der Soldat, ſetzte ihn auf die Schürze der Hexe, nahm ſo viele Schillinge, als er in den Taſchen laſſen konnte, machte den Kaſten wieder zu, ſetzte den Hund darauf und ging in die zweite Kammer. Potz tauſend, da ſaß der Hund mit Augen wie Mühlräder.

»Sieh mich nur nicht ſo ſcharf an,« ſagte der Soldat, »Dir möchten ſonſt am Ende die Augen wehthun.« Und da ſetzte er den Hund auf die Schürze der Hexe; aber als er das viele Silbergeld ſah, warf er alle ſeine kupfernen Schillinge wieder weg, und füllte die Taſchen und den Torniſter mit dem blanken Silber. Nun trat er in die dritte Kammer. Nein, das war gräßlich! Der Hund hier hatte Augen ſo groß wie der runde Thurm, und ſie liefen ihm wie Räder im Kopfe herum.

»Guten Abend!« ſagte der Soldat und griff an die Mütze, denn ſo ein Hund war ihm noch nicht vorgekommen. Als er ihn aber ein wenig betrachtet hatte, dachte er: nun iſt's genug! ſetzte den Hund auf den Boden und öffnete die Kiſte. Nein, Gott bewahre! was war da für eine Menge Goldes! Dafür hätte er ganz Kopenhagen, alle Zuckerpuppen, alle Zinnſoldaten, alle Peitſchen und Schaukelpferde in der ganzen Welt kaufen kön-

nen. Das war ein Schatz! Nun warf der Soldat alles Silbergeld, womit er seine Taschen und seinen Tornister gefüllt hatte, von sich, und stopfte Taschen, Tornister, Mütze und Stiefel so voll Goldstücke, daß er nur noch mit genauer Noth gehen konnte. Nun hatte er Geld! Den Hund setzte er oben auf den Kasten, warf die Thür zu, und rief in den Baum hinein:

»Zieh mich nun wieder in die Höhe, Du alte Hexe!«

»Hast Du auch das Feuerzeug?« fragte die Hexe.

»Das ist wahr,« sagte der Soldat, »das habe ich rein vergessen.« Und nun ging er hin und holte das Feuerzeug; die Hexe zog ihn wieder aus dem Baum herauf, und da stand er nun auf der Landstraße und hatte Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze voll von Gold.

»Was willst Du mit dem Feuerzeuge?« fragte der Soldat.

»Das geht Dich nichts an!« sagte die Hexe, »Du hast ja Dein Geld, gieb mir nun das Feuerzeug.«

»Dummes Zeug!« sagte der Soldat. »Willst Du mir gleich sagen, was Du damit vorhast, sonst ziehe ich meinen Säbel und haue Dir den Kopf ab.«

»Nein!« sagte die Hexe.

Da zog der Soldat seinen Säbel und hieb ihr den Kopf ab; da lag sie. Er aber band all' sein Geld in ihre Schürze, nahm diese wie einen Bündel auf den Nacken, steckte das Feuerzeug in die Tasche, und ging geradeswegs in die Stadt hinein.

Das war eine schöne Stadt, und in dem schönsten Wirthshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und die besten Speisen, denn er war nun ja reich, da er so unendlich viel Geld hatte.

Dem Aufwärter, der seine Stiefel putzen sollte, schien es zwar, als wäre das ein Paar lächerlich alter Stiefel

für so einen reichen Herrn. Aber er hatte ja noch keine neue kaufen können. Den folgenden Tag, da bekam er Stiefel und Kleider, die waren fein! Nun war der Soldat ein vornehmer Herr, und sie erzählten ihm von all' den Merkwürdigkeiten ihrer Stadt, und von dem Könige und was für eine schöne Prinzessin seine Tochter sei.

»Wo kann man die wohl zu sehen bekommen?« fragte der Soldat.

»Die kann man gar nicht zu sehen bekommen,« sagten sie Alle zusammen. »Die wohnt in einem großen kupfernen Schlosse mit vielen Thürmen und Mauern. Nur der König darf bei ihr aus- und eingehen, weil ihr prophezeiht ist, sie solle an einen simpeln Soldaten verheirathet werden, und das will der König nicht haben.

Die Prinzessin möchte ich wohl einmal sehen, dachte der Soldat, aber an Erlaubniß dazu war ja gar nicht zu denken.

Indessen lebte er lustig und in Freuden, ging in's Theater, fuhr in den Schloßgarten, und gab den Armen viel Geld. Das Letztere war wohlgethan, aber er wußte ja von alten Zeiten her, wie Einem zu Muthe ist, wenn man keinen Heller in der Tasche hat. Er war nun reich, hatte schöne Kleider und bekam viele Freunde, die ihm alle Tage sagten: er sei ein ganz einziger Mensch, so ein rechter Cavalier, und das mochte der Soldat gar zu gern hören. Da er nun jeden Tag Geld ausgab, und nie etwas einnahm, so hatte er zuletzt nur noch zwei Schilling übrig, und mußte das schöne Logis, wo er bis daher gewohnt hatte, wieder verlassen, und in ein kleines Dachstübchen hinaufziehen, mußte seine Stiefel selbst putzen und mit der Stopfnadel zusammennähen, und keiner von seinen bisherigen Freunden kam zu ihm, denn es waren gar zu viele Treppen zu steigen.

Es war ein ganz dunkler Abend, und Licht konnte er ſich nicht kaufen; aber da fiel ihm ein, daß in dem Feuerzeuge, welches er aus dem hohlen Baume geholt hatte, noch ein kleiner Lichtſtumpf lag. Er nahm das Feuerzeug alſo zur Hand; aber ſo wie er ſchlug, und die Funken umherflogen, ſprang auf einmal die Thür auf, und der Hund mit den Augen ſo groß wie Theetaſſen ſtand vor ihm und fragte: »Was befehlen der Herr?«

»Potauſend!« ſagte der Soldat, »da hab' ich ja ein vortreffliches Feuerzeug, da kann ich ja leicht bekommen, was ich mir wünſche. Schaff' mir ein bischen Geld!« ſagte er zum Hunde, und wips! war er fort; wips war er wieder da, und hatte einen ſchweren Beutel mit Schillingen zwiſchen den Zähnen.

Nun wußte der Soldat, was das für ein prächtiges Feuerzeug war; ſchlug er einmal, ſo erſchien der Hund mit dem Kupfergelde, ſchlug er zweimal, ſo kam der, welcher die Silbermünzen hatte; ſchlug er dreimal, ſo kam der mit dem Golde. Nun bezog er gleich wieder ſeine prächtigen Zimmer, zog ſchöne neue Kleider an, und da kannten ihn auch gleich alle ſeine Freunde wieder — und ſie hielten alle ſo viel ihm!

Da dachte er einmal bei ſich ſelbſt: »es iſt doch ſonderbar, daß man die ſchöne Prinzeſſin nicht zu ſehen bekommen kann. Sie ſoll ſo ſehr ſchön ſein, ſagen Alle; aber was kann das helfen, wenn ſie immer in dem kupfernen Schloſſe mit den vielen Thürmen ſitzt? Sollte es denn ganz unmöglich ſein, ſie zu Geſicht zu bekommen? Wo iſt nur mein Feuerzeug?« Und er ſchlug mit dem Stahl an den Stein, und wips! kam der Hund mit den Augen ſo groß wie Theetaſſen.

»Es iſt freilich mitten in der Nacht,« ſagte er, »aber

ich möchte ſo gern die ſchöne Prinzeſſin ſehen, nur auf einen Augenblick!«

Gleich war der Hund aus der Thür, und ehe der Soldat es für möglich hielt, ſah er ihn ſchon mit der Prinzeſſin zurückkehren, die auf des Hundes Rücken ſaß, und ſchlief, und die ſo ſchön war, daß Jedermann gleich ſehen konnte, ſie müſſe eine ächte Prinzeſſin ſein. Der Soldat konnte es nicht laſſen, er mußte ſie küſſen, denn ein Soldat war er durch und durch.

Nun lief der Hund mit der ſchönen Prinzeſſin wieder zurück. Aber am andern Morgen, als König und Königin am Theetiſche ſaßen, erzählte die Prinzeſſin: ſie hätte dieſe Nacht einen ganz ſonderbaren Traum gehabt von einem Hunde und einen Soldaten, auf dem Hunde wäre ſie geritten und der Soldat hätte ſie geküßt.

»Das iſt eine ſchöne Geſchichte!« ſagte die Königin, und nun mußte in der nächſten Nacht eine von den alten Hofdamen am Bette der Prinzeſſin wachen, um zu ſehen, ob die Prinzeſſin wirklich träumte, oder wie es ſich damit verhielte.

Der Soldat hatte aber eine ſchreckliche Sehnſucht, die ſchöne Prinzeſſin wieder zu ſehen, und da kam der Hund bei der Nacht, nahm die Prinzeſſin auf den Rücken und lief all' was er konnte mit ihr davon. Aber die alte Hofdame zog ſchnell Waſſerſtiefel an, und lief eben ſo flink hinterher, und als der Hund in ein großes Haus hineinlief, dachte ſie: nun weiß ich, wo's iſt! und ſchrieb mit Kreide ein Kreuz an die Hausthür. Darauf ging ſie wieder nach Hauſe und legte ſich ſchlafen, und der Hund kam auch wieder mit der Prinzeſſin. Als er aber bemerkte, daß an das Haus, worin der Soldat wohnte, ein Kreuz gemacht war, nahm er auch ein Stück Kreide und ſchrieb Kreuze an alle Hausthüren in der ganzen Stadt,

und das war sehr vernünftig, denn nun konnte ja die Hofdame die rechte Thür nicht wiederfinden, weil ja auf allen Thüren Kreuze standen.

Früh am andern Morgen kamen der König, die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin die Nacht gewesen wäre.

»Hier ist es!« sagte der König, als er die erste Thür mit einem weißen Kreuze sah.

»Nein, hier ist's, mein lieber Mann,« sagte die Königin, welche eine andere Thür mit einem Kreuze daran sahe.

»Aber hier ist eins — und da ist auch eins!« riefen Alle, denn wohin sie sahen, überall waren Kreuze an den Hausthüren, und sie merkten nun wohl, daß es nichts helfen konnte, länger zu suchen.

Die Königin war aber eine kluge Frau; die konnte mehr, als in der Kutsche fahren. Sie nahm ihre goldne Scheere und schnitt ein ganzes Stück Seidenzeug entzwei, und nähte aus den Stücken einen niedlichen kleinen Sack; den füllte sie mit der allerfeinsten Buchweizengrütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken, und als das geschehen war, schnitt sie ein kleines Loch in den Sack, so daß, wenn die Prinzessin sich bewegte, die Grütze auf dem ganzen Wege herausrieseln mußte.

In der Nacht kam der Hund wieder, nahm die Prinzessin auf den Rücken und lief mit ihr zum Soldaten, der ganz gewaltig viel von ihr hielt, und für sein Leben gern ein Prinz gewesen wäre, um die Prinzessin nur zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte es gar nicht, daß vom Schlosse bis zum Fenster des Soldaten der ganze Weg mit Grütze bestreut war. Am Morgen sahen König und Königin

nun wohl, wo ihre Tochter gewesen war, und da nahmen sie den Soldaten und warfen ihn in's Cachot.

Da saß er! Hu, wie war's hier dunkel und langweilig, und obendrein sagten sie zu ihm: »Morgen sollst Du gehangen werden!« Das war nicht angenehm zu hören; und das Feuerzeug hatte er auch im Gasthof vergessen.

Am folgenden Morgen konnte er durch die Eisenstangen seines kleinen Fensters sehen, wie die Leute aus der Stadt strömten, um ihn hängen zu sehen; er hörte die Trommeln, und sah die Soldaten marschiren Die Leute liefen alle hinaus, und da war auch ein Schusterbursche mit Schurzfell und Pantoffeln darunter, der lief in solchem Galopp, daß ihm sein einer Pantoffel vom Fuß und gerade gegen die Mauer flog, hinter welcher der Soldat saß und durch die Eisenstangen guckte.

»Ei, Du Schusterbursche!« rief der Soldat. »Du brauchst nicht so zu laufen, es wird doch nicht eher etwas daraus, als bis ich komme. Aber willst Du nach meiner Wohnung laufen und mir da mein Feuerzeug holen, so sollst Du vier Schilling haben. Nimm aber Deine Beine zusammen!«

Der Schusterbursche wollte die vier Schilling gern verdienen, und lief nach dem Feuerzeug, gab es dem Soldaten, und — nun sollt ihr etwas zu hören bekommen.

Draußen vor der Stadt war ein großer Galgen gebaut, rund umher standen viele Soldaten und viele hundert Tausende von Menschen. König und Königin saßen auf einem prächtigen Throne, den Richtern und dem ganzen Rathe gerade gegenüber.

Der Soldat stand schon auf der obersten Sprosse der Leiter, aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er: man pflege ja doch einem armen Sün-

der, ehe er seine Strafe leide, immer einen unschuldigen Wunsch zu gewähren. Er möchte so gern noch eine Pfeife Tabak rauchen, es wäre ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekäme.

Der König wollte nun auch nicht nein sagen, und da nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug ein — zwei — dreimal an den Stein, und da standen die Hunde alle drei, der mit Augen wie Theetassen, der mit Augen wie Mühlräder, und der, welcher Augen hatte, wie der runde Thurm.

»Helft mir nun aus der Noth,« rief der Soldat, »daß ich nicht gehangen werde!« und da fuhren die Hunde gleich los auf die Richter und den Rath, nahmen den Einen bei den Beinen, den Andern bei der Nase, und warfen sie viele Klafter hoch in die Luft, so daß sie beim Herabfallen in tausend Stücke zerschlugen.

»Mich nicht, ich will nicht!« sagte der König, aber der größte Hund nahm König und Königin, und schleuderte sie alle beide hinter den übrigen her. Da erschraken die Soldaten, und das Volk rief: »Soldat, Soldat! Du sollst unser König werden und die schöne Prinzessin zur Frau haben!«

Da setzten sie den Soldaten in des Königs Kutsche, und die drei Hunde tanzten vor den Wagen her, und riefen Hurrah! und die Jungen pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentirten das Gewehr.

Nun kam die Prinzessin aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin; das gefiel ihr gar nicht schlecht. Die Hochzeit dauerte acht Tage, und die Hunde saßen mit zu Tische und machten große Augen.

II.

Der kleine Claus und der große Claus.

Es waren einmal in einem Dorfe zwei Männer, die beide einen und denselben Namen hatten, sie hießen beide Claus, aber der eine von ihnen hatte vier Pferde, der andere nur eins. Um sie von einander unterscheiden zu können, nannte man den, der vier Pferde hielt, den großen Claus, und den, der nur eins hatte, den kleinen Claus. Nun wollen wir hören, wie es den Beiden gegangen ist; denn dies ist eine wahre Geschichte.

Die ganze Woche hindurch mußte der kleine Claus für den großen Claus pflügen und ihm sein einziges Pferd leihen; dann half der große Claus dem kleinen wieder mit allen seinen vier Pferden einmal in der Woche und zwar am Sonntage. Halloh, wie schwenkte der kleine Claus dann seine Peitsche über allen fünf Pferden, die ja nun an diesem einen Tage so gut wie seine eigenen waren. Die Sonne schien so schön, alle Glocken läuteten zur Kirche, die Leute hatten ihre Sonntagskleider an, und gingen, mit dem Gesangbuch unterm Arm, in die Kirche, um die Predigt zu hören, und sie sahen den kleinen Claus, der mit fünf Pferden pflügte und so vergnügt war, daß er immer wieder mit der Peitsche knallte und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Das mußt Du nicht sagen,« sagte der große Claus, »Dir gehört ja doch nur das eine Pferd.«

Als aber wieder Einer vorbeikam, der in die Kirche wollte, vergaß der kleine Claus, daß er's nicht sagen sollte, und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Na, ich bitte Dich nun, laß das bleiben,« sagte der große Claus, »denn sagst Du's noch einmal, so schlage ich Dein Pferd vor den Kopf, daß es auf der Stelle liegen bleibt, und dann ist's vorbei mit Deinen fünf Pferden!«

»Ich will's wahrhaftig nicht wieder sagen!« sagte der kleine Claus; als aber wieder Leute vorübergingen, und ihm guten Tag zunickten, wurde er so vergnügt, und meinte, es sehe doch so stattlich aus, fünf Pferde zum Pflügen zu haben, daß er mit der Peitsche knallte, und rief: »Hui, alle meine fünf Pferde!«

»Ich will Dir Deine fünf Pferde huien!« sagte der große Claus, nahm einen Zaunpfahl und schlug das einzige Pferd des kleinen Claus vor den Kopf, so daß es todt zu Boden stürzte.

»Ach, nun habe ich nicht ein einziges Pferd mehr!« sagte der kleine Claus, und fing an zu weinen. Nachher zog er dem Pferde die Haut ab, trocknete sie an der Luft, steckte sie in einen Sack, nahm den Sack auf den Rücken und ging in die Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen.

Der Weg, den er zu gehen hatte, war so weit; er mußte durch einen großen dunkeln Wald, und das Wetter wurde fürchterlich schlecht. Er verirrte sich ganz und gar, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend, und vor Mitternacht konnte er nun weder zur Stadt, noch wieder nach Hause kommen.

Dicht am Wege lag ein großer Bauerhof; die Fensterladen waren verschlossen, aber das Licht schimmerte noch hindurch. Da könnte ich ja wohl die Nacht bleiben, dachte der kleine Claus, ging hin und klopfte an.

Die Bauerfrau machte auf; als sie aber hörte, was

er wollte, sagte sie: er solle nur wieder hingehen, wo er hergekommen wäre, sie herbergte nicht, und ihr Mann wäre nicht zu Hause.

»Nun, so muß ich hier draußen liegen,« sagte der kleine Claus, und die Bauerfrau schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Dicht am Hause stand ein Heuschober, und zwischen Haus und Schober lag ein kleines Schauer mit einem flachen Strohdache.

»Da oben kann ich ja liegen!« sagte der kleine Claus, als er das Dach sah, »das ist ja ein prächtiges Bett. Der Storch wird ja wohl nicht kommen und mich in's Bein beißen?« Denn es war ein Storchnest auf dem Dache, und ein lebendiger Storch stand daneben.

Nun kletterte der kleine Claus auf das Schauer, legte sich auf's Dach und reckte und streckte sich, um recht weich und bequem zu liegen. Die Fensterladen schlossen oben nicht dicht an und daher konnte er gerade in die Stube hineinsehen.

Da war ein großer Tisch gedeckt mit Wein und Braten und wunderschönem Fisch. Die Bauerfrau und der Küster saßen am Tische, sonst Niemand; sie schenkte ihm ein, und er verarbeitete den Fisch, denn Fische mochte er ganz besonders gern.

»Wer doch etwas davon abbekommen könnte!« sagte der kleine Claus, und machte einen langen Hals gegen das Fenster. Himmel, was stand da für ein leckerer Kuchen! Das war ja ein Herrenessen!

Nun hörte er Jemand die Landstraße heraufkommen; es war der Mann jener Bauerfrau, welcher nach Hause kam.

Das war ein guter Mann, aber er hatte die sonderbare Krankheit, daß er keinen Küster leiden konnte; kam

ihm ein Küster vor die Augen, so wurde er ganz rasend. Daher war der Küster auch hingegangen, um der Frau guten Tag zu sagen, als der Mann nicht zu Hause war, und die gute Frau setzte ihm das Beste vor, was sie nur hatte. Da sie nun aber den Mann kommen hörten, erschraken sie, und die Frau bat den Küster, er möchte doch in eine große leere Kiste kriechen, die da hinten im Winkel stand. Das that er, denn er wußte, daß der arme Mann keinen Küster sehen konnte. Die Frau versteckte geschwind all' das schöne Essen und den Wein im Backofen; denn hätte der Mann es zu sehen bekommen, so hätte er gewiß gefragt, was das zu bedeuten habe.

»Ach ja!« seufzte der kleine Claus oben auf dem Schauer, als er all' das schöne Essen bei Seite bringen sah.

»Ist Jemand da oben?« fragte der Bauer und guckte zu dem kleinen Claus hinauf. »Was hast Du da oben zu liegen? Komm doch lieber mit hinein in die Stube.«

Da erzählte der kleine Claus, wie er sich verirrt hätte, und bat, ob er nicht die Nacht da bleiben könnte.

»Ja, versteht sich,« sagte der Bauer, »aber nun wollen wir erst sehen, daß wir etwas zu leben bekommen!«

Die Frau kam beiden freundlich entgegen, deckte einen langen Tisch und gab ihnen ein großes Faß voll Grütze. Der Bauer war hungrig und speiste mit großem Appetite, aber der kleine Claus mußte immer an den schönen Braten, Fisch und Kuchen denken, die im Backofen standen.

Unter dem Tisch zu seinen Füßen lag der Sack mit der Pferdehaut, denn wir wissen ja, daß er ausgegangen war, um in der Stadt die Haut zu verkaufen. Die Grütze wollte ihm gar nicht schmecken, und da trat er auf den Sack, so daß die trockne Haut im Sacke knirrte.

»St!« sagte der kleine Claus zu seinem Sack, aber zugleich trat er noch einmal darauf, so daß sie noch lauter knirrte, als vorher.

»Na, was hast Du da in Deinem Sacke?« fragte der Bauer.

»O, das ist ein Zaubermann!« sagte der kleine Claus, »er sagt, wir sollen die Grütze nicht essen, er hat den ganzen Ofen voll Braten, Fisch und Kuchen gehext.«

»Was zum Henker!« sagte der Bauer, und machte geschwind den Ofen auf, wo all' die schönen Speisen standen, welche die Frau da versteckt hatte, von denen er aber glaubte, daß der Zaubermann im Sacke sie hergehext habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte gleich das Essen auf den Tisch, und da aßen sie beide Fisch und Braten und Kuchen. Nun trat der kleine Claus wieder auf seinen Sack, so daß die Haut knirrte.

»Was sagt er nun?« fragte der Bauer.

»Er sagt,« antwortete der kleine Claus, »daß er uns auch drei Flaschen Wein hergehext habe, die da in der Ecke hinter dem Ofen stehen!« Nun mußte die Frau auch den Wein, den sie versteckt hatte, herlangen, und der Bauer trank und wurde ganz lustig; so einen Zauberer, wie der kleine Claus im Sacke hatte, hätte er auch gar gern gehabt.

»Kann er auch den Teufel herhexen?« fragte der Bauer, »den möchte ich wohl einmal sehen, denn jetzt bin ich recht lustig.

»Ja,« sagte der kleine Claus, »mein Zauberer kann Alles, was ich verlange. Nicht wahr, Du?« fragte er, und trat auf den Sack, so daß er knirrte. »Hörst Du, er sagt ja? Aber der Teufel sieht häßlich aus, es ist besser, wir lassen ihn unbesehen!«

»O, ich bin gar nicht bange; aber wie mag er aussehen?«

»Der sieht leibhaftig aus wie ein Küster!«

»Hu,« sagte der Bauer, »das ist gräßlich! Du mußt wissen, ich kann die Küster nicht leiden! Aber es ist einerlei, ich weiß ja, daß es der Teufel ist, so werde ich mich wohl darin finden. Jetzt hab' ich Courage! aber laß ihn mir nicht zu nahe kommen.«

»Ich will meinen Zauberer fragen,« sagte der kleine Claus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr daran.

»Was sagt er?«

»Er sagt, Du sollst hingehen und die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, so wirst Du den Teufel sehen; aber halt den Deckel gut fest, damit er nicht herausschlüpft.«

»Willst Du mir halten helfen?« sagte der Bauer und ging zu der Kiste, wo die Frau den wirklichen Küster versteckt hatte, der nun in dem Kasten saß und sich ängstigte.

Der Bauer hob den Deckel ein wenig in die Höhe und guckte hinunter: »Hu!« schrie er, und sprang zurück, ja, nun habe ich ihn gesehen; er sieht ganz aus wie unser Küster! Nein, das ist schrecklich!«

Auf diese Angst mußte getrunken werden, und so tranken sie bis tief in die Nacht hinein.

»Den Zauberer mußt Du mir verkaufen,« sagte der Bauer, »fordere, was Du willst! ja, ich gebe Dir gleich einen ganzen Scheffel voll Geld!«

»Nein, das geht nicht!« sagte der kleine Claus; »bedenke doch, welchen Nutzen ich von diesem Zauberer haben kann.«

»Ach, ich möchte ihn aber doch schrecklich gern haben!« sagte der Bauer, und ließ nicht ab zu bitten und zu betteln.

»Na,« sagte der kleine Claus zuletzt, »weil Du doch so gut gewesen bist, und hast mir Herberge gegeben, so soll's mir nicht darauf ankommen. Du sollst den Zauberer für einen Scheffel voll Geld haben, aber gehäuftes Maß muß ich haben.«

»Das sollst Du haben,« sagte der Bauer, »aber die Kiste dahinten mußt Du auch mitnehmen, die will ich nicht eine Stunde länger in meinem Hause behalten; man kann nicht wissen, ob er nicht noch darin sitzt.«

Der kleine Claus gab dem Bauer seinen Sack mit der trocknen Pferdehaut, und bekam dafür einen gehäuften Scheffel voll Geld. Zugleich schenkte der Bauer ihm noch eine große Schiebkarre, um das Geld und die Kiste darauf fortzubringen.

Da nahm der kleine Claus Abschied von seinem Bauer, und fuhr davon mit dem Gelde, der Kiste und dem Küster, der noch immer darin saß.

Auf der anderen Seite des Waldes war ein großer tiefer Bach; das Wasser floß so stark, daß man kaum gegen den Strom anschwimmen konnte. Es war eine große neue Brücke darüber gemacht, und mitten auf dieser hielt der kleine Claus stille, und sagte ganz laut, so daß der Küster in dem Kasten es hören konnte:

»Nein, was soll ich doch mit der dummen Kiste? Die ist so schwer, als wenn lauter Steine darin wären! Ich bin's müde, sie weiter zu fahren; ich will sie hier nur in's Wasser werfen. Schwimmt sie dann nach Hause, so ist's gut, und thut sie's nicht, so ist's auch gut.«

Nun faßte er die Kiste mit der einen Hand, und hob sie ein wenig in die Höhe, als ob er sie in's Wasser stürzen wollte.

»Halt, um's Himmels willen!« rief da der Küster im Kasten, »laß mich doch erst heraus!«

»Hu,« sagte der kleine Claus, und that, als ob er bange würde. »Er sitzt noch darin! Rasch mit ihm in's Wasser, damit er versaufe.«

»O nein, o nein!« rief der Küster, »ich gebe Dir einen ganzen Scheffel voll Geld, wenn Du mich erst herauslässest!«

»Ja, das ist was Anderes!« sagte der kleine Claus und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus und stieß den leeren Kasten in's Wasser, und nun ging's nach Hause, wo der kleine Claus einen ganzen Scheffel voll Geld bekam; einen hatte er ja schon vorher von dem Bauer bekommen; nun hatte er seine ganze Schiebkarre voll Geld!

»Sieh, das Pferd habe ich recht gut bezahlt erhalten!« sagte der kleine Claus bei sich selbst, als er nach Hause kam, und in seiner Stube all' das Geld auf einen Haufen mitten auf die Diele schüttete. »Das wird den großen Claus ärgern, wenn er hört, wie reich ich durch mein eines Pferd geworden bin; aber so recht rein heraus will ich's ihm doch nicht erzählen!«

Nun schickte er einen Jungen zum großen Claus und ließ ihn um ein Scheffelmaß bitten.

»Was mag der zu messen haben!« dachte der große Claus und bestrich den Boden des Scheffels mit Theer, damit etwas von dem, was darin gemessen würde, daran hängen bliebe; und das geschah auch, denn als er sein Scheffelmaß wieder bekam, hingen drei neue Achtschillingsstücke daran.

»Alle Wetter!« sagte der große Claus und lief gleich hin zu dem kleinen: »wo hast Du all' das Geld her?«

»O, das habe ich für meine Pferdehaut bekommen, die ich gestern Abend verkaufte!«

»Das ist wahrhaftig gut bezahlt!« sagte der große

Claus, lief geschwind hin, nahm eine Art und schlug alle seine vier Pferde vor den Kopf, zog ihnen die Haut ab, und fuhr damit in die Stadt.

»Häute, Häute, wer kauft frische Häute!« rief er durch die Straßen.

Da kamen alle Schuster und Gerber gelaufen, und fragten ihn, wie viel er für die Häute haben wollte.

»Einen Scheffel Geld für die Haut!« sagte der große Claus.

»Bist Du toll?« sagten sie alle zusammen, »glaubst Du, daß wir das Geld scheffelweis haben?«

»Häute, Häute, wer kauft frische Häute!« rief er wieder, aber Allen, die ihn fragten, was die Haut kosten sollte, antwortete er: einen Scheffel voll Geld.

»Er will uns zu Narren haben,« sagten sie Alle, und da nahmen die Schuster ihre Knieriemen und die Gerber ihre Schurzfelle, und fingen an, auf den großen Claus loszuprügeln.

»Häute, Häute!« äfften sie ihm nach, »warte, wir wollen Dir das Leder gerben, daß Du an uns denken sollst; hinaus mit ihm aus der Stadt!« riefen sie, und der große Claus mußte laufen, was das Zeug halten wollte; so viel Prügel hatte er noch in seinem Leben nicht bekommen.

»Na,« sagte er, als er nach Hause kam, »das will ich dem kleinen Claus bezahlen. Todtschlagen will ich ihn dafür!«

Aber zu Hause beim kleinen Claus war die alte Großmutter gestorben; sie war zwar immer bissig und giftig gegen ihn gewesen; aber er war doch ganz betrübt, und legte die Alte in sein warmes Bett, damit sie wo möglich wieder in's Leben käme; da sollte sie die ganze Nacht liegen, er selbst wollte hinten im Winkel sitzen und auf

einem Stuhle schlafen, wie er's früher schon öfter gethan hatte.

Als er da nun saß, ging die Thür auf, und der große Claus kam mit seiner Axt herein; er wußte wohl, wo das Bett des kleinen Claus stand, ging gerade darauf los, und schlug die todte Großmutter vor den Kopf, in der Meinung, daß es der kleine Claus wäre.

»Sieh da!« sagte er, »nun sollst Du mich nicht mehr zum Narren haben!« und damit ging er wieder davon.

»Das ist ja ein rechter Bösewicht, der Kerl!« sagte der kleine Claus; »der wollte mich todtschlagen! Es ist ein Glück für die alte Großmutter, daß sie schon todt war, sonst hätte er sie wirklich um's Leben gebracht!«

Nun zog er der alten Großmutter ihre Sonntagskleider an, lieh sich ein Pferd von dem Nachbaren, spannte es vor den Wagen und setzte die alte Großmutter auf den hinteren Stuhl, so daß sie nicht fallen konnte, und fuhr mit ihr davon durch den Wald. Als die Sonne aufging, kamen sie an ein Wirthshaus; da hielt der kleine Claus stille und ging hinein, um sich etwas zu leben geben zu lassen.

Der Krugwirth hatte viel, viel Geld; er war auch ein guter Mann, aber hitzig, als steckte er voll Pfeffer und Tabak.

»Guten Morgen,« sagte er zu dem kleinen Claus, »Du hast Dich heute ja früh auf die Beine gemacht!«

»Ja,« sagte der kleine Claus, »ich muß in die Stadt mit meiner alten Großmutter, die sitzt draußen auf dem Wagen, und ich kann sie nicht bewegen, hereinzukommen. Willst Du ihr nicht ein Glas Meth hinausbringen? Aber Du mußt ein bischen laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören.«

»Ja, das will ich wohl thun!« sagte der Krugwirth

und schenkte ein großes Glas Meth ein, und damit ging er hinaus zur alten Großmutter, die auf dem Wagen saß.

»Hier bringe ich Ihr ein Glas Meth von Ihrem Sohn!« sagte der Krugwirth, aber die todte alte Frau sagte kein Wort, sondern saß ganz stille. —

»Kann Sie nicht hören!« rief der Krugwirth so laut er nur konnte, »hier ist ein Glas Meth von Ihrem Sohn!«

Noch einmal rief er ihr dasselbe zu, und da noch einmal, aber als sie sich gar nicht vom Flecke rührte, wurde er böse und warf ihr das Glas in's Gesicht, so daß ihr der Meth über die Nase lief, und sie rücklings in den Wagen fiel, denn sie war nur so hingestellt und nicht festgebunden.

»Hilf Himmel,« rief der kleine Claus, sprang aus der Thür und faßte den Krugwirth beim Kragen, »Du hast meine Großmutter todtgeschlagen! Sieh her, da ist ein großes Loch an ihrer Stirn!«

»Ach, welch ein Unglück,« rief der Krugwirth und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; »das kommt von meiner Heftigkeit! Lieber, süßer kleiner Claus! ich will Dir einen ganzen Scheffel voll Geld geben, und Deine Großmutter begraben lassen, als wenn's meine eigene wäre; aber schweig doch nur stille, denn sonst hauen sie mir den Kopf ab, und den wollt' ich ungern missen.«

Da bekam der kleine Claus einen Scheffel voll Geld, und der Krugwirth ließ die alte Großmutter begraben, als wenn's seine eigene wäre.

Als der kleine Claus nun mit all seinem Gelde wieder nach Hause kam, schickte er gleich seinen Jungen hinüber zum großen Claus, und ließ ihn auf einige Augenblicke um ein Scheffelmaß bitten.

»Was zum Henker!« sagte der große Claus, »hab' ich ihn denn nicht todtgeschlagen? Da muß ich doch gleich mal selbst zusehen,« und da ging er selbst mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Claus.

»Nein, wo hast Du all' das Geld her?« fragte er und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld sah, das noch dazugekommen war.

»Du hast nicht mich, sondern meine alte Großmutter todtgeschlagen!« sagte der kleine Claus; »die habe ich nun verkauft und einen Scheffel voll Geld dafür bekommen.«

»Das ist wahrhaftig gut bezahlt!« sagte der große Claus und lief schnell nach Hause, nahm eine Art und schlug seine alte Großmutter todt, legte sie auf einen Wagen, fuhr in die Stadt zum Apotheker, und fragte, ob er nicht einen todten Menschen kaufen wollte.

»Was ist das für einer, und wo habt Ihr die Leiche her?« fragte der Apotheker.

»Es ist meine Großmutter!« sagte der große Claus, »die habe ich todtgeschlagen; für einen Scheffel voll Geld könnt Ihr sie bekommen!«

»Gott bewahre!« sagte der Apotheker. »Was sprecht Ihr für Zeug! Sagt doch so etwas nicht, das kann Euch den Kopf kosten!« Und nun stellte er ihm vor, was für ein schreckliches Verbrechen er begangen habe, was für ein schlechter Mensch er sei, und welche Strafe er verdient habe. Der große Claus erschrak dermaßen, daß er aus der Apotheke heraus und auf den Wagen hinauf sprang, aus Leibeskräften auf die Pferde peitschte, und nach Hause jagte. Der Apotheker aber und alle Leute hielten ihn für toll und ließen ihn fahren, wohin er wollte.

»Das will ich Dir bezahlen!« sagte der große Claus, als er wieder auf der Landstraße war, »ja das will ich Dir bezahlen, Du kleiner Claus!« Und sobald er nach

Hause gekommen war, nahm er den größten Sack, den er finden konnte, ging hinüber zum kleinen Claus und sagte: »Du hast mich schon wieder zum Narren gehabt! erst habe ich meine Pferde todtgeschlagen, und nun meine alte Großmutter! Das ist Alles Deine Schuld, aber Du sollst mich nicht wieder zum Narren haben!« Und da faßte er den kleinen Claus um den Leib, steckte ihn in den Sack, nahm den Sack auf den Rücken und rief ihm zu: »nun gehe ich hin und werfe Dich in's Wasser!«

Es war ein weiter Weg bis an den Bach, und der kleine Claus war auch nicht leicht. Der Weg ging dicht an der Kirche vorbei, die Orgel spielte, und die Leute sangen so schön! — Da setzte der große Claus seinen Sack mit dem kleinen Claus bei der Kirchenthür nieder, und dachte: es wäre wohl eben so gut, wenn er erst einmal in die Kirche ginge und einen Gesang mitsänge; der kleine Claus konnte ja nicht herauskommen, und die Leute waren alle in der Kirche; und so ging er hinein.

»Ach ja, ach ja!« seufzte der kleine Claus in seinem Sacke; er drehte sich hin und her, aber es war nicht möglich, das Band loszumachen; indem kam ein alter, alter Hirte daher mit schneeweißem Kopfe und auf einen großen Stock gestützt; er trieb eine ganze Heerde von Kühen und Stieren; die stießen an den Sack, worin der kleine Claus saß, so daß er umfiel.

»Ach ja,« seufzte der kleine Claus, »ich bin noch so jung und soll schon in's Himmelreich.«

»Und ich armer Kerl bin schon so alt,« sagte der Hirte, »und kann noch nicht hineinkommen!«

»Mach mir den Sack auf,« rief der kleine Claus, »kriech' Du an meiner Stelle hinein, so kommst Du gleich in's Himmelreich.«

»Ja, das will ich herzlich gern thun,« sagte der Hirte,

machte den Sack auf und der kleine Claus sprang heraus.

»Willst Du das Vieh für mich hüten?« sagte der alte Mann und kroch in den Sack; der kleine Claus band ihn zu, und ging nun seiner Wege mit all' den Kühen und Stieren.

Bald nachher kam der große Claus aus der Kirche, nahm den Sack auf den Rücken und fand ihn nun so leicht — denn der alte Hirte war kaum halb so schwer als der kleine Claus. »Wie ist er mir jetzt leicht,« sagte der große Claus, »das macht doch wohl, weil ich erst einen Gesang mitgesungen habe!« Und nun ging er hin zum Bache, warf den Sack mit dem alten Hirten in das tiefe Wasser und rief ihm nach — denn er glaubte ja, es wäre der kleine Claus —: »sieh da, nun sollst Du mich nicht mehr zum Narren haben!«

Darauf ging er nach Hause; aber als er an den Kreuzweg kam, begegnete ihm der kleine Claus mit seiner ganzen Heerde!

»Was Henker!« sagte der große Claus, »bist Du nicht ersoffen?«

»Ja, in's Wasser hast Du mich ja vor einer halben Stunde geworfen,« antwortete der kleine Claus.

»Aber wo hast Du denn all' das schöne Vieh her?« fragte der kleine Claus.

»Das ist Seevieh,« sagte der kleine Claus, »ich will Dir die ganze Geschichte erzählen, und bedanke mich auch noch vielmals, daß Du mich in's Wasser geworfen hast; nun bin ich oben darauf, nun bin ich reich, kannst Du glauben! — Mir war so bange, als ich in dem Sacke steckte; der Wind pfiff mir um die Ohren, als Du mich von der Brücke hinab in's kalte Wasser warfst. Ich ging gleich zu Grunde; aber ich stieß mich nicht; denn es

wächst da unten das schönste, weichste Gras, und ich fiel mitten darauf. Gleich ging der Sack auf, und eine wunderschöne Jungfrau, in schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranz in dem nassen Haar faßte mich an der Hand, und sagte: »bist Du da, kleiner Claus? Da hast Du für's Erste einiges Vieh! eine Meile weiter hinauf steht noch eine ganze Heerde auf der Straße, die will ich Dir auch noch verehren!« — Nun sah ich, daß der Bach eine große Landstraße für das Seevolk bildet. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren sie von der See her weit in's Land hinein, bis dahin, wo der Bach zu Ende ist. Da war es schön, die prächtigsten Blumen wachsen da und das schönste Gras, die Fische im Wasser schwammen mir um die Ohren herum, wie hier oben die Vögel in der Luft umherfliegen. Was waren da für feine Leute, und was für Vieh grasete da an den Gräben und Hecken!«

»Aber, warum bist Du denn gleich wieder zu uns heraufgekommen?« fragte der große Claus; »das hätte ich nicht gethan, wenn es da unten so schön ist.«

»Ja,« sagte der kleine Claus, »das war gerade recht politisch von mir: Du hörst ja, daß die Seejungfer mir sagte, eine Meile weiter hinauf stände noch eine ganze Heerde für mich auf der Straße — und unter Straße versteht sie den Bach, denn anderswohin kann sie ja nicht kommen. Der Bach hat aber viele Krümmungen; bald geht er hierhin, bald dahin; das ist ja ein großer Umweg. Nun, da ist's kürzer, hier quer durch's Land zu gehen; dabei spare ich beinahe eine halbe Meile und komme geschwinder zu meinem Seevieh.«

»O, was bist Du für ein glücklicher Mensch!« sagte der große Claus. »Was meinst Du, sollte ich auch wohl

einiges Seevieh bekommen, wenn ich auf den Grund des Baches ginge?«

»Ja, das sollte ich denken!« sagte der kleine Claus, »aber ich kann Dich im Sacke nicht dahin tragen, Du bist mir zu schwer! Willst Du aber selbst bis an den Bach gehen, und dort in den Sack kriechen, so will ich Dich gern hineinwerfen!«

»Danke, danke!« sagte der große Claus; »aber bekomme ich kein Seevieh, wenn ich hinunter komme, so nimm Dich in Acht, dann bekommst Du Prügel, und das recht tüchtige!«

»O nein, mach's nur nicht gar zu arg!« und da gingen sie hin zum Bache. Als das Vieh, welches durstig war, das Wasser sah, lief es eilig hinein, um zu trinken.

»Sieh, wie sie laufen,« sagte der kleine Claus, »es verlangt sie recht, wieder auf den Grund zu kommen!«

»Ja, aber nun hilf mir erst,« sagte der große Claus, »denn sonst giebt's Prügel!« Und da kroch er in den Sack, der auf dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. »Leg' noch einen Stein mit hinein, sonst möchte ich nicht auf den Grund gehen!« sagte der große Claus.

»Es wird wohl gehen!« sagte der kleine Claus, legte aber doch noch einen tüchtigen Stein in den Sack, band ihn fest zu, stieß ihn hinein, und: plumps! da lag der große Claus im Wasser und ging gleich zu Grunde.

»Mir ist bange, er findet kein Seevieh!« sagte der kleine Claus, und trieb sein Vieh nach Hause.

III.

Die Prinzessin auf Erbsen.

Es war einmal ein Prinz, der wollte gern eine Prinzessin zur Frau haben, aber es sollte durchaus eine ächte Prinzessin sein. Da reiste er durch die ganze Welt, um eine solche zu suchen; aber überall war Etwas im Wege. Prinzessinnen gab es genug; aber ob es ächte Prinzessinnen waren, dahinter konnte er nicht recht kommen; immer fand sich Etwas, was nicht so recht richtig war. So kam er endlich wieder nach Hause, und war ganz mißmuthig, denn er wollte so gern eine ächte Prinzessin haben.

Eines Abends wurde es ein furchtbares Wetter; es blitzte und donnerte, der Regen strömte herunter; es war ganz schrecklich! Da klopfte es an das Stadtthor, und der alte König ging selbst hinaus, um es zu öffnen.

Es war eine Prinzessin, die draußen stand. Aber, Gott bewahre, wie sah die aus! das Wasser lief ihr aus dem Haar und den Kleidern, in die Schnäbel der Schuhe lief es hinein, und bei den Fersen wieder hinaus, und da sagte sie, daß sie eine ächte Prinzessin wäre.

»Na, das wollen wir schon erfahren!« dachte die alte Königin; aber sie sagte kein Wort, ging in die Schlafkammer, nahm alle Betttücher herunter, und legte eine Erbse auf den Boden der Bettstelle. Darauf nahm sie zwanzig Matratzen, legte sie auf die Erbse, und dann noch zwanzig Kissen voll Eiderdunen auf die Matratzen.

Da sollte die Prinzessin die Nacht schlafen.

Am Morgen fragte man sie, wie sie geschlafen hatte.

»Ach, entsetzlich schlecht!« sagte die Prinzessin, »ich habe fast die ganze Nacht kein Auge zugethan. Gott weiß, was da im Bette war, ich habe auf etwas Hartem gelegen, so daß ich am ganzen Körper braun und blau bin. Es ist entsetzlich!«

Da konnte man nun wohl sehen, daß sie eine ächte Prinzessin war, da sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Kissen von Eiderdunen hindurch die Erbse gefühlt hatte. So feinfühlend kann nur eine ächte Prinzessin sein!

Der Prinz nahm sie also zur Frau, denn nun wußte er ja, daß er eine ächte Prinzessin bekam; aber die Erbse kam in's Kunstcabinet, und da ist sie noch, wenn nicht Jemand sie weggenommen hat.

Sieh, das war eine schöne Geschichte!

IV.

Die Blumen der kleinen Ida.

»Meine armen Blumen sind ganz verwelkt!« sagte die kleine Ida. »Sie waren gestern Abend noch so schön, und nun lassen sie alle Blätter hängen! Wie geht das zu?« fragte sie den Studenten, der im Sopha saß; denn von dem hielt sie viel, der konnte ihr so schöne Geschichten erzählen, und schnitt ihr so hübsche Bilder: Herzen,

worin kleine Damen tanzten, Blumen und Schlösser, worin die Thüren sich auf und zu machen ließen — das war ein lustiger Student! »Warum sehen meine Blumen heute so kläglich aus?« fragte sie wieder, und zeigte ihm ein großes Bouquet, das ganz verwelkt war.

»Weißt Du, was ihnen fehlt?« sagte der Student. »Die Blumen sind diese Nacht zu Ball gewesen, daher lassen sie heute den Kopf hängen.«

»Aber die Blumen können ja nicht tanzen?« sagte die kleine Ida.

»Ja wohl können sie tanzen!« sagte der Student, »wenn es dunkel wird und wir Anderen schlafen, springen sie lustig umher; es geht keine Nacht hin, wo sie nicht Ball haben!«

»Können Kinder auch mit auf den Ball kommen?«

»Ja,« sagte der Student, »ganz kleine Gänseblumchen und Lilienconvallen.«

»Wo tanzen denn die niedlichen Blumen?«

»Bist Du noch nie vor dem Thore bei dem großen Schlosse gewesen, wo im Sommer der König wohnt, und wo der schöne Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, die an Dich herankommen, wenn Du ihnen Brotkrumen zuwirfst! Da wird der Ball gegeben!«

»Ich war gestern mit der Mutter da,« sagte Ida, »aber die Bäume waren alle ohne Blätter, und Blumen waren gar nicht mehr zu sehen. Wo sind sie denn? Im Sommer waren ja so viele da?«

»Sie sind drinnen im Schlosse,« sagte der Student. »Du mußt wissen, sobald der König mit all' seinen Hofleuten wieder in die Stadt zieht, laufen die Blumen gleich aus dem Garten in's Schloß und machen sich da lustig. Das solltest Du sehen! Die beiden schönsten

Rosen setzen sich auf den Thron und sind König und Königin; die rothen Hahnenkämme stellen sich in Reihen zur Seite, und machen tiefe Diener, das sind die Kammerjunker. Dann kommen alle die niedlichsten Blumen, und dann ist Ball. Die blauen Veilchen stellen kleine Seecadetten vor, die tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche sie Fräulein nennen. Die Tulpen und die großen gelben Lilien sind alte Frauen, die geben Achtung, daß gut getanzt wird, und daß Alles ordentlich hergeht.«

»Aber,« fragte die kleine Ida, »dürfen denn die Blumen so auf des Königs Schloß Ball geben?«

»Es weiß Keiner etwas davon,« sagte der Student. »Mitunter kommt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter mit dem großen Schlüsselbunde; der muß aufpassen; aber so wie die Blumen seine Schlüssel rasseln hören, sind sie ganz stille und verstecken sich hinter den langen seidenen Fenstergardinen. »Es riecht hier so nach Blumen!« sagt dann der alte Schloßverwalter, aber sehen kann er sie nicht.

»Das ist drollig!« sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. »Aber könnte ich denn die Blumen auch nicht sehen?«

»Ja wohl kannst Du sie sehen!« sagte der Student. »Sieh nur einmal durch's Fenster, wenn Du wieder nach dem Schlosse hinausgehst, da kannst Du sie sehen. Ich that's heute; da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha, und reckte und streckte sich; das war eine Hofdame.«

»Können die Blumen aus den botanischen Gärten auch dahin kommen? oder ist der Weg für sie zu weit?« fragte Ida.

»Nein, zu weit nicht; sie können ja fliegen, wenn sie wollen. Hast Du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen von rother, gelber und weißer Farbe; die sehen ja

aus wie Blumen, und sind es auch wirklich gewesen. Sie sind vom Stengel gesprungen, haben die Blätter wie kleine Flügel geschwungen, und sind umher geflogen — und weil sie sich gut aufgeführt haben, so ist's ihnen erlaubt, auch bei Tage auszufliegen, statt ruhig auf ihren Stengeln zu sitzen, und so sind denn aus den Blättern wirkliche Flügel geworden. Das hast Du ja selbst gesehen! Es kann aber gern sein, daß die Blumen im botanischen Garten nie im Schlosse gewesen sind und nichts davon wissen, daß es dort des Nachts so lustig hergeht. Aber ich will Dir was sagen! Dann wird er sich einmal wundern, der botanische Professor, der hier nebenan wohnt, Du kennst ihn ja? Wenn Du wieder in seinen Garten kommst, so sag' es nur einer von den Blumen, daß großer Ball auf dem Schlosse ist. Die erzählt es dann all' den anderen, und sie fliegen alle von dannen. Kommt dann der Professor in den Garten, so ist nicht eine einzige Blume da, und er wird gar nicht begreifen können, wo sie geblieben sind.«

»Aber wie können die Blumen es einander erzählen? Blumen können ja nicht sprechen!«

»Nein, sprechen können sie nicht!« erwiderte der Student; »aber sie machen Pantomimen! Hast Du nicht schon gesehen, wenn es ein wenig weht, wie die Blumen dann nicken und alle grünen Blätter bewegen? Das sind Pantomimen, und die verstehen sie so gut, wie wir die Sprache.«

»Kann denn der Professor ihre Pantomimen verstehen?« fragte Ida.

»Ja, gewiß kann er das. Neulich kam er des Morgens in seinen Garten und sah eine große Brennnessel, die mit den Blättern einer schönen rothen Nelke Pantomimen machte. Du bist so schön, sagte sie, und ich liebe

Dich so herzlich! Solche Reden kann der Professor aber gar nicht leiden; er schlug also die Brennnessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger; aber da verbrannte er sich, und seit der Zeit wagt er nicht mehr, Brennnesseln anzurühren.«

»Das war lustig!« sagte die kleine Ida und lachte.

»Wie können Sie dem Kinde so etwas einbilden!« sagte der langweilige Kanzleirath, der zum Besuch gekommen war und sich in die Ecke des Sopha's gesetzt hatte. Der mochte den Studenten gar nicht leiden, und schalt immer, wenn er ihn die lustigen, närrischen Bilder schneiden sah; bald einen Mann, der mit einem Herzen in der Hand am Galgen hing, das war nämlich ein Herzdieb, bald eine alte Hexe, die auf einem Besenstiel ritt und ihren Mann auf der Nase trug; das konnte der Kanzleirath gar nicht leiden, und dann sagte er, wie eben jetzt: »Wie können Sie dem Kinde so etwas einbilden! Das sind ja dumme Phantastereien!«

Aber die kleine Ida fand es doch ganz spaßhaft, was der Student von den Blumen erzählte, und mußte immer wieder daran denken. Die Blumen ließen die Köpfe hängen, weil sie sich müde getanzt hatten, sie waren gewiß krank. Sie ging also mit ihnen zu ihrem anderen Spielzeug, das auf einem niedlichen kleinen Tische stand (die ganze Schieblade war aber auch noch voll von schönen Sachen). Im Puppenbett lag ihre Puppe Sophie, und schlief, aber die kleine Ida sagte zu ihr: »Du mußt wirklich aufstehen, Sophie, und diese Nacht mit der Schieblade fürlieb nehmen; die armen Blumen sind krank und müssen in Deinem Bette liegen, vielleicht werden sie dann wieder munter!« und da nahm sie die Puppe aus dem Bette; die machte aber ein schiefes Gesicht, und sagte kein Wort, denn sie war böse, weil sie ihr Bett verlassen mußte.

Nun legte Ida die Blumen in's Puppenbett, zog die Decke hoch über sie herauf und sagte: sie sollten nur hübsch stille liegen, sie wollte ihnen Fliederthee kochen, damit sie morgen wieder munter würden, und aufstehen könnten, und dabei zog sie die Gardinen dicht um das kleine Bett, damit die Sonne den armen kranken Blumen nicht in die Augen schiene.

Den ganzen Abend mußte sie an die Erzählung des Studenten denken, und als sie nun selbst zu Bette sollte, lief sie erst noch einmal zum Fenster hinter die Gardinen, wo die Blumen ihrer Mutter, schöne Hyacinthen und prächtige Tulpen, standen, und flüsterte ihnen zu: »Ich weiß wohl, ihr sollt diese Nacht zu Ball!« Aber die Blumen thaten, als verständen sie es nicht, und rührten kein Blatt; die kleine Ida aber wußte wohl, was sie wußte.

Als sie nun zu Bette gebracht war, lag sie noch lange Zeit und dachte darüber nach, wie schön es doch sein müsse, die prächtigen Blumen auf des Königs Schloß tanzen zu sehen. »Ob meine Blumen auch wohl da gewesen sind?« Aber da fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Mitten in der Nacht wachte sie wieder auf; sie hatte von den Blumen und von dem Studenten geträumt, auf den der Kanzleirath schalt und sagte: er wolle ihr etwas einbilden. In der Schlafkammer, wo Ida lag, war es ganz stille; die Nachtlampe brannte auf dem Tische und Vater und Mutter schliefen.

»Ob meine Blumen wohl noch in Sophiens Bett liegen?« sagte sie bei sich selbst, »ich möchte es gar zu gern wissen!« Sie richtete sich ein wenig im Bette auf und sah nach der Thür, die halb offen stand. Die Blumen lagen noch da unter all' dem anderen Spielzeug. Sie horchte, und da kam's ihr vor, als hörte sie auf dem

Fortepiano spielen, aber ganz leise, und so allerliebst, wie sie es noch nie gehört hatte.

»Nun tanzen gewiß meine Blumen!« sagte sie, »ach, wie gern möchte ich das sehen;« aber sie wagte nicht aufzustehen; denn dann erwachten ja Vater und Mutter. »Kämen sie doch nur hier herein!« sagte sie; aber die Blumen kamen nicht, und das Clavier fuhr fort, so wunderschön zu spielen — da konnte sie es nicht lassen, es war gar zu schön; sie kroch aus ihrem kleinen Bette, schlich ganz sachte an die Thür und guckte in die Stube hinein Nein, wie war das lustig, was sie da erblickte.

Es war keine Nachtlampe in der Stube, und doch war's ganz helle, der Mond schien durch die Fenster gerade in die Stube hinein, es war beinahe so hell wie am Tage. Alle Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen auf der Diele; vor dem Fenster war nicht eine einzige zu sehen, da standen nur die leeren Töpfe; auf der Diele aber tanzten die Blumen so niedlich rund um einander herum, machten ordentlich Kette und hielten einander an den langen grünen Blättern, wenn sie sich eine um die andere herumschwangen. Aber da hinten am Clavier saß eine große gelbe Lilie. Ida hatte sie gewiß schon einmal gesehen; ja, sie erinnerte sich noch ganz gut, daß der Student gesagt hatte: »nein, wie sieht die dem Fräulein Line ähnlich!« aber da hatten sie ihn Alle ausgelacht. Nun sah Ida es selbst, daß die lange gelbe Blume dem Fräulein ähnlich sah; sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen, bald legte sie das lange gelbe Gesicht auf die eine, bald auf die andere Seite, und schlug mit dem Kopfe den Tact zu der schönen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun sah sie, wie ein großer blauer Crocus auf den Tisch sprang, wo ihr

Spielzeug stand. Er ging gerade auf das Puppenbett zu und zog die Gardinen zur Seite; da lagen die kranken Blumen; die standen aber gleich auf und nickten den anderen da unten zu, daß sie auch mit tanzen wollten. Der alte Nußknacker, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und machte seine Verbeugung vor den schönen Blumen, die gar nicht mehr krank aussahen, und mit den anderen lustig herumhüpften.

Da war's, als fiele etwas vom Tische. Ida sah hin; es war die Fastnachtsruthe, die vom Tische heruntergesprungen war, und die auch mit zu den Blumen zu gehören schien. Sie war auch wirklich ganz niedlich, und oben auf ihr saß eine kleine Wachspuppe, die gerade so einen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie der Kanzleirath. Die Fastnachtsruthe sprang mit ihren drei rothen Beinen mitten unter die Blumen, und stampfte heftig mit den Füßen, denn sie tanzte Masurka, und den Tanz konnten die anderen Blumen nicht; die waren zu leicht, um stampfen zu können.

Die Wachspuppe auf der Ruthe wurde auf einmal groß und lang, guckte über die Papierblumen, von denen sie umgeben war, weg, und rief: »Wie können Sie dem Kinde so etwas einbilden? Das sind ja dumme Phantastereien!« und da glich die Wachspuppe ganz accurat dem Kanzleirath mit seinem breiten Hut; ebenso gelb und grämlich sah sie aus. Aber die Papierblumen schlugen sie an ihre dünnen Beine und da kroch sie wieder zusammen, und wurde zu einer ganz winzig kleinen Wachspuppe. Das war spaßhaft anzusehen! Die kleine Ida konnte sich des Lachens nicht enthalten. Die Ruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mit tanzen, er mochte wollen oder nicht, er mochte sich groß und lang machen oder wieder zu der kleinen gelben Wachs-

puppe mit dem großen schwarzen Hut zusammenschrumpfen, das half Alles nichts. Endlich legten aber die anderen Blumen Fürbitte für ihn ein, besonders die, welche im Puppenbette gelegen hatten, und da ließ die Fastnachtsruthe ihn endlich in Ruhe. Indem klopfte es ganz laut in der Schieblade, wo Ida's Puppe Sophie bei dem anderen Spielzeug lag. Der Nußknacker lief an den Rand des Tisches, legte sich der Länge nach auf den Bauch und es gelang ihm, die Schieblade ein wenig herauszuziehen. Da stand Sophie auf, und sah sich ganz verwundert um. »Hier ist ja wohl Ball!« sagte sie, »warum hat Niemand mir davon gesagt?«

»Willst Du mit mir tanzen?« sagte der Nußknacker.

»Ja, Du bist der Rechte zum Tanzen!« sagte sie und wandte ihm den Rücken. Sie setzte sich nun auf die Schieblade und dachte, es würde wohl eine von den Blumen kommen und sie engagiren: aber es kam keine; sie hustete also: hm, hm! hm, hm! aber es kam doch keine. Der Nußknacker aber tanzte ganz allein, und machte seine Sachen gar nicht schlecht!

Da nun keine von den Blumen Sophie zu sehen schien, ließ sie sich von der Schieblade herunter auf den Fußboden plumpsen. Das gab großen Allarm; die Blumen kamen alle gelaufen, und fragten, ob sie auch Schaden genommen hätte? und waren so artig und theilnehmend, besonders die, welche in ihrem Bette geschlafen hatten; aber Sophie hatte keinen Schaden genommen. Und die Blumen der kleinen Ida bedankten sich noch vielmal für das schöne Bett, und hatten Sophie so lieb! sie führten sie in die Mitte der Diele in den hellen Mondschein und tanzten mit ihr, und die anderen Blumen schlossen alle einen Kreis um sie — da war Sophie zufrieden, und sagte: sie möchten nur gern ihr Bett noch lan-

ger behalten, sie läge ebenso gern in der Schieblade, das machte ihr gar nichts aus!

Aber die Blumen sagten: „Vielen, herzlichen Dank; aber wir können so lange nicht leben; morgen sind wir ganz todt! Aber sag' der kleinen Ida, sie solle uns draußen im Garten begraben, wo der Canarienvogel liegt, dann wachsen wir nächsten Sommer wieder heraus aus der Erde und werden noch viel schöner!"

„Nein, sterben müßt Ihr nicht!" sagte Sophie und küßte die Blumen; indem ging die Saalthür auf, und eine ganze Menge der schönsten Blumen kam herein getanzt. Ida konnte gar nicht begreifen, woher sie kamen, gewiß waren es Blumen aus des Königs Schloß. Voran gingen zwei wunderschöne Rosen mit kleinen goldnen Kronen auf dem Kopfe, das waren König und Königin, dann kamen die prächtigsten Levkojen und Nelken und grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Musik bei sich, große Mohnblumen und Bauerrosen; die bliesen in Erbsenschoten, so daß sie ganz roth um den Kopf wurden. Die blauen Glockenblumen und die kleinen weißen Schneeblümchen klingelten dazu, als hätten sie Schellen am Kopfe; das war eine sonderbare Musik! Und da kamen noch viele andere Blumen, blaue Veilchen, rothe Bellis, Gänseblümchen und Lilienconvallen, die traten auch mit in die Reihen und tanzten alle zusammen! Und die Blumen küßten einander; das war allerliebst anzusehen.

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht; da schlich auch die kleine Ida wieder in's Bett, wo sie von Allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am andern Morgen aufstand, ging sie geschwind zu ihrem Tischchen, um zu sehen, ob die Blumen noch da wären; sie zog die Gardinen des kleinen Bettes zur Seite — ja, da lagen sie alle zusammen, aber sie waren

ganz welk, viel welker als gestern. Sophie lag in der Schieblade, wohin Ida sie gelegt hatte, und sah sehr schläfrig aus.

»Weißt Du nicht mehr, was Du mir sagen solltest?« sagte die kleine Ida, aber Sophie sah ganz dumm aus und sagte kein Wort.

»Du bist recht unartig,« sagte Ida, »und sie haben doch Alle so schön mit Dir getanzt.« Da nahm sie eine kleine Pappschachtel, auf welcher schöne Vögel gezeichnet standen; die machte sie auf und legte die todten Blumen hinein. »Das soll Euer Sarg sein,« sagte sie, »und wenn nachher meine norwegischen Vettern kommen, so wollen wir Euch draußen im Garten begraben, damit ihr im Sommer wieder aus der Erde herauswachsen und noch viel schöner werden könnt!«

Die norwegischen Vettern waren zwei muntere Knaben, und hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüste geschenkt, und die brachten sie mit, um sie Ida zu zeigen. Diese erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und da wurde beschlossen, die Blumen zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüsten auf den Schultern voran, hinter ihnen die kleine Ida mit den todten Blumen in der niedlichen Pappschachtel, im Garten wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erst die Blumen, senkte sie dann mit der Schachtel in die Erde, und Adolph und Jonas schossen mit den Armbrüsten über's Grab weg, denn Gewehre oder Kanonen hatten sie nicht.

V.

Daumenliese.

Es war einmal eine Frau, die wollte so gern ein kleines Kind haben, und wußte doch gar nicht, wie sie dazu kommen sollte. Sie ging also zu einer alten Hexe und sagte: »Ich möchte so außer der Maßen gern ein kleines Kind haben, willst Du mir nicht sagen, wie ich dazu kommen kann?«

»Ja, damit wollen wir wohl rathen!« sagte die Hexe. »Da hast Du ein Gerstenkorn, das ist aber nicht von der Art, wie sie auf des Bauern Acker wachsen, oder wie die Hühner sie zu fressen bekommen. Lege das in einen Blumentopf, dann sollst Du einmal etwas zu sehen bekommen!«

»Danke, danke!« sagte die Frau, und gab der Hexe zwölf Schillinge. Dann ging sie nach Hause, pflanzte das Korn, und gleich wuchs eine schöne Blume heraus, die ganz wie eine Tulpe aussah, deren Blätter sich aber wie eine Knospe dicht zusammenschlossen.

»Das ist eine niedliche Blume!« sagte die Frau und küßte die rothen und gelben Blätter, aber so wie sie die Blume küßte, öffnete diese sich mit einem starken Knall, und nun konnte man sehen, daß es eine wirkliche Tulpe war, aber auf dem grünen Stuhl, mitten in der Blume, saß ein ganz kleines, kleines Mädchen, so fein und niedlich und nicht länger, als ein Daumen breit ist, daher hieß sie **Daumenliese**.

Eine niedliche lackirte Wallnußschale bekam sie als Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratzen und ein Rosenblatt ihr Oberbette. Da schlief sie des Nachts, aber bei Tage spielte sie auf dem Tische; da hatte die Frau einen Teller voll Wasser hingesetzt, auf dessen Rande ein ganzer Kranz von Blumen lag, deren Stengel im Wasser steckten; ein großes Tulpenblatt schwamm auf dem Wasser und auf diesem durfte Daumenliese sitzen und von einer Seite des Tellers zur anderen schiffen; zwei weiße Pferdehaare dienten ihr als Ruder. Das sah einmal hübsch aus! Singen konnte sie auch, und sie sang so fein und niedlich — so etwas hatte man noch in seinem Leben nicht gehört!

Einmal, als sie des Nachts in ihrem hübschen Bette lag, kam eine häßliche Kröte durch's Fenster gehüpft; es war nämlich eine Scheibe entzwei. Die Kröte war so häßlich, so groß und naß, und sprang geradeswegs auf den Tisch, auf welchem Daumenliese unter dem rothen Rosenblatte lag und schlief.

»Das wäre eine hübsche Frau für meinen Sohn!« sagte die Kröte, nahm die Wallnußschale, worin Daumenliese schlief, und hüpfte mit ihr durch die Scheibe in den Garten hinein.

Da floß ein großer breiter Bach; an dem Ufer aber war ein breiter, tiefer Sumpf, in welchem die Kröte mit ihrem Sohne wohnte. Uh! wie war der abscheulich und häßlich! Er glich ganz und gar seiner Mutter, und: »koar, koar, brekke-ke-ker!« das war Alles, was er sagen konnte, als er das niedliche kleine Mädchen in der Wallnußschale erblickte.

»Sprich nicht so laut, sonst wacht sie auf!« sagte die alte Kröte, »sie könnte uns noch entwischen, denn sie ist so leicht wie eine Schwanendune! Wir wollen sie auf

eins der breiten Teichrosenblätter in dem Bache setzen; das ist für sie so gut wie eine Insel! Da kann sie uns nicht wieder weglaufen, während wir da unten im Morast die Staatsstube in Ordnung bringen, in welcher ihr Beiden wohnen sollt.«

Mitten im Bache wuchsen viele Teichrosen mit den breiten grünen Blättern, die auf dem Wasser zu schwimmen scheinen; das größte Blatt war zugleich am weitesten von allen anderen entfernt; dahin schwamm die Kröte, und setzte die Wallnußschale mit Daumenliese darauf.

Die arme Kleine erwachte ganz früh am Morgen, und als sie sah, wo sie sich befand, fing sie bitterlich an zu weinen, denn an allen Seiten des grünen Blattes war Wasser, und an's Land zu kommen, war ganz unmöglich.

Die alte Kröte saß unten im Sumpfe und putzte ihre Stube mit Schilf und Teichrosenknospen — denn sie wollte es recht hübsch für ihre neue Schwiegertochter einrichten — dann schwamm sie mit dem häßlichen Sohn zu Daumenliesen's Blatt, um ihr kleines Bett zu holen, das in die Brautkammer gestellt werden sollte, ehe sie selbst dahin käme. Die alte Kröte verneigte sich tief vor ihr im Wasser und sagte: »Hier siehst Du meinen Sohn, der soll Dein Mann werden, dann könnt Ihr Beiden da unten im Schlamme ganz prächtig wohnen!«

»Koar, koar, brekke-ke-ker!« das war Alles, was der Sohn sagen konnte.

Da nahmen sie das niedliche kleine Bett und schwammen damit fort, aber Daumenliese saß ganz allein auf dem grünen Blatte und weinte, denn sie mochte nicht bei der häßlichen alten Kröte im Schlamme wohnen, und ihren garstigen Sohn mochte sie nicht zum Manne haben. Die kleinen Fische, die unten im Wasser schwammen, hatten die Kröte gesehen, und hatten gehört, was sie

sagte; sie steckten also die Köpfe hervor, und wollten das kleine Mädchen auch einmal besehen. Als sie es aber sahen, fanden sie es ganz allerliebst, und es that ihnen recht leid, daß sie zu der häßlichen alten Kröte hinunter sollte. Nein, das durfte nicht geschehen! Sie rottirten sich also im Wasser um den grünen Stengel des Blattes, auf welchem sie saß, zusammen, zernagten ihn mit den Zähnen, und da schwamm das Blatt mit Daumenliese dahin, den Bach hinunter, weit weg, wohin die Kröte nicht mehr kommen konnte.

Daumenliese segelte an vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel, die in den Büschen saßen und sie schwimmen sahen, sangen: „welch ein allerliebstes kleines Mädchen!“ und das Blatt schwamm mit ihr weiter und weiter; es war eine ganze Reise, die Daumenliese machte.

Ein niedlicher kleiner weißer Schmetterling flatterte immer um sie herum, und setzte sich zuletzt auf das Blatt nieder, denn Daumenliese gefiel ihm, und sie war auch ganz veranügt, weil die Kröte sie ja nun nicht mehr erreichen konnte, und weil es da so schön war, wo sie segelte; die Sonne schien auf das Wasser, daß es glänzte wie das reinste Gold! Da nahm sie ihren Gürtel, band das eine Ende an den Schmetterling, und das andere befestigte sie an dem Blatte, und nun glitt das Blatt viel geschwinder stromabwärts und sie mit, denn sie stand ja auf dem Blatte.

Indem kam ein großer Maikäfer geflogen; so wie der sie sahe, packte er sie mit den Klauen um den schlanken Leib, und flog mit ihr auf einen Baum; aber das grüne Blatt schwamm weiter den Bach hinab, und der Schmetterling flog mit, denn er war ja an's Blatt gebunden und konnte nicht loskommen.

Ach, wie erschrak die arme Daumenliese, als der Käfer mit ihr auf den Baum flog, aber am meisten bedauerte sie doch den kleinen Schmetterling, den sie an's Blatt gebunden hatte, der mußte ja todthungern, wenn er nicht loskam. Aber daran kehrte der Maikäfer sich nicht. Der setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt im Baume, gab ihr den süßen Saft von Blumen zu trinken, und sagte: sie wäre ganz allerliebst, obgleich sie nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Käfer hätte. Darauf kamen alle die anderen Maikäfer, die auf dem Baume wohnten, und machten Besuche; sie sahen Daumenliese, und die Käferfräulein zuckten die Fühlhörner und sagten: »wie sieht das kläglich aus, sie hat nur zwei Beine!« »Und Fühlhörner hat sie gar nicht!« sagte eine andere. »Sie ist so dünn im Leibe, wie ein Mensch! Pfui, wie ist sie häßlich!« sagten alle Käferinnen, und doch war Daumenliese ganz allerliebst! Der Maikäfer, der sie geraubt hatte, meinte das auch, aber weil die Anderen alle sagten, sie wäre häßlich, so glaubte er es zuletzt selbst, und wollte sie gar nicht haben, sie möchte nur gehen, wohin sie wollte. Und sie flogen mit ihr vom Baume herunter, und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da saß sie und weinte, weil sie so häßlich wäre, daß selbst die Maikäfer sie gar nicht haben wollten. Aber sie war dennoch schön, so schön, wie man sich's nur denken kann, so fein und klar, wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer hindurch lebte die arme Daumenliese allein in dem großen Walde. Sie flocht sich aus Grashalmen ein Bett und hing es unter ein großes Klettenblatt; da war sie doch geschützt gegen Wind und Regen; sie pflückte den Honig aus den Blumen und trank den Thau, der jeden Morgen auf den Blättern stand; und so verging der Sommer und der Herbst, aber nun

kam der Winter, der lange, kalte Winter. Die Vögel, die so schön gesungen hatten, flogen alle weg, die Bäume und Blumen verwelkten, das große Klettenblatt, unter dem sie gewohnt hatte, rollte sich zu einem gelben welken Stengel zusammen, und es fror sie schrecklich; denn ihre Kleider waren entzwei und sie selbst war so fein und klein, die arme Daumenliese, es konnte nicht anders sein, sie mußte todtfrieren. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, von der sie getroffen wurde, war für sie was für uns eine ganze Schaufel voll sein würde, denn wir sind groß, und sie war nur einen Zoll lang. Da hüllte sie sich in ein welkes Blatt ein, aber das wollte auch nicht recht wärmen; sie zitterte vor Frost am ganzen Leibe.

Dicht vor dem Walde, worin sie sich nun befand, lag ein großes Kornfeld, aber das Korn war schon lange fort, nur die nackten dürren Stoppeln guckten aus der gefrorenen Erde hervor. Für sie war das aber ein ganzer Wald, — o wie zitterte sie vor Kälte, als sie ihn durchwanderte. So kam sie an die Thür der Feldmaus, die hatte ein kleines Loch unter den Stoppeln, und wohnte darin warm und gut, hatte die Stube voll Korn, und eine schöne Küche und Speisekammer noch dazu. Die arme Daumenliese stellte sich in die Thür, wie arme Bettelmädchen zu thun pflegen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hätte seit zwei Tagen keinen Bissen zu essen bekommen.

»Du armes Ding!« sagte die Feldmaus, denn im Grunde war es eine recht gute alte Feldmaus, »komm in meine warme Stube, Du kannst mit mir zu Mittag essen!«

Da Daumenliese ihr nun gefiel, sagte sie: »Du kannst gerne den Winter hindurch bei mir bleiben, aber

Du mußt mir dann meine Stube hübsch rein halten, und mir Geschichten erzählen, denn die mag ich gern hören; und Daumenliese that, was die gute alte Feldmaus verlangte, und hatte es da außer der Maßen gut.

»Nun bekommen wir bald Besuch!« sagte die Feldmaus, »mein Nachbar pflegt mich alle Woche einmal zu besuchen. Der steht sich noch besser als ich; er hat große Säle in seinem Hause und auf dem Leibe einen prächtigen schwarzen Sammetpelz! Könntest Du den zum Manne bekommen, dann wärest Du gut versorgt; aber er kann nicht gut sehen. Du mußt ihm die hübschesten Geschichten erzählen, die Du nur weißt!«

Aber Daumenliese machte sich nichts aus dem Nachbar, sie wollte ihn gar nicht haben; denn er war ein Maulwurf. Und er kam in seinem schwarzen Sammetpelz und machte seine Visite; er war so reich und so gelehrt, sagte die Feldmaus, seine Wohnung, Küche und Keller waren über zwanzigmal größer als die der Feldmaus; und gelernt hatte er auch sein Theil, und klug war er, aber die Sonne und die schönen Blumen konnte er nicht leiden, von denen sagte er allerlei Böses, denn er hatte sie niemals gesehen. Daumenliese mußte nun singen, und sie sang die beiden Lieder: »Fliege, Käfer, fliege!« und »Auf der Wiese geht der Mönch.« Da wurde der Maulwurf in sie verliebt, um ihrer schönen Stimme willen, aber er sagte nichts, denn er war ein kluger, sinniger Mann.

Er hatte sich neulich einen Gang von seinem Hause zu dem der Feldmaus gegraben, und gab der Feldmaus und Daumenliese Erlaubniß dort zu spazieren, so oft sie wollten. Doch bat er, nicht vor dem todten Vogel, der im Gange läge, zu erschrecken, das war ein ganzer Vogel mit Schnabel und Federn, der war gewiß erst

neulich beim Anfang des Winters gestorben, und gerade da begraben, wo der Maulwurf seinen Gang gemacht hatte.

Der Maulwurf nahm ein Stück Zunder in den Mund, denn das scheint ja im Dunkeln wie Feuer, und ging voran und leuchtete ihnen in dem langen dunkeln Gange; als sie nun zu dem todten Vogel kamen, setzte der Maulwurf seine breite Schnauze gegen die Decke des Ganges, und stieß die Erde auf, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht hindurchschien. Mitten in dem Gange lag eine todte Schwalbe, die schlanken Flügel waren dicht an die Seiten gedrückt, Kopf und Füße unter die Federn gezogen, der arme Vogel war gewiß vor Kälte gestorben. Daumenliese that's recht leid um ihn, sie hatte die kleinen Vögel so lieb, die ja im Sommer so schön gesungen und gequiddert hatten; aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen kurzen Beinen an und sagte: »Nun piept er nicht mehr! Es ist doch etwas Klägliches um so einen Vogel! Gottlob, von meinen Kindern ist kein einziges ein Vogel geworden; so ein armes Ding hat ja Nichts als sein Quivit, und muß im Winter verhungern!«

»Ja, darin müßt Ihr als ein vernünftiger Mann mir Recht geben,« sagte die Feldmaus. »Was hat so ein Vogel von all' seinem Quivit, wenn der Winter kommt? Nichts weiter als Hunger und Frost; aber das soll wohl für vornehm gelten!«

Daumenliese sagte kein Wort, aber als die anderen Beiden den Rücken wandten, bog sie sich nieder, schob die Federn, die über dem Kopfe des Vogels lagen, zur Seite und küßte ihn auf die geschlossenen Augen. »Vielleicht war er es, der mir im Sommer so schön vor-

gesungen hat, dachte sie, wie viele Freude hat er mir verschafft, der liebe, schöne Vogel!«

Der Maulwurf stopfte das Loch zu, durch welches der Tag hindurchschimmerte, und folgte den Damen nach Hause. Aber in der folgenden Nacht konnte Daumenliese durchaus nicht schlafen; sie stand also auf und flocht aus Heu einen großen schönen Teppich, in welchen sie dann den todten Vogel einwickelte, nachdem sie ihn mit weicher Baumwolle, die sie im Hause der Feldmaus gefunden, bedeckt hatte, damit er wärmer in der kalten Erde liege.

»Lebwohl, Du lieber, kleiner Vogel!« sagte sie. »Lebwohl und habe Dank, daß Du so schön gesungen, als die Bäume grünten und die Sonne so warm auf uns herabschien!« Und sie legte ihren Kopf an des Vogels Brust — aber wie erschrak sie, als sie merkte, daß es in derselben klopfte. Es war das Herz des Vogels. Der Vogel war nicht todt, er war nur erstarrt, und mit der Wärme kehrte das Leben in ihn zurück.

Im Herbst fliegen die Schwalben alle in die warmen Länder; aber wenn sich eine verspätet, und von der Kälte ereilt wird, so fällt sie erstarrt zur Erde, und findet in dem kalten Schnee ihr Grab.

Daumenliese zitterte ordentlich, so war sie erschrocken; denn der Vogel war ja sehr, sehr groß gegen sie, die nur einen Zoll lang war; aber sie faßte Muth, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krausemünzblatt, das ihr selbst als Decke gedient hatte, und legte es über des Vogels Kopf.

In der folgenden Nacht schlich sie wieder hinunter zu dem Vogel. Nun war er schon ganz lebendig, aber noch sehr matt; nur einen Augenblick konnte er seine kleinen Augen öffnen und Daumenliese ansehen, die mit ei-

nem Stückchen brennenden Schwammes neben ihm stand — denn eine andere Leuchte hatte sie nicht.

»Hab' Dank, hab' Dank, Du liebes, liebes Kind!« sagte die kranke Schwalbe, »ich bin schon gut durchwärmt; bald kehren meine Kräfte wieder, und ich kann wieder fliegen in dem schönen, warmen Sonnenschein!«

»O, sagte sie, es ist draußen so kalt, es schneit und friert! bleib Du nur in Deinem warmen Bette, ich will Dich pflegen!«

Und sie brachte dem Vogel Wasser in einem Blumenblatte, und er erzählte ihr, wie er den einen Flügel an einem Dornbusch verletzt hätte, und hinter den anderen Schwalben zurückgeblieben wäre, als sie weit, weit hinweg zu warmen Ländern flogen. Zuletzt war er zur Erde gefallen, und wie er hierher gekommen, konnte er sich nicht mehr erinnern.

Den ganzen Winter blieb er nun da unten, und Daumenliese pflegte ihn, und gewann ihn immer lieber; aber Maulwurf und Feldmaus erfuhren nicht das Mindeste davon, denn die konnten ja die arme kranke Schwalbe gar nicht leiden.

Als aber im Frühjahr die Erde von den Strahlen der Sonne durchwärmt wurde, sagte die Schwalbe der kleinen Daumenliese Lebewohl, und diese öffnete ihr das Loch, das der Maulwurf gemacht hatte. Die Sonnenstrahlen fielen hell und warm zu ihnen hinein, und die Schwalbe fragte Daumenliese, ob sie nicht mit wollte, sie könnte auf ihrem Rücken sitzen, und dann wollten sie weit hinaus fliegen in den schönen grünen Wald. Aber Daumenliese wußte, daß sie durch eine heimliche Flucht die alte Feldmaus betrüben würde.

»Nein, ich kann nicht,« sagte sie.

»Nun, lebwohl! lebwohl! Du liebes gutes Mädchen!«

sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Daumenliese sah ihr nach, und die Thränen traten ihr in die Augen, denn die arme Schwalbe war ihr sehr lieb geworden.

»Quivit! quivit!« sang der Vogel und flog in den grünen Wald hinein!

Daumenliese war sehr traurig, sie konnte nun gar nicht mehr in den warmen Sonnenschein hinauskommen. Das Korn, welches über dem Hause der Feldmaus gesäet war, wuchs so hoch in die Höhe, daß es einen dichten dunkeln Wald für die arme Kleine bildete, die ja nur einen Zoll lang war.

»Nun kannst Du im Sommer an Deiner Aussteuer nähen!« sagte die Feldmaus zu ihr, denn jetzt hatte der Nachbar im schwarzen Sammetpelz, der langweilige Maulwurf, um sie geworben. »Du sollst Wollenzeug und Leinenzeug haben; ich will Dir etwas auf den Leib und unter den Leib geben, wenn Du des Maulwurfs Frau wirst!«

Daumenliese mußte auf der Handspindel spinnen, und die Feldmaus nahm noch vier Spinnen dazu in Dienst, die mußten Tag und Nacht spinnen und weben. Jeden Abend machte der Maulwurf seine Visite, und sagte immer, wenn doch der Sommer nur erst zu Ende wäre, dann schiene doch die Sonne nicht mehr so warm, die unausstehliche Sonne, welche jetzt die Erde steinhart brennte; ja, wenn der Sommer zu Ende wäre, dann sollte auch die Hochzeit sein! Aber Daumenliese freute sich nicht auf das Ende des Sommers, denn sie mochte den langweiligen Maulwurf gar nicht leiden. Jeden Morgen beim Aufgang der Sonne und jeden Abend um Sonnenuntergang schlich sie zur Thür hinaus, und wenn der Wind die Halme auseinandertrieb, so daß sie den

blauen Himmel sehen konnte, dachte sie, wie hell und schön es doch hier draußen sei, und wünschte noch einmal die liebe Schwalbe wieder zu sehen: aber die Schwalbe kam nicht wieder, die war gewiß in weiter Ferne in dem schönen grünen Wald.

Als nun der Herbst herankam, hatte Daumenliese ihre Aussteuer fertig.

»Um vier Wochen ist Deine Hochzeit!« sagte die Feldmaus zu ihr. Aber Daumenliese weinte und sagte: sie wollte den langweiligen alten Maulwurf gar nicht haben.

»Dummes Zeug!« sagte die Feldmaus, »sei nur nicht eigensinnig, sonst beiße ich Dich mit meinem weißen Zahn. Es ist ja ein ganz netter Mann! So einen schwarzen Sammetpelz wie er hat selbst die Königin nicht! Er hat Alles vollauf in Küche und Keller! Danke Du Gott, daß Du so einen Mann bekommst!«

So sollte denn also die Hochzeit sein. Der Maulwurf war schon da, um Daumenliese zu holen, sie sollte mit ihm tief unten in der Erde wohnen, und nie an's Tageslicht, nie in die warme Sonne kommen, denn die konnte er ja nicht leiden. Das arme Kind war so betrübt! Von der schönen Sonne, die sie bei der Feldmaus doch noch von der Thür aus hatte sehen können, sollte sie nun auf ewig Abschied nehmen.

»Leb' wohl, Du klare Sonne!« sagte sie, indem sie die Hände emporstreckte, und sich ein wenig von der Thür der Feldmaus entfernte; denn das Korn war schon geerntet, und es standen nur noch die Stoppeln auf dem Felde. »Leb' wohl, leb' wohl!« sagte sie und schlang ihre kleinen Arme um ein rothes Blümchen, das dort stand. »Grüße die kleine Schwalbe von mir, wenn Du sie wieder siehst!«

»Quivit, quivit!« sagte es da über ihrem Haupte; sie sahe auf; es war die kleine Schwalbe, die just vorüber flog. Die war sehr froh, als sie Daumenliese wieder erblickte, und diese erzählte ihr nun, wie ungern sie den häßlichen Maulwurf zum Manne haben wollte, und daß sie tief unten in der Erde wohnen sollte, wo die Sonne niemals schiene; und dabei ward sie so traurig, daß sie es nicht lassen konnte, sie mußte bitterlich weinen.

»Der kalte Winter kommt,« sagte die kleine Schwalbe, »ich fliege fort zu warmen Ländern, willst Du mir dahin folgen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen! Binde Dich nur mit Deinem Leibband fest, so fliegen wir weit weg von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunkeln Stube, über die Berge weg in warme Länder, wo die Sonne noch viel schöner scheint als hier, wo ewiger Sommer herrscht und immer schöne Blumen blühen. Fliege Du nur mit mir, Du süße kleine Daumenliese, die mir das Leben rettete, als ich erstarrt in der dunkeln Erde lag!«

»Ja, ich fliege mit Dir!« sagte Daumenliese, und setzte sich auf des Vogels Rücken, stellte die Füße auf die ausgebreiteten Flügel, und befestigte ihren Gürtel an einer der stärksten Federn. Da flog die Schwalbe hoch hinauf in die Luft über Wälder und Seen, und über die hohen Berge, die von ewigem Schnee bedeckt sind, und die Luft da oben war so kalt, daß Daumenliese fror; aber dann kroch sie unter des Vogels warme Federn, und steckte nur das Köpfchen hervor, um all' die Herrlichkeit zu sehen, die sich unter ihr ausbreitete.

So kamen sie in die warmen Länder. Da schien die Sonne viel klarer als hier, der Himmel war zweimal so hoch, und an Gräben und Zäunen wuchsen die schönsten grünen und blauen Trauben. In den Wäldern hingen

Citronen und Apfelsinen, da duftete es von Myrthen und Krauſemünze, und auf den Straßen ſpielten die lieblichſten Kinder mit großen bunten Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter, und es wurde noch ſchöner und ſchöner. Unter den prachtigſten grünen Bäumen ſtand am blauen See ein ſchimmernd weißes Marmorſchloß aus uralter Zeit. Weinranken wanden ſich um die hohen Pfeiler, an deren Spitze viele Schwalbennester hingen, und in einem von dieſen wohnte die Schwalbe, die Daumenliese getragen hatte.

»Hier iſt mein Haus,« ſagte ſie, »aber willſt Du unter den prächtigſten Blumen, die dort unten wachſen, Dir ſelbſt eine ausſuchen, ſo will ich Dich hinunter bringen, und Du ſollſt es dort ſo gut haben, wie Du's nur wünſchen kannſt.«

»Das iſt ja herrlich!« ſagte ſie und klatſchte in die kleinen Hände.

Es lag dort eine große weiße Marmorſäule, die umgefallen und in drei Stücke gebrochen war, aber zwiſchen dieſen wuchſen die ſchönſten großen weißen Blumen. Die Schwalbe flog mit Daumenliese hinunter und ſetzte ſie auf eins der breiten Blätter; aber wie erſtaunte Daumenliese: ein kleiner Mann, ſo weiß und durchſichtig wie Glas, ſaß mitten in der Blume. Eine niedliche goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, und ſchöne glänzende Flügel an den Schultern, er war nicht größer als Daumenliese ſelbſt. Es war der Engel dieſer Blume. In jeder Blume ſaß ſo ein kleiner Mann oder ein kleines Weib, aber dieſer Mann war König über alle zuſammen.

»Gott, wie iſt er ſchön!« flüſterte Daumenliese der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erſchrak nicht wenig vor der Schwalbe, denn die war ja ein wahrer Rieſen-

vogel gegen ihn, aber als er Daumenlieſe ſah, ward er ſehr froh; ſo ein wunderſchönes Mädchen hatte er noch nie geſehen. Er nahm alſo ſeine goldene Krone von dem Kopfe, und ſetzte ſie ihr auf, fragte, wie ſie hieße, und ob ſie ſeine Frau werden wollte, dann ſollte ſie Königin über alle Blumen werden. Ja, das war noch ein Mann! Das war ein anderer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem Sammetpelze! Sie gab alſo dem ſchönen Prinzen ihr Jawort, und da kam von jeder Blume ein Herr oder eine Dame, ſo niedlich, daß es eine rechte Luſt anzuſehen war, und Jeder brachte Daumenlieſe ein Geſchenk; aber das Beſte von allen waren zwei ſchöne Flügel von einer großen weißen Fliege. Die wurden an Daumenlieſens Rücken geheftet, und nun konnte ſie auch von Blume zu Blume fliegen. Das war eine Freude! Und die kleine Schwalbe ſaß in ihrem Neſte oben an dem Pfeiler, und ſang ihnen vor, ſo gut ſie nur konnte, im Herzen aber war ſie doch betrübt, denn ſie hielt ſo viel von Daumenlieſe, und hätte ſich am liebſten nie von ihr getrennt.

»Du ſollſt nicht mehr Daumenlieſe heißen,« ſagte der Blumenengel zu ihr, »das iſt ein häßlicher Name, und Du biſt ja ſo ſchön. Wir wollen Dich Maja nennen!«

»Leb' wohl! leb' wohl!« ſagte die kleine Schwalbe, und flog wieder weg aus dem warmen Lande, weit, weit weg nach Dänemark; da hatte ſie ein kleines Neſt an einem Fenſter, hinter welchem der Mann wohnt, der die Mährchen erzählt; dem ſang ſie ihr »Quivit, quivit!« und von dem wiſſen wir dieſe ganze Geſchichte.

VI.

Der unartige Knabe.

Es war einmal ein alter Dichter, so recht ein guter alter Dichter. Als der einmal des Abends in seiner Stube saß, wurde es draußen ein furchtbares Wetter, der Regen strömte vom Himmel herab; aber der alte Dichter saß warm und gut hinter seinem Ofen, in welchem das Feuer loderte und die Bratäpfel schnurrten.

»Die nun nicht unter Dach sind, behalten doch keinen trocknen Faden am Leibe,« sagte der gute alte Dichter.

»O, macht auf! Mich friert, und ich bin so naß!« rief da plötzlich ein Kind. Das stand weinend an der Thür und klopfte, während der Regen strömte und der Wind mit allen Fenstern klirrte.

»Du armes Ding!« sagte der alte Dichter, und ging hin, um die Thür zu öffnen. Da stand ein kleiner Knabe, der war ganz nackend, und das Wasser lief ihm aus dem langen gelben Haar; er zitterte vor Kälte, und wäre er nicht in die warme Stube gekommen, so hätte er gewiß in dem furchtbaren Unwetter umkommen müssen.

»Du armer Junge!« sagte der alte Dichter, und nahm den Knaben bei der Hand. »Komm nur her, ich will Dich wohl erquicken. Wein und Bratäpfel sollst Du haben, denn Du bist ja ein allerliebstes Kind!«

Das war der Knabe auch wirklich. Seine Augen glichen zwei hellen Sternen, und obgleich sein Haar von Wasser triefte, ringelte es sich doch in schönen Locken.

Er sah recht aus, wie ein kleiner Engel, aber er war so blaß, und zitterte vor Frost am ganzen Leibe! In der Hand hielt er einen niedlichen kleinen Bogen, der war aber vom Regen ganz verdorben, und die Farben der bunten Pfeile liefen alle in einander.

Der alte Dichter setzte sich hinter seinen Ofen, und nahm den Kleinen auf den Schooß, er drückte ihm das Wasser aus den triefenden Haaren, erwärmte ihm die Hände zwischen den seinigen und kochte ihm süßen Wein. Da kam der Knabe wieder zu sich, seine Wangen röthe-ten sich, er sprang vom Schooße herab und tanzte um den alten Dichter herum.

»Du bist ja ein lustiger Bursche!« sagte der Alte. »Wie heißest Du?«

»Ich heiße Amor,« antwortete der Knabe. »Kennst Du mich nicht? Da liegt mein Bogen; der schießt gut kannst Du glauben! — Sieh, jetzt wird das Wetter wie-der gut, und der Mond scheint wieder hell durch's Fenster!«

»Aber Dein Bogen ist ja ganz verdorben,« sagte der alte Dichter.

»Das wäre schlimm,« sagte der Knabe, nahm den Bogen zur Hand und besah ihn von allen Seiten. »O, er ist schon wieder trocken geworden und hat keinen Scha-den gelitten; die Sehne sitzt ganz straff — ich will ihn gleich einmal probiren!« Und nun spannte er den Bo-gen, legte einen Pfeil darauf, zielte, und schoß den alten Dichter gerade in's Herz hinein! »Siehst Du wohl, daß mein Bogen nicht verdorben war!« sagte er lachend, und lief davon.

Der unartige Junge! So den alten Dichter zu schießen, der ihn in die warme Stube genommen, der ihm so freund-lich begegnet war, ihm schönen Wein und die besten Aepfel gegeben hatte.

Der arme Dichter lag an der Erde und weinte, denn der Pfeil war ihm wirklich gerade in's Herz hineingeflogen. »Pfui,« ſagte er, »was iſt der Amor für ein unartiger Junge! Das will ich allen Kindern erzählen, damit ſie ſich vor ihm in Acht nehmen, und nicht mit ihm ſpielen; denn er macht ihnen nur Kummer und Herzeleid!«

Und alle guten Kinder, denen er dieſes erzählte, Knaben und Mädchen, nahmen ſich nun vor dem böſen Amor in Acht; aber er narrte ſie doch, denn er iſt entſetzlich ſchlau. — Wenn die Studenten aus den Vorleſungen kommen, läuft er neben ihnen her in einem ſchwarzen Rock und mit dem Buch unter'm Arm. Sie können ihn gar nicht erkennen und gehen Arm in Arm mit ihm, als wenn er auch ein Student wäre — aber dann ſtößt er ihnen unverſehens den Pfeil in die Bruſt. — Wenn die Mädchen vom Prediger kommen oder in der Kirche confirmirt werden, ſo iſt er auch hinter ihnen her. Ja, immer iſt er hinter den Leuten her! Im Theater ſitzt er in den großen Kronleuchtern und brennt in hellen Flammen, ſo daß die Menſchen glauben, er ſei eine Flamme, aber bald merken ſie etwas Anderes. Er ſtreift im Schloßgarten und auf dem Walle umher, ja einmal hat er ſogar Deinen Vater und Deine Mutter gerade in's Herz hineingeſchoſſen. Frage ſie nur, ſo wirſt Du hören, was ſie Dir ſagen. Ja, es iſt ein böſer Knabe, der Amor, mit dem mußt Du Dich niemals abgeben. Hinter allen Leuten iſt er her. Denk' einmal, er ſchoß einmal ſogar auf Deine alte Großmutter einen Pfeil ab! Aber das iſt lange her, und es iſt vorübergegangen; indeſſen, ſo etwas vergißt ſie niemals! Pfui, Du böſer Amor! Doch nun kennſt Du ihn und weißt, was er für ein unartiger Junge iſt!

VII.

Der Reiſekamerad.

Der arme Johannes war betrübt, denn ſein Vater war krank und mußte ſterben. Es war Niemand außer den Beiden in der kleinen Stube, die Lampe auf dem Tiſche war beinah ausgebrannt, und es war ſchon ſpät am Abend.

»Du warſt ein guter Sohn, Johannes!« ſagte der kranke Vater, »der liebe Gott wird Dir in der Welt wohl forthelfen!« und er ſah ihn an mit den ernſten milden Augen, athmete noch einmal tief auf und war todt; doch ſchien's, als ſchlummerte er nur ein wenig. Johannes aber weinte; nun hatte er in der ganzen Welt keine Seele, weder Vater noch Mutter, weder Schweſter noch Bruder. Der arme Johannes! Er lag vor dem Bette auf den Knien und küßte des todten Vaters Hand, weinte viele bittere Thränen, aber zuletzt ſchloß er ſeine Augen und ſchlief ein, mit dem Kopfe auf der harten Bettkante.

Da hatte er einen ſonderbaren Traum, er ſah, wie Sonne und Mond ſich vor ihm neigten, und ſeinen Vater ſah er wieder friſch und geſund und hörte ihn lachen: — ſo hatte er immer gelacht, wenn er recht vergnügt war. Ein ſchönes Mädchen mit einer goldenen Krone in dem langen ſchönen Haar reichte ihm die Hand, und der Vater ſagte: »Siehſt Du, was für eine ſchöne Braut Du bekommen haſt? Sie iſt die Schönſte in der gan-

zen Welt!« — Da erwachte er, und all' das Schöne, was er im Traume gesehen hatte, war verschwunden, sein Vater lag todt und kalt im Bette, und er war ganz allein; der arme Johannes!

In der folgenden Woche wurde der Todte begraben. Johannes ging dicht hinter dem Sarge her; nun sollte er den guten Vater, der so viel von ihm gehalten hatte, niemals wieder sehen; er hörte, wie man Erde auf den Sarg warf, sah noch die letzte Ecke desselben — noch eine Schaufel voll Erde warf man darauf, und auch sie war verschwunden. Da war's ihm, als wollte sein Herz vor Kummer brechen, so traurig war er. Rund um ihn her sangen sie Sterbegesänge; das klang so schön, daß ihm dabei die Thränen in die Augen kamen; er weinte, und das that ihm wohl in seiner Trauer. Die Sonne schien prächtig auf die grünbelaubten Bäume, als wollte sie sagen: »Sei nicht so traurig, Johannes! siehst Du nicht, wie schön und blau der Himmel ist, da ist Dein Vater und bittet den lieben Gott, daß es Dir immerdar wohlergehen möge.«

»Ich will immer gut sein,« sagte Johannes, »dann komme ich auch einmal in den Himmel zu meinem Vater, und was wird das für eine Freude werden, wenn wir uns wiedersehen! Wie viel werde ich ihm dann erzählen können, und was wird er mir dann nicht Alles zeigen, wie viel Schönes wird er mich im Himmel lehren, wie er es schon hier auf Erden that. O, was wird das für eine Freude werden!«

Johannes dachte sich diese Freude so lebhaft, daß er dabei lächeln mußte, während die Thränen ihm noch über die Wangen liefen. Die kleinen Vögel saßen in den Castanienbäumen und zwitscherten: »Quivit, quivit!« und waren so lustig, obgleich sie mit zum Begräbniß

waren; aber sie wußten wohl, daß der todte Mann nun im Himmel war, und Flügel hatte, viel größer und schöner, als ihre eigenen, und daß er glücklich war, weil er hier auf Erden fromm und gut gelebt hatte; und das machte sie so lustig. Johannes sah, wie sie von dem grünen Baume in die weite Welt hinausflogen, und da bekam er auch Lust, mitzufliegen. Aber erst schnitt er ein großes hölzernes Kreuz für seines Vaters Grab, und als er es am Abend dorthin brachte, war das Grab mit Sand und Blumen schön geschmückt, das hatten fremde Leute gethan; denn sie hielten Alle viel von dem lieben Vater, der nun todt war.

Früh am nächsten Morgen schnürte Johannes sein kleines Bündel und steckte sein ganzes Erbtheil in die Tasche; es waren funfzig Thaler und einige Schillinge; damit wollte er in die Welt hinauswandern. Aber zuvor ging er noch auf den Kirchhof zu seines Vaters Grabe, betete ein Vaterunser und sagte: »Leb' wohl, Du lieber Vater! ich will ein guter Mensch werden, dann darfst Du auch für mich wohl den lieben Gott bitten, daß er's mir wohlergehen lasse!«

Draußen auf dem Felde standen die Blumen alle frisch und schön im warmen Sonnenschein, und als Johannes kam, nickten sie im Winde, als wollten sie sagen: »Willkommen im Grünen! Ist's hier nicht prächtig?« Aber Johannes wandte sich noch einmal um zur alten Kirche, in welcher er als kleines Kind getauft war, und wo er alle Sonntag mit dem Vater gesungen und gebetet hatte. Da sah er oben im Thurme in einem der Löcher den kleinen Kirchenkobold mit der rothen spitzen Mütze stehen, und mit gekrümmtem Arme sein Gesicht beschatten, denn die Sonne schien ihm gerade in die Augen hinein. Johannes nickte ihm ein Lebewohl zu,

und der kleine Kobold schwang seine rothe Mütze, legte die Hand auf's Herz und warf ihm Kußhände zu, um zu zeigen, wie gut er's mit ihm meinte, und daß er ihm eine recht, recht glückliche Reise wünschte.

Johannes dachte, wie viel Schönes er nun wohl in der großen prächtigen Welt zu sehen bekommen werde, und ging weiter und immer weiter, so weit, wie er früher noch nie gewesen war, er kannte zuletzt die Städte gar nicht mehr, durch die er kam, und auch die Menschen nicht, denen er begegnete — er war schon unter lauter Fremden.

Die erste Nacht mußte er auf dem Felde in einem Heuschober schlafen, ein anderes Bett gab es dort nicht. Aber das war gerade ganz allerliebst, meinte er, der König hätte kein besseres Lager. Das ganze weite Feld mit dem Bach, dem Heuschober und dem blauen Himmel oben darüber, war ja ein prächtiges Schlafgemach. Das grüne Gras mit den kleinen rothen und weißen Blumen war seine Fußdecke, die Fliederbüsche und die wilden Rosenhecken waren große Blumensträuße, und als Waschbecken diente ihm der ganze Bach mit seinem klaren frischen Wasser, aus welchem das Schilf ihm guten Abend! und guten Morgen! zunickte. Der Mond hing als Nachtlampe hoch oben an der blauen Decke; das war eine Nachtlampe, die seine Bettgardinen gewiß nicht in Brand steckte; Johannes konnte also ruhig schlafen; und das that er auch und wachte erst auf, als die Sonne schon aufging und die kleinen Vögel ringsum sangen: »Guten Morgen! guten Morgen! bist Du noch nicht aufgestanden?«

Die Glocken läuteten; es war ein Sonntag; die Leute gingen in die Kirche und Johannes ging mit ihnen, hörte Gottes Wort und sang einen Psalm, und es war

ihm, als säße er zu Hause in seiner Kirche, in welcher er getauft war, und wo er mit seinem Vater so manchen Vers gesungen hatte.

Auf dem Kirchhofe waren viele Gräber, und auf einigen wuchs hohes Gras. Da dachte Johannes an seines Vaters Grab, das auch bald so verwildert aussehen würde, da er es ja nicht reinigen und schmücken konnte. Er setzte sich also hin und schnitt das Gras ab, richtete die umgefallenen hölzernen Kreuze wieder auf, und legte die Todtenkränze, die vom Winde weggerissen waren, an ihre Stelle, indem er dachte: vielleicht thut's Einer auch bei meines Vaters Grabe, da ich es nicht mehr kann.

Vor der Kirchhofsthür stand auf seine Krücke gestützt ein alter Bettler. Johannes gab ihm die Schillinge, welche er noch hatte, und ging vergnügt und glücklich weiter in die weite Welt hinaus.

Gegen Abend zog ein schreckliches Unwetter herauf. Johannes eilte, unter Dach zu kommen, aber bald ward's finstere Nacht. Da kam er endlich an eine kleine Kirche, die einsam auf einer Anhöhe lag. Zum Glücke war die Thür nicht verschlossen; er schlüpfte also hinein, um hier zu bleiben, bis das schlimme Wetter sich gelegt hätte.

»Hier will ich mich in einen Winkel setzen!« sagte er, »ich bin ganz müde, und kann ein bischen Ruhe wohl gebrauchen.« Und er setzte sich nieder, faltete die Hände und sprach sein Abendgebet, und eh' er sich dessen versah, lag er in süßem Schlaf und träumte, während es draußen donnerte und blitzte.

Als er erwachte, war's mitten in der Nacht; das Ungewitter hatte sich verzogen, und der Mond schien durch die Fenster hell zu ihm hinein. Mitten in der

Kirche stand ein offner Sarg, darin lag eine Leiche. Johannes wurde gar nicht bange, er hatte ja ein gutes Gewissen, und wußte wohl, daß die Todten Niemandem etwas thun; die lebendigen bösen Menschen sind es, welche uns schaden können. Solche lebendige böse Menschen standen neben dem todten Manne in der Kirche, und wollten ihn nicht im Sarge liegen lassen, sondern ihn vor die Kirchenthür hinauswerfen, den armen todten Mann!

»Warum wollt Ihr das?« sagte Johannes, »das ist ja unrecht; laßt ihn in Jesu Namen schlafen!«

»O, dummes Zeug!« sagten die beiden häßlichen Männer, »er hat uns angeführt! Er war uns Geld schuldig, und konnte nicht bezahlen, nun ist er obendrein gestorben, und wir bekommen keinen Schilling. Dafür wollen wir uns rächen, und er soll wie ein Hund vor der Kirchenthür liegen.«

»Ich habe nicht mehr als zwanzig Thaler!« sagte Johannes, das ist mein ganzes Erbtheil; aber das könnt Ihr gerne bekommen, wenn Ihr mir versprechen wollt, den armen todten Mann in Ruhe zu lassen. Ich will auch ohne Geld wohl fertig werden, ich habe gesunde starke Glieder, und der liebe Gott wird mir wohl helfen!«

»Ja,« sagten die garstigen Männer, »wenn Du für ihn bezahlst, so wollen wir ihm Nichts thun, darauf kannst Du Dich verlassen!« Und sie nahmen das Geld, und lachten laut auf über seine Gutmüthigkeit, und gingen ihres Weges. Johannes aber legte die Leiche im Sarge wieder zurecht, faltete ihr die Hände, und ging zufrieden weiter durch den großen Wald.

Ringsum spielten die niedlichen kleinen Elfen lustig in dem Mondlicht, das in langen Streifen durch die dichten Zweige fiel. Sie ließen sich durch Johannes gar nicht stören, denn sie wußten wohl, daß er ein guter,

unſchuldiger Menſch war, und nur vor böſen laſſen ſie ſich nicht gerne ſehen. Einige von ihnen waren nicht größer als ein Finger und hatten ihr langes gelbes Haar mit goldenen Kämmen aufgeſteckt; zwei und zwei ſchaukelten ſich auf den Thautropfen, die auf den Blättern und den langen Halmen lagen; mitunter rollte ein Tropfen herunter, dann fielen ſie in das hohe Gras hinein, und das gab ein Gelächter und ein Lärmen von all' den anderen kleinen Knirpſen. Es war luſtig anzuſehen! Auch ſangen ſie, und Johannes konnte ganz deutlich all' die ſchönen Weiſen unterſcheiden, die er als kleiner Knabe gelernt hatte. Große, bunte Spinnen mit ſilbernen Kronen auf dem Kopfe mußten von einer Hecke zur anderen lange, hängende Brücken, und große Paläſte bauen, die, wenn der feine Thau darauf fiel, wie Glas im hellen Mondlicht ſchimmerten. So ging's bis an den hellen Morgen, bis die Sonne aufging. Da verkrochen ſich die kleinen Elfen geſchwind in die Blumenknospen, und der Wind nahm ihre Brücken und Schlöſſer und führte ſie als große Spinngewebe durch die Luft.

Johannes trat eben aus den Walde heraus, als eine ſtarke Mannsſtimme ihm nachrief: »Holla, Kamerad, wohin geht die Reiſe!«

»In die weite Welt!« ſagte Johannes. »Ich habe weder Vater noch Mutter, bin ein armer Burſche, aber unſer Herr Gott hilft mir wohl hindurch!«

»Ich will auch in die weite Welt!« ſagte der fremde Mann, »wollen wir Beide zuſammen reiſen?«

»Ja wohl,« ſagte Johannes, und da reiſeten ſie denn zuſammen, und gewannen einander bald ſehr lieb, denn ſie waren alle Beide gute Menſchen. Aber Johannes merkte wohl, daß der Fremde viel klüger war als er: er war beinahe durch die ganze Welt gekommen,

und wußte von allem Möglichen, was darin ist, zu erzählen.

Die Sonne war schon hoch gestiegen, als sie sich unter einen großen Baum setzten, um ihr Frühstück zu verzehren; in dem Augenblicke kam eine alte Frau gegangen. O, wie war die alt! Sie ging ganz krumm, stützte sich auf ihren Krückstock, und trug auf dem Rücken ein Bündel Reiser, die sie im Walde gesammelt hatte. Ihre Schürze hatte sie aufgebunden, und Johannes sah drei große Ruthen von Farrenkraut und Weidenzweigen daraus hervorragen. Als sie ganz nahe bei ihnen war, glitt sie mit einem Fuße aus, und fiel mit einem heftigen Schrei zu Boden denn sie hatte ein Bein gebrochen, die arme alte Frau!

Johannes wollte sie gleich nach Hause tragen; allein der Fremde machte seinen Ranzen auf, nahm eine Büchse heraus und sagte, er hätte da eine Salbe, mit welcher er ihr Bein bald wieder heilen wollte, so daß sie selbst nach Hause gehen könnte, als wenn sie nie ein Bein gebrochen hätte. Aber dann sollte sie ihm die drei Ruthen geben, welche sie in der Schürze hätte.

»Das wäre gut bezahlt!« sagte die Alte, und nickte ganz sonderbar mit dem Kopfe; sie wollte sich gar nicht gern von den Ruthen trennen; aber mit gebrochenem Beine dazuliegen, war auch nicht angenehm; also gab sie ihm die Ruthen, und nicht sobald hatte er der alten Mutter das Bein mit seiner Salbe gerieben, als sie auch aufsprang und besser gehen konnte, als vorher. So kräftig war die Salbe: die war aber auch auf keiner Apotheke zu haben.

»Was willst Du mit den Ruthen machen?« fragte Johannes nun seinen Reisegefährten.

»Das sind für mich drei schöne Blumensträuße!«

sagte er, »die gefallen mir gar sehr; denn ich bin ein sonderbarer Mensch.«

So gingen sie noch ein gutes Stück Weges.

»Nein, wie zieht's da dunkel herauf!« sagte Johannes, und zeigte mit dem Finger nach dem Horizonte, »das sind ja schrecklich dunkle Wolken!«

»Nicht doch,« sagte der Reisegefährte, »das sind keine Wolken, das sind Berge. Die schönen großen Berge, auf denen man hoch über den Wolken in die frische Luft hinaufsteigt. Da ist's prächtig, kannst Du glauben! Morgen werden wir gewiß so weit in die Welt hinausgekommen sein!«

Die Berge waren nicht so nahe, wie es den Anschein hatte; sie mußten noch einen ganzen Tag gehen, ehe sie dahin gelangten, wo die schwarzen Wälder bis an den Himmel hinaufwuchsen, und Steine lagen, so groß wie eine Stadt. Es war nicht leicht, da hinaufzuklimmen, deshalb gingen auch Johannes und sein Kamerad in's Wirthshaus, um dort auszuruhen, und für den Marsch am folgenden Tage neue Kräfte zu sammeln.

Unten in der großen Schenkstube des Wirthshauses hatten sich viele Menschen versammelt; denn es hatte dort ein Mann mit einem Puppenspiel so eben sein kleines Theater aufgestellt, und die Leute saßen rundumher, um die Komödie zu sehen; aber ganz voran hatte ein alter dicker Schlachter Platz genommen, und zwar den allerbesten; sein großer Bullenbeißer — uh, wie sah der grimmig aus! — saß ihm zur Seite.

Nun ging die Komödie an, und das war eine schöne Komödie mit einem König und einer Königin; die saßen auf dem prächtigsten Throne, hatten goldene Kronen auf dem Kopfe und lange Schleppen an den Röcken, denn mit Schleppen brauchten sie nicht zu sparen. Die nied-

lichſten hölzernen Puppen mit Glasaugen und großen Knebelbärten ſtanden an den Thüren, und machten ſie auf und zu, damit friſche Luft in die Stube käme! Das war eine ſchöne Komödie, und gar nicht traurig; aber als die Königin eben aufſtand und durch die Stube ging — Gott mag wiſſen, was dem großen Bullenbeißer einfiel; aber weil der Schlachter ihn nicht feſthielt, machte er einen Satz aufs Theater, und packte die Königin mit ſeinen großen Zähnen mitten um den dünnen Leib, ſo daß es: knick, knack! ſagte — es war ſchrecklich!

Der arme Mann, welcher die Komödie machte, war ganz erſchrocken und betrübt wegen ſeiner Königin, denn ſie war ſeine ſchönſte Puppe, und nun hatte ihr der alte häßliche Bullenbeißer den Kopf abgebiſſen! Aber als die Leute weg waren, ſagte der Fremde (der nämlich, welcher mit Johannes gekommen war), er wollte ſie wohl wieder curiren; und da nahm er ſeine Kruke, und ſchmierte die Puppe mit der Salbe, welche der armen alten Frau ſo ſchön geholfen hatte, als ſie das Bein gebrochen. Sobald die Puppe geſchmiert war, ward ſie wieder ganz, ja ſie konnte nun ſogar von ſelbſt ihre Glieder rühren, man brauchte gar nicht an der Schnur zu ziehen; die Puppe war ſo gut wie ein lebendiger Menſch, nur freilich daß ſie nicht ſprechen konnte. Nun war der Puppenſpieler recht vergnügt; nun brauchte er die Puppe gar nicht mehr zu halten, ſie konnte ja von ſelbſt tanzen! das konnte von allen anderen nicht eine einzige!

Hernach, als es Nacht geworden, und die Leute im Wirthshauſe alle zu Bett waren, hörte man Jemanden ſchrecklich tief ſeufzen, und das ſo oft, daß am Ende Alle aufſtanden, um zu ſehen, wer das wohl wäre? Der Mann, welcher die Komödie gemacht hatte, ging zu ſeinem kleinen Theater, denn von daher ſchienen die Seuf-

zer zu kommen. Hier lagen die Puppen alle durcheinander, der König sammt all' seinen Trabanten, und eben diese waren's, welche so kläglich seufzten, und den Puppenspieler mit ihren großen Glasaugen anstierten; sie wollten nämlich auch gern ein Bischen geschmiert werden, wie die Königin, um auch sich von selbst bewegen zu können. Die Königin warf sich auf die Knie,. hob ihre schöne goldene Krone empor, und bat: »nimm nur die Krone hin, aber schmiere meinen Gemahl, und meine Hofleute!« Da konnte der arme Mann, dem die Königin und alle die anderen Puppen gehörten, die Thränen nicht zurückhalten; es that ihm wirklich leid um sie, und er versprach dem Reisegefährten die ganze Einnahme des folgenden Abends, wenn er nur vier, fünf seiner schönsten Puppen schmieren wollte; aber der Reisegefährte sagte: er wollte weiter gar Nichts von dem Puppenspieler haben, als seinen großen Säbel; und als er den bekam, schmierte er sechs Puppen, die fingen gleich an zu tanzen, und das so niedlich, daß alle Mädchen, die lebendigen Menschenmädchen nämlich, welche sie springen sahen, auch gleich zu tanzen anfingen. Der Kutscher und die Köchin tanzten, der Diener und das Stubenmädchen, sammt allen Fremden, auch Feuerzange und Feuerschaufel, aber die beiden fielen um, so wie sie den ersten Sprung machten — das war eine lustige Nacht!

Am folgenden Morgen ging Johannes mit seinem Reisegefährten weg und die hohen Berge hinauf, und durch die großen schwarzen Fichtenwälder. Sie kamen so hoch hinauf, daß zuletzt die Kirchthürme unter ihnen wie kleine rothe Beeren auf einem großen grünen Teppich aussahen, und sie konnten so weit, weit in die Ferne sehen, viele Hundert Meilen weit! — So viel hatte Johannes noch nie von der schönen Welt auf einmal ge-

sehen, und die Sonne schien so warm durch die frische blaue Luft, und die Jäger bliesen in den Bergen so schön auf dem Waldhorn, daß ihm vor Freude die Thränen in die Augen traten, und er sagen mußte: »Du lieber, guter Herr Gott! ich möchte Dich küssen, weil Du so gut gegen uns bist, und uns all' die Pracht und Herrlichkeit gegeben hast!«

Der Reisegefährte stand auch mit gefaltenen Händen, und sah über den Wald in die Dörfer hinaus in den warmen Sonnenschein. In dem Augenblicke erklang es wunderbar schön über ihren Häuptern; sie sahen in die Höhe; ein großer weißer Schwan schwebte in der Luft; der war so schön, und sang, wie sie noch nie einen Vogel hatten singen hören; aber der Gesang ward immer schwächer; der Schwan neigte den Kopf, und sank langsam zur Erde nieder — da lag er todt zu ihren Füßen, der schöne Vogel.

»Zwei so schöne Flügel,« sagte der Reisegefährte, »so weiß und groß wie die des Vogels hier sind Geldes werth; die will ich mitnehmen! Siehst Du nun, wie gut es war, daß ich den Säbel bekam?« und mit einem Schlage hieb er dem todten Schwane beide Flügel ab; die wollte er behalten.

Nun reisten sie viele, viele Meilen über die Berge hinaus, bis sie zuletzt an eine große Stadt mit vielen Hundert Thürmen kamen, die im Sonnenlichte wie Silber glänzten; mitten in der Stadt lag ein prächtiges Marmorschloß, gedeckt mit rothem Golde — darinnen wohnte der König.

Johannes und sein Gefährte wollten nicht gleich in die Stadt hinein gehen, sondern blieben in dem Wirthshause vor dem Thore, um sich erst noch umzukleiden, denn sie wollten recht schmuck aussehen, wenn sie ihren

Einzug hielten. Der Wirth erzählte ihnen: der König wäre ein herzensguter Mann, der keinem Menſchen etwas zu Leide thäte; aber ſeine Tochter, ja Gott bewahre! das war eine böſe Prinzeſſin! Schön war ſie, man konnte ſich kein lieblicheres Mädchen denken; aber was half das, ſie war eine ganz arge Hexe, und hatte ſchon manchem ſchönen Prinzen das Leben gekoſtet. Jedermann durfte um ſie freien; mochte er ein Prinz, ein Edelmann oder ein Bettelmann ſein, das war ganz einerlei; nur mußte er ihr drei Fragen beantworten; konnte er das, ſo wollte ſie ihn heirathen, und er ſollte nach ihres Vaters Tode König über das ganze Land werden; konnte er aber die drei Fragen nicht beantworten, ſo ließ ſie ihn hängen oder köpfen, ſo ſchlimm und gottlos war die ſchöne Prinzeſſin. Ihr Vater, der alte König, nahm ſich die Sache ſehr zu Herzen, denn er konnte ihr ihre Bosheit nicht verbieten; er hatte nämlich einmal geſagt: er wollte mit ihren Liebesgeſchichten nichts zu thun haben, ſie möge es damit halten, wie ſie wolle. So mancher Prinz nun auch gekommen war, um die Fragen zu beantworten und die Prinzeſſin zu bekommen, ſo war es doch keinem gelungen, und ſie waren alle ohne Gnade gehängt oder geköpft; man hatte ſie ja bei Zeiten gewarnt, ſie hätten das Freien ſein laſſen können. Der alte König war über all' dies Elend ſo betrübt, daß er alle Jahre einen ganzen Tag mit allen ſeinen Soldaten auf den Knien lag, und um die Bekehrung ſeiner Prinzeſſin bat; aber ſie wollte ſich nicht bekehren. Die alten Frauen, welche Branntwein tranken, färbten dieſen ſchwarz, bevor ſie ihn tranken, ſo traurig waren ſie; und mehr konnte man doch unmöglich von ihnen verlangen.

»Die häßliche Prinzeſſin!« ſagte Johannes, »ſie müßte etwas mit der Ruthe haben, das würde ihr gut

thun. Ich sollte nur in ihres Vaters Stelle sein, ich wollte ihr das Köpfen und Hängen wohl vertreiben!«

Während sie noch sprachen, hörten sie draußen Hurra! schreien. Die Prinzessin ritt vorbei, und war so wunderschön, daß alle Leute ihre Bosheit vergaßen, und sie mit einem Hurra! begrüßten. Zwölf schöne Jungfrauen in weißen seidenen Kleidern mit goldenen Tulpen in den Händen ritten ihr zur Seite auf kohlschwarzen Pferden; die Prinzessin saß auf einem schneeweißen Pferde, geschmückt mit Diamanten und Rubinen, in einem Kleide von lauterem Golde, die Gerte in ihrer Hand glich einem Sonnenstrahle, die goldene Krone auf ihrem Kopfe den kleinen Sternen am Himmel, und ihr Mantel bestand aus Tausend und aber Tausenden der schönsten Schmetterlingsflügel; dennoch war sie viel schöner, als all' ihre Kleider.

Als Johannes sie erblickte, ward er blutroth im Gesichte, und konnte kein Wort hervorbringen; die Prinzessin sah accurat so aus, wie das schöne Mädchen mit der goldenen Krone, von welchem er in der Nacht, als sein Vater starb, geträumt hatte. Er fand sie über die Maßen schön, und mußte sich in sie verlieben, er mochte wollen oder nicht. Es wäre gewiß nicht wahr, dachte er, daß sie eine so arge Hexe sei, welche die Leute hängen und köpfen ließe, wenn sie nicht rathen können, was sie verlangte. »Es darf ja Jeder um sie werben, selbst der ärmste Bettelmann — ich will auch hinauf auf's Schloß, ich kann's nicht lassen!«

Alle riethen ihm, er sollte es nicht thun, es würde ihm gewiß so gehen, wie all' den Anderen. Der Reisegefährte rieth ihm auch davon ab, aber Johannes meinte, es würde wohl gehen, bürstete seine Schuhe und seinen Rock, wusch Gesicht und Hände, kämmte sein schö-

nes gelbes Haar, und ging nun ganz allein in die Stadt und auf das Schloß.

»Herein!« rief der alte König, als Johannes an die Thür klopfte. — Johannes trat ein, und der alte König kam ihm in Schlafrock und geſtickten Pantoffeln entgegen; die goldene Krone hatte er auf dem Kopfe, das Scepter in der einen Hand, und den Reichsapfel in der anderen. »Warte ein Bischen!« ſagte er, und nahm den Reichsapfel unter den Arm, um Johannes die Hand geben zu können. Aber ſobald er hörte, daß Johannes als Freier käme, fing er ſo heftig an zu weinen, daß Scepter und Apfel auf die Erde fielen, und daß er ſich die Augen mit dem Schlafrocke trocknen mußte, der arme alte König.

»Laß es bleiben!« ſagte er, »es geht Dir ſchlecht, eben ſo wie den Anderen. Komm nur einmal her und ſieh!« Und da führte er Johannes in den Luſtgarten der Prinzeſſin. Da ſah's ſchrecklich aus! In jedem Baume hingen drei, vier Königsſöhne, die um die Prinzeſſin gefreit, aber nicht errathen hatten, was ſie rathen ſollten. Bei jedem Windſtoß klapperten die Knochen, ſo daß die kleinen Vögel erſchrocken aus dem Garten flogen. Die Blumen waren an Menſchenknochen aufgebunden, und in den Blumentöpfen ſtanden grinſende Todtenköpfe! Das war ein rechter Garten für eine Prinzeſſin.

»Da ſiehſt Du's!« ſagte der alte König, »es wird Dir gehen, wie all' den Anderen. Laß es alſo bleiben; Du machſt mich ſonſt noch unglücklicher, denn ich nehme mir die Sache ſehr zu Herzen.«

Johannes küßte dem guten alten Könige die Hand, und ſagte: es würde wohl gehen, er hielte viel zu viel von der ſchönen Prinzeſſin.

In dem Augenblicke kam die Prinzeſſin ſelbſt mit allen

ihren Damen in den Schloßgarten geritten, sie gingen also zu ihr hinaus, um guten Tag zu sagen. Sie war ganz allerliebst, reichte Johannes die Hand, und er hielt darum noch viel mehr von ihr, als vorher; gewiß, eine so arge Hexe, wie die Leute sagten, konnte sie nicht sein. Nun gingen sie in den Saal, und die kleinen Mädchen präsentirten ihnen Confect und Pfeffernüsse; aber der alte König war so betrübt, daß er gar nichts essen mochte, und überdies waren die Pfeffernüsse ihm zu hart.

Es wurde beschlossen, daß Johannes am folgenden Morgen wieder auf's Schloß kommen sollte; dann wollten die Richter und der Rath sich versammeln, um zu hören, wie er mit dem Rathen fertig würde. Ginge die Sache gut, so sollte er noch zweimal rathen; aber bis dahin hatte sich noch Keiner gefunden, der einmal richtig rieth, und deshalb hatten sie Alle das Leben missen müssen.

Johannes machte sich keine Sorgen, wie es gehen würde; er war lustig und guter Dinge, dachte an die schöne Prinzessin und glaubte ganz gewiß, der liebe Gott würde ihm wohl helfen; aber wie? das wußte er nicht, darüber mochte er auch nicht weiter grübeln. Er tanzte vor Freude die Landstraße entlang, als er nach dem Wirthshause zurückging, wo der Reisegefährte auf ihn wartete.

Johannes konnte nicht müde werden, zu erzählen, wie liebenswürdig die Prinzessin gegen ihn gewesen, und wie schön sie wäre; er hatte eine rechte Sehnsucht nach dem folgenden Tage, wo er wieder auf's Schloß kommen sollte, um sein Glück im Rathen zu versuchen.

Aber der Reisegefährte schüttelte bedenklich den Kopf und war ganz traurig. »Ich halte so viel von Dir,« sagte er, »wir hätten noch lange beisammen bleiben kön-

nen, und nun soll ich Dich schon verlieren! Du lieber, armer Johannes, ich möchte um Dich weinen, aber ich will Dir heute — vielleicht den letzten Abend unseres Zusammenseins — Deine Freude nicht stören. Wir wollen lustig sein, recht von Herzen lustig; morgen, wenn Du fort bist, habe ich Zeit genug zu weinen.«

Alle Leute in der Stadt hatten es gleich erfahren, daß ein neuer Freier um die Prinzessin gekommen wäre; deshalb war allgemeine Trauer. Das Schauspielhaus ward verschlossen, die Kuchenfrauen umwanden ihre Zuckerpuppen mit schwarzem Flor, der König und die Priester lagen in der Kirche auf den Knien. Alles war in Trauer und Thränen, denn es konnte ja dem armen Johannes gewiß nicht besser gehen, als es allen anderen Freiern gegangen war.

Gegen Abend ließ der Reisegefährte eine große Bowle Punsch auftragen, und sagte zu Johannes: sie wollten nun recht lustig sein, und auf die Gesundheit der Prinzessin trinken. Aber als Johannes zwei Gläser getrunken hatte, wurde er so müde und schläfrig, daß ihm die Augen zufielen und er in tiefen Schlaf versank. Der Reisegefährte hob ihn ganz sachte vom Stuhle auf und legte ihn in das Bett; und als es finstere Nacht geworden war, nahm er die beiden großen Flügel, die er dem Schwane abgehauen hatte, und band sie fest an seine Schultern, steckte die größte Ruthe, welche er von der alten Frau, die da fiel und das Bein brach, bekommen hatte, in die Tasche, öffnete das Fenster und flog über die Stadt weg zum Schlosse, wo er sich in der Ecke eines Fensters, das zu der Schlafkammer der Prinzessin führte, versteckte.

In der Stadt war's ganz stille; da schlug die Uhr drei Viertel auf Zwölf, das Fenster ging auf, und die

Prinzessin kam in einem großen weißen Mantel und mit langen schwarzen Flügeln heraus, und flog über die Stadt weg zu einem großen Berge. Aber der Reisegefährte machte sich unsichtbar, flog hinterher, und peitschte die Prinzessin mit seiner Ruthe dermaßen, daß ordentlich Blut kam, wohin er schlug. Uh, das war eine Fahrt durch die Luft! Der Wind erfaßte den Mantel der Prinzessin, so daß er wie ein großes Schiffssegel sich nach allen Seiten hin ausbreitete.

»Wie es hagelt! wie es hagelt!« sagte die Prinzessin bei jedem Schlage, den sie bekam, und der ihr gewiß recht heilsam war. Endlich kam sie an den Berg und klopfte an. Es rollte wie Donner, als der Berg sich öffnete; die Prinzessin ging hinein, und der Reisegefährte hinterher, denn es konnte ihn Niemand sehen, er war ja unsichtbar. Sie gingen durch einen langen hohen Gang, dessen Wände von vielen Tausend glühenden Spinnen glänzten, die an der Mauer auf und ab liefen und wie Feuer leuchteten. Nun kamen sie in einen großen von Gold und Silber gebauten Saal, an dessen Wänden rothe und blaue Blumen von der Größe der Sonnenblumen prangten; aber pflücken konnte man die Blumen nicht, denn die Stengel waren giftige Schlangen, und die Blumen Feuer, das ihnen aus dem Munde brannte. Die ganze Decke war mit schimmernden Johanniswürmchen und himmelblauen Fledermäusen besetzt, die mit den dünnen Flügeln schlugen — ein seltsamer Anblick! Mitten im Saale stand ein Thron auf vier Pferdegerippen, die ein Sielenzeug von rothen Feuerspinnen trugen, der Thron selbst war von milchweißem Glase, und die Kissen bestanden aus kleinen schwarzen Mäusen, die sich einander in den Schwanz bissen. Ueber dem Throne hing ein Dach von rosenrothem Spinngewebe, das mit kleinen blauen

Fliegen besetzt war, welche wie Edelsteine schimmerten. Auf dem Throne saß ein alter Zauberer mit einer Krone auf dem häßlichen Kopfe und einem Scepter in der Hand. Er küßte die Prinzessin auf die Stirn, ließ sie neben sich auf dem prächtigen Throne sitzen, und nun begann die Musik. Große, schwarze Heuschrecken spielten die Maultrommel, und eine Eule schlug sich selbst auf den Bauch, denn sie hatte keine Trommel. Das war ein lächerliches Concert! Kleine schwarze Kobolde tanzten mit einem Irrlicht auf der Mütze im Saale. Niemand sah den Reisegefährten, der sich hinter den Thron gestellt hatte, um Alles genau zu hören und zu sehen. Die Hofleute, welche nun hereingelassen wurden, waren höchst galant und vornehm, aber wer nur gute Augen hatte, konnte leicht sehen, wie es mit ihnen bestellt war. Sie waren weiter nichts als Besenstiele mit Kohlköpfen, denen der Zauberer Leben eingehext und goldgestickte Kleider gegeben hatte. Doch darauf kam's ja auch gar nicht an, Hofleute werden ja doch nur zur Schaustellung gebraucht.

Als nun ein wenig getanzt war, erzählte die Prinzessin dem Zauberer, daß sie einen neuen Freier bekommen hätte, und fragte, woran sie morgen früh denken sollte, wenn er auf's Schloß käme, um ihre Gedanken zu errathen.

»Höre,« sagte der Zauberer, »ich will Dir was sagen: denke an etwas recht Leichtes, so wird er gewiß nicht darauf verfallen. Denk' an einen Deiner Schuhe: das erräth er nicht. Dann laß' ihm den Kopf abhauen, aber vergiß nicht, wenn Du morgen wiederkommst, mir seine Augen mitzubringen; denn die will ich essen.«

Die Prinzessin verneigte sich tief, und sagte, sie wollte die Augen nicht vergessen. Der Zauberer machte nun den Berg auf, und sie flog wieder nach Hause, der Reisegefährte aber hinterher, und prügelte sie mit seiner Ruthe

dermaßen, daß sie über das schreckliche Hagelwetter laut aufseufzte, und all' was sie konnte eilte, um ihr Kammerfenster zu erreichen; der Reisegefährte aber flog zurück in's Wirthshaus, wo Johannes noch in tiefem Schlafe lag, band seine Flügel ab, und legte sich auch auf's Bett, und daß er müde war, ist wohl kein Wunder.

Ganz früh am Morgen, als Johannes erwachte, stand auch der Reisegefährte auf, und erzählte, er hätte diese Nacht einen sonderbaren Traum von der Prinzessin und ihrem Schuh gehabt, und bat Johannes, er möchte sie doch fragen, ob sie nicht an ihren Schuh gedacht hätte. Das war's ja, was er vom Zauberer im Berge gehört hatte, aber er wollte Johannes nichts davon sagen, und bat ihn bloß, zu fragen, ob sie nicht an ihren Schuh gedacht hätte.

»Ich kann ja gerne darnach fragen,« sagte Johannes, »vielleicht ist es ganz richtig, was Du geträumt hast, denn ich glaube immer, daß der liebe Gott mir helfen wird. Aber ich will Dir doch Lebewohl sagen, denn rathe ich verkehrt, so werde ich Dich niemals wiedersehen.«

Und sie küßten einander, und Johannes ging in die Stadt und auf das Schloß. Der ganze Saal war voll von Menschen, die Richter saßen in ihren Lehnstühlen, und lehnten den Kopf an weiche Kissen: denn sie hatten ja so viel in ihren Kopf zu nehmen. Der alte König stand auf und trocknete seine Augen mit einem weißen Taschentuche. Nun trat die Prinzessin ein: sie war noch schöner als gestern, und grüßte freundlich nach allen Seiten, aber Johannes reichte sie die Hand, und sagte: »Guten Morgen, mein Lieber!«

Nun sollte Johannes errathen, woran sie gedacht hätte. Ach, wie blickte sie ihn freundlich an, aber so wie

sie das eine Wort: Schuh hörte, wurde sie kreideweiß und zitterte am ganzen Körper: das konnte aber Alles nicht helfen, Johannes hatte richtig gerathen.

Der Tausend! wie war der alte König froh; er schlug einen Purzelbaum über den anderen, und alle Leute klatschten ihm und Johannes Beifall zu, der ja zum ersten Male richtig gerathen hatte.

Der Reisegefährte war auch nicht wenig froh, als er erfuhr, wie gut es gegangen wäre; Johannes aber faltete die Hände und dankte dem lieben Gott, der ihm gewiß auch die beiden anderen Male helfen würde. Am folgenden Morgen sollte nun wieder gerathen werden.

Der Abend verging wie der gestrige. Johannes schlief, und der Reisegefährte flog hinter der Prinzessin her zum Berge, und prügelte sie noch stärker als das erste Mal, denn er hatte dieses Mal zwei Ruthen genommen. Niemand sah ihn, er aber sah und hörte Alles. Die Prinzessin wollte an ihren Handschuh denken; und das erzählte er Johannes, als wenn's ihm geträumt hätte. Da konnte denn Johannes nun wohl richtig rathen, und das gab große Freude auf dem Schlosse. Der ganze Hof schlug Purzelbäume, wie man's am Tage vorher vom Könige gesehen hatte, aber die Prinzessin lag auf dem Sopha und konnte kein Wort hervorbringen. Nun kam's darauf an, ob Johannes auch das dritte Mal richtig rieth. Ging es gut, so sollte er die schöne Prinzessin zur Frau haben, und nach des alten Königs Tode das ganze Reich erben; rieth er verkehrt, so sollte er das Leben missen, und der Zauberer sollte seine schönen blauen Augen verzehren.

Am Abend vorher ging Johannes früh zu Bette, betete sein Abendgebet und schlief ruhig ein. Der Reisegefährte aber legte seine Flügel wieder an, schnallte den

Säbel an die Seite, nahm alle drei Ruthen mit sich, und flog zum Schlosse.

Es war eine stockfinstre Nacht; es stürmte, so daß die Ziegel von den Dächern flogen und die Bäume im Garten, an denen die Gerippe hingen, wie Schilf im Sturme schwankten; jeden Augenblick blitzte es, und ununterbrochen rollte der Donner; so ging's die ganze Nacht. Nun flog das Fenster auf, und die Prinzessin kam heraus. Sie war bleich wie der Tod, aber sie lachte des Unwetters, das ihr noch nicht stark genug zu sein schien; ihr großer weißer Mantel wirbelte in der Luft herum, wie ein großes Schiffssegel, aber der Reisegefährte peitschte sie mit seinen drei Ruthen dermaßen, daß das Blut auf die Erde tröpfelte, und sie zuletzt kaum noch aus der Stelle konnte. Endlich erreichte sie den Berg.

»Es hagelt und stürmt,« sagte sie, »mein Lebelang bin ich nicht in einem solchen Wetter gewesen.«

»Man kann des Guten auch zu viel bekommen,« sagte der Zauberer. Nun erzählte sie ihm, daß Johannes auch das zweite Mal richtig gerathen hätte. Gelänge es ihm auch zum dritten Male, so hätte er gewonnen, und sie könnte nie wieder zum Berge kommen, und müßte all' ihre Zauberkünste aufgeben; das machte ihr großen Kummer.

»Er soll's nicht rathen,« sagte der Zauberer. »Ich will schon etwas aussinnen, woran er nie gedacht hat, er müßte denn ein größerer Zauberer sein, als ich. Aber nun wollen wir lustig sein!« Und da ergriff er die Prinzessin bei beiden Händen, und tanzte mit ihr herum, und all' die kleinen Kobolde und Irrlichter tanzten mit, die kleinen rothen Spinnen sprangen auf und ab an der Wand — das flimmerte und glimmerte wie lauter feurige Blumen. Die Eule schlug die Trommel, die Heim-

chen zirpten, und die Heuschrecken spielten die Maultrommel — das war ein lustiger Ball! —

Als sie nun genug getanzt hatten, mußte die Prinzessin nach Hause, denn man hätte sie sonst auf dem Schlosse vermissen können. Der Zauberer sagte, er wolle sie begleiten, um so viel länger die Freude ihrer Gesellschaft zu genießen.

Nun flogen sie fort in dem schrecklichen Wetter, und der Reisegefährte schlug ihnen seine drei Ruthen auf dem Rücken entzwei; in seinem Leben war der Zauberer noch nicht in solchem Hagelwetter gewesen. Vor dem Schlosse sagte er der Prinzessin gute Nacht, und flüsterte ihr zu gleicher Zeit zu: »denk an meinen Kopf!« aber der Reisegefährte hörte es, und so wie die Prinzessin durch's Fenster geschlüpft war, und der Zauberer umkehren wollte, packte er ihn an seinem langen schwarzen Barte, und hieb ihm mit dem Säbel seinen garstigen Hexenkopf dicht an den Schultern ab; den Rumpf warf er für die Fische in die See, den Kopf aber tauchte er in's Wasser, und band ihn danach in sein seidenes Taschentuch, nahm dieses mit nach Hause und legte sich schlafen.

Am folgenden Morgen gab er sein Taschentuch an Johannes, sagte ihm aber, er solle es nicht eher öffnen, als wenn die Prinzessin fragte, was sie dächte.

Es waren so viele Menschen in dem großen Saale auf dem Schlosse, daß sie wie zusammengebundene Radieschen an und auf einander standen. Die Rathsherren saßen in ihren Stühlen mit den weichen Kopfkissen, und der alte König hatte neue Kleider angezogen, und seine goldene Krone sammt dem Scepter frisch poliren lassen, aber die Prinzessin war ganz bleich und trug einen kohlschwarzen Rock, als wenn sie zum Begräbnisse wollte.

»Woran denke ich jetzt?« fragte sie, und gleich machte

Johannes sein Schnupftuch auf, und entsetzte sich selbst nicht wenig, als er den garstigen Hexenkopf sahe. Alle schauderten, denn es war ein schrecklicher Anblick! Die Prinzessin aber saß wie eine Statue da, und konnte kein Wort hervorbringen; endlich erhob sie sich und reichte Johannes die Hand; er hatte ja richtig gerathen. Sie sah nicht den Einen, nicht den Anderen an, sondern seufzte tief: »Nun bist Du mein Herr! Heute Abend halten wir Hochzeit!«

»So ist's recht!« sagte der alte König, »das gefällt mir!« Und alle Leute riefen Hurra, die Wachtparade machte Musik auf den Straßen, die Glocken läuteten, und die Kuchenfrauen nahmen ihren Zuckerpuppen die schwarzen Flöre ab, denn nun war allgemeine Freude. Drei ganze gebratene Ochsen, mit Enten und Hühnern gefüllt, wurden mitten auf den Markt gestellt, und Jeder konnte sich ein Stück davon abschneiden. Die Springbrunnen sprudelten den schönsten Wein, und kaufte man beim Bäcker einen Schillingskringel, so bekam man als Zugabe sechs große Klöße, und noch dazu Klöße mit Rosinen.

Am Abend war die ganze Stadt illuminirt, die Soldaten schossen mit Kanonen und die Jungen mit Knallerbsen, und auf dem Schlosse wurde gegessen und getrunken, geklingt und gesprungen. Die vornehmsten Herren und die schönsten Fräulein tanzten alle mit einander, und in weiter Ferne konnte man sie singen hören:

»Hier giebt's viele schmucke Dirnen,
Die verlangt nach einem Schwing-um;
Sie begehren Tambourmärsche —
Schmucke Dirne, dreh Dich flink um.
Tanzet, stampfet,
Daß die Sohlen falleralla!«

Aber die Prinzessin war ja noch immer eine Hexe, und hatte Johannes gar nicht lieb; das fiel dem Reisegefährten ein, und deshalb gab er Johannes drei Federn aus den Schwanenflügeln und eine kleine Flasche mit einigen Tropfen, und sagte ihm, er sollte vor das Brautbette ein großes Faß voll Wasser setzen; wenn dann die Prinzessin in's Bette steigen wollte, sollte er ihr einen kleinen Stoß geben, so daß sie in's Wasser fiele; dann sollte er, nachdem er die Tropfen und die Federn hineingeworfen hatte, sie dreimal untertauchen, so würde sie von der Hexerei befreit und würde ihn sehr lieb gewinnen.

Johannes that Alles, was der Reisegefährte ihm gerathen hatte. Die Prinzessin schrie laut auf, als er sie unter's Wasser tauchte, und zappelte ihm unter den Händen als ein großer schwarzer Schwan mit funkelnden Augen; als sie zum zweiten Male aus dem Wasser kam, war der Schwan weiß bis auf einen schwarzen Ring um den Hals. Johannes betete fromm zu Gott, und ließ zum dritten Male das Wasser über dem Schwan zusammenschlagen, und in demselben Augenblicke verwandelte er sich in die wunderschönste Prinzessin. Sie war noch schöner als vorher, und dankte ihm mit Thränen in den schönen Augen, daß er sie von ihrer Verzauberung erlöset hätte.

Am folgenden Morgen kam der alte König mit seinem ganzen Hofstaat, und nun ging's an's Gratuliren den lieben langen Tag; zuletzt kam auch der Reisegefährte mit dem Stock in der Hand und dem Ränzel auf dem Rücken. Johannes küßte ihn einmal über das andere und sagte, er solle nicht wegreisen, er solle bei ihm bleiben, denn ihm verdankte er ja sein ganzes Glück. Aber der Reisegefährte schüttelte den Kopf und sagte mild und

freundlich: »Nein, meine Zeit iſt um. Ich habe meine Schuld bezahlt. Erinnerſt Du Dich noch des Todten, den böſe Menſchen in ſeiner Ruhe ſtören wollten? Du gabſt Alles, was Du hatteſt, hin, um ihm zur Ruhe in ſeinem Grabe zu verhelfen. Der todte Mann bin ich!« —

In demſelben Augenblicke war er verſchwunden.

Die Hochzeit dauerte einen ganzen Monat. Johannes und die Prinzeſſin hielten unendlich viel von einander, und der alte König lebte noch manchen Tag, und ließ ihre kleinen Kinder auf ſeinen Knien reiten, und mit ſeinem Scepter ſpielen; Johannes aber war König über das ganze Reich.

VIII.

Das kleine Meerweibchen.

Draußen, in dem fernen Meere iſt das Waſſer ſo blau wie die Blätter der ſchönſten Kornblumen, und ſo klar, wie das reinſte Gold; aber es iſt ſehr tief, ſo tief, daß kein Ankertau den Grund erreicht, und daß man viele Kirchthürme auf einander ſtellen müßte, wenn ſie vom Grunde bis an die Oberfläche des Waſſers reichen ſollten. Da unten wohnen die Meerleute.

Nun muß man ja nicht glauben, daß es dort weiter Nichts als weißen Sand giebt; nein, es wachſen dort die ſeltſamſten Bäume und Pflanzen mit ſo geſchmeidigen Stengeln und Blättern, daß ſie bei der geringſten Bewegung des Waſſers ſich rühren, als hätten ſie Leben. Durch die Zweige ſchlüpfen die Fiſche, große und kleine, wie hier oben in der Luft die Vögel. An der allertiefſten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs; die Mauern ſind von Korallen, und die langen ſpitzen Fenſter vom klarſten Bernſtein, aber das Dach bilden Muſchelſchalen, die, jenachdem das Waſſer geht, ſich öffnen oder ſchließen. Das ſieht prächtig aus, denn in jeder Muſchel liegen ſtrahlende Perlen, von denen eine jede einzelne eines Königs Krone zieren würde.

Der Meerkönig da unten war lange Jahre Wittwer geweſen; aber ſeine alte Mutter hatte ihm die Wirthſchaft geführt. Das war eine kluge Frau, aber ſie war

stolz, sehr stolz auf ihren Adel; deswegen trug sie zwölf Austern am Schwanze, die übrigen Großen durften nur sechs tragen. — Sonst verdiente sie alles Lob, besonders weil sie ihre Enkelinnen, die kleinen Meerprinzessinnen, so lieb hatte. Das waren sechs wunderschöne Kinder; aber die jüngste war doch von allen die schönste; ihre Haut schimmerte so fein und klar, wie ein Rosenblatt, ihre Augen waren so blau, wie die tiefste See, aber wie all' die anderen hatte sie keine Füße, ihr Körper endigte sich in einem Fischschwanze.

Den lieben langen Tag spielten die Kinder im Schlosse, in den großen Sälen, wo lebendige Blumen aus den Wänden wuchsen. Die großen Bernsteinfenster wurden geöffnet, und dann schwammen die Fische zu ihnen hinein, wie bei uns die Schwalben hereinkommen, wenn wir die Fenster öffnen, aber die Fische schwammen dreist zu den kleinen Prinzessinnen hin, aßen aus ihren Händen, und ließen sich streicheln.

Vor dem Schlosse war ein großer Garten mit feuerrothen und dunkelblauen Bäumen; die Früchte strahlten wie Gold, und die Blumen wie brennendes Feuer, während Stengel und Blätter sich ununterbrochen bewegten. Die Erde selbst war der feinste Sand, aber blau, wie Schwefelflammen. Ueber dem Ganzen lag ein wunderbar blauer Schimmer, fast hätte man glauben sollen, man stände gar nicht auf dem Grunde des Meeres, sondern hoch oben in der Luft, und sähe über und unter sich Nichts als den Himmel. Bei Windstille konnte man die Sonne sehen; sie glich einer Purpurblume, deren Kelche alles Licht entströmte.

Jede der kleinen Prinzessinnen hatte im Garten ihr eigenes Beet, wo sie graben und pflanzen konnte, so viel sie wollte. Eine gab ihrem Blumenbeet die Gestalt eines

Wallfisches, eine andere dem ihrigen die eines kleinen Meerweibes; aber die jüngste machte ihr Beet ganz rund wie die Sonne, und hatte nur Blumen, die roth wie diese schimmerten. Sie war ein wunderbares Kind, still und nachdenksam; und während die anderen Schwestern die seltsamsten Dinge, die sie aus gestrandeten Schiffen hatten, als Zierrath aufstellten, fand sie, außer an den rosenrothen Blumen, die der Sonne am Himmel glichen, nur an einer kleinen Marmorstatue Gefallen — das war ein schöner, aus dem weißen klaren Stein gehauener Knabe, der durch Strandung auf den Meeresgrund gekommen war. Sie pflanzte neben dem Bilde eine rosenrothe Thränenweide, welche herrlich emporwuchs, und ihre frischen Zweige über das Bild hin bis an den blauen Meeresgrund senkte, wo der violette Schatten sich gleich wie die Zweige bewegte — es sah aus, als spielten Gipfel und Wurzeln mit einander, und wollten sich küssen.

Keine größere Freude gab es für die kleine Prinzessin, als von der Menschenwelt da draußen zu hören; die alte Großmutter mußte Alles erzählen, was sie nur wußte, von Schiffen und Städten, von Menschen und Thieren, und besonders schien ihr das wundervoll schön, daß da oben auf der Erde die Blumen dufteten; das thaten sie auf dem Grunde des Meeres nicht; und daß die Wälder grün wären, und die Fische, die man in den Zweigen sähe, so schön und kräftig sängen, daß es eine rechte Lust wäre — es waren die kleinen Vögel, welche die alte Großmutter Fische nannte, weil sonst die Kinder, die noch niemals einen Vogel gesehen hatten, sie ja nicht verstanden hätten.

»Wenn Ihr funfzehn Jahr alt seid,« sagte die Großmutter, »so soll's Euch erlaubt sein, aus dem Meere aufzutauchen, um im Mondschein auf den Klippen zu sitzen,

und die vorüberſegelnden mächtigen Schiffe zu ſehen; auch Wälder und Städte ſollt Ihr ſehen!« Im nächſten Jahre war eine von den Schweſtern funfzehn Jahr alt; aber die anderen — ja, eine war immer ein Jahr jünger als die andere; die jüngſte mußte alſo noch ganze fünf Jahre warten, ehe ſie vom Meeresgrunde auftauchen, und ſehen durfte, wie's bei uns ausſieht. Aber die eine verſprach den anderen zu erzählen, was ſie am erſten Tage geſehen, und was ſie am ſchönſten gefunden hätte; denn ihre Großmutter erzählte nicht genug, es war noch ſo Vieles, worüber ſie gern Auskunft gehabt hätten.

Keine hatte größere Sehnſucht, als die jüngſte, gerade die, welche am längſten warten mußte, und welche immer ſo ſtill und gedankenvoll war. Manche Nacht ſtand ſie am offenen Fenſter, und ſah hinauf durch das dunkelblaue Waſſer, in welchem die Fiſche mit Floſſen und Schwänzen ſchlagend ſich munter herumtummelten. Auch den Mond und die Sterne konnte ſie ſehen; die ſahen zwar bleich aus, aber durch's Waſſer erſchienen ſie viel größer, als ſie uns erſcheinen; wurden ſie dann und wann von einer ſchwarzen Wolke verdunkelt, ſo wußte ſie, daß entweder ein Wallfiſch über ihrem Kopfe hinwegſchwamm, oder auch ein Schiff mit vielen Menſchen — die dachten gewiß nicht daran, daß ein niedliches kleines Meerweibchen unter ihnen ſtand, und ihre weißen Hände gegen den Kiel emporſtreckte.

Nun war die älteſte Prinzeſſin funfzehn Jahr alt, und durfte auf die Meeresfläche hinaufſteigen.

Als ſie zurückkam, hatte ſie hundert Dinge zu erzählen, aber am ſchönſten, ſagte ſie, wäre es doch, im Mondſchein auf einer Sandbank in der ſtillen See zu liegen, und an der nahen Küſte die große Stadt zu ſehen, wo die Lichter gleichwie hundert Sterne blinkten, die Muſik

zu hören, und das Gelärm und Getöse von Wagen und Menschen, die hohen Kirchthürme mit den vielen Spitzen zu sehen, und das Geläute der Glocken zu hören; gerade weil sie dorthinauf nicht kommen konnte, sehnte sie sich nach allem Diesem am allermeisten.

O! wie horchte die jüngste Schwester auf; und wenn sie nun des Abends an dem offenen Fenster stand, und durch das dunkelblaue Wasser hinaufsah, dachte sie an die große Stadt mit all' dem Lärm und Getümmel, und meinte selbst den Klang der Kirchenglocken da unten hören zu können.

Ein Jahr später erhielt die andere Schwester Erlaubniß aufzutauchen und zu schwimmen, wohin sie wollte. Sie tauchte auf gerade als die Sonne unterging, und dieser Anblick däuchte ihr der schönste. Der ganze Himmel, sagte sie, hätte wie Gold ausgesehen, und die Wolken — ja, deren Schönheit konnte sie nicht genug beschreiben! Rothe und violette Wolken waren über ihr hingesegelt, aber schneller noch als die Wolken flog wie ein langer weißer Schleier ein Schwarm von wilden Schwänen über's Wasser gegen die Sonne hin. Sie schwamm ihnen nach, aber die Sonne sank und der Rosenschimmer erlosch auf der Meeresfläche und den Wolken.

Das folgende Jahr kam die dritte Schwester hinauf; sie war von allen die dreisteste, deshalb schwamm sie den großen breiten Fluß hinauf, der sich in's Meer ergoß. Schöne grüne Berge sah sie mit Wein umrankt; Schlösser und Häuser guckten hervor zwischen prächtigen Wäldern; sie hörte die Vögel singen, und die Sonne schien so warm, daß sie von Zeit zu Zeit unter's Wasser tauchen mußte, um ihr glühendes Gesicht zu kühlen. In einer kleinen Bucht traf sie einen ganzen Haufen kleiner Menschenkinder; die sprangen da ganz nackt herum und platsch-

ten im Waſſer; ſie wollte mit ihnen ſpielen, aber die Kinder liefen erſchrocken davon, und es kam ein kleines ſchwarzes Thier — (das war ein Hund; aber einen Hund hatte ſie ja noch niemals geſehen) — und bellte ſie ſo ſchrecklich an, daß ſie ganz bange wurde und in die offene See zurückſchwamm. Aber niemals konnte ſie die prächtigen Wälder vergeſſen, die grünen Berge und die niedlichen Kinder, die im Waſſer ſchwammen, obgleich ſie keinen Fiſchſchwanz hatten.

Die vierte Schweſter war nicht ſo dreiſt; ſie blieb mitten auf dem wilden Meere, und erzählte, daß es gerade da am allerſchönſten wäre; man ſähe viele Meilen weit im Kreiſe umher, und der Himmel ſtände wie eine große Glasglocke über dem Meere. Schiffe hatte ſie auch geſehen, aber in weiter Ferne; ſie hatten den Möven geglichen, und die luſtigen Delphine hatten Purzelbäume geſchoſſen, und die großen Wallfiſche Waſſer aus ihren Naſenlöchern geſpritzt, ſo daß ſie ſich von hundert Springbrunnen umgeben geglaubt hatte.

Nun kam die Reihe an die fünfte Schweſter; ihr Geburtstag war gerade im Winter, und deshalb ſah ſie, was die anderen das erſte Mal nicht geſehen hatten. Die ganze See war grün, und rund umher ſchwammen große Eisberge, von denen jeder wie eine Perle ſchimmerte, und doch viel höher war, als die höchſten Thürme der Menſchen. Sie erſchienen in den ſeltſamſten Geſtalten und blinkten wie Diamanten. Das kleine Meerweibchen hatte ſich auf einen der größten geſetzt, und alle Segler waren erſchrocken um die Stelle herumgekreuzt, an welcher ſie ſaß, und den Wind mit ihren langen Haaren ſpielen ließ: aber gegen Abend hatte ſich der Himmel mit Wolken bezogen; es hatte geblitzt und gedonnert, während die ſchwarze See die gewaltigen Eisberge hoch

emporschleudernd in dem rothen Lichte der Blitze erglühte. Auf allen Schiffen herrschte Angst und Grausen; man zog die Segel ein; sie aber saß ruhig auf ihrem schwimmenden Eisberg und sah die blauen Blitze im Zickzack in die schäumende See hinunterfahren.

Wenn eine von den Schwestern zuerst über's Wasser kam, war sie immer entzückt von der Neuheit und Schönheit dessen, was sie gesehen; aber da sie nun als erwachsene Mädchen hinaufsteigen durften, so oft sie wollten, wurden sie gleichgültig und sehnten sich nach der Heimath; und nach Verlauf eines Monats sagten sie: es wäre da unten bei ihnen doch am allerschönsten, und so recht gemüthlich fänden sie es doch nirgend anders als dort.

Manchmal stiegen die fünf Schwestern des Abends Arm in Arm über's Wasser; ihre Stimmen waren schön, schöner als die der Menschen; und wenn ein Sturm heraufzog, der manches Schiff zu zerschellen drohte, schwammen sie vor den Schiffen her und sangen mit lieblicher Stimme: wie schön es sei auf dem Grunde des Meeres, und baten die Seeleute, sich nur nicht vor der Tiefe zu fürchten; aber diese konnten die Worte nicht verstehen und glaubten, es wäre der Sturm; freilich bekamen sie auch von den Schönheiten der Tiefe nichts zu sehen; denn wenn das Schiff sank, ertranken die Menschen und kamen erst todt hinunter zu des Meerkönigs Schloß.

Wenn die Schwestern so am Abend Arm in Arm durch's Meer hinaufstiegen, blieb die jüngste ganz allein zurück, und sah ihnen nach, und es war ihr, als müßte sie weinen; aber die Meerfrauen haben keine Thränen, und leiden also desto mehr.

»Ach, wäre ich doch erst funfzehn Jahr alt!« sagte sie, »ich weiß, daß ich gewiß die Welt dort oben, und

die Menschen, welche sie bewohnen, sehr lieb gewinnen werde.«

Endlich war sie denn funfzehn Jahr alt.

»Sieh, nun haben wir Dich auch von der Hand!« sagte ihre Großmutter, die alte Königin-Wittwe. »Komm nun her, ich will Dich schmücken gleich Deinen Schwestern!« und sie setzte ihr einen Kranz von weißen Lilien in's Haar; aber jedes Blatt in den Blumen war die Hälfte einer Perle; und die Alte ließ, um den hohen Rang der Prinzessin zu zeigen, acht große Austern sich an ihrem Schwanze festklammern.

»Das thut so weh!« sagte das kleine Meerweibchen.

»Ja, wenn man geputzt sein will, so muß man auch ein Bischen dafür leiden!« sagte die Alte.

Ach, sie hätte so gern die ganze Pracht von sich geworfen, und den schweren Kranz zur Seite gelegt, ihre rothen Blumen im Garten standen ihr viel besser: aber sie durfte an ihrem Putze nichts ändern. Nun sagte sie der Alten Lebewohl! und stieg so leicht und klar wie eine Blase aus dem Wasser auf.

Die Sonne war eben untergegangen, als sie ihr Haupt über's Meer erhob, aber alle Wolken schimmerten noch wie Gold und Rosen, und mitten in der blaßrothen Luft strahlte klar und schön der Abendstern, die Luft war mild und frisch, und das Meer war still und spiegelglatt. Ein großes Schiff mit drei hohen Masten lag vor Anker; nur ein einziges Segel war aufgezogen, denn es rührte sich kein Lüftchen, und überall im Tauwerk und auf den Stangen saßen Matrosen. Musik erscholl und Gesang, und als der Abend dunkler wurde, zündete man Hunderte von bunten Lampen an; das sah fast aus, als wehten in der Luft die Flaggen aller Nationen. Das kleine Meerweibchen schwamm zum Kajütenfenster, und

so oft sie vom Wasser emporgehoben wurde, konnte sie durch die spiegelhellen Scheiben in die Kajüte hineinsehen, in welcher viele reich geputzte Menschen standen; aber der Allerschönste von ihnen war doch der junge Prinz mit den großen schwarzen Augen. Er war gewiß nicht über sechzehn Jahre alt, und heute war sein Geburtstag; der wurde hier auf dem Schiffe gefeiert. Die Matrosen tanzten auf dem Verdeck, und als der junge Prinz heraustrat, stiegen Hunderte von Raketen gen Himmel; das leuchtete wie der helle Tag, so daß das kleine Meerweibchen ganz erschrocken unter's Wasser tauchte; aber bald steckte sie doch das kleine Köpfchen wieder hervor, und da war's, als ob alle Sterne des Himmels zu ihr herunterfielen. Dergleichen Feuerkünste hatte sie noch nie gesehen, große Sonnen schnurrten rund um, prächtige Feuerfische schwangen sich hoch in die Luft, und alles dieses spiegelte sich ab in der stillen klaren See. Auf dem Schiffe selbst war's so hell, daß man jedes kleine Tau erkennen konnte, geschweige denn die Menschen. O, wie schön war doch der junge Prinz; und er drückte den Leuten die Hände, und scherzte und lachte, während die lieblichen Töne der Musik weit hinausschallten in die schöne, stille Nacht.

Es war schon spät, aber das kleine Meerweibchen konnte ihr Auge von dem Schiffe und dem schönen Prinzen nicht abwenden. Die bunten Lampen erloschen, die Raketen stiegen nicht mehr gen Himmel, es ertönte kein Kanonenschuß mehr; aber in der Tiefe sauste und brauste es. Sie saß inzwischen auf dem Wasser und ließ sich von den Wellen schaukeln, um dann und wann in die Kajüte hineinsehen zu können. Aber das Schiff begann sich schneller zu bewegen; ein Segel nach dem anderen breitete sich aus, die Wogen gingen stärker, große Wol-

ken zogen herauf, und in der Ferne rollte der Donner. O, das mußte ein schreckliches Wetter werden! Daher zogen die Matrosen alle Segel ein. In fliegender Fahrt wiegte sich das große Schiff auf der wilden See, das Wasser erhob sich zu hohen schwarzen Bergen, die über dem Mast zusammenzuschlagen drohten, aber wie ein Schwan tauchte das Schiff zwischen den mächtigen Wogen unter, und stieg wieder empor auf dem thurmhohen Wasser. Das däuchte dem kleinen Meerweibchen eine lustige Fahrt, aber dem Schiffsvolke däuchte es nicht so; das Schiff knatterte und quatterte, die dicken Planken der Wände bogen sich unter den starken Schlägen der See, der Mast zerknickte wie ein Rohr, und das Schiff fiel auf die Seite, während das Wasser in den Raum drang. Nun sah das kleine Meerweibchen, daß die Leute in Gefahr waren, sie mußte sich selbst vor den auf dem Wasser treibenden Balken und Brettern des Schiffes in Acht nehmen. Einen Augenblick war's so stockfinster, daß sie nicht die Hand vor den Augen sehen konnte, aber wenn's blinkte, ward es wieder so helle, daß sie Alles auf dem Schiffe erkennen konnte; da tummelte sich Jeder so gut er konnte; den jungen Prinzen suchte sie vornehmlich, und sie sah ihn, als das Schiff zerborst, in die tiefe See versinken. Das freute sie zuerst, denn nun kam er ja zu ihr; — aber da fiel's ihr ein, daß die Menschen ja im Wasser nicht leben können, und daß er nicht anders als todt zu ihres Vaters Schlosse kommen konnte. Sterben — nein, das durfte er nicht; sie schwamm also mitten unter die Balken und Planken, die auf dem Meere trieben, vergaß ganz, daß sie von ihnen zerschmettert werden konnte; tauchte tief unter's Wasser, und stieg wieder hoch empor zwischen den Wogen, und kam zuletzt zu dem jungen Prinzen, der fast nicht weiter konnte in der stürmen-

den See; Arme und Beine begannen ihm zu ermatten, die schönen Augen schlossen sich, er hätte sterben müssen, wäre das kleine Meerweibchen ihm nicht zu Hülfe gekommen. Sie hielt ihm den Kopf über Wasser, und ließ sich mit ihm treiben, wohin die Wellen wollten.

Am Morgen war das schlimme Wetter vorüber, vom Schiffe war nicht eine Spur zu sehen, die Sonne stieg roth und hell aus dem Wasser hervor, es schien als ob des Prinzen Wangen sich belebten, aber seine Augen blieben noch geschlossen. Das Meerweibchen küßte ihn auf die hohe Stirn, und strich sein nasses Haar zurück; ihr schien's, als gliche er der Marmorstatue in ihrem kleinen Garten, und sie küßte ihn wieder, und wünschte, er möchte doch leben.

Nun sah sie vor sich festes Land, die blauen Berge, von deren Gipfel der weiße Schnee schimmerte, als wären's Schwäne, die dort lägen; unten an der Küste waren schöne grüne Wälder, und vor diesen lag eine Kirche oder ein Kloster, was es war, wußte sie nicht, aber ein Gebäude war es. Citronen- und Apfelsinenbäume wuchsen im Garten, und vor der Pforte standen hohe Palmen. Die See machte hier eine kleine Bucht, da war das Wasser spiegelblank, aber sehr tief; hieher, an die Klippe, an welcher die See den feinen Sand aufgespült hatte, schwamm sie mit dem jungen Prinzen, legte ihn in den Sand, und sorgte besonders dafür, daß sein Kopf erhaben in dem warmen Sonnenschein läge.

Nun läuteten die Glocken in dem großen weißen Gebäude, und es kamen viele junge Mädchen in den Garten. Da schwamm das kleine Meerweibchen hinaus in die See und verbarg sich hinter hohen Steinen, die aus dem Wasser hervorragten, bedeckte Kopf und Brust mit dem Schaum des Meeres, so daß kein Mensch ihr kleines

Antlitz sehen konnte, und schaute aus, wer nun wohl zu dem armen Prinzen käme.

Es dauerte nicht lange, so kam ein junges Mädchen; die schien sehr heftig zu erschrecken, als sie ihn erblickte, aber nur auf einen Augenblick, da holte sie mehrere Menschen, und das Meerweibchen sah, daß der Prinz wieder in's Leben kam, und Allen um ihn her freundlich zulächelte; ihr lächelte er aber nicht zu; er wußte ja auch nicht, daß sie ihn gerettet hatte. Sie wurde so betrübt, daß sie, nachdem man den Prinzen in das große Gebäude geführt hatte, traurig untertauchte, und zu des Vaters Schloß zurückkehrte.

Immer war sie still und gedankenvoll gewesen, aber nun ward sie es noch viel mehr. Die Schwestern fragten sie, was sie das erste Mal dort oben gesehen hätte, aber sie erzählte ihnen nichts.

Manchen Abend und manchen Morgen stieg sie dort auf, wo sie den Prinzen verlassen hatte. Sie sah, wie des Meeres Früchte reiften und gepflückt wurden, sie sah, wie der Schnee auf den hohen Bergen schmolz, aber den Prinzen sah sie nicht, und deshalb kehrte sie mit jedem Tage trauriger zurück. Es war ihr einziger Trost, in ihrem kleinen Garten zu sitzen, und die schöne Marmorstatue, die dem Prinzen ähnlich war, mit ihren Armen zu umschlingen; aber ihrer Blumen wartete sie nicht; die wuchsen wild über die Gänge hinaus und flochten ihre langen Stengel und Blätter in die Zweige der Bäume, so daß es dort ganz dunkel wurde.

Zuletzt konnte sie es nicht länger aushalten, sondern sagte es einer von ihren Schwestern; und da erfuhren es gleich die anderen alle, aber Niemand weiter als sie, und noch ein paar andere Meerweibchen, die es Keinem weiter erzählten, als nur ihren genauesten Freundinnen.

Eine von dieſen wußte, wer der Prinz war, ſie hatte auch das Feſt auf dem Schiffe geſehen, und gehört, woher er war, und wo ſein Königreich lag.

»Komm, kleine Schweſter!« ſagten die anderen Prinzeſſinnen; und Arm in Arm ſtiegen ſie in einer langen Reihe vor des Prinzen Schloſſe aus dem Meere auf.

Dies war aus einer hellgelben glänzenden Steinart aufgeführt, mit großen Marmortreppen, von denen eine bis zum Meere herunterführte. Prächtig vergoldete Kuppeln erhoben ſich über dem Dache und zwiſchen den Säulen, die das ganze Gebäude umgaben, ſtanden Marmorbilder, die zu leben ſchienen. Durch das klare Glas der hohen Fenſter ſah man hinein in die prächtigſten Säle, in denen koſtbare Gardinen und Teppiche von Seide hingen, und deren Wände mit großen Malereien ſo ſchön geſchmückt waren, daß es eine Luſt war, ſie zu ſehen. Mitten im größten Saale plätſcherte ein großer Springbrunnen, deſſen Strahl bis an die Glaskuppel in der hohen Decke ſchoß, durch welche die Sonne ihr Licht auf das Waſſer und auf die ſchönen Pflanzen warf, welche in dem großen Baſſin wuchſen.

Nun wußte ſie, wo er wohnte, und dahin ſchwamm ſie manchen Abend und manche Nacht; ſie ging viel näher an's Land, als je eine von den anderen zu gehen gewagt hatte, ja ſie wagte ſich ſogar in den ſchmalen Canal unter dem prächtigen Marmoraltan, der einen langen Schatten über das Waſſer warf. Hier ſaß ſie, und ſchaute nach dem jungen Prinzen hin, der in dem hellen Mondſchein ganz allein zu wandern wähnte.

Sie ſah ihn manchen Abend mit Muſik in ſeinem prächtigen Boote mit wehenden Flaggen ſegeln; ſie guckte aus dem grünen Schilf hervor, und faßte der Wind ih-

ren langen silberweißen Schleier, so glaubte Jeder, der es sah, es sei ein Schwan, der mit den Flügeln schlüge.

Des Nachts, wenn die Fischer bei Fackelschein auf dem Meere lagen, hörte sie oft aus ihrem Munde viel Gutes von dem jungen Prinzen, und es freute sie, daß sie ihm das Leben gerettet hatte, da er halbtodt auf den Wellen trieb, und sie dachte daran, wie fest sein Haupt auf ihrer Brust geruht, und wie herzlich sie ihn geküßt hatte: — und er wußte nichts davon, konnte nicht einmal von ihr träumen.

Mit jedem Tage wurden ihr die Menschen lieber, und immer schulicher wurde ihr Wunsch, zu ihnen hinaufsteigen zu können. Die Welt der Menschen erschien ihr bei weitem größer, als ihre eigene — sie konnten ja auf Schiffen über das Meer hinfliegen, auf den hohen Bergen bis über die Wolken steigen, und die Länder, welche sie besaßen, erstreckten sich mit Wäldern und Feldern weiter, als der Blick des Auges reichte. Es gab so Vieles, was sie gern gewußt hatte, aber die Schwestern konnten ihr nicht über Alles Antwort geben; sie fragte also die alte Großmutter, und die war mit der oberen Welt, wie sie sehr richtig das Festland nannte, gar wohl bekannt.

»Wenn die Menschen nicht ertrinken,« fragte das kleine Meerweibchen, »können sie dann immer leben, sterben sie gar nicht, wie wir hier unten im Meere?«

»Ja wohl,« sagte die Alte, »sie müssen auch sterben, und ihre Lebenszeit ist kürzer als die unsrige. Wir leben dreihundert Jahre, aber wenn wir dann aufhören, zu sein, so werden wir zu Schaum auf dem Wasser, und haben nicht einmal ein Grab hier unten bei unseren Lieben. Wir haben keine unsterbliche Seele, uns erwartet kein anderes Leben, wir sind gleich dem grünen Schilf; ist das einmal geschnitten, so kann es nimmer wieder

grünen! Die Menschen dagegen haben eine Seele, die immer lebt, lebt, auch wenn der Leib zu Erde wird; die steigt hinauf durch die klare Luft zu den schimmernden Sternen! Gleichwie wir aus dem Meere auftauchen und der Menschen Länder sehen, so tauchen sie auf zu unbekannten schönen Stätten, die unser Auge nimmer schauen wird.«

»Warum bekamen wir keine unsterbliche Seele?« sagte das kleine Meerweibchen ganz betrübt; »ich wollte gern alle meine hundert Jahre hingeben, um nur einen Tag ein Mensch zu sein, und dann Antheil an der himmlischen Welt zu erlangen!«

»Solche Gedanken mußt Du Dir nicht machen!« sagte die Alte, »wir haben es hier viel besser, sind viel glücklicher, als die Menschen dort oben!«

»Ich soll also sterben, und wie der Schaum auf dem Meere zerfließen, soll nicht mehr die Musik der Wellen hören, nicht die schönen Blumen sehen und die rothe Sonne! Kann ich denn gar nichts thun, um eine unsterbliche Seele zu gewinnen?«

»Nein,« sagte die Alte, »nur wenn ein Mensch Dich so lieb gewänne, daß Du ihm mehr wärest als Vater und Mutter, wenn er mit seiner ganzen Seele an Dir hinge und mit dem Gelübde ewiger Treue vom Priester seine rechte Hand in die Deinige legen ließe, dann flösse seine Seele über in Deinen Leib, und Du bekämest Antheil an dem Glücke der Menschen. Er gäbe Dir eine Seele, und behielte doch seine eigene! Aber das kann nie geschehen. Was hier im Meere gerade das Schönste ist, Dein Fischschwanz — den finden sie auf der Erde häßlich; sie verstehen es nicht besser; man muß dort zwei klotzige Stützen, Beine genannt, besitzen, um für schön zu gelten.«

Da seufzte das kleine Meerweibchen, und blickte traurig auf ihren Fischschwanz.

»Laß uns vergnügt sein!« sagte die Alte; »wir wollen hüpfen und springen in den dreihundert Jahren, die wir zu leben haben — das ist wahrhaftig Zeit genug, hernach kann man desto ruhiger in seinem Grabe schlafen. Heut' Abend haben wir Hofball!«

Das war eine Pracht, wie man sie auf Erden niemals sieht. Wände und Decke des großen Tanzsaales waren von dickem, aber klarem Glas. Viele hundert kolossale Muschelschalen — rosenrothe und grasgrüne — standen auf beiden Seiten mit einem blauen brennenden Feuer, welches den ganzen Saal erleuchtete und durch die Wände schien, so daß die See da draußen ganz erhellt war; man konnte alle die unzähligen großen und kleinen Fische sehen, die zur Glaswand geschwommen kamen; an einigen schimmerten die Schuppen purpurroth, an anderen glänzten sie wie Gold und Silber. — Mitten durch den Saal floß ein breiter Strom, und auf diesem tanzten Meermänner und Meerfrauen zu ihrem eigenen schönen Gesange. So schöne Stimmen findet man nicht bei den Menschen auf Erden. Das kleine Meerweibchen sang von Allen am schönsten, und Alle klatschten ihr lauten Beifall zu; da fühlte sie für einen Augenblick Freude im Herzen; denn nun wußte sie, daß sie die allerschönste Stimme auf Erden und im Meere hatte! Aber bald mußte sie doch wieder an die Welt dort oben denken; sie konnte den schönen Prinzen nicht vergessen, und nicht den Kummer, daß sie nicht wie er eine unsterbliche Seele besaße. Deshalb schlich sie aus ihres Vaters Hause, und während drinnen Alles sang und sich freute, saß sie betrübt in ihrem kleinen Garten. Da hörte sie ein Waldhorn durch das Wasser klingen,

und dachte: nun segelt er gewiß dort oben, er, der mir lieber ist als Vater und Mutter, er, dem meine Gedanken allezeit folgen, und in dessen Hand ich das Glück meines Lebens legen möchte. Alles will ich wagen, um ihn und eine unsterbliche Seele zu gewinnen. Während meine Schwestern in dem Schlosse meines Vaters tanzen, will ich zur Meerhexe gehen, zu ihr, vor der ich allezeit mich fürchtete, vielleicht kann sie mir rathen oder helfen!

Nun ging das kleine Meerweibchen aus ihrem Garten und zu dem brausenden Malstrom, hinter welchem die Hexe wohnte. Den Weg hatte sie noch nie gemacht; da wuchsen keine Blumen, kein Seegras, nur der nackte graue Sand dehnte sich bis zum Malstrom hin, wo das Wasser gleich brausenden Mühlrädern herumwirbelte, und Alles, was es faßte, mit sich in die Tiefe hinabriß; mitten durch diese zermalmenden Wirbel mußte sie gehen, um in das Gebiet der Hexe zu kommen; und hier führte der Weg eine lange Strecke über warmen sprudelnden Schlamm, welchen die Hexe ihr Torfmoor nannte. Hinter diesem lag ihr Haus mitten in einem seltsamen Walde. Alle Bäume und Büsche waren halb Thier, halb Pflanze; es waren Polypen, die gleich hundertköpfigen Schlangen aus der Erde hervorschossen; ihre langen schleimigen Arme bildeten die Zweige, ihre Finger glichen geschmeidigen Würmern, und von der Wurzel bis zum höchsten Gipfel war jedes Glied in Bewegung. Alles, was sie im Meere ergreifen konnten, umschnürten sie fest, und ließen es nicht wieder fahren. Das kleine Meerweibchen blieb vor diesem Walde erschrocken stehen; ihr Herz klopfte vor Angst, fast wäre sie umgekehrt; aber da dachte sie an den Prinzen und an der Menschen Seele, und das belebte wieder ihren Muth. Ihr langes flatterndes Haar

und sie fest um den Kopf, damit die Polypen sie nicht daran ergreifen möchten; beide Hände legte sie über die Brust zusammen, und so flog sie, wie der Fisch durch's Wasser schießt, mitten unter die häßlichen Polypen hinein, welche die geschmeidigen Arme und Finger nach ihr ausstreckten. Sie sah, wie jeder von den Polypen etwas, was er gegriffen hatte, festhielt; mit hundert starken Armen umklammerte er es wie mit eisernen Banden — Menschen, die auf der See umgekommen und in die Tiefe gesunken waren, Schiffsruder und Kisten, Skelette von Landthieren, und — was das Allerschrecklichste war, auch ein kleines Meerweibchen, das sie gefangen und erstickt hatten.

Nun kam sie an einen großen, mit Schleim bedeckten Platz im Walde, wo große feiste Wasserschnecken, sich auf den Rücken wälzend, ihren häßlichen weißgelben Bauch zeigten. In der Mitte dieses Platzes war ein Haus von den weißen Gebeinen gestrandeter Menschen errichtet, und da saß die Hexe und ließ eine Kröte aus ihrem Munde essen, wie Menschen wohl einen kleinen Kanarienvogel mit Zucker zu füttern pflegen. Die häßlichen fetten Wasserschnecken nannte sie ihre kleinen Küchlein, und ließ sie auf ihrer großen schwammigen Brust sich wälzen.

»Ich weiß wohl, was Du willst!« sagte die Meerhexe, »das ist ein dummer Streich von Dir! Indessen sollst Du Deinen Willen haben; denn der bringt Dich in's Unglück, meine schöne Prinzessin! Du willst Deinen Fischschwanz gerne los sein, und statt dessen zwei Stümpfe zum Gehen haben, wie die Menschen, damit der junge Prinz sich in Dich verliebe, und Du ihn und eine unsterbliche Seele bekommest!« Dabei lachte die Hexe so laut und häßlich, daß die Kröte und die Schnecken auf die Erde herabfielen und sich dort wälzten. »Du kommst

gerade zur rechten Zeit,« sagte die Hexe; »morgen, wenn die Sonne aufgeht, hätte ich Dir nicht helfen können, bevor ein Jahr wieder um ist. Ich will Dir einen Trank kochen, mit dem mußt Du, wann die Sonne aufgeht, an's Land schwimmen. Dort setze Dich auf den Strand und trinke ihn, so geht Dein Fischschwanz weg und schrumpft zu den Dingern zusammen, welche die Menschen Beine nennen; aber es thut weh, wie wenn ein scharfes Schwert Dich durchschnitte. Alle, die Dich sehen, werden sagen, Du seiest das schönste Menschenkind, das sie gesehen haben! Du behältst Deinen schwebenden Gang, keine Tänzerin wird es Dir gleichthun, aber bei jedem Schritte wird Dir's sein, als trätest Du auf scharfe Messer, und Dein Blut müßte fließen. Willst Du das Alles leiden, so will ich Dir helfen!«

»Ja!« sagte das Meerweibchen mit bebender Stimme und dachte an den Prinzen und an die unsterbliche Seele.

»Aber bedenke wohl,« sagte die Hexe, »wenn Du einmal menschliche Gestalt angenommen hast, so kannst Du nie wieder zu einem Meerweibchen werden. Nie kannst Du durch das Wasser zu Deinen Schwestern und Deines Vaters Schloß hinabsteigen; und gewinnst Du nicht des Prinzen Liebe, so daß er um Deinetwillen Vater und Mutter vergißt, von ganzer Seele an Dir hängt, und vom Priester Eure Hände in einander legen läßt, so daß ihr Mann und Frau werdet, so bekommst Du keine unsterbliche Seele. Am ersten Morgen, nachdem er sich mit einer Anderen vermählt hat, muß Dein Herz brechen und Du wirst Schaum auf dem Wasser.«

»Ich will es!« sagte das kleine Meerweibchen, und war blaß wie der Tod.

»Aber Du mußt mich auch bezahlen!« sagte die Hexe, »und es ist nicht wenig, was ich verlange. Du hast die

schönste Stimme von Allen hier auf des Meeres Grund, damit denkst Du wohl ihn zu bezaubern, aber nein, die Stimme muß ich haben. Das Beste, was Du hast, mußt Du mir für meinen köstlichen Trank geben! ich muß Dir darin ja mein eigen Blut zu trinken geben, damit der Trank scharf werde, wie ein zweischneidig Schwert.«

»Aber wenn Du mir die Stimme nimmst,« sagte das kleine Meerweibchen, »was bleibt mir dann noch übrig?«

»Deine schöne Gestalt,« sagte die Hexe, »Dein schwebender Gang, Dein sprechendes Auge; damit kannst Du ein Menschenherz wohl bethören. Na, hast Du den Muth verloren? Streck' die kleine Zunge heraus, damit ich sie abschneide, so sollst Du dafür meinen kräftigen Trank haben.«

»Es geschehe!« sagte das kleine Meerweibchen, und die Hexe setzte ihren Kessel an's Feuer, um den Zaubertrank zu kochen. »Es geht doch nichts über die Reinlichkeit!« sagte sie, und scheuerte den Kessel mit den Schnecken, die sie in einen Knoten zusammenband; darauf ritzte sie sich selbst in die Brust und ließ ihr schwarzes Blut hineinträufeln; der Dampf nahm die sonderbarsten Gestalten an, so daß man angst und bange werden mußte. Jeden Augenblick warf die Hexe neue Sachen in den Kessel, und als er recht im Kochen war, klang es wie das Weinen eines Krokodils. Endlich war der Trank fertig — er sah aus, wie das klarste Wasser!

»Da hast Du ihn!« sagte die Hexe, und schnitt dem kleinen Meerweibchen die Zunge ab. Nun war sie stumm und konnte weder singen, noch sprechen.

»Wenn die Polypen Dich auf dem Rückwege durch meinen Wald greifen sollten,« sagte die Hexe, »so laß nur einen Tropfen von diesem Trank auf sie fallen, und ihre

Arme und Finger werden in tausend Stücke zerspringen!« Aber das war nicht nöthig; die Polypen zogen sich erschrocken vor dem kleinen Meerweibchen zurück, als sie den schrecklichen Trank wie einen strahlenden Stern in ihrer Hand funkeln sahen. So kam sie bald durch den Wald, das Moor und den brausenden Malstrom.

Sie konnte ihres Vaters Schloß sehen, die Fackeln im großen Tanzsaale waren erloschen; gewiß schliefen schon Alle, aber doch wagte sie nicht, ihre Lieben noch einmal zu sehen, da sie ja stumm war, und sie für immer nun verlassen wollte. Es war, als wollte ihr das Herz vor Kummer zerspringen. Sie schlich sich in den Garten, nahm von dem Beete jeder Schwester eine Blume, warf tausend Kußhände dem Schlosse zu, und stieg hinauf durch das dunkelblaue Meer.

Die Sonne war noch nicht hervorgekommen, als sie des Prinzen Schloß erblickte, und die prächtige Marmortreppe hinaufstieg. Der Mond schien wundervoll klar. Das kleine Meerweibchen trank den scharfen, brennenden Trank, und es war ihr, als ginge ein zweischneidig Schwert durch all' ihre Glieder, sie fiel in Ohnmacht, und lag wie todt da. Als die Sonne über der See hervorblickte, erwachte sie, und fühlte einen brennenden Schmerz; aber vor ihr stand der schöne junge Prinz, und heftete seine kohlschwarzen Augen auf sie, so daß sie die ihrigen niederschlagen mußte. Da sah sie, daß ihr Fischschwanz verschwunden war, und daß sie so niedliche kleine weiße Beine hatte, wie ein Mägdlein nur haben kann; aber sie war ganz nackend, und hüllte sich daher in ihr langes schwarzes Haar. Der Prinz fragte, wer sie wäre, und wie sie dahin gekommen, und sie schaute ihn mit ihren dunkelblauen Augen so mild und doch so traurig an — sprechen konnte sie ja nicht! Da nahm er sie bei der

Hand und führte sie in's Schloß. Bei jedem Schritte, den sie machte, war's, wie die Hexe vorhergesagt hatte, als träte sie auf spitze Nadeln und scharfe Messer, aber das duldete sie gern; an des Prinzen Hand stieg sie leicht, wie eine Blase aus dem Meere, die Treppe hinan, und er und Alle wunderten sich über ihren schwebenden anmuthvollen Gang.

Köstliche Kleider von Seide und Mousselin wurden ihr jetzt angelegt; von Allen im Schlosse war sie die schönste, aber sie war stumm; konnte weder reden, noch singen. Schöne Sclavinnen in Gold und Seide gekleidet kamen herein und sangen vor dem Prinzen und seinen königlichen Aeltern: eine unter ihnen sang schöner als alle anderen, und der Prinz klatschte in die Hände und lächelte sie an; da ward das kleine Meerweibchen sehr betrübt, sie wußte, daß sie selbst viel schöner hatte singen können. »O,« dachte sie, »er sollte nur wissen, daß ich, um bei ihm zu sein, für alle Ewigkeit meine Stimme dahin gegeben habe!«

Nun tanzten die Sclavinnen in niedlichen, schwebenden Reihen zu der herrlichsten Musik; da erhob das kleine Meerweibchen seine schönen weißen Arme, und schwebte auf den Spitzen der Zehen über den Boden hin, tanzte, wie noch kein Mensch getanzt hat; bei jeder Bewegung ward ihre Schönheit sichtbarer, und ihr Auge sprach tiefer zum Herzen, als der Gesang der Sclavinnen.

Alle waren entzückt, besonders der Prinz, der sie nun seinen kleinen Findling nannte, und sie tanzte und tanzte, obgleich jede Berührung des Fußbodens ihren Füßen stechende Schmerzen verursachte. Der Prinz sagte, sie sollte immer bei ihm sein, und sie bekam die Erlaubniß, vor seiner Thür auf einem Sammetkissen zu schlafen.

Er ließ ihr eine Manneskleidung machen, damit sie

ihn zu Pferde begleiten könnte. Sie ritten durch die duftenden Wälder, wo die grünen Zweige ihr die Schulter streiften, und die kleinen Vögel hinter frischen Blättern sangen. Sie kletterte mit dem Prinzen auf die hohen Berge, und obgleich ihre feinen Füße bluteten, lachte sie dessen, und folgte ihm, bis sie die Wolken unter sich schwimmen sahen, gleich einer Schaar von Vögeln, die in fremde Länder ziehen.

Daheim auf des Prinzen Schloß, wenn in der Nacht die Anderen schliefen, ging sie hinaus auf die breite Marmortreppe, und kühlte ihre brennenden Füße in dem kalten Seewasser, und dachte an die da unten in der Tiefe.

Einmal in der Nacht kamen ihre Schwestern Arm in Arm, und sangen so traurig, während sie über das Wasser schwammen, und sie nickte ihnen zu, und die Schwestern erkannten sie, und erzählten, wie viel Kummer sie ihnen Allen gemacht hätte. Seitdem besuchten die Schwestern sie jede Nacht, und einmal sah sie auch in weiter Ferne die alte Großmutter, die in vielen Jahren nicht mehr aus dem Meere herausgekommen war, und den Meerkönig mit der Krone auf dem Kopfe, die streckten Beide ihr die Hände entgegen, aber sie wagten sich nicht so nahe an's Land, wie die Schwestern.

Mit jedem Tage wurde sie dem Prinzen theurer, er hatte sie so lieb, wie man nur ein gutes, liebes Kind haben kann; aber sie zu seiner Königin zu machen — das fiel ihm nicht ein, und seine Gemahlin mußte sie werden, sonst bekam sie keine unsterbliche Seele, sondern mußte an seinem Hochzeitsmorgen zu Schaum auf der See werden.

»Hältst Du von mir nicht mehr, als von allen den Anderen?« schien ihr Auge zu sagen, wenn er sie in seine Arme nahm, und sie auf ihre schöne Stirn küßte.

»Ja, Du bist mir sehr lieb,« sagte der Prinz, »Du hast das beste Herz von Allen zusammen, Du bist mir am Innigsten ergeben, und Du gleichst einem jungen Mädchen, das ich einmal sah, das ich aber gewiß nicht wieder sehen werde. Ich befand mich auf einem Schiffe, welches strandete; die Wellen warfen mich an's Land bei einem heiligen Tempel, in welchem mehrere junge Mädchen Dienste thaten; die jüngste unter ihnen fand mich am Strande, und rettete mir das Leben. Ich sah sie nur zwei Male; sie ist die Einzige in dieser Welt, die ich lieben könnte, aber Du gleichst ihr, Du verdrängst beinahe ihr Bild aus meiner Seele; sie gehört dem heiligen Tempel an, und deshalb hat mein gutes Glück Dich mir gesandt, wir wollen uns nimmer trennen!« — »Ach, er weiß nicht, daß ich ihm das Leben gerettet habe!« dachte das kleine Meerweibchen, »ich trug ihn über die See zum Walde, wo der Tempel steht; ich saß hinter dem Schaum und sah mich um, ob keine Menschen kämen. Ich sah das schöne Mädchen, das er lieber hat als mich!« und das Meerweibchen seufzte tief — weinen konnte sie nicht. »Das Mädchen gehört dem heiligen Tempel an, hat er gesagt, sie kommt nie in die Welt hinaus; sie begegnen sich nicht mehr, ich bin bei ihm, sehe ihn täglich, ich will ihn pflegen, ihn lieben, ihm mein Leben opfern!«

»Nun soll der Prinz heirathen,« flüsterte man sich zu, »und zwar des Nachbarkönigs schöne Tochter! Das ist der Grund, weshalb man ein so prächtiges Schiff ausrüstet. Es heißt zwar, der Prinz reiset, um des Nachbarkönigs Lande zu besehen, aber es geschieht, um des Nachbarkönigs Tochter zu besehen; ein großes Gefolge wird ihn begleiten;« — aber das kleine Meerweibchen schüttelte den Kopf und lachte, sie kannte des Prinzen

Gedanken besser, als alle Anderen. »Ich muß reisen,« hatte er zu ihr gesagt, »ich muß die schöne Prinzessin sehen, meine Eltern verlangen es; aber zwingen wollen sie mich nicht, daß ich sie als meine Braut heimführe! Ich kann sie nicht lieben, sie gleichet nicht dem schönen Mädchen im Tempel, wie Du ihr gleichst; sollte ich einmal eine Braut erwählen, so würdest Du es eher sein, mein stummes Findelkind mit den sprechenden Augen!« und er küßte sie auf den rothen Mund, spielte mit ihrem langen Haar, und legte seinen Kopf an ihre Brust, und sie träumte von Menschenglück und einer unsterblichen Seele!

»Du fürchtest Dich doch nicht vor dem Meere, mein stummes Kind!« sagte er, als sie auf dem prächtigen Schiffe standen, das ihn zu des Nachbarkönigs Landen führen sollte, und er erzählte ihr vom Sturm, und von der Meeresstille, von den seltsamen Fischen in der Tiefe, und was der Taucher dort gesehen hatte, und sie lächelte bei seiner Erzählung, sie kannte ja viel besser als jeder Andere des Meeres Grund!

In der mondhellen Nacht, wenn außer dem Steuermann am Ruder Alle schliefen, saß sie auf dem Bord des Schiffes, und blickte starr hinunter durch das klare Wasser, und es schien ihr, als sähe sie ihres Vaters Schloß, auf dessen Spitze die alte Großmutter mit der silbernen Krone stand und durch die sich kreuzenden Strömungen zu des Schiffes Kiel hinaufschaute. Die Schwestern kamen über's Wasser und blickten kummervoll auf sie, und rangen ihre Hände; sie winkte ihnen zu, lächelte und wollte erzählen, daß Alles gut und glücklich ginge; aber der Schiffsjunge näherte sich ihr, und die Schwestern tauchten unter, so daß er glaubte, das Weiße, was er gesehen, wäre nur der Schaum der See gewesen.

Am folgenden Morgen lief das Schiff bei des Nachbarkönigs prächtiger Stadt in den Hafen ein. Alle Kirchenglocken läuteten, von den hohen Thürmen bliesen Posaunen, und mit wehenden Fahnen und blinkenden Bajonetten standen die Soldaten in Reihe und Glied. Jeden Tag war ein Fest. Bälle und Gesellschaften folgten einander, aber die Prinzessin war noch nicht da, sie wurde in einem heiligen Tempel in weiter Ferne erzogen, da lernte sie alle königlichen Tugenden. Endlich traf sie ein.

Das kleine Meerweibchen war begierig, ihre Schönheit zu sehen, und sie mußte anerkennen, eine lieblichere Schönheit hatte sie noch nie gesehen. Die Haut war so fein und durchsichtig, und hinter den langen dunkeln Wimpern lächelte ein Paar treuer, schwarzer Augen.

»Sie ist's!« rief der Prinz, »sie ist's, die mir das Leben rettete, als ich wie todt am Strande lag!« und er drückte seine erröthende Braut in seine Arme. »O, ich bin allzuglücklich!« sagte er zu dem kleinen Meerweibchen. »Was ich nie zu hoffen wagte, ist erfüllt. Du wirst Dich meines Glückes freuen, denn unter Allen hältst Du doch von mir am meisten!« Und das kleine Meerweibchen küßte seine Hand, und schon glaubte sie, ihr Herz werde brechen. Sein Hochzeitsmorgen sollte ihr ja den Tod geben, und sie in Meeresschaum verwandeln.

Alle Kirchenglocken läuteten, Herolde ritten durch die Straßen und verkündeten die Verlobung. Auf allen Altären brannte duftendes Oel in köstlichen Lampen. Die Priester schwangen die Weihrauchfässer, und Braut und Bräutigam reichten einander die Hand und empfingen des Bischofs Segen. Das kleine Meerweibchen stand in Gold und Seide gekleidet hinter der Braut, und hielt ihre Schleppe, aber ihr Ohr hörte nicht die festliche Musik, ihr Auge sah nicht die heilige Ceremonie, sie dachte an

ihre Todesnacht, an Alles, was sie in dieser Welt verloren hatte.

Noch am selben Abend gingen Braut und Bräutigam an Bord des Schiffes, die Kanonen donnerten, alle Flaggen wehten und mitten auf dem Schiffe war ein köstliches Zelt von Gold und Purpur mit den schönsten Kissen errichtet — da sollte das Brautpaar schlafen in der stillen kühlen Nacht.

Die Segel schwellten im Winde, das Schiff glitt leicht über die klare See dahin.

Als es dunkelte, wurden bunte Lampen angezündet, und die Matrosen tanzten lustige Tänze auf dem Verdecke. Das kleine Meerweibchen mußte an jenen Tag denken, wo sie zuerst aus dem Meere auftauchte und dieselbe Pracht und Freude sah, und sie wirbelte sich im Tanze herum, wie eine verfolgte Schwalbe flog sie dahin, und Alle jubelten ihr Bewunderung zu — noch nie hatte sie so herrlich getanzt; es schnitt wie mit scharfen Messern durch ihre Füße; sie fühlte es nicht, es schnitt sie noch schmerzlicher durch's Herz. Sie wußte, es war der letzte Abend, daß sie ihn sah, um dessentwillen sie Familie und Heimath verlassen, ihre schöne Stimme dahingegeben, unsägliche Schmerzen gelitten hatte, ohne daß er es nur ahnte. Es war die letzte Nacht, daß sie die gleiche Luft mit ihm einathmete, das tiefe Meer, den sternenklaren Himmel sah; eine ewige Nacht erwartete sie; eine Seele hatte sie nicht, konnte sie nicht mehr gewinnen. Und auf dem Schiffe war Alles voll Lust und Freude bis nach Mitternacht; und sie lachte und tanzte mit Todesgedanken im Herzen. Der Prinz küßte seine schöne Braut, und sie spielte mit seinem Haar, und Arm in Arm gingen sie zur Ruhe in das prächtige Zelt.

Da ward's stille auf dem Schiffe; nur der Steuer-

mann stand am Ruder; das kleine Meerweibchen legte ihren weißen Arm auf den Rand des Deckes, und sah gen Osten nach der Morgenröthe; der erste Sonnenstrahl sollte sie ja todten. Da sah sie ihre Schwestern aus dem Meere aufsteigen; sie waren bleich gleich ihr, ihr langes schönes Haar flatterte nicht mehr im Winde, es war abgeschnitten.

„Wir haben es der Hexe gegeben, um Dir zu helfen, daß Du diese Nacht nicht sterbest! Sie hat uns ein Messer gegeben, hier ist es! Siehst Du, wie scharf? Bevor die Sonne aufgeht, mußt Du es in des Prinzen Herz stoßen, und wenn sein warmes Blut auf Deine Füße spritzet, dann wachsen sie wieder zu einem Fischschwanz zusammen, und Du wirst wieder ein Meerweibchen, kannst zu uns in's Wasser kommen und Deine dreihundert Jahre leben, ehe Du zum todten, salzigen Meeresschaum zerfließest. Beeile Dich! Einer muß sterben, Du oder er, bevor die Sonne aufgeht. Unsere alte Großmutter ist so voll Grames, daß ihr weißes Haar abgefallen ist, wie das unserige unter der Scheere der Hexe. Tödte den Prinzen und komm zurück! Beeile Dich, siehst Du den rothen Streifen dort am Himmel? In einigen Minuten steigt die Sonne herauf, und Du mußt sterben.“ Und sie seufzten tief und sanken unter in den Wellen.

Das kleine Meerweibchen zog den Purpurteppich von dem Zelte weg, und sie sah die schöne Braut mit ihrem Kopfe an des Prinzen Brust gelehnt schlafen, und sie beugte sich, küßte ihn auf die hohe Stirn, sah gen Himmel, wo die Morgenröthe heller und heller leuchtete, sah auf das scharfe Messer und heftete wieder den Blick auf den Prinzen, der im Traume die Braut bei Namen rief — sie also lag ihm allein im Sinne, und das Messer

zitterte in des Meerweibchens Hand; — aber da warf sie es weit hinaus in die Wellen, und das Wasser spritzte hoch auf und die Tropfen schimmerten roth wie Blut. Noch einmal blickte sie mit brechendem Auge auf den Prinzen, stürzte vom Schiffe in's Meer, und fühlte ihren Leib in Schaum zerfließen.

Nun stieg die Sonne aus dem Meere hervor, die Strahlen fielen mild und warm auf den todeskalten Meeresschaum, und das kleine Meerweibchen fühlte nicht den Tod, sie sah die klare Sonne und vor derselben schwebten Hunderte durchsichtiger, herrlicher Geschöpfe, sie konnte durch dieselben hindurch des Schiffes weiße Segel und des Himmels rothe Wolken sehen; und die Stimme dieser Wesen war Melodie, aber so geistig, daß kein menschliches Ohr sie hören konnte, gleich wie sie selbst von keinem menschlichen Auge gesehen wurden; ohne Flügel schwebten sie, von ihrer eigenen Leichtigkeit getragen, durch die Luft. Das kleine Meerweibchen sah, daß sie selbst gleich jenen einen Körper hatte, der sich mehr und mehr aus dem Schaume hervorhob.

»Wohin komme ich?« fragte sie, und ihre Stimme klang wie die der anderen Wesen, so geistig, daß keine irdische Musik sie wiedergeben kann.

»Zu den Töchtern der Luft!« antworteten die Anderen. »Das Meerweibchen hat keine unsterbliche Seele, und kann eine solche nie erlangen, als nur durch eines Menschen Liebe! Ihr ewiges Dasein hängt ab von einer fremden Macht. Die Töchter der Luft haben auch keine ewige Seele, aber sie können durch gute Werke eine solche erlangen. Wir fliegen in die heißen Länder, wo die Menschen in der glühenden Pestluft verschmachten, und wehen ihnen Kühlung zu. Wir verbreiten den Duft der Blumen durch die Luft, und senden Heilung und Erqui-

ckung. Wenn wir dreihundert Jahre das Gute zu thun gestrebt haben, so viel wir konnten, dann bekommen wir eine unsterbliche Seele, und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menschen. Du armes kleines Meerweibchen hast von ganzem Herzen nach demselben Ziele gestrebt, wie wir, hast gelitten und geduldet, und in die Welt der Luftgeister Dich erhoben; nun kannst Du selbst in dreihundert Jahren Dir durch gute Werke eine ewige Seele erwerben.«

Und das kleine Meerweibchen hob ihre klaren Arme gegen Gottes Sonne empor, und zum ersten Male fühlte sie Thränen in ihren Augen. — Auf dem Schiffe war es wieder voll Lärm und Leben, sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen; wehmüthig schauten Beide auf den sprudelnden Schaum, als ob sie wüßten, daß sie sich in die Wogen gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie die Stirn der Braut, lächelte ihn an, und stieg mit den anderen Kindern der Luft hinauf zur rosenrothen Wolke, die in der Luft segelte.

»Nach dreihundert Jahren schweben wir so in Gottes Reich!«

»Auch früher können wir dahin kommen,« flüsterte eine. »Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen, wo sich Kinder finden, und für jeden Tag, da wir ein gutes Kind finden, das seinen Eltern Freude macht, und ihre Liebe verdient, verkürzt Gott unsere Probezeit. Die Kinder wissen's nicht, wenn wir durch's Zimmer fliegen, und müssen wir vor Freude über seine Frömmigkeit lächeln, so wird von den dreihundert Jahren eins hinweggenommen; aber sehen wir ein unartiges und böses Kind, dann weinen wir Thränen des Kummers, und jede Thräne legt einen Tag zu unserer Probezeit hinzu!« —

IX.

Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so über die Maßen viel von schönen neuen Kleidern hielt, daß er all' sein Geld ausgab, um nur immer recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, machte sich nichts aus Komödie und Spazierfahrten, als nur um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und wenn man sonst von einem Könige sagt, er ist im Rathe, so sagte man hier immer: »der Kaiser ist in der Garderobe!« —

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es lustig her, täglich kamen viele Fremde an, und einmal kamen auch zwei Betrüger; die gaben sich für Weber aus, und sagten, sie könnten ein Zeug weben, so schön, wie man's sich nur wünschen kann. Nicht allein Farben und Muster wären von ungewöhnlicher Schönheit, sondern die Kleider, welche man aus diesem Zeuge machte, hätten die wunderbare Eigenschaft, daß sie für Jedermann unsichtbar wären, der entweder nicht für sein Amt paßte, oder auch unaussprechlich dumm wäre.

»Das sind ja prächtige Kleider,« dachte der Kaiser, »wenn ich die anhabe, so kann ich ja leicht die Dummen von den Klugen unterscheiden, und auch dahinter kommen, welche Leute in meinem Reiche für ihr Amt untauglich sind! ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden!

ckung. Wenn wir dreihundert Jahre das Gute zu thun gestrebt haben, so viel wir konnten, dann bekommen wir eine unsterbliche Seele, und nehmen Theil am ewigen Glücke der Menschen. Du armes kleines Meerweibchen hast von ganzem Herzen nach demselben Ziele gestrebt, wie wir, hast gelitten und geduldet, und in die Welt der Luftgeister Dich erhoben; nun kannst Du selbst in dreihundert Jahren Dir durch gute Werke eine ewige Seele erwerben.«

Und das kleine Meerweibchen hob ihre klaren Arme gegen Gottes Sonne empor, und zum ersten Male fühlte sie Thränen in ihren Augen. — Auf dem Schiffe war es wieder voll Lärm und Leben, sie sah den Prinzen mit seiner schönen Braut nach ihr suchen; wehmüthig schauten Beide auf den sprudelnden Schaum, als ob sie wüßten, daß sie sich in die Wogen gestürzt hatte. Unsichtbar küßte sie die Stirn der Braut, lächelte ihn an, und stieg mit den anderen Kindern der Luft hinauf zur rosenrothen Wolke, die in der Luft segelte.

»Nach dreihundert Jahren schweben wir so in Gottes Reich!«

»Auch früher können wir dahin kommen,« flüsterte eine. »Unsichtbar schweben wir in die Häuser der Menschen, wo sich Kinder finden, und für jeden Tag, da wir ein gutes Kind finden, das seinen Eltern Freude macht, und ihre Liebe verdient, verkürzt Gott unsere Probezeit. Die Kinder wissen's nicht, wenn wir durch's Zimmer fliegen, und müssen wir vor Freude über seine Frömmigkeit lächeln, so wird von den dreihundert Jahren eins hinweggenommen; aber sehen wir ein unartiges und böses Kind, dann weinen wir Thränen des Kummers, und jede Thräne legt einen Tag zu unserer Probezeit hinzu!« —

IX.

Des Kaisers neue Kleider.

Vor vielen, vielen Jahren lebte einmal ein Kaiser, der so über die Maßen viel von schönen neuen Kleidern hielt, daß er all' sein Geld ausgab, um nur immer recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, machte sich nichts aus Komödie und Spazierfahrten, als nur um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und wenn man sonst von einem Könige sagt, er ist im Rathe, so sagte man hier immer: »der Kaiser ist in der Garderobe!« —

In der großen Stadt, in welcher er wohnte, ging es lustig her, täglich kamen viele Fremde an, und einmal kamen auch zwei Betrüger; die gaben sich für Weber aus, und sagten, sie könnten ein Zeug weben, so schön, wie man's sich nur wünschen kann. Nicht allein Farben und Muster wären von ungewöhnlicher Schönheit, sondern die Kleider, welche man aus diesem Zeuge machte, hätten die wunderbare Eigenschaft, daß sie für Jedermann unsichtbar wären, der entweder nicht für sein Amt paßte, oder auch unaussprechlich dumm wäre.

»Das sind ja prächtige Kleider,« dachte der Kaiser, »wenn ich die anhabe, so kann ich ja leicht die Dummen von den Klugen unterscheiden, und auch dahinter kommen, welche Leute in meinem Reiche für ihr Amt untauglich sind! ja, das Zeug muß gleich für mich gewebt werden!

und er gab den beiden Betrügern viel Geld als Vorschuß, damit sie ungesäumt ihre Arbeit beginnen möchten.

Sie stellten also zwei Webstühle auf, thaten, als wenn sie arbeiteten, aber hatten nicht einen Faden auf der Spule. Mir nichts, dir nichts verlangten sie die feinste Seide und das prächtigste Gold, das steckten sie aber in ihre eigene Tasche, und arbeiteten mit leeren Webstühlen bis in die späte Nacht hinein.

»Ich möchte wohl wissen, wie weit sie mit dem Zeuge sind!« dachte der Kaiser, aber es war ihm ordentlich ein bischen wunderlich um's Herz, wenn er daran dachte, daß ein Dummer oder zu seinem Amte Untauglicher es nicht sehen könnte; nun meinte er zwar, für sich selbst brauchte er nicht bange zu sein, aber er wollte doch lieber erst Jemanden hinschicken, ehe er selbst zusähe, wie es sich machte. Alle Menschen in der ganzen Stadt wußten, welche wunderbare Eigenschaft das Zeug hatte, und alle waren begierig zu sehen, wie unbrauchbar oder dumm ihr Nachbar wäre.

»Ich will meinen alten ehrlichen Minister zu den Webern senden!« dachte der Kaiser, der kann am besten sehen, wie das Zeug sich ausnimmt; denn er hat Verstand, und Niemand führt sein Amt besser als er!«

Nun ging der brave alte Minister in den Saal, wo die Betrüger saßen und an leeren Stühlen arbeiteten. »Hilf Himmel!« dachte der alte Minister und riß die Augen auf: »ich kann ja nicht das Mindeste sehen!« Aber er sagte Niemand etwas davon.

Beide Betrüger baten, er möge die Gewogenheit haben, näher zu treten, und fragten ihn, ob das Muster nicht schön, die Farben nicht prächtig wären. Sie zeigten dabei auf den leeren Webstuhl, und der arme alte Minister riß noch immer die Augen auf, aber sehen konnte

er nichts, denn es war nichts da. »Herr Gott!« dachte er, »sollte ich dumm sein? das hätte ich nimmer geglaubt, und das darf keine Seele erfahren. Oder sollte ich nicht zu meinem Amte taugen? Nein, ich darf's nicht sagen, daß ich das Zeug nicht sehen kann.«

»Nun, Sie sagen ja nichts?« sagte der eine von den Webern.

»O, es ist wundervoll! ganz allerliebst!« sagte der alte Minister und sah durch seine Brille, »dieses Muster, diese Farben! — ja, ich werde dem Kaiser berichten, daß es mir ganz außerordentlich gefällt!«

»Nun, das freut uns!« sagten beide Weber, und nannten die Farben mit Namen, und beschrieben das seltsame Muster. Der alte Minister hörte genau zu, um dasselbe sagen zu können, wenn er zum Kaiser käme, und das that er auch.

Nun verlangten die Betrüger mehr Geld, mehr Seide und Gold, um es zur Weberei zu gebrauchen. Das steckten sie Alles in ihre Taschen, auf den Webstuhl kam nicht ein Faden, aber sie fuhren fort, nach wie vor an den leeren Stühlen zu weben.

Der Kaiser sandte bald noch einen andern ehrlichen Beamten hin, um nachzusehen, wie es mit dem Gewebe stände, und ob das Zeug nicht bald fertig wäre. Es ging dem Manne ebenso wie dem Anderen, er sah und sah, aber weil nichts außer dem leeren Webstuhl da war, so konnte er auch nichts sehen.

»Na, ist das nicht ein prächtiges Stück Zeug?« fragten die beiden Betrüger, und zeigten und erklärten das schöne Muster, das gar nicht da war.

»Dumm bin ich nicht!« dachte der Mann, »mein gutes Amt muß also für mich nicht ganz paßlich sein! Das wäre lächerlich genug, aber so etwas muß man sich nicht

merken lassen!« Er lobte also das Zeug, welches er nicht sah, und versicherte ihnen seine Freude über die prächtigen Couleuren und das schöne Muster! »Ja, es ist ganz allerliebst!« sagte er zum Kaiser.

Alle Leute in der Stadt sprachen von dem prächtigen Zeuge.

Nun wollte der Kaiser es selbst besehen, während es noch auf dem Webstuhl war. Mit einer ganzen Schaar auserlesener Männer, unter denen sich auch die beiden ehrlichen alten Beamten befanden, die es schon besehen hatten, ging er zu den beiden listigen Betrügern, die nun aus allen Kräften webten, aber ohne Spule und ohne Faden.

»Nun, ist es nicht magnifique?« sagten die beiden ehrlichen Beamten. »Wollen Ew. Majestät nur sehen, welches Muster, welche Farben!« und dabei zeigten sie auf den leeren Webstuhl, denn sie glaubten, die Anderen könnten gewiß das Zeug sehen.

»Was zum Henker!« dachte der Kaiser, »ich sehe nichts! Das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? tauge ich nicht zum Kaiser? das wäre das Entsetzlichste, was mir begegnen könnte! O, es ist sehr schön!« sagte der Kaiser, »und hat meinen allerhöchsten Beifall!« und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; daß er nichts sehen könnte, mochte er nicht sagen. Das ganze Gefolge, welches er bei sich hatte, sah und sah, aber sie konnten nicht mehr als alle Anderen herausehen. Gleichwohl sagten sie, wie der Kaiser: »O, wie ist das schön!« und riethen ihm, diese neuen prächtigen Kleider bei der bevorstehenden großen Procession zum ersten Male anzuziehen. »Es ist magnifique! allerliebst, excellent!« so ging's von Mund zu Mund, und Alle waren von Herzen mit dem Gewebe zufrieden. Der Kaiser gab jedem der beiden

Betrüger ein Ritterkreuz im Knopfloch zu tragen, und verlieh ihnen den Rang und Titel von Weberjunkern.

Die ganze Nacht, welche dem Tage der Procession voranging, saßen die Betrüger bei ihrer Arbeit und hatten sechzehn Lichte angezündet. Man konnte sehen, sie hatten alle Hände voll zu thun, um des Kaisers neue Kleider fertig zu bekommen. Sie thaten, als nähmen sie das Zeug vom Webstuhl, schnitten mit großen Scheeren in die Luft, nähten mit Nadeln ohne Zwirn, und sagten zuletzt: »so, nun sind die Kleider fertig!«

Der Kaiser kam selbst mit seinen vornehmsten Cavalieren dorthin, und beide Betrüger hoben einen Arm in die Höhe, als ob sie etwas hielten, und sagten: »sieh da, das sind die Beinkleider! Das ist der Rock! Hier der Mantel!« und so weiter. »Es ist so leicht, wie Spinngewebe! Man möchte glauben, man hätte gar nichts auf dem Leibe, aber das ist gerade das Schöne davon!«

»Ja!« sagten alle Cavaliere, aber sehen konnten sie nichts, denn es war nichts da.

»Wollen Ew. kaiserliche Majestät allergnädigst geruhen, Ihre Kleider abzulegen!« sagten die Betrüger, »so wollen wir Ihnen die neuen dort vor jenem großen Spiegel anlegen!«

Der Kaiser legte alle seine Kleider ab, und die Betrüger stellten sich, als legten sie ihm jedes Stück von den neuen an, und der Kaiser drehte und wandte sich vor dem Spiegel herum.

»Gott, wie kleiden sie ihn schön! wie trefflich sitzen sie!« sagten Alle zusammen. »Welches Muster! welche Farben, das ist ein kostbarer Anzug!«

»Draußen steht man mit dem Thronhimmel, der bei der Procession über Ew. Majestät getragen werden soll!« sagte der Oberceremonienmeister.

»Gut, ich bin bereit!« sagte der Kaiser. »Sitzt es nicht gut?« und noch einmal wandte er sich vor dem Spiegel rund um, denn es sollte scheinen, als betrachtete er recht genau seinen Anzug.

Die Kammerherren, welche die Schleppe tragen sollten, tappten mit den Händen an der Erde herum, als wollten sie die Schleppe aufnehmen, und gingen mit vorgestreckten Armen, als trügen sie etwas; daß sie aber nichts sehen konnten, durften sie sich nicht merken lassen.

So ging der Kaiser in Procession unter dem schönen Thronhimmel, und alle Menschen auf den Straßen und in den Fenstern riefen: »Himmel, wie sind des Kaisers neue Kleider wundervoll schön! Welch' eine prächtige Schleppe hat er am Mantel! Wie sitzt das Zeug unvergleichlich!« Niemand wollte sich merken lassen, daß er nichts sähe, denn dann wäre er ja dumm oder untauglich für sein Amt gewesen. So viel Glück hatte noch keines von des Kaisers Kleidern gemacht.

»Aber er hat ja gar nichts an!« sagte ein kleines Kind. »Herr Gott, höret die Stimme der Unschuld!« sagte der Vater, und Einer flüsterte dem Anderen zu, was das Kind gesagt hätte.

»Aber er hat ja gar nichts an!« rief zuletzt das ganze Volk. Das ärgerte den Kaiser, denn es kam ihm vor, als hätten sie Recht, aber er dachte: »die Procession muß ich nun wohl aushalten!« Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war.

H. C. Andersen's

sämmtliche Mährchen

für Kinder.

Mit

dem Portrait des Verfaſſers in Stahlſtich

und

achtzehn Illuſtrationen nach Originalzeichnungen

von

G. Osterwald, L. Richter und L. Löffler.

Dem Däniſchen nacherzählt.

Vier Theile in einem Bande.

Zweiter Theil.

Braunſchweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1856.

Inhalt.

	Seite
Der Engel	
Die Nachtigall	1
Ball und Kreisel	5
Die häßliche Ente	18
Das Marienblümchen	21
Der standhafte Zinnsoldat	34
Der Garten des Paradieses	39
Der Schweinehirt	45
Der fliegende Koffer	64
Die wilden Schwäne	70
Der Rosen-Elf	78
Der Buchweizen	99
Die Störche	106
Der Sandmann	108
	115

Der Engel.

»Jedesmal, wenn ein gutes Kind ſtirbt, kommt ein Engel Gottes zur Erde herab, nimmt das todte Kind auf ſeine Arme, breitet die großen, weißen Flügel aus und fliegt über alle Stellen, die dem Kinde lieb geweſen ſind; pflückt dann eine Hand voll Blumen, die er mit zu dem lieben Gott hinaufnimmt, damit ſie dort noch ſchöner blühen, als hier auf Erden. — Der liebe Gott drückt die Blumen alle an ſein Herz; der Blume aber, die ihm die liebſte iſt, giebt er einen Kuß, und dann bekommt ſie eine Stimme und kann mit ſingen mit der Menge der Seligen.« —

Sieh, das erzählte ein Engel Gottes, indem er ein todtes Kind zum Himmel trug, und wie im Traume hörte ihn das Kind und ſie flogen über alle Stellen in der Heimath, wo der Kleine geſpielt hatte, und ſie kamen durch Gärten mit lieblichen Blumen. — »Welche wollen wir mitnehmen, und im Himmel pflanzen?« fragte der Engel.

Und da ſtand ein ſchöner ſchlanker Roſenſtock; aber eine böſe Hand hatte den Stamm geknickt, ſo daß alle

Zweige voll von großen halbaufgebrochenen Knospen verwelkt herunter hingen. —

»Der arme Baum!« sagte das Kind, »nimm ihn, daß er da oben beim lieben Gott wieder aufblühe.«

Und der Engel nahm ihn, und küßte das Kind, und der Kleine öffnete seine Augen halb. — Sie pflückten von den reichen Prachtblumen, nahmen aber auch das verachtete Marienblümchen und das wilde Stiefmütterchen.

»Nun haben wir Blumen!« sagte das Kind, und der Engel nickte; aber sie flogen noch nicht hinauf in den Himmel.

Es war Nacht, es war ganz stille: sie blieben in der großen Stadt, und schwebten auf und ab in einer der engsten Straßen, wo ganze Haufen von Stroh, Asche und allerlei Gerümpel lagen; es war ein Umzug gewesen! da lagen Scherben von Tellern, Gypsstücke, Lumpen, Böden von alten Hüten, kurz lauter Dinge, die nicht gut aussahen.

Und der Engel zeigte in all' der Verwüstung auf die Scherben eines Blumentopfs und auf einen Klumpen Erde, welcher aus diesem herausgefallen war, und nur von den Wurzeln einer großen verwelkten Feldblume zusammengehalten wurde; die taugte aber gar nichts mehr, und war deshalb auf die Straße geworfen.

»Die wollen wir mitnehmen,« sagte der Engel, »ich will Dir davon erzählen, während wir fliegen.«

Und nun flogen sie, und der Engel erzählte:

»Da unten in der engen Straße, in dem niedrigen Keller wohnte einmal ein armer kranker Knabe: der war von seiner ersten Kindheit an immer bettlägerig gewesen; wenn er einmal recht gesund war, so konnte er in dem kleinen Zimmer auf seinen Krücken ein paarmal auf- und abgehen, und das war Alles. — Einige Tage im Som-

mer fielen die Strahlen der Sonne eine halbe Stunde lang auf die kleinen Kellerfenster, und wenn dann der Knabe da saß und sich von der warmen Sonne bescheinen ließ, und durch seine kleinen feinen Finger das rothe Blut durchschimmern sah, — dann hieß es: 'ja heute ist er draußen gewesen'! Er kannte den Wald in seinem wunderschönen Frühlingsgrün nur dadurch, daß des Nachbars Sohn ihm den ersten Buchenzweig brachte, und den hielt er dann über seinem Kopfe, und träumte, er sei unter den Buchen, wo die Sonne schien und die Vögel sangen. — Eines Frühlingstages brachte des Nachbars Sohn ihm auch Feldblumen, und unter diesen war zufällig eine mit einer Wurzel, die wurde daher in einen Blumentopf gepflanzt und an's Fenster gestellt dicht neben dem Bette. — Und die Blume war mit einer glücklichen Hand gepflanzt, sie nahm zu, trieb neue Schösse und hatte jedes Jahr ihre Blumen; sie wurde für den kranken Knaben der schönste Garten, sein kleiner Schatz auf dieser Erde; er begoß und pflegte sie, und sorgte dafür, daß sie jeden Sonnenstrahl bekam, bis auf den allerletzten, der an dem niedrigen Fenster vorbeiglitt; und die Blume selbst wuchs in seine Träume hinein mit ihren Farben und mit ihrem Duft; — gegen sie wandte er sich im Sterben, als der liebe Gott ihn zu sich rief. Ein Jahr ist er jetzt bei Gott, ein Jahr hat die Blume verwelkt und vergessen am Fenster gestanden, und nun ist sie bei dem Umzuge mit dem Kehricht auf die Straße geworfen. — Und das ist die Blume, diese arme welke Blume, die wir mit in unsern Strauß genommen haben; denn sie hat mehr Freuden gewährt, als die reichste Prachtblume in dem Garten einer Königin!«

»Aber woher weißt Du das Alles?« fragte das Kind, welches der Engel zum Himmel hinauftrug. —

»Ich weiß das!« sagte der Engel. — »Ich bin ja selbst der kleine kranke Knabe gewesen, der auf den Krücken ging! — Meine Blume werde ich doch wohl kennen!«

Und das Kind öffnete die Augen ganz und sahe dem Engel in das schöne, heitre Gesicht, und in demselben Augenblicke waren sie im Himmel, wo nur Freude und Glückseligkeit war.

Und Gott drückte das todte Kind an sein Herz, da bekam es Flügel, wie der andre Engel und flog mit ihm Hand in Hand, und Gott drückte die Blumen alle an sein Herz, aber die arme verwelkte Feldblume küßte er, und sie bekam eine Stimme und sang mit allen Engeln, die Gott umschwebten, einige ganz nahe, andere um diese herum, in großen Kreisen immer weiter weg in's Unendliche hinein, aber alle gleich selig.

Und sie sangen alle, groß und klein, das gute, liebe Kind und die arme Feldblume, die verwelkt unter dem Kehricht gelegen hatte in der engen dunklen Straße. —

Die Nachtigall.

In China, weißt Du wohl, iſt der Kaiſer ein Chineſe, und Alle, die er um ſich hat, ſind auch Chineſen. — Es ſind nun viele Jahre her, aber gerade deshalb iſt es der Mühe werth, die Geſchichte zu hören, ehe ſie vergeſſen wird! Das Schloß des Kaiſers war das prächtigſte in der ganzen Welt, ganz und gar aus feinem Porzellan, ſo koſtbar, aber auch ſo zerbrechlich, daß man ſich ordentlich in Acht nehmen mußte, es anzurühren. — Im Garten ſah man die ſonderbarſten Blumen und an den allerprächtigſten waren ſilberne Glöckchen gebunden, welche klingelten, damit man nicht vorbeigehen ſollte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, es war Alles ſo ausſpeculirt in des Kaiſers Garten, und er erſtreckte ſich ſo weit, daß der Gärtner ſelbſt das Ende nicht wußte; ging man weiter, ſo kam man in den ſchönſten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. — Der Wald ging hinunter bis an's Meer, das tief und blau war; große Schiffe konnten bis dicht unter die Zweige ſegeln, und in dieſen wohnte eine Nachtigall, die ſang ſo lieblich, daß ſelbſt der arme Fiſcher, welcher doch ſo viel Anderes zu thun hatte, ſtille ſtand und horchte, wenn er des Nachts draußen war, um

die Netze aufzuziehen und wenn er dann die Nachtigall hörte. „Mein Gott, wie das hübsch ist!“ sagte er, aber dann mußte er auf seine Arbeit achten, und vergaß den Vogel; doch in der folgenden Nacht, wenn sie wieder sang und der Fischer herauskam, sagte er wieder: „Mein Gott, wie das hübsch ist!“

Aus allen Landen der Welt kamen Reisende nach des Kaisers Stadt, und sie bewunderten diese, das Schloß und den Garten; aber wenn sie die Nachtigall hörten, sagten sie Alle: „Die ist doch das Beste!“ Und die Reisenden erzählten davon, wenn sie nach Hause kamen, und die Gelehrten schrieben viele Bücher von der Stadt, dem Schloß und dem Garten, aber die Nachtigall vergaßen sie nicht; die wurde obenan gesetzt, und die das Dichten verstanden, schrieben die schönsten Gedichte allezusammen von der Nachtigall im Wald am tiefen See.

Die Bücher gingen rund um die Welt und eins kam denn auch einmal zum Kaiser. Er saß in seinem goldenen Stuhle, las und las, und alle Augenblicke nickte er mit dem Kopfe, denn es freute ihn, die prächtigen Beschreibungen von der Stadt, dem Schloß und dem Garten zu lesen. „Aber die Nachtigall ist doch das Allerbeste!“ stand da geschrieben.

„Was Kukuk,“ sagte der Kaiser, „die Nachtigall! die kenne ich ja gar nicht! ist so ein Vogel in meinem Kaiserreich, noch dazu in meinem Garten? Das habe ich noch nie gehört! So etwas muß man erst aus Büchern erfahren!“

Und nun rief er seinen Kavalier; der war so vornehm, daß Niemand von geringerem Stande ihn anreden oder mit sprechen durfte, und wenn man es wagte, ihn etwas zu fragen, so antwortete er nur: „P!“ und das hat nichts zu bedeuten.

»Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel sein, welcher Nachtigall heißt,« sagte der Kaiser, »man sagt, sie sei das Allerbeste in meinem ganzen Reiche; warum hat man mir nie etwas davon gesagt?«

»Ich habe sie früher nie nennen hören!« sagte der Kavalier, »sie ist nie bei Hofe präsentirt worden.«

»Ich will, daß sie heute Abend hierher kommen und singen soll!« sagte der Kaiser. »Da weiß die ganze Welt, was ich habe, und ich weiß es nicht!«

»Ich habe sie früher nie nennen hören!« sagte der Kavalier, »doch ich werde sie suchen, ich werde sie finden!«

Aber, wo war sie zu finden? der Kavalier lief Trepp' auf, Trepp' ab, durch Säle und Gänge; Niemand von Allen, die ihm begegneten, hatte etwas von der Nachtigall gehört, und der Kavalier lief wieder zurück zum Kaiser und sagte: es sei gewiß eine Erfindung von den Leuten, die Bücher schrieben. »Ihre Kaiserliche Majestät müssen nicht glauben, was geschrieben wird! es sind Erfindungen und ein Ding, das man die schwarze Kunst nennt.«

»Aber das Buch, worin ich es gelesen habe,« sagte der Kaiser, »ist mir vom großmächtigen Kaiser von Japan gesandt worden, und daher kann es keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören, sie soll heute Abend hier sein! sie hat meine höchste Gnade! und kommt sie nicht, so soll nach dem Abendessen der ganze Hof auf den Magen gepaukt werden.«

»Tsing-pe!« sagte der Kavalier, und lief wieder Trepp' auf, Trepp' ab, durch alle Säle und Gänge, und der halbe Hof lief mit; denn sie wollten nicht gern auf den Magen gepaukt werden. — Da war ein Hin-

und Herfragen nach der merkwürdigen Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, aber Niemand bei Hofe.

Endlich trafen sie ein armes kleines Mädchen in der Küche; die sagte: »O Gott, die Nachtigall! die kenne ich recht gut! ja, wie die singen kann! alle Abend darf ich meiner armen kranken Mutter von den Ueberbleibseln der Tafel bringen; sie wohnt unten am Strande, und wenn ich dahin zurückgehe und im Walde einmal ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! die Thränen kommen mir dabei in die Augen; es ist gerade so, als wenn meine Mutter mich küßte!«

»Kleines Küchenmädchen!« sagte der Kavalier, »ich werde Ihr ein festes Engagement in der Küche verschaffen, sammt der Erlaubniß, Se. Majestät den Kaiser speisen zu sehen, wenn Sie uns zur Nachtigall führen kann; denn sie ist angesagt auf heute Abend.«

Und so zogen sie denn Alle zusammen hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu singen pflegte; der halbe Hof war mit. Als sie so gingen, fing eine Kuh an zu brüllen.

»O!« sagten die Hofjunker, »da haben wir sie! es ist doch eine ganz merkwürdige Kraft in einem so kleinen Thiere! Gewiß, ich habe sie früher schon einmal gehört!«

»Nein, das sind die Kühe, welche brullen,« sagte das kleine Küchenmädchen, »wir sind noch weit von der Stelle!«

Die Frösche quakten nun im Teiche.

»Herrlich,« sagte der chinesische Oberhofprediger, »nun höre ich sie, es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken.«

»Nein, das sind die Frösche!« sagte das kleine Kü-

chenmädchen. Aber nun, glaube ich, werden wir sie bald hören!«

Da fing die Nachtigall an zu singen.

»Das ist sie,« sagte das kleine Mädchen, »hört! hört! und da sitzt sie!« und sie zeigte hin auf einen kleinen grauen Vogel oben in den Zweigen.

»Ist es möglich!« sagte der Kavalier, »so habe ich sie mir nicht gedacht! wie die simpel aussieht! sie hat gewiß ihre Farbe beim Anblick so vieler vornehmen Menschen verloren.«

»Kleine Nachtigall!« rief das Küchenmädchen ganz laut, »unser gnädiger Kaiser wünschet, daß Sie ihm etwas vorsingen!«

»Mit dem größten Vergnügen!« sagte die Nachtigall und sang, daß es eine Lust war.

»Es klingt wie Glasglocken!« sagte der Kavalier, »und seht die kleine Kehle, wie die gluckert, es ist merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben; sie wird großen succès bei Hofe machen!«

»Soll ich dem Kaiser noch einmal vorsingen?« fragte die Nachtigall, denn sie glaubte, der Kaiser wäre mit dabei.

»Meine vortrefflichste Nachtigall!« sagte der Kavalier, »ich habe die große Freude, Sie auf heute Abend zu einem Hoffest ansagen zu sollen, wo Sie Seine Kaiserliche Majestät mit ihrem charmanten Gesange entzücken werden.«

»Der nimmt sich am schönsten im Grünen aus!« sagte die Nachtigall, doch folgte sie gerne, da sie hörte, daß der Kaiser es wünschte.

Auf dem Schlosse war's ordentlich ausgeputzt! Wände und Fußboden, die von Porzellan waren, glänzten von vielen tausend Goldlampen; die schönsten Blumen, die am

beſten klingelten, waren in den Gängen aufgeſtellt: da war ein Laufen und ein Zugwind, aber dann gerade klingelten alle Glocken, ſo daß man ſein eigenes Wort nicht hören konnte.

Mitten in dem großen Saale, wo der Kaiſer ſaß, war eine goldene Stange aufgerichtet: darauf ſollte die Nachtigall ſitzen: der ganze Hof war da, und das kleine Küchenmädchen hatte die Erlaubniß erhalten, hinter der Thüre zu ſtehen: denn ſie hatte ja nun den Rang und Titel eines wirklichen Küchenmädchens. Alle waren in ihrem größten Staate, und Alle ſahen den kleinen grauen Vogel an, dem der Kaiſer zunickte.

Und die Nachtigall ſang ſo ſchön, daß dem Kaiſer die Thränen in die Augen kamen, Thränen rollten über ſeine Backen herab, und da ſang die Nachtigall noch ſchöner: es ging recht zu Herzen, und der Kaiſer war ſo froh, und er ſagte, die Nachtigall ſollte ſeinen Goldpantoffel haben, und ihn am Halſe tragen. Aber die Nachtigall dankte, ſie wäre ſchon genug belohnt.

„Ich habe Thränen in des Kaiſers Augen geſehen, das iſt für mich der größte Schatz! Die Thränen eines Kaiſers haben eine eigenthümliche Gewalt. Der Himmel weiß, ich bin genug belohnt!“ und dann ſang ſie wieder mit ihrer ſüßen lieblichen Stimme.

„Es iſt die liebenswürdigſte Koketterie, die ich kenne!“ ſagten die Damen rund umher und nahmen Waſſer in den Mund, um zu glucken, wenn Jemand ſie anredete: ſie glaubten dann auch Nachtigallen zu ſein, ja, ſogar die Laquaien und Kammerjungfern ließen melden, daß auch ſie zufrieden wären, und das will viel ſagen, denn die ſind am allerſchwerſten zu befriedigen. Ja, die Nachtigall machte ordentlich Glück. Sie ſollte nun bei Hofe bleiben, ihr eigenes Bauer haben, ſammt der Erlaubniß, zwei-

mal des Tages und einmal des Nachts auszufliegen. Ihr wurden zwölf Diener beigegeben, welche alle ein um ihren Fuß befestigtes seidnes Band hielten; und sie hielten gut fest. Es war nicht viel Vergnügen bei solcher Tour.

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel, und wenn Zwei einander begegneten, so sagte der Eine nur: »Nacht,« und der Andere sagte »gall!« und dann seufzten sie, und verstanden einander; ja elf Bürgerkinder wurden nach ihr genannt, aber nicht ein einziges hatte nur einen Ton in der Brust.

Eines Tages kam ein großes Packet an für den Kaiser, darauf stand geschrieben: »Nachtigall«.

»Da haben wir einmal wieder ein neues Buch über unsern berühmten Vogel!« sagte der Kaiser; aber das war kein Buch, sondern ein kleines Kunststück, welches in einer Schachtel lag, eine künstliche Nachtigall, welche der lebendigen ähnlich sehen sollte, aber überall mit Diamanten, Rubinen und Saphiren besetzt war; sobald man den Kunstvogel aufzog, konnte er eins von den Stücken singen, welche die wirkliche Nachtigall sang, und dann ging der Schwanz immer auf und nieder und glänzte von Gold und Silber. Um den Hals hing ein kleines Band, und darauf stand geschrieben: »Die Nachtigall des Kaisers von Japan ist arm gegen die des Kaisers von China«

»Das ist herrlich,« sagten Alle, und der, welcher die Nachtigall gebracht hatte, bekam gleich den Titel: Kaiserlicher Oberhofnachtigallenbringer.

»Nun sollen sie zusammen singen! Das wird ein Duett abgeben!«

Und so mußten sie denn zusammen singen; aber es wollte nicht recht gehen; denn die wirkliche Nachtigall sang auf ihre Art, und der Kunstvogel ging auf Walzen. »Er

iſt nicht Schuld daran,« ſagte der Spielmeiſter, »er iſt ganz beſonders taktfeſt und ganz nach meiner Schule gebildet.« Nun ſollte denn der Kunſtvogel allein ſingen. Er machte eben ſo viel Stück, wie die wirkliche Nachtigall, und dann war er ja auch ſoviel ſchöner anzuſehen: er glänzte wie lauter Armbänder und Tuchnadeln.

Dreiunddreißig Mal ſang er ein und daſſelbe Stück, und doch war er gar nicht müde; Alle hätten ihn gern wieder von vorn an gehört, aber der Kaiſer meinte, nun ſollte auch die wirkliche Nachtigall einmal wieder ſingen — aber wo war ſie? Niemand hatte bemerkt, daß ſie zum offenen Fenſter hinausgeflogen war, hinaus in ihren grünen Wald.

»Aber was ſoll das bedeuten?« ſagte der Kaiſer; und alle Hofleute ſchalten und meinten, die Nachtigall wäre ein höchſt undankbares Thier. »Den beſten Vogel haben wir doch!« ſagten ſie, und zum vierunddreißigſten Mal hörten ſie daſſelbe Stück, aber ſie konnten's noch nicht ganz, denn es war ſo ſchwer; und der Spielmeiſter lobte den Vogel ſo außerordentlich, ja er verſicherte, er wäre beſſer, als die wirkliche Nachtigall, nicht allein in Anſehung der Kleider und der vielen ſchönen Diamanten, ſondern auch inwendig.

»Denn ſehen Sie, meine Herrſchaften, der Kaiſer zuvörderſt! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie zuvor berechnen, was kommen wird, aber beim Kunſtvogel iſt Alles beſtimmt, ſo wird es gehen und nicht anders; man kann es erklären, man kann ihn auseinander nehmen, und die menſchliche Einrichtung zeigen, wie die Walzen liegen, wie ſie gehen und wie eins aus dem andern folgt.«

»Das ſind ganz und gar meine Gedanken!« ſagten Alle, und der Spielmeiſter bekam Erlaubniß, am nächſten

Sonntag den Vogel dem Volke zu zeigen; sie sollten ihn auch singen hören, sagte der Kaiser; und sie hörten ihn und wurden so vergnügt, als wenn sie sich in Thee lustig gemacht hätten; denn das ist nun einmal so recht chinesisch, und Alle sagten: »o!« und hoben den Finger auf, den man 'Topflecker' nennt, und nickten dazu; aber die armen Fischer, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: »es klingt recht hübsch, es klingt auch beinahe so, aber es fehlt etwas daran, ich weiß nicht was!«

Die wirkliche Nachtigall aber ward aus Land und Reich verwiesen.

Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem seidenen Kissen, dicht neben des Kaisers Bett, alle Geschenke, die er bekam, Gold und Edelsteine lagen rund um ihn her, und er war in Rang und Titel gestiegen zum »Hochkaiserlichen Nachttischsänger,« im Rang Numero eins zur linken Seite, denn der Kaiser hielt die Seite, an welcher das Herz sitzt, für die vornehmste, und das Herz sitzt an der linken Seite, auch bei einem Kaiser. Und der Spielmeister schrieb fünfundzwanzig Bände über den Kunstvogel, die waren so gelehrt und so lang und mit den allerschwersten chinesischen Wörtern, daß alle Leute sagten, sie hätten sie gelesen und verstanden; denn sonst wären sie ja dumm gewesen und auf den Bauch getrommelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr; der Kaiser, der Hof und alle Chinesen kannten jeden Kluck von dem Gesange des Kunstvogels auswendig; aber gerade deshalb fanden sie ihn so schön; sie konnten nun selbst mitsingen, und das thaten sie auch. Die Straßenjungen sangen: zizizi klukluck und der Kaiser sang es — ! ja, ganz gewiß war es schön!

Aber eines Abends, als der Kunstvogel im besten

Singen war, und der Kaiser im Bette lag und zuhörte, sagte es: „swup!“ inwendig im Vogel; da sprang etwas: „surrrrr,“ alle Räder liefen um, und die Musik schwieg.

Der Kaiser sprang schnell aus dem Bette und ließ seinen Leibarzt rufen; aber was konnte der helfen! Da ließ er den Uhrmacher holen, und endlich, nach vielem Hin- und Herreden und Nachsehen, wurde der Vogel wieder einigermaßen hergestellt, aber der Uhrmacher sagte, er müßte sehr geschont werden, denn die Zapfen wären fast abgenutzt und es wäre nicht möglich, sie zu erneuern, wenigstens nicht so, daß es mit der Musik sicher ginge.

Das war denn eine große Betrübniß; nur ein einziges Mal im Jahre durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das hatte auch noch seine Schwierigkeit; aber dann hielt der Spielmeister eine kleine Rede mit den schweren Worten, und sagte, es wäre so gut wie früher, und dann war es so gut wie früher.

Nun waren fünf Jahre vergangen, da kam über das ganze Land eine große Trauer; denn im Grunde hielten sie Alle viel von ihrem Kaiser; nun war er krank und konnte nicht leben, wie man sagte: ein neuer Kaiser war schon gewählt und das Volk stand draußen auf der Straße und fragte den Kavalier, wie es dem Kaiser ginge.

„P!“ sagte er, und schüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und blaß lag der Kaiser in seinem großen prächtigen Bette; der ganze Hof glaubte ihn schon todt, und ein Jeder eilte, um den neuen Kaiser zu begrüßen; die Kammerdiener liefen aus, um davon zu schwatzen, und die Zofen hatten große Kaffeegesellschaft. Rund umher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man keine Fußtritte hören sollte, und daher war es so stille,

so stille! Aber der Kaiser war noch nicht todt; steif und blaß lag er in dem prächtigen Bette mit den langen Sammetvorhängen und mit den schweren Goldtroddeln, hoch oben war ein Fenster geöffnet, und der Mond schien herab auf den Kaiser und den Kunstvogel.

Der arme Kaiser konnte kaum Athem holen; es war ihm, als säße ihm etwas auf der Brust, er schlug die Augen auf, und sahe, daß es der Tod war, welcher auf seiner Brust saß und seine goldene Krone aufgesetzt hatte; mit der einen Hand hielt er den goldenen Säbel, mit der andern die prächtige Fahne des Kaisers, und rund umher aus den Falten der großen Sammetvorhänge sahen die sonderbarsten Köpfe hervor, einige ganz häßlich und andere so lieblich, so milde: es waren alle bösen und guten Thaten des Kaisers, welche ihn nun ansahen, nun, da der Tod auf seinem Herzen saß.

»Weißt Du noch dies?« flüsterten sie eins nach dem andern: »weißt Du noch das?« und dann erzählten sie ihm so viel, daß der Schweiß auf seiner Stirne hervorbrach.

»Das habe ich nie gewußt!« sagte der Kaiser; »Musik, Musik, die große chinesische Trommel!« rief er, »damit ich nicht Alles höre, was sie sagen!«

Und sie fuhren fort; und der Tod nickte wie ein Chinese zu Allem, was sie sagten.

»Musik, Musik!« schrie der Kaiser. »Du lieber, kleiner Kunstvogel! sing' doch, o sing'! ich habe Dir Gold und Kostbarkeiten gegeben, ich habe Dir selbst meinen Goldpantoffel um den Hals gehängt, sing' doch, o singe!«

Aber der Vogel stand still, es war ja Niemand da, ihn aufzuziehen, und sonst sang er nicht; der Tod aber fuhr fort, den Kaiser mit seinen großen leeren Augenhöhlen anzusehen, und dabei war es stille, schrecklich stille.

Da ertönte auf einmal ganz nahe am Fenster der lieblichste Gesang: es war die kleine lebendige Nachtigall, welche draußen auf dem Zweige saß: sie hatte von der schweren Krankheit ihres Kaisers gehört, und war nun gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen, und wie sie sang, wurden die Gestalten blasser und blasser, das Blut kam rascher und rascher in Lauf in des Kaisers schwachen Gliedern und selbst der Tod horchte auf und sagte: »fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!«

»Ja, willst Du mir auch den prächtigen Goldsäbel geben? willst Du mir die schöne Fahne, und willst Du mir des Kaisers Krone geben?«

Und der Tod gab alle die Kleinode für einen Gesang, und die Nachtigall sang weiter, und sie sang von dem stillen Kirchhofe, wo die weißen Rosen blühen, wo der Flieder duftet und das frische Gras von den Thränen der Hinterbliebenen bethaut wird; da bekam der Tod eine Sehnsucht nach seinem Garten und schwebte wie ein kalter weißer Schatten zum Fenster hinaus

»Dank, Dank!« sagte der Kaiser, »Du himmlischer kleiner Vogel, Dich kenne ich wohl! Ich habe Dich verjagt aus Land und Reich und doch hast Du die schlimmen Gesichte von meinem Bette weggesungen, und den Tod von meinem Herzen. Wie soll ich es Dir lohnen?«

»Du hast mich schon belohnt!« sagte die Nachtigall, »ich habe Thränen in Deinem Auge gesehen, als ich Dir zum ersten Male sang, das vergesse ich Dir nie! Das thut einem Sangerherzen wohl! — aber schlafe jetzt und werde frisch und gesund! ich will Dir vorsingen!«

Und sie sang — und der Kaiser fiel in einen süßen Schlaf, und o wie sanft, wie wohlthuend war der Schlaf. —

Die Sonne schien zum Fenster herein, als er gesund und frisch erwachte; von seinen Dienern war noch kein einziger zurückgekommen, denn sie glaubten ihn alle todt, aber die Nachtigall saß noch und sang.

»Du sollst immer bei mir bleiben,« sagte der Kaiser, »Du sollst nur singen, wenn Du selbst Lust hast, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke.«

»Thue das nicht,« sagte die Nachtigall, »was er vermochte, hat er ja gethan! behalte ihn auch ferner! ich kann nicht in dem Schlosse hausen, aber laß mich kommen, wenn mir's selbst beliebt; dann will ich des Abends dort beim Fenster auf dem Zweige sitzen und Dir singen, daß Du beides, froh und gedankenvoll werdest. Ich will Dir singen von den Glücklichen und von den Leidenden, ich will Dir singen von dem Guten und dem Bösen, welches um Dich verborgen ist. Der kleine Sänger fliegt weit umher, zu dem armen Fischer, zu des Bauern Hütte, zu Allen, die fern von Dir und Deinem Hofe sind. Ich liebe Dein Herz mehr, als Deine Krone, und doch hat die Krone einen gewissen Duft von Heiligkeit an sich. — Ich komme, ich singe, aber eins mußt Du mir versprechen!« —

»Alles!« sagte der Kaiser, und stand da in seinem kaiserlichen Ornate, welchen er selbst angelegt hatte, und hielt den schweren goldnen Säbel an sein Herz.

»Um eins bitte ich Dich! Erzähle Niemand, daß Du einen kleinen Vogel hast, der Dir Alles sagt, dann wird es noch weit besser gehen!« Und da flog die Nachtigall fort.

Die Diener kamen herein, um nach ihrem todten Kaiser zu sehen; — — ja, da standen sie, und der Kaiser sagte: »Guten Morgen!«

Ball und Kreisel.

Kreisel und Ball lagen beieinander in der Schublade unter anderm Spielzeug; da sagte der Kreisel zum Ball: »Wollen wir nicht Braut und Bräutigam sein, da wir ja doch bei einander in der Schublade liegen?« Der Ball aber, der von Saffian gemacht war und sich so viel einbildete, wie ein feines Fräulein, wollte nichts davon hören.

Am folgenden Tage kam der kleine Knabe, dem das Spielzeug gehörte; er übermalte den Kreisel mit Roth und Gelb, und schlug einen Messingnagel mitten hinein: das sah einmal prächtig aus, wenn der Kreisel herumtanzte.

»Sehen Sie mich einmal an!« sagte er zum Ball. »Was sagen Sie nun? wollen wir nun nicht ein Paar werden, wir passen so gut für einander, Sie springen und ich tanze: glücklicher als wir Beiden wird so leicht Keiner werden!«

»Meinen Sie?« sagte der Ball. »Sie wissen wohl nicht, daß mein Vater und meine Mutter Pantoffeln von Saffian gewesen sind, und daß ich einen Kork im Leibe habe?«

»Ja, aber ich bin von Mahagoni,« sagte der Krei-

sel, »und der Herr Bürgermeister hat mich mit eigenen Händen gedrechselt, er hat seine eigene Drechselbank, und es hat ihm viel Spaß gemacht, mich zu drechseln.«

»Kann ich mich darauf verlassen?« sagte der Ball.

»Ich will nie wieder gepeitscht werden, wenn ich lüge,« sagte der Kreisel.

»Sie machen Ihre Worte nicht übel,« sagte der Ball, »ich kann aber doch nicht, ich bin so gut wie versprochen mit einer jungen Schwalbe; so oft ich auffliege, steckt sie den Kopf aus dem Neste und sagt: »willst Du?« Im Herzen habe ich ja gesagt, und das ist so gut wie eine halbe Verlobung. — aber das verspreche ich Ihnen, vergessen werde ich Sie nie!«

»Das wird mir viel helfen,« sagte der Kreisel, und nun sprachen sie nicht weiter mit einander.

Tags darauf wurde der Ball herausgenommen, der Kreisel sah, wie er gleich einem Vogel hoch in die Luft flog; man konnte ihn zuletzt gar nicht mehr sehen; zwar kam er jedesmal wieder zurück, aber immer machte er noch einen hohen Sprung, wenn er die Erde berührte, und das that entweder die Liebe oder der Kork, den er im Leibe hatte.

Das neunte Mal blieb er weg, und kam nicht wieder; der Knabe suchte und suchte, aber weg war er.

»Ich weiß wohl, wo er steckt,« seufzte der Kreisel, »er ist im Schwalbennneste, und feiert da seine Hochzeit.« Je mehr der Kreisel daran dachte, desto liebenswürdiger erschien ihm der Ball; daß er ihn nicht bekommen konnte, das machte seine Liebe nur noch heißer, daß einem Andern der Vorzug gegeben war — das war's, was er nicht vergessen konnte! und der Kreisel tanzte und schnurrte, aber immer dachte er an den lieben Ball, der schöner und schöner wurde in seinen Gedanken. — So

vergingen viele Jahre — — da war es denn eine alte Liebe!

Der Kreisel war nicht mehr jung —! aber da ward er eines Tages ganz und gar übergoldet: so wunderschön hatte er noch niemals ausgesehen; er war jetzt ein Goldkreisel und sprang, daß es schnurrte. Ja, das war eine Pracht! aber auf einmal sprang er zu hoch und — weg war er! Man suchte und suchte, selbst im Keller, aber nirgends war er zu finden. —

— Wo war er geblieben! —

Er war in eine Tonne gesprungen, voll von allerlei Gerumpel, Kohlstrünken, Kehricht und Staub, der von der Dachrinne gefallen war. —

„Da liege ich gut! hier werde ich bald die schöne Vergoldung verlieren, und was ist das für Lumpengesindel, mit dem ich da zusammengerathen bin!“ — und dabei schielte er nach einem langen Kohlstrunk, welcher schrecklich nahe lag, und nach einem sonderbaren runden Dinge, fast wie ein Apfel; aber es war kein Apfel, — es war ein alter Ball, welcher viele Jahre in der Dachrinne gelegen hatte, und vom Wasser durchplatscht war.

„Gottlob, da sieht man doch einmal seines Gleichen, mit dem man ein Wort sprechen kann,“ sagte der Ball, und betrachtete den vergoldeten Kreisel. »Ich bin eigentlich von Saffian, von Jungfrauenhänden genäht, und habe einen Kork im Leibe, aber das soll mir Niemand mehr ansehen! Ich war eben im Begriffe, mich mit einer Schwalbe zu verheirathen, aber da fiel ich in die Dachrinne, und habe dort fünf Jahre gelegen und mich durchplatschen lassen. — Das ist eine lange Zeit für eine Jungfrau, können Sie glauben!“

Der Kreisel antwortete aber nichts, er gedachte

seiner alten Braut, und je mehr er hörte, deſto klarer wurde es ihm, daß ſie es war. —

Da kam die Magd und wollte die Tonne umkehren; — »Heiſa, da iſt der Goldkreiſel,« ſagte ſie. — Und der Kreiſel kam wieder in die Stube zu Ehre und Anſehen, vom Ball aber hörte man nichts, und der Kreiſel ſprach nie von ſeiner alten Liebe; die vergeht, wenn die Braut fünf Jahre in einer Waſſerrinne gelegen hat, ja man erkennt die Geliebte nicht wieder, wenn man ihr in einer Kehrichttonne begegnet.

Die häßliche Ente.

Es war prächtig draußen auf dem Lande, es war Sommer, das Korn ſtand gelb, der Hafer grün, das Heu lag zu Schobern aufgehäuft in den grünen Wieſen, und da ging der Storch auf ſeinen langen rothen Beinen und ſchwatzte ägyptiſch, denn dieſe Sprache hat er von ſeiner Mutter gelernt. — Rund um Felder und Wieſen waren große Wälder und mitten in den Wäldern tiefe Seen, — ja, es war wirklich wunderſchön auf dem Lande! Mitten im Sonnenſchein lag ein altes Landgut mit tiefen Kanälen rings herum, und von der Mauer hinunter in's Waſſer wuchſen große Klettenblätter, die waren ſo hoch, daß kleine Kinder unter den größten aufrecht ſtehen konnten; —

es war so wild durch einander, wie in dem dichsten Wald, und hier im wildesten Dickigt lag eine Ente auf ihrem Neste; — sie sollte ihre kleinen Entchen ausbrüten; aber nun war ihr die Lust fast vergangen, weil es so lange dauerte, und sie so selten Besuch bekam: die anderen Enten mochten lieber auf den Kanälen umherschwimmen, als unter den Klettenblattern sitzen und mit ihr plaudern.

Endlich knackte ein Ei nach dem andern: »pip! pip!« sagte es! alle Eier waren lebendig geworden, und ein Kopf kam nach dem andern zum Vorschein. »Pat, pat,« sagte sie, und darauf machten sich alle auf, so gut sie konnten und schauten nach allen Seiten unter den grünen Blattern hervor, und die Mutter ließ sie sehen, so viel wie sie wollten, denn Grün ist gut für die Augen

»Wie die Welt doch groß ist,« sagten die Kleinen, denn sie hatten nun freilich ganz anders Platz, als da sie noch in den Eiern saßen

»Glaubt Ihr, das sei die ganze Welt,« sagte die Mutter, »die streckt sich weit hinaus auf die andere Seite des Gartens, gerade hinein in des Pastoren Feld! aber da bin ich nie gewesen! — Ihr seid doch wohl Alle da?« und nun erhob sie sich, »nein, ich habe Euch nicht alle! Das größte Ei liegt noch da! wie lange soll das dauern? nun bin ich's bald müde!« und da setzte sie sich wieder hin.

»Na, wie gehts?« fragte eine alte Ente, die herauf kam, um ihr Visite zu machen.

»Das dauert so lange mit dem einen Ei!« sagte die andere; »es will gar nicht aufgehen! aber nun sollst Du die Anderen sehen! Das sind die niedlichsten Entchen, die ich mein Lebtage gesehen habe! sie sehen alle ihrem Vater ähnlich — der Taugenichts, er kommt nicht einmal her und besucht mich!«

»Laß mich das Ei sehen, das nicht aufgehen will,« sagte die Alte. »Du kannst glauben, das ist ein Puter-Ei! So bin ich auch einmal angeführt worden, und ich hatte Mühe und Noth mit den Jungen; denn sie sind bange vor dem Wasser, will ich Dir sagen, ich konnte sie nicht hinein bringen; — ich rief und schalt, aber das half nicht! — Laß mich das Ei sehen! ja, richtig! das ist ein Puter-Ei! laß es liegen, und lehre die anderen Kleinen das Schwimmen.«

»Ich will doch noch ein Bischen darauf sitzen!« sagte die Ente, »habe ich so lange gesessen, so will ich die Erntezeit doch auch noch daran wenden.«

»Meinethalben,« sagte die alte Ente, und watschelte weg.

Endlich barst das große Ei. »Pip, pip!« sagte das Kleine und purzelte heraus; aber wie war das groß und häßlich! Die Ente sah es an: »Das ist doch ein gewaltig großes Geschöpf!« sagte sie, »keins der anderen sieht so aus. Das wird ja doch wohl kein Puterküken sein? Nun, dahinter wollen wir bald kommen! In's Wasser soll es, und müßte ich es selbst hineinstoßen!«

Tags darauf war es ein wundervolles Wetter; die Sonne schien so freundlich auf all' die grünen Blätter; da stieg Mutter Ente mit der ganzen Familie hinunter zu dem Kanale: plumps, sprang sie in's Wasser. »Pat, pat,« sagte sie, und das eine Entchen plumpte nach dem andern hinein. Das Wasser schlug ihnen über dem Kopfe zusammen; aber sie kamen gleich wieder zum Vorschein, und schwammen ganz allerliebst; die Beine gingen von selbst im Wasser, und alle waren drinnen, auch die häßliche Graue schwamm mit.

»Nein, das ist kein Puter!« sagte die Alte, »seh doch einer, wie hübsch sie die Beine braucht, wie aufrecht

ſie ſich hält! das iſt mein eigenes Kind! Eigentlich iſt ſie doch auch ganz hübſch, wenn man ſie recht betrachtet; pat, pat, kommt nun mit mir, ich will Euch in die Welt einführen, und Euch im Entenhofe vorſtellen, aber haltet Euch nahe zu mir, damit Keiner auf Euch tritt, und nehmt Euch in Acht vor den Katzen!«

Und ſo kamen ſie in den Entenhof. Da war ein gräßlicher Lärm; denn zwei Familien ſtritten um die Ueberreſte eines Aals, welche am Ende doch nur die Katze bekam.

»Seht, Kinder, ſo geht's in der Welt her,« ſagte die Mutter Ente und leckte den Schnabel; denn ſie hatte auch Luſt zum Aalbraten. »Braucht nun Eure Beine,« ſagte ſie, »nehmt Euch zuſammen, und verneigt Euch vor der alten Ente dort! ſie iſt die vornehmſte von allen — ſie iſt von ſpaniſchem Blute, daher ihre noblen Manieren: und ſeht, ſie hat einen rothen Lappen am Beine, das iſt etwas außerordentlich Schönes, und die größte Auszeichnung, die eine Ente bekommen kann; das bedeutet, daß man ſie nicht weggeben will, daß ſie von Thieren und Menſchen gekannt ſein ſoll! — Die Füße nicht einwärts! ein wohlerzogenes Entchen ſetzt die Beine weit auseinander, gerade wie Vater und Mutter! ſo, ſeht ihr! verneigt Euch nun mit dem Halſe und ſagt: Pat!«

Und ſo thaten ſie; aber die anderen Enten rings herum ſahen ſie an, und ſagten ganz laut: »nun ſeht, den Schwarm ſollen wir nun auch haben, als ob unſer nicht ſchon genug wären, und pfui, wie ſieht die eine häßlich aus, die wollen wir nicht dulden!« und ſogleich flog eine Ente hin und biß ſie in den Nacken.

»Laßt ſie doch in Ruhe,« ſagte die Mutter, »ſie thut ja Keinem etwas!«

»Ja, aber sie ist so groß und so sonderbar, darum soll sie geneckt werden.«

»Das sind schöne Kinder, welche die Mutter hat,« sagte die alte Ente mit dem Lappen am Beine. »Alle schön, bis auf das eine, das ist nicht geglückt! ich wünschte, sie könnte das ummachen.«

»Das geht nicht, Ew. Gnaden,« sagte die Mutter, »auch ist es zwar nicht eben schön, aber ein herzensgutes Kind, und schwimmt so gut wie eins von den anderen, ja wohl noch ein Bischen besser. Ich denke, sie wächst noch zurecht, oder sie nimmt vielleicht mit der Zeit etwas ab; sie hat so lange im Ei gesessen und deshalb hat's nicht die rechte Art!« und dabei kraßte sie das Entchen im Nacken, und strich über das ganze Federchen. »Auch ist's ein Entrich,« fügte sie hinzu, »und da thut's nicht so viel; ich denke, er bekommt tüchtige Kräfte, und wird sich wohl durchschlagen.«

»Die anderen Enten sind niedlich,« sagte die Alte, »thut nun, als ob Ihr zu Hause wäret, und findet Ihr einen Aalkopf, so könnt Ihr ihn mir bringen.«

Und darnach waren sie wie zu Hause.

Aber die arme junge Ente, die zuletzt aus dem Ei gekommen war, und so häßlich aussah, ward gebissen, geschlagen und geneckt von Enten und Hühnern. »Sie ist so groß,« sagten Alle, und der Puterhahn, der mit Sporen zur Welt gekommen war, und deshalb glaubte, er sei ein Kaiser, machte sich so breit wie ein Schiff mit vollen Segeln, ging gerade auf sie zu, und dann kollerte er und ward ganz roth dabei. Die arme kleine Ente wußte kaum, wo sie gehen oder stehen sollte; sie war ganz betrübt, weil sie so häßlich aussah, und zum Gespött für den ganzen Hühnerhof war.

So verging der erste Tag, und nachher ward es

schlimmer und schlimmer. Die arme Ente ward von Allen gejagt, selbst die Geschwister waren boshaft gegen sie und sagten immer: »daß Dich die Katze holte, Du garstige Creatur, Du!« und die Mutter sagte: »ach, wärst Du doch weit von hier!«, und die Enten bissen sie, und die Hühner hackten nach ihr, und das Mädchen, das den Thieren Futter brachte, stieß sie mit dem Fuße. Da lief und flog sie über die Hecken; die kleinen Vögel in den Büschen fuhren erschreckt zusammen; »das macht, weil ich so häßlich bin!« dachte das Entchen und schloß die Augen, aber lief dennoch weiter. So kam sie in ein großes Moor, wo wilde Enten wohnten; hier lag sie die ganze Nacht, und war so müde und so traurig! Am Morgen flogen die wilden Enten auf und sahen den neuen Kameraden; — »wer bist denn Du?« fragten sie, und unsere kleine Ente drehte sich nach allen Seiten um, und grüßte, so gut sie konnte.

»Du bist aber doch gewaltig garstig!« sagten die wilden Enten, »indessen das ist uns einerlei, wenn Du Dich nur nicht in unsere Familie verheirathest!« Die Arme! — Sie dachte gewiß nicht an's Heirathen, sie wollte nur Erlaubniß haben, im Schilf zu liegen und etwas Moorwasser zu trinken.

Da lag sie denn auch zwei ganze Tage, — am dritten kamen zwei wilde Gänse, oder richtiger Gänseriche, die waren vor nicht langer Zeit aus dem Ei gekrochen, und daher waren sie so naseweis.

»Hör', Kamerad,« sagten sie, »du bist so häßlich, daß ich Dich unglaublich gut leiden kann; willst Du mit uns kommen und Zugvogel sein? Nicht weit von hier in einem andern Moore sind einige liebe, süße wilde Gänse, so schöne Fräulein, wie je eine gickgack! gesagt hat. Du bist

wahrhaftig im Stande, Dein Glück zu machen, so häßlich bist Du!«

Piff, Paff! klang es in dem Augenblick herüber, und beide wilde Gänse lagen todt im Schilfe, und das Wasser ward blutroth; piff, paff! klang es wieder, und ganze Schaaren wilder Gänse flogen auf aus dem Schilfe, und da knallte es wieder.

Es war eine große Jagd; die Jäger lagen rings um das Moor her, ja einige saßen in den Baumzweigen, die sich weit über das Meer hinstreckten; der blaue Dampf zog wie eine Wolke durch die dunkeln Bäume und senkte sich bis auf das Wasser; in dem Schlamme platschten die Jagdhunde, klatsch, klatsch; Schilf und Rohr wogte nach allen Seiten; das war ein Schreck für die arme Ente! Sie drehte den Kopf um, um ihn unter die Flügel zu bringen, und in dem Augenblick stand dicht neben ihr ein fürchterlich großer Hund, die Zunge hing ihm weit aus dem Halse, und die Augen funkelten gräulich häßlich; er öffnete seinen Rachen gerade gegen unsere Ente, zeigte ihr die scharfen Zähne und platsch! platsch! ging er wieder weg, ohne sie zu nehmen.

»Nun, Gott sei Dank,« — seufzte sie, »ich bin so häßlich, daß selbst der Hund mich nicht fressen mag.«

Und nun blieb sie ganz still liegen, indeß der Hagel im Schilfe sauſete, und Schuß auf Schuß fiel.

Erst spät am Tage ward es stille; aber die arme Kleine wagte noch nicht, sich zu erheben; sie wartete noch mehrere Stunden, ehe sie sich umsah, und dann eilte sie vom Moore weg, so schnell sie konnte; sie lief über Feld und Wiesen, und es war so ein Wind, daß sie Mühe hatte, von der Stelle zu kommen.

Gegen Abend erreichte sie ein armes kleines Bauernhaus; das war so elend, daß es selbst nicht wußte, nach

welcher Seite es umfallen sollte, und deshalb blieb es stehen. Der Wind sauſete so um die arme kleine Ente, daß sie sich auf den Schwanz setzen mußte, um Widerstand zu leisten, und es ward schlimmer und schlimmer. Da bemerkte sie, daß die Thür, welche aus der einen Angel gegangen war, so schief hing, daß sie durch die Spalte in die Stube witschen konnte, und das that sie.

Hier wohnte eine alte Frau mit ihrem Kater und ihrem Huhn, und der Kater, welchen sie Söhnchen nannte, konnte einen Katzenbuckel machen und spinnen, ja er knisterte sogar, aber dann mußte man ihn gegen das Haar streicheln. Das Huhn hatte ganz kleine niedrige Beine, und deshalb nannte man es Küken Kurzbein, es legte gute Eier und die Frau liebte es wie ihr eigenes Kind.

Am Morgen merkte man gleich den neuen Gast, und der Kater fing an zu mianen und das Huhn zu gackeln.

»Was giebt's da?« fragte die Frau und sah rings umher, aber sie sah nicht gut und so glaubte sie, das junge Entchen sei eine fette Ente, die sich verirrt hätte.

»Das wäre ja ein prächtiger Fang!« sagte sie, »nun kann ich ja Enteneier bekommen, wenn's nur kein Entrich ist! Das müssen wir versuchen!«

Und so ward die Ente zur Probe angenommen drei Wochen lang, aber es kam kein Ei. Und der Kater war Herr im Hause und das Huhn war die Madam, und immer sagten sie: wir und die Welt; denn sie meinten, sie wären die Hälfte der Welt, und noch dazu bei weitem die beste. Die Ente glaubte, man könne wohl anderer Meinung sein, aber das duldete das Huhn nicht.

»Kannst Du Eier legen?« fragte es.

»Nein.«

»Nun, so halte den Mund!«

Und der Kater sagte: »Kannst Du einen Buckel machen, spinnen und knistern?«

»Nein.«

»Nun, so sollst Du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen.«

Und die Ente saß in der Ecke, und war schlechten Humors; da fiel es ihr ein, an frische Luft und Sonnenschein zu denken; sie bekam eine so außerordentliche Lust, auf dem Wasser zu schwimmen, daß sie es nicht lassen konnte, dem Huhne davon zu sagen.

»Was Dir doch ankommt!« sagte das Huhn, »Du hast nichts zu thun, daher brütest Du solche Grillen aus! Lege Eier oder spinne, so vergißt Du's.«

»Aber, es ist so köstlich, auf dem Wasser zu schwimmen!« sagte die Ente, »so köstlich, wenn's Einem über dem Kopfe zusammenschlägt, und man bis auf den Grund hinuntertaucht.«

»Nun, das ist ein rechtes Vergnügen,« sagte das Huhn, »Du bist verrückt geworden, glaube ich. Frage den Kater, der ist der klügste Mann, den ich kenne, ob er wohl auf dem Wasser schwimmen oder gar untertauchen möchte, ohne von mir zu reden. Frage sogar unsere Herrschaft, die alte Frau, klüger als die ist Niemand in der Welt; meinst Du, daß sie Lust habe, auf dem Wasser zu schwimmen, und sich das Wasser über dem Kopfe zusammenschlagen zu lassen?«

»Ihr versteht mich nicht,« sagte die Ente.

»Ei was, verstehen wir Dich nicht, wer sollte Dich denn verstehen; Du willst doch wohl nicht klüger sein, als Kater und Frau, ohne von mir zu reden. Stell' Dich nicht so an, Kind, und dank' Du Deinem Schöpfer für all' das Gute, das man Dir gethan hat. Bist Du

nicht in eine warme Stube gekommen, und haſt einen Umgang, von dem Du etwas lernen kannſt? Aber Du biſt ein Dummian, und es iſt langweilig mit Dir umzugehen! Mir kannſt Du glauben, ich meine es gut mit Dir, ich ſage Dir Unannehmlichkeiten, und daran ſoll man ſeine wahren Freunde erkennen! Nun gieb Dir einmal Mühe, ſpinnen oder knixtern zu lernen.«

»Ich glaube, ich will in die weite Welt gehen,« ſagte das Entchen.

»Nun ſo gehe!« antwortete das Huhn.

Und ſo ging die Ente; ſie ſchwamm auf dem Waſſer, ſie tauchte unter, aber von allen Thieren ward ſie überſehen wegen ihrer Häßlichkeit. Nun kam der Herbſt, die Blätter in den Waldungen wurden gelb und braun, der Wind faßte ſie und tanzte mit ihnen herum, und oben in der Luft war es kalt; die Wolken hingen ſchwer hernieder von Hagel oder Schnee, und auf dem Zaun ſaß der Rabe und ſchrie »rab! rab!« vor lauter Kälte; — ja es kann Einen frieren, wenn man nur daran denkt; der armen Ente ging es gewiß nicht gut!

Eines Abends als die Sonne prächtig unterging, kam eine ganze Schaar großer ſchöner Vögel aus dem Gebüſche, die Ente hatte nie etwas ſo Schönes geſehen; ſie waren glänzend weiß mit langen ſchlanken Hälſen; es waren Schwäne; ſie ſtießen einen ſonderbaren Laut aus, breiteten ihre prächtigen langen Flügel aus und flogen fort aus den kalten Gegenden zu wärmeren Ländern, zu offenen Seen! Sie ſtiegen ſo hoch, ſo hoch! und dem kleinen häßlichen Entchen ward ganz ſonderbar zu Muthe: es drehte ſich im Waſſer um wie ein Mühlrad, ſtreckte den Hals hoch empor gegen ſie und ſtieß einen Schrei aus, ſo laut und ſo ſonderbar, daß ihm ſelbſt bange dabei wurde! — — Ach, es konnte ſie nicht vergeſſen, die

herrlichen Vögel, die glücklichen Vögel, und sobald es sie nicht mehr sehen konnte, tauchte es unter bis auf den Grund, und als es wieder hervorkam, war es wie außer sich. Das Entchen wußte nicht, wie die Vögel hießen, nicht, wohin sie flogen, doch liebte es sie, wie es noch nie Jemanden geliebt hatte; es beneidete sie nicht; wie konnte es ihm einfallen, sich eine solche Schönheit zu wünschen, es wäre ja zufrieden gewesen, wenn es nur im Entenhofe von den Enten geduldet wäre, das arme häßliche Thier!

Und der Winter ward so kalt, so kalt; die Ente mußte auf dem Wasser umherschwimmen, um es offen zu erhalten; aber jede Nacht ward die Oeffnung, in welcher sie schwamm, kleiner und kleiner; es fror, daß die Eisrinde krachte; die Ente mußte die Beine wacker brauchen, damit das Wasser nur nicht ganz zufröre; zuletzt ward sie matt, lag still und fror im Eise fest.

Früh am Morgen kam ein Bauer, der sah sie, schlug mit seinem Holzschuh das Eis entzwei und brachte sie nun seiner Frau nach Haus.

Da lebte sie wieder auf. Die Kinder wollten mit ihr spielen, aber unser Entchen glaubte, man wollte sie quälen, und fuhr in ihrem Schreck gerade in die Milchsatte, so daß die Milch in der Stube herumplatschte, die Frau schrie und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen; und da flog sie in den Trog, worin die Butter war, und da wieder in die Mehltonne und wieder hinauf, — aber wie sie nun aussah! — — Die Frau schrie und schlug nach ihr mit der Feuerzange, und die Kinder jagten eins über's andere, um das Entchen zu fangen, und lachten und schrien; gut war es, daß die Thür aufstand; hinaus fuhr sie zwischen die Büsche in den frisch gefallenen Schnee — da lag sie halb wie im Traum.

Aber es würde gar zu traurig sein, all' die Noth

und das Elend zu erzählen, welches sie in dem harten Winter aushalten mußte — sie lag im Moore unter dem Schilfe, als die Sonne wieder anfing, wärmer zu scheinen; — die Lerchen sangen und der schöne Frühling war wieder da.

Da schwang sie mit einem Male ihre Flügel; sie brausten stärker als früher, und trugen sie kräftiger vorwärts, und ehe sie es recht wußte, war sie in einem großen Garten, wo die Apfelbäume in der Blüthe standen, wo die Springen dufteten und von den langen grünen Zweigen niederhingen in die sich windenden Kanäle. O, da war es so schön, so frühjahrsfrisch! und gerade da kamen aus dem Dickicht drei schöne weiße Schwäne; sie brauseten mit den Federn und schwammen auf dem Wasser so leicht, so leicht! Das Entchen kannte die prachtvollen Thiere und ward von einer wunderbaren Wehmuth ergriffen.

»Ich will zu ihnen fliegen, zu den königlichen Vögeln,« sagte sie, »sie werden mich tödten, weil ich, ich häßliches Thier, mich ihnen zu nähern wage! aber das ist einerlei! besser von ihnen getödtet zu werden, als gebissen von den Enten, geschlagen vom Huhn, Fußtritte zu bekommen von dem Mädchen, das die Hühner füttert, und im Winter so viel leiden zu müssen!« — und sie flog in's Wasser und schwamm zu den prächtigen Thieren hin, die sahen sie und schossen mit brausenden Federn ihr entgegen. »Tödtet mich nur,« sagte das arme Thier, und bog seinen Kopf nieder auf das Wasser und erwartete den Tod — doch, was sah sie in dem Wasser! Sie sah unter sich ihr eigenes Bild, aber das war nicht mehr ein plumper schwarzgrauer Vogel, häßlich und widerlich; es war ein Schwan.

Es schadet nicht, im Entenhof geboren zu sein, wenn man nur in einem Schwanenei gelegen hat!

Das gute Geschöpf fühlte sich ordentlich gehoben durch

alle die Sorge und Widerwärtigkeit, welche es erfahren hatte; nun wußte es sein Glück recht zu schätzen, und alle die Herrlichkeit, die ihm entgegenstrahlte. Und die großen Schwäne schwammen um ihn herum und streichelten ihn mit dem Schnabel.

Im Garten liefen kleine Kinder, die warfen Brot und Korn in's Wasser und das kleinste rief:

»Da ist ein neuer!« und die anderen Kinder jubelten mit: »ja, da ist ein neuer gekommen!« und sie schlugen in die Hände und tanzten in der Runde, sie liefen zu Vater und Mutter, und da ward Brot und Kuchen in's Wasser geworfen, und Alle sagten: »Der neue ist doch der beste! so jung und so schön!« und die alten Schwäne neigten sich vor ihm; da fühlte sich der junge ganz beschämt, und steckte den Kopf hinten unter die Flügel, er wußte selbst nicht, was er thun sollte; er war allzuglücklich, aber doch nicht stolz, denn ein gutes Herz wird niemals stolz. Er dachte daran, wie er war verfolgt und verhöhnt worden, und hörte nun Alle sagen, daß er der schönste von allen schönen Vögeln sei; und die Syringen bogen ihre Zweige zu ihm nieder in's Wasser, und die Sonne schien so warm und so schön, da schlugen seine Federn, der schlanke Hals erhob sich und von Herzen jubelte er: »So viel Glück träumte mir nicht, als ich die häßliche Ente war!«

Das Marienblümchen.

Nun höre einmal zu!

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege liegt ein Lusthaus — Du hast es gewiß selbst schon gesehen; vorne ist ein kleiner Garten mit Blumen, und ein Stacket mit grünen Knöpfen; dicht dabei an einem Graben mitten im schönsten Grase wuchs ein kleines Marienblümchen; das wurde von der Sonne eben so schön und warm beschienen, wie die großen Prachtblumen drinnen im Garten, daher wuchs es Stunde für Stunde. Eines Morgens stand es ganz aufgeblüht da mit seinen zarten weißschimmernden Blättern, die wie Strahlen die kleine gelbe Sonne in der Mitte umgaben. Es dachte gar nicht daran, daß es da im Grase von Niemand gesehen würde, es war seelenvergnügt, wandte sich gerade gegen die warme Sonne, sah in sie hinein und hörte auf die Lerche, die in der Luft sang.

Das kleine Marienblümchen war so glücklich, als ob es ein hoher Festtag wäre; und doch war's nur ein Montag. Die Kinder waren in der Schule, und während sie da auf ihren Bänken saßen und lernten, saß das Blümchen auf seinem kleinen grünen Stengel und lernte auch von der warmen Sonne und von Allem rund umher,

wie gut der liebe Gott ist; — und es war recht, als spräche die kleine Lerche das Alles so schön und deutlich aus, was jene in der Stille fühlte! — und die Blume sah mit einer Art Ehrerbietung hinauf zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte; aber es betrübte sie nicht, daß sie selbst es nicht konnte. »Ich höre und sehe ja,« dachte sie, »die Sonne scheint auf mich und der Wind küsset mich — o, wie bin ich doch reich begabet!«

Innerhalb des Stacketes standen viele steife vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, desto mehr warfen sie sich in die Brust. Die Päonien bliesen sich auf, um größer zu sein, als die Rosen; — aber die Größe thut's nicht immer! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben; das wußten sie recht gut, und hielten sich gerade wie eine Kerze, damit man sie noch besser sehen sollte. Sie achteten gar nicht auf das kleine Blümchen da draußen, aber dieses sah desto mehr auf sie und dachte: »wie die reich und schön sind! ja, zu denen fliegt gewiß der prächtige Vogel nieder, die besucht er! Was für ein Glück, daß ich hier in der Nähe einen Platz bekommen habe, und diese Pracht mit ansehen kann!« Und gerade indem es so dachte: »quirrevit!« da kam die Lerche geflogen, aber nicht zu Päonien oder Tulpen, nein, in's Gras herunter zu dem armen Marienblümchen, welches vor lauter Freude so erschrocken war, daß es selbst nicht wußte, was es denken sollte.

Der kleine Vogel tanzte im Grase herum und sang: »Nein, wie ist das Gras doch zart! und sieh, welch eine süße kleine Blume, mit Gold im Herzen und Silber am Kleide!« Der gelbe Fleck im Marienblümchen sah ja auch wirklich aus wie Gold, und die kleinen Blätter rund umher schimmerten silberweiß.

Wie glücklich die kleine Marienblume war — nein, das glaubt Keiner! Der Vogel küßte sie mit seinem Schnabel, sang ihr vor, und flog dann wieder hinauf in die blaue Luft. Es währte gewiß eine Viertelstunde, ehe die Blume wieder zu sich kam. Halb verschämt und doch so innig froh, sah sie nach den Blumen drüben im Garten hinüber; die hatten ja die Ehre und das Glück, das ihr wiederfahren war, mit angesehen; sie mußten begreifen, wie sie sich freute, aber die Tulpen standen da noch einmal so steif, wie vorher, und waren ganz spitz und roth im Gesichte; denn sie hatten sich geärgert. Die Päonien aber waren so dickköpfig — du! es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte das Marienblümchen etwas Gutes zu hören bekommen! Die arme kleine Blume konnte wohl sehen, daß sie nicht guter Laune waren, und das that ihr so herzlich leid. In dem Augenblicke kam ein Mädchen in den Garten hinein, mit einem scharfen, blanken Messer; es ging mitten unter die Tulpen und schnitt eine nach der andern ab. »Uh!« seufzte das kleine Marienblümchen, »das ist ja schrecklich, nun ist's mit ihnen vorbei!« Da ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Marienblümchen war froh, daß es draußen im Grase stand und eine arme kleine Blume war, es fühlte sich so recht dankbar; und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter, schlief ein und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem schönen Vogel.

Am folgenden Morgen, da die Blume wieder frisch und fröhlich alle weißen Blätter wie kleine Arme in Licht und Luft hinausstreckte, erkannte sie die Stimme des Vogels; aber es war so traurig, was er sang! Ja, die arme Lerche hatte guten Grund dazu; sie war gefangen worden und saß nun in einem Bauer dicht am offenen Fenster. Sie sang von dem Glücke, frei umher zu flie-

gen, ſang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der ſchönen Reiſe auf den Schwingen hinauf in die freie Luft. Der arme Vogel war nicht froh geſtimmt; gefangen ſaß er da im engen Bauer!

Das kleine Marienblümchen hätte ihm ſo gern geholfen; aber wie es das anfangen ſollte, ja, das war ſchwer zu ſagen. Es vergaß ſchier, wie ſchön Alles rund umher war, wie warm die Sonne ſchien, wie ſchön weiß ſeine Blätter ſchimmerten — ach, es konnte nur an den gefangenen Vogel denken, für den es nicht im Stande war, etwas zu thun.

Da kamen plötzlich zwei kleine Knaben aus dem Garten heraus, der eine von ihnen hatte ein Meſſer in der Hand, groß und ſcharf, wie das, mit welchem das Mädchen die Tulpen abgeſchnitten hatte. Sie gingen gerade auf das kleine Marienblümchen zu, das gar nicht begreifen konnte, was ſie wollten.

»Hier können wir einen ſchönen Raſen für die Lerche ſchneiden,« ſagte der eine Knabe, und fing an, in einem Viereck tief nieder zu ſchneiden, rund um das Marienblümchen, ſo daß dieſes mitten im Raſen zu ſtehen kam.

»Reiß die Blume heraus!« ſagte der eine Knabe, und das Marienblümchen zitterte ordentlich vor Angſt; denn herausgeriſſen zu werden, das hieß ja das Leben verlieren, und es wollte doch gerne leben, da es mit dem Raſen hinein in's Bauer ſollte zu der gefangenen Lerche.

»Nein, laß ſie ſitzen,« ſagte der andere, »ſie nimmt ſich ſo hübſch aus!« und ſo blieb ſie ſitzen und kam mit in's Bauer zu der Lerche.

Aber der arme Vogel klagte laut über ſeine verlorene Freiheit, und ſchlug mit den Flügeln gegen den Eiſendraht im Bauer; die kleine Blume konnte nicht ſprechen, nicht ein tröſtendes Wort konnte ſie ihm ſagen, ſo

gern sie auch wollte. So ging es den ganzen Vormittag.

»Hier ist kein Wasser!« sagte die gefangene Lerche, »sie sind Alle hinausgegangen und haben mich vergessen; keinen Tropfen Wasser zu trinken! mein Hals ist trocken und brennend! in meinem Innern ist Feuer und Eis, und die Luft ist so schwer! Ach, ich muß sterben; muß den warmen Sonnenschein, das frische Grün verlassen, und all' die Schönheit, die Gott geschaffen hat!« und dabei bohrte sie den kleinen Schnabel in den kühlen Rasen, um sich ein wenig zu erfrischen; da fiel ihr Auge auf das Marienblümchen, und der Vogel nickte ihm zu und küßte es und sagte: »Du mußt hier auch verwelken, du arme kleine Blume! Dich und den grünen Fleck da hat man mir gegeben für die ganze Welt, die ich draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes Deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr sagt mir nur, wie viel ich verloren habe!«

»Wer ihn doch trösten könnte!« dachte die kleine Blume, aber sie konnte kein Blatt rühren, doch der Duft, der aus den feinen Blättern strömte, war viel stärker, als er sonst bei dieser Blume zu sein pflegt; das merkte auch der Vogel, und obgleich er vor Durst verschmachtete, und in seiner Pein die grünen Halme zerraufte, rührte er doch die kleine Blume gar nicht an.

Es ward Abend, und noch kam Niemand, um dem armen Vogel einen Tropfen Wasser zu bringen; da streckte er seine schlanken Flügel aus, schüttelte sie krampfhaft, sein Gesang war ein wehmüthiges Pipi! Der kleine Kopf beugte sich gegen die Blume, und das Herz des Vogels brach vor Mangel und Sehnsucht. Da konnte die Blume nicht, wie am Abend vorher, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen, sie hing krank und traurig nieder zur Erde.

Erſt am andern Morgen kamen die Knaben, und da ſie den Vogel todt ſahen, weinten ſie, weinten viele Thränen und gruben ein niedliches Grab, das ſie mit Blumenblättern ſchmückten. Die Leiche des Vogels kam in eine ſchöne rothe Schachtel, königlich ſollte er begraben werden, der arme Vogel! Als er lebte und ſang, vergaßen ſie ihn, ließen ihn im Bauer ſitzen und Noth leiden, nun ward er hoch gefeiert und viel beweint.

Aber der Raſen mit der Marienblume wurde hinaus in den Staub auf die Straße geworfen, Niemand dachte an ſie, die doch am meiſten für den kleinen Vogel gefühlt hatte, und ihn ſo gerne tröſten wollte.

Der ſtandhafte Zinnſoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnſoldaten, lauter Brüder; denn ſie waren alle aus einem alten zinnernen Löffel gemacht. Das Gewehr hielten ſie im Arme, und das Geſicht gerade aus gerichtet; roth und blau, wunderſchön war ihre Uniform. Das Allererſte, was ſie in dieſer Welt hörten, als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, war das Wort: »Zinnſoldaten!« Das rief ein kleiner Knabe, und klatſchte dabei in die Hände;

er hatte ſie bekommen, weil ſein Geburtstag war, und ſtellte ſie nun auf dem Tiſche auf. Ein Soldat glich dem andern auf ein Haar; nur ein einziger zeichnete ſich etwas aus; er hatte nur ein Bein; denn er war zuletzt gegoſſen, als nicht genug Zinn übrig war; doch ſtand er auf ſeinem einen Beine eben ſo feſt, wie die anderen auf ihren zweien, und er gerade iſt es, deſſen Schickſale merkwurdig ſind.

Auf dem Tiſche, wo ſie aufgeſtellt wurden, ſtand viel anderes Spielzeug; aber was am meiſten in die Augen fiel, das war ein Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenſter konnte man gerade in die Stuben hineinſehen. Vor dem Schloſſe ſtanden kleine Bäume rund um einen kleinen Spiegel, der einen See vorſtellen ſollte; hier ſchwammen Schwäne von Wachs und beſpiegelten ſich. Alles das war recht niedlich, aber das Niedlichſte war doch eine kleine Jungfer, die mitten in der offenen Schloßthür ſtand; ſie war aus Papier geſchnitten, aber ſie trug einen Rock vom klarſten Linon, und ein kleines blaues Band über die Schultern, wie ein Oberkleid; mitten in dieſem ſaß ein ſchimmernder Goldflitter, eben ſo groß, wie ihr ganzes Geſicht. Die kleine Dame ſtreckte ihre beiden Arme aus, denn ſie war eine Tänzerin, und dabei hob ſie das eine Bein ſo hoch in die Höhe, daß der Zinnſoldat es gar nicht finden konnte, und meinte, ſie hätte, wie er, nur ein Bein.

»Das wäre eine Frau für mich,« dachte er, »aber ſie iſt ein bischen vornehm; ſie wohnt in einem Schloſſe, ich habe nur eine Schachtel, und da ſind unſer fünfundzwanzig Mann darin, das iſt kein Platz für ſie! Indeſſen will ich ſuchen, ihre Bekanntſchaft zu machen!« und nun legte er ſich, ſo lang er war, hinter eine Schnupftabacksdoſe, die auf dem Tiſche ſtand; von da konnte er die kleine

ſeine Dame recht beſchauen, die auf einem Beine ſtehen blieb, ohne die Balance zu verlieren.

Als der Abend hereinbrach, kamen alle anderen Zinnſoldaten in ihre Schachtel, und die Leute im Hauſe gingen zu Bette. Nun fingen die Spielſachen an zu ſpielen, ſie ſpielten Beſuch, Krieg und Ball. Die Zinnſoldaten raſſelten in der Schachtel, denn ſie wollten mit dabei ſein, aber der Deckel wollte nicht herunter. Der Nußknacker ſchlug einen Purzelbaum, und der Griffel ſprang auf der Tafel herum; es war ein Spectakel, daß auch der Kanarienvogel erwachte und mitzuſprechen anfing, noch dazu in Verſen. Die beiden einzigen, die ſich nicht von der Stelle rührten, waren der Zinnſoldat und die kleine Tänzerin; ſie blieb in ihrer graziöſen Stellung auf der Fußſpitze mit ausgebreiteten Armen, er war eben ſo feſt auf ſeinem einen Beine, ſein Auge kam nicht einen Augenblick von ihr.

Nun ſchlug die Uhr zwölf, da ſprang auf einmal das Schloß von der Schnupftabacksdoſe auf; aber es war kein Tabak darin; nein, heraus ſprang ein kleiner ſchwarzer Zauberer, ſo ein kleines Kunſtſtück.

»Zinnſoldat!« ſagte der Zauberer, »willſt Du Deine Augen wohl bei Dir behalten!«

Aber der Zinnſoldat that, als hörte er es nicht.

»Na, warte nur: morgen!« ſagte der Zauberer.

Als nun der Morgen da war und die Kinder aus dem Bette kamen, wurde der Zinnſoldat in's Fenſter geſtellt, und, that's nun der Zauberer oder der Zugwind — mit einem Male flog das Fenſter auf, und der Zinnſoldat fiel über Kopf aus dem dritten Stock herunter. Das war eine ſchreckliche Fahrt, er kehrte das eine Beine in die Höhe und blieb auf dem Tſchako ſtehen, mit dem Bajonnet zwiſchen den Pflaſterſteinen.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe kamen gleich herunter, um ihn zu suchen; aber obgleich sie beinahe auf ihn traten, konnten sie ihn doch nicht sehen. Hätte der Zinnsoldat gerufen: »hier bin ich!« so würden sie ihn wohl gefunden haben; aber er fand es nicht schicklich, laut zu schreien, da er in Uniform war.

Nun fing's an zu regnen, ein Tropfen fiel dicker als der andere! es wurde ein wahrer Platzregen. Als der vorbei war, kamen zwei Straßenjungen.

»Sieh da,« sagte der eine, »ein Zinnsoldat, der soll einmal segeln.«

Und sie machten ein Boot aus einer Zeitung, setzten den Zinnsoldaten hinein, und nun segelte er den Rinnstein hinunter: beide Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Himmel! was für Wogen gingen im Rinnstein, und was für ein Strom war da, ja, es hatte aber auch tüchtig gegossen. Das Papierboot wippte auf und nieder, und zwischendurch machte es so rasche Wendungen, daß dem Zinnsoldaten ganz schwindlig wurde; aber er blieb standhaft, veränderte keine Miene, sah gerad' aus und hielt's Gewehr im Arm.

Mit einem Male trieb das Boot unter ein langes Rinnsteinbrett, da ward's so dunkel, als wenn er in seiner Schachtel läge.

»Wo mag ich nun wohl hinkommen?« dachte er, »ja, ja, das ist des Zauberers Schuld! Ach, säße nur die kleine Jungfer hier bei mir im Boote, dann möchte es gern noch einmal so dunkel sein!«

In dem Augenblicke kam eine große Wasserratte, die unter dem Rinnsteinbrette wohnte.

»Hast Du einen Paß?« fragte die Ratte, »her mit dem Passe!«

Aber der Zinnsoldat schwieg stille, und hielt sein Ge-

wehr noch feſter. Das Boot ſchloß vorwärts, und die Ratte hinterher. Hu, wie grimmig ſie die Zähne fletſchte und Stengeln und Strohhalmen zurief:

»Halt' ihn, halt' ihn, er hat den Zoll defraudirt, er hat den Paß nicht gezeigt!«

Aber der Strom wurde ſtärker und ſtärker! Der Zinnſoldat konnte ſchon den hellen Tag ſehen, ehe das Brett aufhörte, aber er hörte auch einen brauſenden Laut, bei dem wohl das tapferſte Herz erbeben konnte. Denk' Dir, wo das Brett zu Ende war, ſtürzte der Rinnſtein ſchnurſtracks in einen großen Kanal hinein; das war für den Soldaten ſo gefährlich, als für uns eine Fahrt über einen mächtigen Waſſerfall.

Nun war er ſchon ſo nahe, daß er nicht mehr anhalten konnte, das Boot ſchoß hinaus; der arme Zinnſoldat hielt ſich ſteif, ſo gut er konnte, Niemand ſollte ihm nachſagen, daß er auch nur mit den Augen geblinzelt hätte. Das Boot ſauſete drei, vier Mal herum, und war voll Waſſer bis zum Rande; es mußte ſinken. Der Zinnſoldat ſtand bis an den Hals im Waſſer; tiefer und tiefer ſank das Boot, mehr und mehr löſete ſich das Papier auf; nun ging das Waſſer dem Soldaten über den Kopf — da dachte er an die kleine niedliche Tänzerin, die er nie wieder ſehen ſollte, und es klang vor ſeinen Ohren:

Gefahr, Gefahr, o Kriegesmann,
Den Tod ſollſt Du erleiden!

Nun ging das Papier auseinander, der Zinnſoldat ſtürzte hindurch — aber im ſelben Augenblicke wurde er von einem großen Fiſche verſchlungen.

Nein, wie war es dunkel drinnen! da war's noch ſchlimmer, als unter dem Rinnſteinbrette; und dabei

war's ſo enge — aber der Zinnſoldat war ſtandhaft, er lag da, ſo lang er war, das Gewehr im Arm.

Der Fiſch ſchoß hin und her, er machte die entſetzlichſten Bewegungen; endlich ward er ganz ſtille; es fuhr wie ein Lichtſtrahl durch ihn hin, das Licht ſchien ganz hell, und es rief Einer: »Zinnſoldat!« Der Fiſch war gefangen worden, auf den Markt gebracht, verkauft, in die Küche gekommen, wo das Mädchen ihn mit einem großen Meſſer aufſchnitt. Sie faßte mit zwei Fingern den Zinnſoldaten mitten um den Leib, und trug ihn in die Stube, wo Alle begierig waren, den merkwürdigen Mann zu ſehen, der Reiſen gemacht hatte im Magen eines Fiſches; — aber der Zinnſoldat war gar nicht ſtolz. Sie ſtellten ihn auf den Tiſch, und da — nein, wie kann's doch wunderbar kommen in dieſer Welt! — der Zinnſoldat war in derſelben Stube, in welcher er früher geweſen war, er ſah dieſelben Kinder, daſſelbe Spielzeug ſtand auf dem Tiſche; das ſchöne Schloß mit der niedlichen kleinen Tänzerin; ſie ſtand noch auf dem einen Beine und hielt das andere hoch in die Höhe; ſie war auch ſtandhaft; das rührte den Zinnſoldaten, er hätte Zinn weinen mögen, aber das ſchickte ſich nicht. Er ſah auf ſie und ſie ſah auf ihn, aber ſie ſagten kein Wort.

Mittlerweile nahm der eine von den kleinen Knaben den Soldaten und warf ihn kurz und gut in den Ofen. Einen Grund dazu gab er nicht an, gewiß war aber der Zauberer in der Doſe Schuld daran.

Da ſtand nun der Zinnſoldat in voller Beleuchtung; er fühlte eine entſetzliche Gluth, ob die von dem wirklichen Feuer oder von der Liebe herrührte, das wußte er nicht. Die Farben hatte er gänzlich verloren, ob das nun auf der Reiſe geſchehen, oder ob es eine Folge ſeiner Gemüthsbewegungen war, kann ich nicht ſagen. Er

sah auf die kleine Mamsell, sie sah auf ihn, und er fühlte es, er schmolz; aber noch stand er standhaft da, das Gewehr im Arme. Da ging eine Thür auf, der Wind faßte die Tänzerin, und wie eine Sylphide flog sie geradres Weges in den Ofen hinein zum Zinnsoldaten, loderte hell auf, und — weg war sie; da schmolz der Soldat zu einem Klumpen zusammen, und als das Mädchen Tags darauf die Asche herausnahm, fand sie seine Ueberreste in der Gestalt eines kleinen Zinnherzens; von der Tänzerin hingegen war nur noch der Goldflitter übrig, und der war kohlschwarz gebrannt.

Der Garten des Paradieses.

Es war einmal ein Königssohn; kein Mensch hatte so viele und so schöne Bücher, wie er; Alles, was in dieser Welt geschehen war, konnte er da herauslesen und abgebildet sehen in prächtigen Bildern. Von jedem Land und jedem Volk konnte er genaue Nachricht bekommen, aber wo der Garten des Paradieses zu finden wäre, davon stand kein Wort in den Büchern; und der, gerade der lag ihm am meisten im Sinne.

Als er noch ganz klein war und eben anfangen sollte zur Schule zu gehen, hatte ihm seine Großmutter erzählt, daß jede Blume im Paradiesgarten der süßeste Kuchen

wäre, und die Staubfaden der feinste Wein; auf der einen stande Geschichte, auf der andern Geographie oder deutsche Sprache. man brauchte nur die Kuchen zu essen, so wüßte man seine Lection; je mehr man äße, desto mehr begriffe und behielte man von Geschichte, Geographie oder deutscher Sprache.

Das glaubte er damals, aber nach und nach, als er größer und klüger ward und mehr lernte, sah er wohl ein, daß die Herrlichkeit im Garten des Paradieses doch noch eine ganz andere gewesen sein müsse.

»O, warum brach doch Eva von dem Baum der Erkenntniß? Warum aß Adam von der verbotenen Frucht? Das hätte ich sein sollen, so wäre es nicht geschehen! nimmer hätte die Sünde in die Welt kommen sollen!«

Das sagte er damals, und das sagte er noch, als er siebzehn Jahre alt war. — Der Paradiesgarten erfüllte alle seine Gedanken.

Eines Tages ging er in's Holz; er ging allein, denn das war sein größtes Vergnügen.

Der Abend fiel herein, die Wolken zogen sich zusammen, es ward ein Regenwetter, als ob der ganze Himmel eine einzige Schleuse wäre, aus der das Wasser hervorstürzte; es war so dunkel, wie es sonst wohl des Nachts im tiefsten Brunnen sein mag. Bald glitt er in das nasse Gras, bald fiel er über nackte Steine, die aus dem felsigen Boden hervorragten. Alles triefte von Wasser, der arme Prinz behielt keinen trocknen Faden am Leibe. Er mußte über große Steinblöcke kriechen, wo das Wasser aus dem hohen Moose herabträufelte. Er war nahe daran umzufallen; da hörte er ein wunderbares Sausen, und vor sich sah er eine große erleuchtete Höhle. Mitten in derselben brannte ein Feuer, an dem man einen ganzen Hirsch hätte braten können, und das ge-

ſchah auch: der ſchönſte Hirſch mit ſeinem zackigen Geweihe war an den Spieß geſteckt und ward langſam gedreht zwiſchen zwei umgehauenen Tannenbäumen. — Eine ältliche Frau, groß und ſtark, als wäre ſie ein verkleideter Mann, ſaß am Feuer und warf ein Stück Holz nach dem andern hinein. »Komm nur näher!« ſagte ſie, »ſetze Dich an's Feuer und laß Dein Zeug trocknen.«

»Hier iſt ein häßlicher Zugwind,« ſagte der Prinz und ſetzte ſich auf den Fußboden.

»Der wird noch ſchlimmer, wenn meine Söhne nach Hauſe kommen!« antwortete die Frau. »Du biſt hier in der Höhle der Winde; meine Söhne ſind die vier Winde der Welt, verſteheſt Du mich?«

»Wo ſind Deine Söhne?« fragte der Prinz.

»Auf dumme Fragen iſt nicht gut antworten,« ſagte die Frau. »Meine Söhne leben auf eigne Hand, ſie ſpielen Fangball mit den Wolken da oben!« und dabei zeigte ſie hinauf in's Blaue.

»Ah ſo,« ſagte der Prinz. — »Ihr ſprecht übrigens etwas hart und ſeid überhaupt nicht ſo ſanft, wie die Frauen, die ich ſonſt um mich ſehe.«

»Ja, die mögen wohl nichts Anderes zu thun haben! Ich muß hart ſein, wenn ich meine Buben in Zucht halten ſoll, aber das kann ich, obgleich ſie ſteife Nacken haben; ſiehſt Du die vier Säcke da an der Wand? Vor denen haben ſie eben ſo viel Reſpect, als Du vor der Ruthe hinter dem Spiegel gehabt haſt. Ich puffe ſie zuſammen, will ich Dir ſagen, und dann kommen ſie in den Sack; da machen wir nicht viel Umſtände; dort ſitzen ſie und kommen nicht heraus, als bis es mir gefällt. — Aber da haben wir den einen!«

Das war der Nordwind; der trat herein mit einer eiſigen Kälte, große Stücke Hagel tanzten über den

Fußboden und Schneeflocken flogen um ihn her. Er hatte Beinkleider und eine Jacke von Bärenfell an: eine Kappe von Seehundsfell hing ihm über die Ohren; lange Eiszapfen hingen ihm am Bart, und ein Hagelkorn nach dem andern rutſchte unter dem Kragen der Jacke hervor.

„Gehen Sie doch nicht gleich an's Feuer!“ ſagte der Prinz „Sie können leicht Froſt an Geſicht und Händen bekommen.“

„Froſt?“ ſagte der Nordwind und lachte laut, „Froſt, das iſt gerade mein größtes Vergnügen! Was biſt Du denn aber für ein Spinkelbein? Wie kommſt Du in die Höhle der Winde?“

„Er iſt mein Gaſt!“ ſagte die Alte, „und biſt Du mit der Erklärung nicht zufrieden, ſo kommſt Du in den Sack! Nun weißt Du meine Meinung.“

Sieh, das half, und der Nordwind erzählte, von wo er kam und wo er den ganzen Monat geweſen war.

„Vom Eismeer komme ich,“ ſagte er, „ich bin auf der Bäreninſel geweſen, mit den ruſſiſchen Wallfiſchfängern. Ich ſaß und ſchlief am Steuerruder, als ſie von Nordkap ſegelten: wenn ich zwiſchendurch ein wenig aufwachte, flog mir der Sturmvogel um die Beine; das iſt ein lächerlicher Vogel, er macht einen raſchen Schlag mit den Flügeln, und dann hält er ſie unbeweglich ausgeſtreckt, und hat Schwung genug.“

„Mach's nur nicht ſo weitläufig!“ ſagte die Mutter der Winde. „Und ſo kamſt Du alſo zur Bäreninſel?“

„Da iſt es prächtig! ein Fußboden recht zum Tanzen gemacht, flach wie ein Teller; halb aufgethauter Schnee mit Moos, ſcharfe Steine und Skelette von Wallfiſchen und Eisbären lagen da, die ſahen aus, wie die Arme und Beine von Rieſen mit einem muſſigen Grün überzogen. Man ſollte glauben, die Sonne habe nie auf

ſie geſchienen. Ich blies ein wenig in den Nebel, damit man den Schuppen ſehen könnte; das war ein Haus, gebaut von einem Wrack und mit Wallfiſchhaut überzogen, die Fleiſchſeite nach außen, voll von Grün und Roth; auf dem Dache ſaß ein lebendiger Eisbär und brummte. Ich ging an den Strand, ſah in die Vogelneſter, ſah auf die nackten Jungen, welche ſchrien und das Maul aufſperrten; da blies ich in die Tauſende von Kehlen hinein, und ſie lernten das Maul halten. Unten wälzten ſich die Wallroſſe wie lebendige Kaldaunen oder wie Rieſenwürmer mit Schweinsköpfen und ellenlangen Zähnen.«

»Du erzählſt gut, mein Sohn!« ſagte die Mutter, »mir läuft dabei das Waſſer im Munde zuſammen.«

»So ging's denn zum Fang: der Harpun ward in des Wallroſſes Bruſt geſtoßen, daß der dampfende Blutſtrahl wie ein Springbrunnen über das Eis ſchoß. Da dachte ich auch an mein Spiel; ich blies auf, und ließ meine Segler, die felſenhohen Eisberge, die Böte einklemmen; hui! wie da Alle pfiffen und ſchrien, aber ich pfiff lauter; die todten Wallfiſchleiber, Kiſten und Tauwerk mußten ſie auf dem Eiſe auspacken; ich ſchüttelte Schneeflocken um ſie her und ließ ſie in den eingeklemmten Böten ſüdwärts treiben, um Seewaſſer zu koſten. Die kommen nicht wieder nach der Bäreninſel!«

»So haſt Du ja Böſes gethan!« ſagte die Mutter der Winde.

»Was ich Gutes gethan habe, können Andere erzählen;« ſagte er, »aber da haben wir meinen Bruder aus dem Weſten, den habe ich am liebſten von Allen; er riecht ſo nach der See und hat ſo eine recht geſunde Kälte an ſich.«

»Iſt das der kleine Zephyr?« fragte der Prinz.

»Ja, freilich iſt das der Zephyr,« ſagte die Alte,

»aber so klein ist er eben nicht mehr. Vor Zeiten war er ein hübscher Junge, aber nun ist das vorbei.«

Er sah aus wie ein wilder Mann, aber er hatte eine Art Fallhut auf, um nicht zu Schaden zu kommen. In der Hand hielt er eine Keule von Mahagoni-Holz, gehauen in den amerikanischen Mahagoni-Wäldern. Geringeres durfte es nicht sein.

»Wo kommst Du her?« sagte die Mutter.

»Aus den Waldwüsten,« sagte er, »wo die dornigen Lianen eine Hecke bilden zwischen jedem Baum, wo die Wasserschlange in dem nassen Grase liegt, und die Menschen unnütz zu sein scheinen.«

»Was machtest Du da?«

»Ich sah auf den tiefen Fluß, sah wie er vom Felsen stürzte und zu Staub zerschlagen gegen die Wolken flog, um den Regenbogen zu tragen; sah einen Büffel im Fluß schwimmen, aber der Strom riß ihn fort; er trieb mit einer Schaar wilder Enten, die flogen auf, wo das Wasser stürzte; der Büffel mußte hinunter; das gefiel mir, und ich blies einen Sturm zusammen, daß die uralten Bäume krachend zu Boden stürzten und zu Splittern zerschellten.«

»Und sonst hast Du nichts gethan?« sagte die Alte.

»Ich habe Wurzelbäume geschossen in den Savannen, ich habe die wilden Pferde getrieben und Kokusnüsse geschüttelt; ja, ja, ich habe Geschichten zu erzählen! Aber man soll nicht Alles sagen, was man weiß, das weißt Du wohl, Du Alte!« und da küßte er seine Mutter dermaßen, daß sie beinahe rücklings umgefallen wäre; das war ein wilder Bursche.

Nun kam der Südwind mit Turban und fliegendem Beduinenmantel

»Hier iſt's tüchtig kalt, hier draußen,« ſagte er, und warf Holz in's Feuer, »man merkt, daß der Nordwind zuerſt gekommen iſt.«

»Hier iſt's ſo heiß, daß man einen Eisbären braten könnte,« ſagte der Nordwind.

»Du biſt ſelbſt ein Eisbär,« ſagte der Südwind.

»Wollt Ihr in den Sack!« fragte die Alte. »Setz' Dich dort auf den Stein und erzähle, wo Du geweſen biſt.«

»In Afrika, Mutter!« antwortete er. »Ich war mit den Hottentotten auf der Löwenjagd im Lande der Kaffern; was für ein Gras wächſt da in der Ebene, grün wie die Oliven! da tanzte das Gnu, und der Strauß lief mit mir in die Wette, aber ich bin doch ſchneller zu Fuß. Ich kam in die Wüſte in den gelben Sand; da ſieht's aus wie auf dem Grunde des Meeres. Ich begegnete einer Caravane; ſie ſchlachteten ihr letztes Kameel, um Waſſer zum Trinken zu bekommen, aber ſie bekamen nicht viel. Von oben braunte die Sonne, von unten briet der Sand. Kein Ende hatte die ausgedehnte Wüſte. Da wälzte ich mich in dem feinen loſen Sande und wirbelte ihn zu großen Säulen auf, das war ein Tanz! — Du hätteſt einmal ſehen ſollen, wie verblüfft das Dromedar daſtand, und wie der Kaufmann den Kaftan über den Kopf zog. Er warf ſich vor mir nieder, wie vor Allah, ſeinem Gott. Nun ſind ſie begraben, aber es ſteht eine Pyramide von Sand über ihnen Allen, wenn ich die einmal wegblaſe, ſo wird die Sonne die weißen Knochen bleichen, da können dann die Reiſenden ſehen, daß früher Menſchen hier geweſen ſind. Sonſt würde man es in der Wüſte nicht glauben!«

»Du haſt alſo nur Böſes gethan!« ſagte die Mutter. »Marſch in den Sack!« und ehe er es wußte, hatte ſie den Südwind um den Leib gefaßt und im Sacke, der

walzte sich auf dem Fußboden herum, aber sie senkte sich darauf, und da mußte er stille liegen.

„Das sind verzweifelt muntre Burschen!“ sagte der Prinz.

„Ja, wahrhaftig!“ antwortete sie, „aber pariren müssen sie. Da haben wir den vierten!“

Das war der Ostwind, der war gekleidet wie ein Chinese.

„So, kommst Du von der Ecke!“ sagte die Mutter, „ich glaubte, Du wärst im Paradiesgarten gewesen!“

„Dahin fliege ich erst morgen,“ sagte der Ostwind, „morgen sind es hundert Jahre, seit ich dort war. Ich komme nun von China, wo ich um den Porzellanthurm tanzte, daß alle Glocken klangen. Unten auf der Straße wurden die Beamten geprügelt, daß die Bambusrohre auf ihren Schultern zersplitterten: und das waren Leute vom ersten bis zum neunten Grad: sie schrien: „Dank, Dank, mein väterlicher Wohlthäter!“ aber sie meinten's nicht so, und ich klingelte dazu mit den Glocken und sang, klang, klang, klu!“

„Du bist ein ausgelassener Bube,“ sagte die Alte, „es ist gut, daß Du morgen in den Paradiesgarten kommst, das fördert immer Deine Bildung; trinke nur tüchtig aus der Quelle der Weisheit und bringe mir eine kleine Flasche voll mit.“

„Das will ich,“ sagte der Ostwind. „Aber warum hast Du denn meinen Bruder aus dem Süden in den Sack gesteckt? laß ihn heraus! er soll mir vom Vogel Phönix erzählen, von dem Vogel will die Prinzessin im Paradiesgarten immer hören, wenn ich ihr alle hundert Jahre einen Besuch mache. Mach den Sack auf! Du bist auch meine süßeste Mutter, und ich will Dir zwei

Taſchen voll Thee ſchenken, ſo friſch und grün, wie ich ihn an Ort und Stelle pflückte.«

»Nun denn, um des Thee's willen und weil Du ja doch mein Herzblatt biſt, will ich den Sack öffnen.« Das that ſie, und der Südwind kroch hervor, aber er ließ die Ohren gewaltig hängen, weil der fremde Prinz das geſehen hatte.

»Da haſt Du ein Palmblatt für die Prinzeſſin,« ſagte der Südwind, »das Blatt hat mir der alte Vogel Phönix, der einzige der in der Welt war, gegeben, er hat mit ſeinem Schnabel ſeine ganze Lebensbeſchreibung während der hundert Jahren, die er gelebt hat; darauf gekritzelt; nun kann ſie es ſelbſt leſen. Ich ſah, wie der Vogel Phönix ſelbſt Feuer an ſein Neſt legte, ſich darauf ſetzte und verbrannte, wie die Frau eines Hindus. — Wie kniſterten die grünen Zweige, und was war das für ein Rauch und ein Duft! Zuletzt ging Alles in Flammen auf, der alte Vogel Phönix ward zu Aſche, aber ſein Ei lag glühend roth im Feuer; es barſt mit einem großen Knall, und das Junge flog heraus; der iſt nun Herrſcher über alle Vögel und der einzige Vogel Phönix in der Welt. Er hat ein Loch in's Blatt, das ich Dir gab, gebiſſen, das iſt ſein Gruß an die Prinzeſſin.«

»Nun laßt uns auch etwas zu leben bekommen,« ſagte die Mutter der Winde, und da ſetzten ſie ſich Alle, um den gebratnen Hirſch zu verzehren, und der Prinz ſaß neben dem Oſtwind, daher wurden ſie bald gute Freunde.

»Hör', ſag' mir einmal,« begann der Prinz, »was iſt das für eine Prinzeſſin, von der ſo viel geſprochen wird, und wo liegt der Garten des Paradieſes?«

»Ho, Ho!« ſagte der Oſtwind, »willſt Du dahin? ja ſo flieg morgen mit mir; aber das muß ich Dir denn doch ſagen, kein Menſch iſt da geweſen ſeit Adam und

Eva's Zeit. Die kennst Du ja wohl aus der biblischen Geschichte!«

»Ja, freilich!« sagte der Prinz.

»Damals, als sie vertrieben wurden, sank der Garten des Paradieses unter die Erde, aber er behielt seinen warmen Sonnenschein, seine milde Luft und all' seine Herrlichkeit. Die Königin der Feen wohnt darin; da liegt die Insel der Seligkeit, wohin der Tod nie dringt, und wo das Leben so schön ist! Setz' Dich morgen auf meinen Rücken, so will ich Dich mitnehmen; ich denke, das laßt sich machen! Aber nun schwatze nicht mehr, denn ich will schlafen.«

Und darauf schliefen sie Alle. Früh am Morgen erwachte der Prinz und war nicht wenig erstaunt zu sehen, daß er schon weit über den Wolken war. Er saß auf dem Rücken des Ostwinds, der ihn treulich festhielt; sie waren so hoch in der Luft, daß Wälder und Felder, Flüsse und Seen sich ausnahmen wie eine große illuminirte Landkarte.

»Guten Morgen!« sagte der Ostwind. »Du könntest übrigens gern noch ein wenig schlafen, denn es nicht viel zu sehen an dem flachen Lande unter uns, wenn Du nicht vielleicht Lust hast, Kirchen zu zählen, die stehen wie Kreidepunktchen da unten auf dem grünen Brette.« Es waren Felder und Wiesen, welche er das grüne Brett nannte.

»Es war unartig, daß ich von Deiner Mutter und Deinen Brüdern nicht Abschied nahm,« sagte der Prinz.

»Wenn man schläft, ist man entschuldigt,« sagte der Ostwind, und nun flogen sie noch schneller von dannen: man konnte es hören in den Gipfeln der Bäume: wenn sie drüber hinfuhren, rauschten alle Zweige und Blätter; man konnte es sehen an dem Meere und an den Seen,

denn wo ſie flogen, gingen die Wellen höher und die groſſen Schiffe neigten ſich tief in's Waſſer, wie ſchwimmende Schwäne.

Gegen Abend, als es dunkel ward, ſahen die großen Städte recht drollig aus: die Lichter brannten da unten, bald hier, bald dort; es war accurat, als wenn man an einem Stück verbrannten Papiers die vielen Fünkchen ſieht, die den Küſter bedeuten, der mit ſeinen Jungen ausgeht. Und der Prinz klatſchte in die Hände, aber der Oſtwind bat ihn das zu laſſen, und ſich lieber feſt zu halten, ſonſt könne er leicht fallen und an einer Kirchthumſpine hängen bleiben.

Der Adler in den dunklen Wäldern flog ſchnell genug, aber der Oſtwind flog ſchneller. Der Koſak auf ſeinem kleinen Pferde jagte über die Steppe, aber der Prinz jagte noch ganz anders.

»Nun kannſt Du den Himalaia ſehen,« ſagte der Oſtwind, »das iſt der höchſte Berg in Aſien; nun kommen wir bald an den Garten des Paradieſes!« Drauf drehten ſie mehr gegen Süden und bald duftete es da von Gewürzen und Blumen. Feigen und Granatäpfel wuchſen wild, und am wilden Wein hingen rothe und weiße Trauben. Hier ſtiegen ſie beide nieder, ſtreckten ſich in's weiche Gras, wo die Blumen dem Winde zuwinkten, als wollten ſie ſagen: »Willkommen, willkommen!«

»Sind wir nun in dem Garten des Paradieſes?« fragte der Prinz.

»Nein, noch nicht!« ſagte der Oſtwind, »aber wir kommen bald hin. Siehſt Du die Felſenwand dort und die groſſe Höhle, wo die Weinranken hängen wie groſſe grüne Gardinen. Da ſollen wir durch. — Hüll' Dich in Deinen Mantel, hier brennt die Sonne, aber einen Schritt weiter und es iſt eiſig kalt. Der Vogel, der a

der Höhle vorbei fliegt, hat den einen Flügel hier draußen im warmem Sommer und den anderen drinnen im kalten Winter.«

»So, das iſt der Weg in den Garten des Paradieſes?« fragte der Prinz.

Nun gingen ſie denn in die Höhle. hui, wie war es da eingekalt, aber das dauerte nicht lange. Der Oſtwind breitete ſeine Flügel aus, und ſie glänzten wie das reinſte Feuer. — nein, welche Höhle! Die großen Steinblöcke, von denen das Waſſer tröpfelte, hingen über ihnen in den ſonderbarſten Geſtalten: bald war es ſo eng, daß ſie auf Händen und Füßen kriechen mußten, bald ſo hoch und breit wie in der freien Luft. Es ſah aus wie Grabcapellen mit ſtummen Orgelpfeifen und verſteinerten Orgeln.

»Wir gehen wohl durch den Weg des Todes in den Garten des Paradieſes?« ſagte der Prinz, aber der Oſtwind antwortete keine Silbe, zeigte vorwärts, und das ſchönſte blaue Licht ſtrahlte ihnen entgegen. — Die Steinblöcke über ihnen wurden mehr und mehr wie ein Nebel und zuletzt ſo klar wie eine weiße Wolke im Mondſchein. Nun waren ſie in der ſchönſten milden Luft, ſo friſch wie auf den Bergen, ſo duftend wie bei den Roſen des Thals.

Da ſtrömte ein Fluß, ſo klar wie die Luft ſelbſt, und die Fiſche waren wie Silber und Gold; purpurrothe Aale, die bei jeder Biegung blaue Funken ſprühten, ſpielten unten im Waſſer, und die breiten Blätter der Teichroſe hatten die Farben des Regenbogens, die Blume ſelbſt war eine rothgelb brennende Flamme, der das Waſſer Nahrung gab, wie das Oel der Lampe; eine feſte Brücke von Marmor, aber ſo fein und künſtlich geſchnitten, als wäre ſie von Spitzen und Glasperlen, führte über das Waſſer zu der Inſel der Seligkeit, wo der Garten des Paradieſes blühte.

Der Oſtwind nahm den Prinzen auf ſeine Arme und trug ihn hinüber. Da ſangen die Blumen und Blätter die ſchönſten Geſänge von ſeiner Kindheit, aber in ſo lieblich ſchwellenden Tönen, wie keine menſchliche Stimme hienieden ſingen kann. Waren es Palmenbäume oder rieſengroße Waſſerpflanzen, die hier wuchſen, ſo große ſaftvolle Bäume hatte der Prinz noch nie geſehen; in langen Kränzen hingen da die ſeltſamſten Schlingpflanzen, wie man ſie in Farben und Gold auf dem Rande der alten Heiligenbücher findet, oder wie ſie ſich da durch die Anfangsbuchſtaben durchſchlingen. Es waren die ſonderbarſten Zuſammenſetzungen von Vögeln, Blumen und Schnörkeln. Im Graſe dicht daneben ſtand eine Schaar Pfauen mit ausgebreiteten ſtrahlenden Schwänzen. Ja wirklich, ſo war es! — aber nein, als der Prinz ſie berührte, merkte er, daß es nicht Thiere, ſondern Pflanzen waren: es waren große Kletten, die hier wie die prächtigen Schwänze der Pfauen ſtrahlten. Löwen und Tiger ſprangen wie geſchmeidige Katzen zwiſchen den grünen Hecken, die wie die Blumen des Oelbaums dufteten, und der Löwe und der Tiger waren zahm; die wilde Holztaube, glänzend wie die ſchönſte Perle, klatſchte mit ihren Flügeln des Löwen Mähne und die ſonſt ſo ſcheue Antilope ſtand und nickte mit dem Kopfe, als ob ſie auch mitſpielen wollte.

Nun kam die Fee des Paradieſes; ihre Kleider glänzten wie die Sonne, und ihr Geſicht war mild wie das einer glücklichen Mutter, wenn ſie ſich recht über ihre Kinder freuet. Sie war ſo jung und ſchön, und es folgten ihr die ſchönſten Mädchen, jedes mit einem funkelnden Sterne im Haare.

Der Oſtwind gab ihr das beſchriebene Blatt vom Vogel Phönix, und ihre Augen ſtrahlten von Freude; ſie nahm den Prinzen bei der Hand und führte ihn in ihr

Schloß, wo die Wände Farben hatten wie das prächtigste Tulpenblatt, wenn man's gegen die Sonne hält; die Decke war eine einzige strahlende Blume, und je mehr man hineinsah, desto tiefer schien ihr Kelch. Der Prinz trat an's Fenster und sah durch eine der Scheiben, da sah er den Baum der Erkenntniß mit der Schlange, und Adam und Eva standen daneben. „Sind die nicht vertrieben?“ fragte er, und die Fee lächelte und erklärte ihm, so habe auf jeder Scheibe die Zeit ihr Bild hier eingebrannt, aber nicht ein Bild, wie man's sonst wohl sieht, nein, das Bild hatte Leben; die Blätter der Bäume bewegten sich, die Menschen kamen und gingen wie in einem Spiegelbilde. Und er sah durch eine andere Scheibe, da war Jakob's Traum; die Leiter stieg gerade hinein in den Himmel, und die Engel mit großen Flügeln schwebten auf und nieder. Ja, Alles was geschehen war in dieser Welt, lebte und bewegte sich in den Glasscheiben; so künstliche Malereien konnte nur die Zeit einbrennen.

Die Fee lächelte und führte ihn in einen großen, hohen Saal, dessen Wände mit transparenten Malereien bedeckt schienen, ein Gesicht schöner als das andere; da waren Millionen von Seligen, die lächelten und sangen, so daß es in eine Melodie zusammenfloß; die allerobersten waren so klein, so klein — kleiner als die geringste Rosenknospe, wenn man sie wie ein Pünktchen auf das Papier zeichnet. Und mitten im Saal stand ein großer Baum mit hängenden üppigen Zweigen; goldene Aepfel, große und kleine, hingen wie Apfelsinen zwischen den grünen Blättern. Das war der Baum der Erkenntniß, von dessen Frucht Adam und Eva gegessen hatten. Von jedem Blatte tropfte ein rother schimmernder Thautropfen; es war als weinte der Baum blutige Thränen.

„Laß uns nun in's Boot steigen!“ sagte die Fee,

»wir wollen Erfriſchungen genießen, draußen auf dem ſchwellenden Waſſer! das Boot ſchaukelt, doch kommt's nicht von der Stelle; aber alle Lande der Welt gleiten an unſern Augen vorüber.« Und es war wunderbar zu ſehen, wie die ganze Küſte ſich bewegte. Da kamen die hohen, ſchneebedeckten Alpen, mit Wolken und ſchwarzen Tannen, das Horn erklang ſo wehmüthig tief, und im Thale jodelte luſtig der Hirte. Jetzt ſenkten die Bananenbäume ihre langen, hängenden Zweige nieder in's Boot, kohlſchwarze Schwäne ſchwammen auf dem Waſſer, und die ſeltſamſten Thiere und Blumen ließen ſich ſehen am Ufer: das war Neuholland, der fünfte Welttheil, der mit einer Ausſicht auf die blauen Berge vorbeiglitt. Man hörte die Geſänge der Prieſter und ſah den Tanz der Wilden zum Schall der Trommel und der beinernen Tuba. Aegyptens in die Wolken ragende Pyramiden, umgeſtürzte Säulen und Sphinxe, ſegelten vorbei. Nordlichte brannten über den Jökuln des Nordens, das war ein Feuerwerk, wie Keiner es nachmachen kann. Der Prinz war ſo glücklich, — und er ſah hundert Mal mehr als was wir hier erzählen.

»Und immer darf ich hier bleiben?« fragte er.

»Das kommt auf Dich ſelbſt an!« antwortete die Fee. »Läſſeſt Du Dich nicht, wie Adam, verführen, das Verbotene zu thun, ſo kannſt Du immer hier bleiben.«

»Ich werde die Aepfel auf dem Baum der Erkenntniß nicht anrühren!« ſagte der Prinz. »Hier ſind ja tauſend Früchte ſo ſchön wie die!«

»Prüfe Dich ſelbſt, und biſt Du nicht ſtark genug, ſo gehe mit dem Oſtwind, der Dich brachte: er fliegt nun zurück, und kommt in hundert Jahren nicht wieder; die Zeit wird hier für Dich vergehen, als wären es hundert Stunden: aber es iſt eine lange Zeit für Verſuchung und

Sünde. Jeden Abend, wenn ich von Dir gehe, muß ich Dir zurufen: 'komm mit!' ich muß mit der Hand Dir winken, aber bleibe zurück. Gehe nicht mit, denn da wächſt mit jedem Schritte Deine Sehnſucht: Du kommſt in den Saal, wo der Baum der Erkenntniß ſtehet; ich ſchlafe unter den duftenden hängenden Zweigen, Du wirſt Dich über mich beugen, aber drückſt Du einen Kuß auf meinen Mund, ſo ſinkt das Paradies tief in die Erde, und es iſt für Dich verloren. Der ſcharfe Wind der Wüſte wird Dich umſauſen, der kalte Regen von Deinem Haar träufeln, Kummer und Noth wird Dein Erbtheil.«

»Ich bleibe hier!« ſagte der Prinz, und der Oſtwind küßte ihn auf die Stirne und ſagte: »Sei ſtark, ſo ſehen wir uns nach hundert Jahren wieder! Leb wohl, leb wohl!« und der Oſtwind breitete ſeine großen Flügel aus; ſie glänzten wie das Wetterleuchten in der Ernte, oder wie das Nordlicht im kalten Winter. »Leb wohl, leb wohl!« klang es von Blumen und Bäumen. Störche und Pelikane flogen in Reihen wie flatternde Bänder und gaben das Geleit bis an die Grenze des Gartens.

»Nun fangen unſere Tänze an,« ſagte die Fee, »am Schluſſe, wo ich mit Dir tanze, wirſt Du beim Scheiden der ſinkenden Sonne ſehen, wie ich Dir winke, Du wirſt mich rufen hören: komm mit! Aber folge mir nicht! hundert Jahre hindurch muß ich den Ruf jeden Abend wiederholen; mit jedem Abend wächſt Deine Kraft, zuletzt denkſt Du nimmer daran. Heute iſt das erſte Mal; ich habe Dich gewarnt!«

Und die Fee führte ihn in einen großen Saal von weißen durchſichtigen Lilien; die gelben Staubfäden der Lilien waren kleine goldne Harfen, welche wie Saitenton und Flötenlaut klangen. Liebliche Mädchen, leicht und ſchlank, die reizenden Formen unverhüllt von dem wallen-

den Florgewande, ſchwebten tanzend umher und ſangen wie ſchön das Leben ſei, und daß der Tod ſich nimmer nahen, daß des Paradieſes Garten ewig blühen ſolle.

Und die Sonne ging unter: der ganze Himmel war reines Gold, und in dem purpurnen Glanze ſchimmerten die Lilien gleich den ſchönſten Roſen, und der Prinz trank von dem ſchäumenden Wein, den die Mädchen ihm reichten, und er fühlte eine Seligkeit wie nie zuvor; er ſah, wie der Hintergrund des Saals ſich öffnete, und da ſtand der Baum der Erkenntniß in einem Glanze, der ſein Auge blendete: der Geſang tönte herüber, ſo ſanft und ſchön wie ſeiner Mutter Stimme, und es war, als ſänge ſie: »Mein Kind, mein liebes, liebes Kind!«

Und zärtlich winkte die Fee und rief: »komm mit, komm mit!« und er ſtürzte ihr entgegen, vergaß ſein Gelübde, vergaß es ſchon am erſten Abend, und ſie winkte und lächelte.

Der Duft, der würzige Duft ringsum ward ſtärker, lieblicher tönten die Harfen, und es war, als ob die Millionen lächelnder Köpfe im Saale, in welchem der Baum wuchs, nickten und ſängen: »Alles muß man kennen! der Menſch iſt der Erde Herr!« und es waren nicht mehr blutige Thränen, die von den Blättern des Baums der Erkenntniß tropften, es waren rothe, funkelnde Sterne, ſo ſchien's ihm.

»Komm mit, komm mit!« klangen die bebenden Töne, und bei jedem Schritte braunten die Wangen des Prinzen heißer, ſein Blut ſtrömte raſcher.

»Ich muß,« ſagte er, »es iſt ja keine Sünde, kann unmöglich Sünde ſein! warum der Schönheit und der Freude nicht folgen? ſie ſchlafen ſehen will ich! damit iſt ja nichts verloren, wenn ich ſie nur nicht küſſe, und küſſen

will ich ſie nicht, — ich bin ſtark, ich habe einen feſten Willen!«

Und die Fee warf ihr glänzendes Gewand von ſich, bog die Zweige auseinander und im nächſten Augenblicke war ſie darinnen verborgen.

»Noch habe ich nicht geſündigt!« ſagte der Prinz, »und ich will es auch nicht;« und er ſchlug die Zweige zur Seite, da ſchlief ſie — ſchön, wie nur die Fee im Garten des Paradieſes es ſein kann; ſie lächelte im Traum, er bog ſich über ſie, und ſah Thränen beben zwiſchen ihren Wimpern. »Weinſt Du über mich?« lispelte er, »weine nicht, Du lieblichſtes Weib!« Nun erſt begreife ich das Glück des Paradieſes, es ſtrömt durch mein Blut, durch meine Gedanken, des Cherubs Kraft und ewiges Leben fühle ich in meinem irdiſchen Körper; laß es auf ewig Nacht für mich werden; eine Minute wie dieſe iſt Reichthum genug!« und er küßte die Thräne von ihrem Auge, ſein Mund berührte den ihrigen — da erſcholl ein furchtbarer Donnerſchlag, ſo tief und ſchrecklich, wie es noch Keiner jemals gehört hat, und Alles ſtürzte zuſammen: die reizende Fee, das blühende Paradies verſank, es ſank ſo tief, ſo tief, der Prinz ſah es ſinken in die ſchwarze Nacht; wie ein kleiner ſchimmernder Stern ſtrahlte es in weiter Ferne. Todeskälte durchfuhr ſeine Glieder, er ſchloß ſeine Augen und lag lange wie todt.

Der kalte Regen fiel auf ſein Geſicht, der ſcharfe Wind blies um ſeine Stirn, da kehrten ſeine Gedanken zurück. »Was habe ich gethan!« ſagte er, »ich habe geſündigt, wie Adam; geſündigt, und das Paradies iſt tief hinunter geſunken!« und er öffnete ſein Auge: den Stern in weiter Ferne, den Stern, welcher funkelte wie das verſunkene Paradies, ſah er noch — es war der Morgenſtern am Himmel.

Er erhob ſich und war in dem großen Walde nahe bei der Höhle der Winde; und die Mutter der Winde ſaß an ſeiner Seite, ſie ſah unwillig aus und hob ihren Arm in die Höhe.

»Schon den erſten Abend?« ſagte ſie, »ich dachte es wohl; ja, wärſt Du mein Sohn, Du ſollteſt fürwahr in den Sack!«

»Da hinein ſoll er!« ſagte der Tod; das war ein ſtarker alter Mann mit einer Senſe in der Hand und mit großen ſchwarzen Flügeln. »In den Sarg ſoll er gelegt werden, aber jetzt nicht; ich merke mir ihn, laß ihn nur noch eine Weile auf der Erde wandern und ſeine Sünde verſöhnen, laß ihn gut und beſſer werden! — ich komme einmal. Wenn er es am wenigſten erwartet, ſtecke ich ihn in den ſchwarzen Sarg; den ſetze ich auf meinen Kopf und fliege dem Sterne zu; auch da blüht des Paradieſes Garten; iſt er dann gut und fromm, ſo ſoll er hinein, aber iſt ſein Kopf und ſein Herz noch voll von Sünde, ſo ſinkt er mit dem Sarge tiefer, als das Paradies verſank, und nur alle tauſend Jahre hole ich ihn wieder, damit er tiefer ſinke oder auf dem Sterne bleibe, dem funkelnden Sterne da oben!«

Der Schweinehirt.

Es war einmal ein armer Prinz, der hatte ein Königreich; das war zwar ganz klein, aber doch immer groß genug, um darauf zu heirathen, und heirathen wollte er.

Nun war es ja freilich etwas dreist von ihm, daß er zu des Kaisers Tochter sagen mochte: »willst Du mich?« aber er that es doch, denn sein Name war weit und breit berühmt, und es waren hundert Prinzessinnen, die ja! und schönen Dank! dazu gesagt hätten — aber wir wollen sehen, ob sie das that.

Nun hört nur:

Da, wo der Vater des Prinzen begraben lag, wuchs ein Rosenstock — o, ein wunderschöner Rosenstock, der blühte nur alle fünf Jahre einmal und trug dann auch nur eine Blume, aber das war eine Rose! die duftete so süß, daß man alle seine Sorgen und Bekümmernisse vergaß, wenn man daran roch, und ferner hatte er eine Nachtigall, die konnte singen, als ob alle die schönsten Melodien in ihrer kleinen Kehle säßen. Rose und Nachtigall sollte die Prinzessin haben; daher wurden beide in große silberne Futterale gesteckt und ihr zugesandt.

Der Kaiser ließ sie vor sich her in den großen Saal

tragen, wo die Prinzeſſin war und mit ihren Hofdamen »Beſuch« ſpielte: als ſie nun die großen Futterale mit den Geſchenken ſah, klatſchte ſie vor Freude in die Hände.

»Ach, wenn's doch nur eine kleine Miekan wäre!« ſagte ſie — aber da kam der Roſenſtock zum Vorſchein mit der ſchönen Roſe.

»Nein, wie iſt die niedlich gemacht!« ſagten alle Hofdamen.

»Sie iſt mehr als niedlich!« ſagte der Kaiſer, »ſie iſt ſcharmant!«

Aber die Prinzeſſin berührte ſie und war nahe daran zu weinen.

»Pfui, Papa!« ſagte ſie, »ſie iſt gar nicht gemacht, ſie iſt natürlich!«

»Pfui!« ſagten die Hofleute, »ſie iſt natürlich!«

»Aber laßt uns doch erſt ſehen, was in dem andern Futterale iſt, ehe wir böſe werden!« meinte der Kaiſer, und da kam die Nachtigall hervor, die ſang ſo ſchön, daß man zuerſt nichts Böſes von ihr zu ſagen wußte.

»Superbe! charmant!« ſagten die Hofdamen, denn ſie ſchwatzten alle mit einander franzöſiſch, die eine noch ſchlechter, als die andere.

»Wie der Vogel mich an die Spieldoſe der hochſeligen Kaiſerin erinnert!« ſagte ein alter Cavalier; »ach ja, es iſt ganz derſelbe Ton, derſelbe Vortrag!«

»Ja, ja,« ſagte der Kaiſer und weinte dazu, wie ein kleines Kind.

»Ich will doch nicht hoffen, daß der Vogel ein natürlicher Vogel iſt!« ſagte die Prinzeſſin.

»Ja, es iſt ein natürlicher Vogel!« ſagten Die, welche ihn gebracht hatten.

»Nun, ſo laßt den Vogel fliegen,« ſagte die Prin-

zessin, und wollte den Prinzen durchaus nicht vor sich lassen.

Der ließ sich aber nicht abschrecken: er bemalte sein Gesicht mit Braun und Schwarz, zog die Mütze weit über die Ohren und klopfte an.

»Guten Tag, Herr Kaiser!« sagte er, »könnte ich wohl hier auf dem Schlosse in Dienst kommen?«

»Ja wohl,« sagte der Kaiser, »ich brauche gerade Einen, der auf die Schweine passet, denn deren haben wir hier viele!«

So wurde also der Prinz als kaiserlicher Schweinehirt angestellt. Er bekam eine schlechte kleine Kammer unten beim Schweinestalle, da mußte er bleiben; aber den ganzen Tag saß er und arbeitete, und am Abend hatte er einen niedlichen kleinen Kochtopf gemacht; rund herum hingen kleine Glocken, und sobald der Topf kochte, klingelten diese ganz allerliebst und spielten die alte Melodie:

»Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!«

aber das Allerkünstlichste war doch, daß, wenn man den Finger in den Dampf des Kochtopfs hielt, man gleich riechen konnte, was für Gerichte auf jedem Heerde in der ganzen Stadt gekocht wurden — sieh, das war etwas ganz Anderes, als die Rose.

Nun kam die Prinzessin mit allen ihren Hofdamen heranspaziert: als sie die Melodie hörte, blieb sie stehen und sah ganz vergnügt aus; denn sie konnte auch spielen: »Ach, du lieber Augustin,« es war das einzige Stück, welches sie konnte, aber das spielte sie auch mit einem Finger.

»Das ist ja mein Stück!« sagte die Prinzessin, »ei, das muß ein gebildeter Schweinehirt sein! hör', ach'

einmal hinein, und frag' ihn, was das Instrument kostet.«

Und eine von den Hofdamen mußte hineinlaufen, aber sie zog vorher Holzpantoffeln an.

»Was willst Du für den Kochtopf haben?« sagte die Hofdame.

»Ich will zehn Küsse von der Prinzessin haben!« sagte der Schweinehirt.

»Gott bewahre!« sagte die Hofdame.

»Ja, billiger kann ich's nicht lassen!« antwortete der Schweinehirt.

»Er ist ein unartiger Mensch!« sagte die Prinzessin und ging fort; — aber als sie ein Stückchen gegangen war, klangen die Glocken so schön:

»Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!«

»Hör'!« sagte die Prinzessin, »frag' ihn, ob er zehn Küsse von meinen Hofdamen haben will.«

»Nein, danke!« sagte der Schweinehirt, »zehn Küsse von der Prinzessin, oder ich behalte den Kochtopf.«

»Das ist doch unausstehlich!« sagte die Prinzessin, »aber dann müßt ihr vor mir stehen, damit Keiner es zu sehen bekommt.«

Und die Hofdamen stellten sich vor sie hin und breiteten ihre Kleider aus; da bekam der Schweinehirt die zehn Küsse und die Prinzessin den Kochtopf.

Das war eine Lust! Den ganzen Abend und den ganzen Tag mußte der Topf kochen; es war kein Schornstein in der ganzen Stadt, von dem sie nicht wußten, was da gekocht ward, weder beim Kammerherrn, noch beim Schuhflicker. Die Hofdamen tanzten und klatschten in die Hände.

»Wir wissen, wer heute Pfannkuchen und Pfannkuchen

hat! wir wissen, wer heute Karbonade und Nudeln hat! wie interessant!«

»Ja, aber haltet mir reinen Mund, denn ich bin des Kaisers Tochter!«

»Ih, Gott bewahre!« sagten sie alle.

Der Schweinehirt, — das heißt, der Prinz, aber sie wußten ja nicht anders, als daß er nur ein häßlicher Schweinehirt war, — ließ keinen Tag hingehen, ohne etwas zu arbeiten: er machte also eine Schnarre, wenn man die herumschwenkte, so erklangen alle Walzer und Hopser, die man seit Erschaffung der Welt gehört hat.

»Ah, das ist superb!« sagte die Prinzessin, indem sie vorbeiging, »ich habe nie eine schönere Composition gehört! Geh doch einmal hinein, und frag' ihn, was das Instrument kostet: — aber ich küsse nicht!«

»Er will hundert Küsse von der Prinzessin!« sagte die Hofdame, welche hineingegangen war, um ihn zu fragen.

»Ich glaube, er ist nicht recht klug!« sagte die Prinzessin und ging; doch als sie ein Stück Weges gegangen war, blieb sie stehen. »Man muß die Kunst aufmuntern!« sagte sie, »ich bin des Kaisers Tochter. Sag' ihm, er solle zehn Küsse von mir haben, wie gestern, die übrigen kann er sich von meinen Hofdamen geben lassen.«

»O — aber wir wollten sie ungern!« sagten die Hofdamen.

»Ach was, Schnack!« sagte die Prinzessin, »wenn ich ihn küssen kann, so könnt Ihr es auch! Denkt daran, daß ich Euch Lohn und Brot gebe!« und so mußten die Hofdamen wieder zu ihm hinein gehen.

»Hundert Küsse von der Prinzessin,« sagte er, »oder ein Jeder behält, was er hat.«

»Stellt Euch herum!« sagte sie, und alle Hofdamen stellten sich vor sie hin, und er küßte.

»Was ist denn das für ein Auflauf, da unten beim Schweinestall?« sagte der Kaiser, welcher auf den Altan getreten war; er rieb sich die Augen und setzte die Brille auf: »das sind ja die Hofdamen; ich muß wohl einmal zu ihnen hinunter!« und da zog er seine Pantoffeln hinten auf; denn es waren Schuhe, die er niedergetreten hatte.

Daß dich! wie er sich sputete!

Sobald er hinunter in den Hof gekommen war, ging er ganz sachte, und die Hofdamen hatten so viel mit dem Zählen der Küsse zu thun, damit Alles ehrlich zugehe, daß sie den Kaiser gar nicht bemerkten. Er erhob sich auf die Zehen.

»Was, zum Teufel, ist das!« sagte er, als er sah, daß sie sich küßten, und schlug sie mit seinem Pantoffel um die Ohren, gerade als der Schweinehirt den sechsundachtzigsten Kuß bekam.

»Marsch hinaus!« sagte der Kaiser; denn er war sehr böse, und beide, Prinzessin und Schweinehirt, wurden aus dem Kaiserthum hinausgeworfen.

Da stand sie nun und weinte, der Schweinehirt schalt, und der Regen strömte herab.

»Ach, ich unglückliches Menschenkind!« sagte die Prinzessin, »hätte ich doch den schönen Prinzen genommen! ach, wie bin ich unglücklich!«

Und der Schweinehirt ging hinter einen Baum, wischte das Braun und Schwarz vom Gesichte, warf die häßlichen Kleider ab, und trat nun hervor in seinem Prinzenrocke, so schön, daß die Prinzessin sich vor ihm verneigen mußte.

»Ich kann Dich nur verachten, Du!« sagte er, »einen ehrlichen Prinzen wolltest Du nicht haben! die Rose und die Nachtigall wußtest Du nicht zu schätzen, aber den Schweinehirten konntest Du küssen für ein Spielwerk! Nun hast Du es so gut!«

Da ging er hinein in sein Königreich und schlug ihr die Thür vor der Nase zu: — nun konnte sie ja freilich singen:

»Ach, du lieber Augustin,
Alles ist weg, weg, weg!« —

Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der war so reich, daß er die ganze Straße und beinahe noch ein Gäßchen dazu mit Silbermünzen pflastern konnte; aber das that er nicht, er wußte sein Geld anders zu brauchen, und gab er einen Schilling aus, so bekam er einen Thaler wieder; so ein Kaufmann war er — und da starb er.

Der Sohn bekam nun all' dies Geld. Der lebte aber lustig und in Freuden, ging jede Nacht auf die Maskeraden, machte Papierdrachen von Thalerzetteln, und nahm Doppellouisd'ors statt der Steine zum Jungfernschrittwerfen über den See; da mußte denn das Geld wohl schwinden, und das that es auch: zuletzt hatte er

nur noch zwei Groschen und kein anderes Zeug, als ein Paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock. Nun bekümmerten seine Freunde sich nicht mehr um ihn, da sie ja nicht mehr mit ihm über die Straßen gehen konnten, aber einer von ihnen, der ein gutes Herz hatte, schickte ihm einen alten Koffer und sagte: »Pack ein!«

Das war recht schön, aber er hatte nichts einzupacken, also setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war ein possierlicher Koffer. Sobald man auf das Schloß drückte, konnte er fliegen: der Kaufmannssohn that es, und hui — da flog der Koffer mit ihm durch den Schornstein hoch hinauf in die Wolken, weiter und weiter fort; es krachte im Boden und ihm ward ganz bange; denn wäre der Boden entzweigegangen, so hätte er einen hübschen Purzelbaum gemacht. Gott bewahre!

So kam er denn in's Türkenland. Den Koffer versteckte er in dem Walde unter trockenen Blättern, und ging in die Stadt hinein; das konnte er ganz gut thun, denn bei den Türken gingen sie alle gerade so wie er, in Schlafrock und Pantoffeln. Da begegnete er einer Amme mit einem kleinen Kinde. »Hör', Du Türkenamme,« sagte er, »was ist das für ein Schloß mit den hohen Fenstern hier dicht bei der Stadt?«

»Da wohnt die Tochter des Königs,« sagte sie, »es ist ihr prophezeit worden, daß sie durch einen Geliebten sehr unglücklich werden soll, und deshalb darf Niemand zu ihr kommen, wenn nicht König und Königin mit dabei sind.«

»Danke,« sagte der Kaufmannssohn, und ging hinaus in den Wald, setzte sich in seinen Koffer, flog auf das Dach und kroch durch's Fenster zu der Prinzessin hinein.

Sie lag auf dem Sopha und schlief; sie war so

ſchön, daß der Kaufmannsſohn ſie küſſen mußte; ſie erwachte davon und war nicht wenig erſchrocken, aber er ſagte, er wäre der Türkengott, der durch die Luft zu ihr herabgekommen wäre, und damit gab ſie ſich zufrieden.

So ſaßen ſie denn neben einander, und er erzählte ihr Geſchichten von ihren Augen: das waren die ſchönſten dunklen Seen, und die Gedanken ſchwammen darin wie Meerfrauen; und er erzählte von ihrer Stirn: die war ein Schneeberg mit prachtigen Sälen und Bildern, und er erzählte vom Storch, der die ſüßen kleinen Kinder bringt.

O, das waren ſchöne Geſchichten! und da freiete er um die Prinzeſſin, und ſie ſagte gleich ja!

„Aber Sie müſſen am Sonnabend herkommen,“ ſagte ſie, „da ſind König und Königin bei mir zum Thee; die werden ſich freuen, daß ich den Türkengott bekomme! Aber ſehen Sie doch zu, daß Sie ein recht hübſches Mährchen erzählen können, denn das mögen meine Aeltern überaus gerne; meine Mutter hat es gern recht moraliſch und ariſtokratiſch, und mein Vater luſtig, ſo daß man darüber lachen kann!“

„Ja, ich bringe kein anderes Brautgeſchenk, als ein Mährchen,“ ſagte er, und damit trennten ſie ſich, aber die Prinzeſſin gab ihm einen ganz mit Goldſtücken beſetzten Säbel; den konnte er vortrefflich gebrauchen.

Nun flog er fort, kaufte ſich einen neuen Schlafrock, und ſaß draußen im Walde, um an dem Mährchen zu dichten, das am Sonnabend fertig ſein ſollte, und — das Dichten iſt nicht ſo leicht.

Nun war er aber doch fertig, und nun war auch der Sonnabend da.

Der König, die Königin und der ganze Hof warteten mit dem Thee bei der Prinzeſſin. Der Freier wurde ausgezeichnet gut aufgenommen.

»Werden Sie uns denn ein Mährchen erzählen?« sagte die Königin, »eins, das tiefen Sinn hat und belehrend ist!«

»Aber wobei man doch lachen kann,« sagte der König.

»Ja wohl,« sagte er und erzählte: und da müßt ihr denn nun recht zuhören.

»Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren außerordentlich stolz auf ihre hohe Herkunft; ihr Stammbaum nämlich, d. h. der große Tannenbaum, von dem ein jedes von ihnen ein Spanchen war, war ein sehr ansehnlicher alter Baum im Walde gewesen. Die Schwefelhölzer lagen nun auf dem Sims zwischen einem Feuerzeuge und einem alten eisernen Kochtopfe, und denen erzählten sie von ihrer Jugend. »Ja, als wir noch auf dem grünen Zweige waren,« sagten sie, »da waren wir wirklich auf einem grünen Zweige! Jeden Morgen und Abend Diamantenthee, das war der Thau, den ganzen Tag hatten wir Sonnenschein, wenn die Sonne schien, und alle kleinen Vögel mußten uns Geschichten erzählen. Wir konnten auch wohl bemerken, daß wir reich waren, denn die Laubholzbäume waren nur im Sommer bekleidet, unsere Familie aber besaß hinreichende Mittel, um im Sommer und im Winter grüne Kleider zu tragen. Aber da kamen die Holzhauer, das war die große Revolution, und unsere Familie ward zersplittert; der Stammherr bekam einen Platz auf einem prächtigen Schiffe, das um die Welt segeln kann, wenn es will, die anderen Zweige kamen anderswohin und wir haben nun den Beruf, dem gemeinen Volke das Licht anzuzünden; darum sind wir vornehmen Leute hier in die Küche gekommen.«

»Ja, mir ist's nun ganz anders gegangen,« sagte der eiserne Kochtopf, neben dem die Schwefelhölzer lagen. »Vom Augenblicke an, wo ich zur Welt kam, wurde ich

geſcheuert und gekocht, o, wie manches Mal! Ich hatte es mit dem Soliden, und gehöre eigentlich zu den Erſten im Hauſe. Meine einzige Freude iſt ſo nach Tiſch, reinlich und nett auf dem Brette zu liegen, und mit den Kameraden ein vernünftiges Wort zu ſprechen; aber wenn ich den Waſſereimer ausnehme, der mitunter in den Hof kommt, ſo führen wir hier ein ſtilles, häusliches Leben. Unſer einziger Neuigkeitskrämer iſt der Torfkorb, aber der ſchwatzt ſo demagogiſch von Regierung und Volk, ja, vor einiger Zeit war da ein alter Topf, der fiel vor Schreck darüber herunter und zerbrach in tauſend Stücke; er gehört zu den Liberalen, will ich Ihnen ſagen« —

»Nun ſchwatzeſt Du zu viel,« ſagte das Feuerzeug, und der Stahl ſchlug an den Feuerſtein, daß die Funken ſprühten.

»Wollen wir uns nicht einen luſtigen Abend machen?«

»Ja, laßt uns davon ſprechen, wer der vornehmſte iſt!« ſagten die Schwefelhölzer.

»Nein, ich mag nicht über mich ſelbſt ſprechen,« ſagte die irdene Schüſſel, »laßt uns eine äſthetiſche Abendunterhaltung haben! Ich will anfangen, ich will ſo etwas aus dem Alltagsleben erzählen; da kann man ſich ſo ſchön hineinverſetzen, und das iſt ſo intereſſant.

An der Oſtſee bei den däniſchen Buchen —«

»Das iſt ein herrlicher Anfang,« ſagten alle Teller, »das wird gewiß eine intereſſante Geſchichte!«

»Ja, da brachte ich meine Jugend in einer ſtillen Familie zu; die Möbeln wurden gebohnt, die Fußböden wurden gewaſchen, reine Gardinen wurden aufgeſteckt, alle vierzehn Tage!«

»Wie Sie doch intereſſant erzählen!« ſagte der Staubbeſen. »Man kann gleich hören, daß ein Frauenzimmer erzählt; es weht ſo ein reinlicher Geiſt darin!«

»Ja, das fühlt man,« sagte der Wassereimer, und machte vor Freude einen kleinen Sprung, daß es auf dem Boden platschte.

Und die Schüssel fuhr fort, zu erzählen, und das Ende war so gut, wie der Anfang.

Alle Teller klapperten vor Freude, und der Staubbesen nahm grüne Petersilie aus dem Sandloche und bekränzte die Schüssel; denn er wußte, daß das die Anderen ärgern würde, und »Bekränze ich sie heute,« dachte er, »so bekränzt sie mich morgen.«

»Nun, wollen wir tanzen,« sagte die Feuerzange und tanzte; und Himmel! wie konnte die das eine Bein in die Luft werfen. Der alte Stuhlüberzug dort in der Ecke zerriß bei dem Anblick. »Soll ich nun nicht bekränzt werden?« sagte die Feuerzange, und das ward sie.

»Das ist doch gemeines Volk,« dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Theemaschine singen, aber sie war erkältet, sagte sie, sie könne nur singen, wenn sie im Kochen sei; allein das war purer Stolz, sie wollte nicht anders singen, als wenn sie drinnen bei der Herrschaft auf dem Tische stand.

Da hinten im Fenster saß eine alte Schreibfeder, mit der das Mädchen zu schreiben pflegte; es war nichts Merkwürdiges an ihr, als daß sie zu tief in's Dintenfaß getaucht war, aber damit that sie nun groß. »Wenn die Theemaschine nicht singen will,« sagte sie, »so kann sie es bleiben lassen; draußen hängt in einem Bauer eine Nachtigall, die kann singen; freilich, gelernt hat sie nichts, aber wir wollen heute Abend von Niemandem Uebeles reden.«

»Ich finde es höchst unpassend,« sagte der Theekessel, welcher Küchensänger und Halbbruder der Theemaschine

war, »daß solch ein fremder Vogel gehört werden soll. Ist das patriotisch? — Ich will den Torfkorb urtheilen lassen.«

»Ich ärgere mich nur,« sagte dieser, »ich ärgere mich so von Grund meines Herzens, wie man's sich nur denken kann! Ist das eine passende Art, den Abend hinzubringen? — Wäre es nicht viel richtiger, das ganze Haus umzukehren, und eine neue naturgemäße Ordnung der Dinge zu begründen? Da käme ein Jeder an seinen Platz, und ich übernähme es, die Umwälzung zu dirigiren. Das wäre ein anderes Ding!«

»Ja, laßt uns Spectakel machen!« sagten sie Alle. Indem ging die Thür auf: es war das Dienstmädchen; da standen sie still: keiner wagte nur zu mucksen: aber da war kein Topf, der nicht wußte, was er vermochte und wie vornehm er war: »ja, wenn ich nur gewollt hätte,« dachten sie, »das hätte ein lustiger Abend werden sollen!«

Das Dienstmädchen nahm die Schwefelhölzer und machte Licht damit an — Himmel! wie sie sprüheten und dann in lichterlohen Flammen standen.

»Nun kann doch Jedermann sehen,« dachten sie, »daß wir die Ersten sind! welchen Glanz wir haben, welches Licht!« — und damit waren sie verbrannt.

»Das war ein herrliches Mädchen,« sagte die Königin, »ich fühlte mich so recht in die Küche versetzt, — ja, Du sollst unsere Tochter haben.«

»Ja wohl,« sagte der König, »am Montage sollst Du unsere Tochter haben,« denn nun sagten sie Du zu ihm, da er ja zu der Familie gehören sollte.

Die Hochzeit war nun bestimmt, und den Abend vorher ward die ganze Stadt illuminirt, Klöße und Kringel wurden unter's Volk ausgeworfen: die Straßenjungen

ſtanden auf den Zehen, riefen hurrah! und pfiffen auf den Fingern; es war prachtvoll!

»Ich muß doch auch etwas thun,« ſagte der Kaufmannsſohn, und er kaufte Racketen, Knallerbſen und alle nur erdenkliche Feuerwerkerei, legte ſich in den Koffer und flog damit in die Luft hinauf.

Hopſa! wie das ging, und wie das brannte!

Alle Türken ſprangen dabei in die Höhe, ſo daß ihre Pantoffeln ihnen um die Ohren flogen; ſolch eine Lufterſcheinung hatten ſie noch nie geſehen. Nun ſahen ſie wohl ein, daß es der Türkengott ſelbſt ſein müſſe, der die Prinzeſſin bekäme.

»Sobald der Kaufmannsſohn mit ſeinem Koffer wieder in den Wald kam, dachte er: »ich will doch in die Stadt gehen und einmal hören, wie es ſich ausgenommen hat,« und es war ja ganz natürlich, daß ihn darnach verlangte.

Nein, was doch die Leute Alles erzählten! — Jeder und Jeder, den er fragte, hatte es auf ſeine Weiſe geſehen, aber ſchön hatten ſie es Alle gefunden.

»Ich ſah den Türkengott ſelbſt,« ſagte der Eine, »er hatte Augen wie funkelnde Sterne und einen Bart wie ſchäumendes Waſſer.«

»Er flog in einen Feuermantel,« ſagte ein Anderer. »Die lieblichſten Engelskinder guckten aus den Falten heraus.«

Ja, es waren herrliche Dinge, die er hörte, und am folgenden Tage ſollte er Hochzeit halten.

Nun ging er zum Walde zurück, um ſich in ſeinen Koffer zu ſetzen — aber wo war der?

Der Koffer war aufgebrannt. Ein Funken vom Feuerwerke war zurückgeblieben, der hatte gezündet, und der

Koffer lag in Asche. Nun konnte der arme Kaufmannssohn nicht mehr fliegen, nicht mehr zu seiner Braut kommen.

Sie stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete; sie wartet noch, er aber geht in der Welt umher und erzählt Mährchen, die sind aber nicht mehr so lustig, wie das, welche er von den Schwefelhölzern erzählte.

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da, wohin die Schwalben fliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der hatte eilf Söhne und eine Tochter, Elise. Die eilf Brüder, es waren Prinzen, gingen in die Schule mit Sternen auf der Brust und Säbeln an der Seite; sie schrieben auf Goldtafeln mit Diamantgriffeln, und lesen konnte sie auswendig und inwendig; man konnte gleich hören, daß es Prinzen waren. Die Schwester Elise saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, das um das halbe Königreich gekauft war.

O, die Kinder hatten es so gut; aber so sollte es nicht immer bleiben.

Ihr Vater, der König über das ganze Land, verheirathete sich mit einer bösen Königin, die war den armen Kindern gar nicht gut; schon den ersten Tag konnten sie es recht gut merken; auf dem Schlosse war große Balla,

und die Kinder spielten »Besuch«; aber anstatt daß sie sonst Kuchen und Bratäpfel, so viel sie wollten, bekommen hatten, gab die Königin ihnen nur Sand in einem Theeschälchen und sagte: sie möchten sich einbilden, das wäre etwas.

Die Woche darauf schickte sie die kleine Schwester Elise zu Bauersleuten aufs Land, und es währte nicht lange, so hatte sie dem Könige so viel Schlimmes von den armen Prinzen vorerzählt, daß er sich gar nichts mehr aus ihnen machte.

»Fort, hinaus in die Welt, und schützt Euch selbst,« sagte die böse Königin, »flieget fort als große, stumme Vögel!« aber so arg, wie sie wohl wollte, konnte sie es doch nicht machen; die Prinzen wurden in eilf schöne weiße Schwäne verwandelt. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern hinaus über den Park und den Wald.

Es war noch früh am Morgen, als sie an dem Orte vorbeikamen, wo Elise in des Bauern Hütte lag und schlief; hier umkreiseten sie lange das Dach, drehten die langen Hälse hin und her, und schlugen mit den Flügeln; aber Niemand hörte oder sah es; sie mußten wieder fort, zu den Wolken hinauf und in die weite Welt; da flogen sie denn zu dem großen dunkeln Walde, der sich bis dicht an den Strand des Meeres erstreckte.

Die arme kleine Elise stand in des Bauern Hütte, und spielte mit einem grünen Blatte; denn anderes Spielzeug hatte sie nicht; sie stach ein Loch in's Blatt und guckte dadurch zur Sonne hinauf; und da war ihr's, als sähe sie die klaren Augen ihrer Brüder; und so oft die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wangen schienen, gedachte sie der Küsse ihrer Brüder.

Ein Tag verging wie der andere. Blies der Wind

durch die großen Roſenhecken vor dem Hauſe, ſo flüſterte er den Roſen zu: »wer iſt ſchöner, als Ihr?« aber die Roſen ſchüttelten den Kopf und ſagten: »das iſt Eliſe.« Und ſaß die alte Bauerin des Sonntags in der Thür und las in ihrem Geſangbuche, ſo ſchlug der Wind die Blätter um und ſagte zu dem Buche: »wer iſt frömmer als Du?« »Das iſt Eliſe,« ſagte das Geſangbuch; und es war die reine Wahrheit, was Roſen und Geſangbuch ſagten.

Als Eliſe funfzehn Jahre alt war, ſollte ſie nach Hauſe; und da die Königin ſah, wie ſchön ſie war wurde ſie ihr erſt recht gram, und hätte gern auch ſie, gleich ihren Brüdern, in einen wilden Schwan verwandelt; aber das durfte ſie nicht thun, da ja der König ſeine Tochter ſehen wollte.

Am frühen Morgen ging die Königin in ein Bad, welches von Marmor gebaut und mit weichen Polſtern und den ſchönſten Teppichen geſchmückt war; ſie nahm drei Kröten, küſſete ſie und ſagte zu der einen: »Setz' Du Dich auf Eliſens Kopf, wenn ſie in's Bad ſteigt, damit ſie trag und ſchläfrig werde gleich wie Du. Setz' Dich auf ihre Stirn,« ſprach ſie zu der anderen, »und laß ſie häßlich werden, gleich wie Du, damit ihr Vater ſie nicht wieder kenne. Leg' Dich an ihre Bruſt,« flüſterte ſie der dritten zu, »damit ihr Herz verderbt und böſe werde zu ihrer eigenen Pein!«

Darauf ſetzte ſie die Kröten in das klare Waſſer, das gleich eine grünliche Farbe annahm; und ſie rief Eliſe, nahm ihr die Kleider ab, und ließ ſie in's Bad hinabſteigen und untertauchen; und die eine Kröte ſetzte ſich in ihr Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf ihre Bruſt; aber Eliſe ſchien es gar nicht zu bemerken; indem ſie aufſtand, ſchwammen drei rothe Mohnblumen

auf dem Waſſer; wären die Thiere nicht giftig geweſen und von der Hexe geküßt worden, ſo wären ſie in Roſen verwandelt, indem ſie an Eliſens Kopf und Herzen weilten; die war zu fromm, als daß die Zauberei über ſie hätte Macht haben können.

Da die böſe Königin das ſah, rieb ſie das Mädchen mit Wallnußſaft, ſo daß es ganz ſchwarzbraun wurde, beſtrich das ſchöne Geſicht mit einer ſtinkenden Salbe und verwirrte das dichte lange Haar; es war unmöglich, die ſchöne Eliſe wieder zu erkennen.

Als nun ihr Vater ſie ſah, erſchrak er und ſagte, das ſei nicht ſeine Tochter; Niemand wollte mit ihr bekannt ſein, außer dem Kettenhunde und den Schwalben, aber das waren arme Thiere, die nichts zu ſagen hatten.

Da weinte die arme Eliſe und dachte an ihre eilf Brüder, von denen ſie keinen auf dem Schloſſe ſah. Betrübt ſchlich ſie fort und ging den ganzen Tag über Feld und Moor in den großen Wald. Sie wußte nicht, wohin ſie wollte, aber ſie war ſo betrübt und ſehnte ſich nach ihren Brüdern, die gewiß auch in die Welt hinausgejagt waren; die wollte ſie ſuchen und finden.

Nicht lange war ſie im Walde geweſen, als die Nacht hereinbrach, und ſie im Dunkeln Weg und Steg verlor. Da legte ſie ſich in's weiche Moos, ſprach ihr Abendgebet und lehnte den Kopf an einen Baumſtumpf. Es war ſo ſtill im Walde, die Luft ſo mild, und rund umher im Graſe und auf dem Mooſe ſchimmerte das grüne Licht von vielen hundert Johanniswürmchen, und als ſie mit der Hand einen der Zweige berührte, fielen die leuchtenden Inſecten wie Sternſchnuppen zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte ſie von ihren Brüdern; ſie ſpielten wieder wie Kinder, ſchrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln, und ſahen in das ſchöne Bilder-

buch, das um das halbe Reich gekauft war; aber auf die Tafel schrieben sie nicht bloß, wie früher, Striche und Nullen, nein, sie beschrieben da die kühnsten Thaten, die sie vollführt, und die seltsamsten Schicksale, die sie erlebt hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig, die Vögel sangen, die Menschen traten aus dem Buche heraus und sprachen mit Elise und ihren Brüdern; aber wenn sie das Blatt umschlug, sprangen sie gleich wieder hinein, damit die Bilder nicht in Unordnung kämen.

Als Elise erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel; sie konnte sie freilich nicht sehen; die hohen Bäume schoben ihre dichtbelaubten Zweige fest in einander, aber gleich einem flatternden Goldflor spielten auf ihnen die Strahlen. Da war ein Duft von dem Grünen! und die Vögel setzten sich beinahe auf Elisens Schultern. Sie hörte das Wasser plätschern; es waren viele große Quellen, die sich zu einem Teiche mit dem schönsten Kiesgrund sammelten; der war zwar ringsumher von dichten Büschen umwachsen; aber die Hirsche hatten einen breiten Pfad gebrochen, und auf diesem ging Elise hin zum Wasser. Es war so klar, daß, wären Zweige und Büsche nicht vom Winde hin und her bewegt, man hätte glauben müssen, sie wären gemalt und lägen unten auf dem Grunde, so deutlich spiegelte sich jedes Blatt, sowohl das im Sonnenlichte glühende, als das, welches ganz im Schatten lag.

Sobald Elise ihr Gesicht im Wasserspiegel sah, erschrak sie sehr, so braun und häßlich sah es aus; aber als sie die kleine Hand benetzte und Stirn und Augen rieb, da schien die weiße Haut wieder hervor, und Elise legte ihre Kleider ab und stieg hinab in's frische Wasser; ein schöneres Königskind, als sie, gab es nicht in der ganzen Welt.

Nachdem sie sich wieder angekleidet und ihr langes

Haar geflochten hatte, ging sie zu dem sprudelnden Quell, trank aus der hohlen Hand, und wanderte weiter in den Wald hinein, sie wußte selbst nicht, wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen würde: er ließ ja die wilden Holzäpfel wachsen, um den Hungrigen zu sättigen, und zeigte ihr einen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte beugten. Hier hielt sie ihr Mittagsmahl, setzte Stützen unter die Zweige, und ging dann in das dunkelste Dickicht des Waldes. Da war's so stille, daß sie ihren eigenen Fußtritt hörte und das Knistern jeden welken Blättchens, das sich unter ihrem Fuße bog; kein Vogel war zu sehen, kein Sonnenstrahl drang durch das dicke Laubdach, und die hohen Stämme standen so nahe bei einander, daß, wenn sie geradeaus sah, ein Balkengitter hinter dem andern sie zu umschließen schien — o, es war eine Einsamkeit, wie Elise sie früher nie gekannt hatte.

Und die Nacht ward so dunkel! Es leuchtete nicht ein einziges Johanniswürmchen; betrübt legte sie sich nieder, um zu schlafen; da war's ihr, als thäten sich über ihr die Zweige von einander, und der liebe Gott blickte mit milden Augen auf sie nieder und tausend kleine Engel guckten über seinem Kopfe und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob's nur ein Traum, oder ob es wirklich so gewesen war.

Sie ging einige Schritte weiter, da begegnete sie einer alten Frau mit einem Korbe voll Beeren. Die Alte gab ihr einige davon. Elise fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald hätte reiten sehen.

„Nein," sagte die Alte, „aber ich sah gestern elf Schwäne mit goldenen Kronen auf dem Kopfe den Bach hier in der Nähe hinunterschwimmen."

Und sie führte Elisen ein wenig weiter zu einem Ab-

hange, an deſſen Fuße ſich ein Bach hinſchlangelte. Die Bäume an beiden Ufern ſtreckten ihre langen blätterreichen Zweige einander entgegen, und wo ſie ihres natürlichen Wuchſes wegen ſich nicht vereinigen konnten, da hatten ſich die Wurzeln aus der Erde losgeriſſen, und hingen über's Waſſer hinaus mit ineinandergeſchlungenen Zweigen.

Eliſe ſagte der Alten Lebewohl und ging den Bach entlang bis dahin, wo ſich dieſer in die große offenbare See ergoß.

Das ganze ſchöne Meer lag vor dem Mädchen ausgebreitet, aber es zeigte ſich kein Segel, kein Boot ließ ſich ſehen; wie ſollte ſie weiter kommen? Sie betrachtete die zahlloſen Steinchen am Ufer, das Waſſer hatte ſie alle rund gewaſchen. Glas, Eiſen, Steine, Alles, was angeſpült am Ufer lag, hatte dieſe Geſtalt vom Waſſer empfangen, und doch war dieſes ja viel weicher, als ihre kleine, feine Hand. »Es fährt doch unermüdlich fort zu rollen, und ſelbſt das Harte glättet ſich; ich will nicht minder unermüdlich ſein! Dank für eure Lehre, ihr klaren, rollenden Wogen; einſt, das ſagt mein Herz mir, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen.«

Auf dem aufgeſpülten Seegras lagen eilf weiße Schwanenfedern. Eliſe ſammelte ſie in einen Strauß; es hingen Tropfen daran; war's Thau oder waren's Thränen, man konnte es nicht unterſcheiden. Einſam war's am Strande, aber ſie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechslung dar, ja in wenigen Stunden mehr, als die ſüßen Binnenwaſſer in einem ganzen Jahre zeigen. Kam eine ſchwarze Wolke, ſo war's, als wollte die See ſagen: ich kann auch finſter blicken; und dann blies der Wind, und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; aber ſchienen die Wolken roth und die Winde ſchliefen, ſo war die See wie ein Roſenblatt; jetzt wurde es grün, jetzt

weiß; aber wie still es auch ruhete, doch war am Strande eine leise Bewegung und das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne tief hinunter war, sah Elise eilf wilde Schwäne mit goldnen Kronen auf dem Kopfe an's Land fliegen; gleich einem langen weißen Bande schwebten sie einer hinter dem andern; da stieg Elise den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busche; die Schwäne setzten sich dicht neben sie und schlugen mit ihren großen weißen Flügeln.

Indem die Sonne im Wasser erlosch, fiel plötzlich die Schwanengestalt hinweg und es standen da eilf schöne Prinzen, Elisens Brüder. Sie stieß einen lauten Schrei aus; denn obgleich die Brüder sich sehr verändert hatten, wußte Elise doch, daß sie es waren, fühlte, daß sie es sein mußten, und sie sprang in ihre Arme, rief sie bei Namen, und die Brüder waren so glücklich, als sie ihre kleine Schwester erkannten, die nun so groß und schön geworden war. Sie lachten und weinten, und bald hatten sie einander erzählt, wie schlimm ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

»Wir Brüder,« sagte der älteste, »fliegen als wilde Schwäne, so lange die Sonne am Himmel steht; ist sie hinunter, so erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder, daher müssen wir immer darauf achten, daß wir beim Sonnenuntergang einen Ruhepunkt für unsern Fuß haben; denn flögen wir zu der Zeit oben in den Wolken, so müßten wir als Menschen in die Tiefe niederstürzen. Hier wohnen wir nicht; ein eben so schönes Land, wie dieses, liegt auf der andern Seite des Meeres, aber der Weg ist lang, wir müssen über die große See, und auf unserm Wege giebt es keine Insel, wo wir übernachten könnten, nur eine einsame kleine Klippe ragt mitten aus der See

hervor; sie ist nicht größer, als daß wir Seite an Seite auf ihr stehend ruhen können: ist die See unruhig, so sprühet das Wasser hoch über uns hinweg; aber doch danken wir Gott für diesen Ruheplatz. Dort übernachten wir in unserer menschlichen Gestalt, ohne diese Klippe könnten wir unser liebes Vaterland nie besuchen; denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserm Fluge. Nur einmal im Jahre ist es uns vergönnt, die Heimath unserer Väter zu besuchen; eilf Tage dürfen wir hier bleiben, dann fliegen wir über den großen Wald, von wo wir das Schloß erblicken können, in welchem wir geboren wurden, wo unser Vater wohnt, den hohen Thurm der Kirche, in welcher unsere Mutter begraben liegt. — Hier scheinen Bäume und Büsche uns verwandt zu sein; hier jagen die wilden Pferde über die Ebenen, wie wir's in unserer Kindheit sahen, hier singt der Kohlenbrenner die alten Weisen, nach denen wir in unserer Jugend tanzten, hier zieht's uns her, und hier haben wir Dich gefunden, Du liebe kleine Schwester! Zwei Tage noch dürfen wir hier weilen, dann müssen wir fort über's Meer zu einem schönen Lande; doch ist's nicht unser Vaterland! Wie bringen wir Dich mit uns fort? Wir haben weder Schiff, noch Boot!«

»Wie werde ich Euch erlösen können!« sagte die Schwester.

Und so sprachen sie fast die ganze Nacht; nur wenige Stunden wurde geschlummert.

Elise wurde geweckt durch das Rauschen der Schwanenflügel, die über sie hinsauseten. Die Brüder waren wieder verwandelt und flogen umher in großen Kreisen, zuletzt weit, weit hinweg; aber der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück und legte seinen Kopf in ihren Schooß und sie streichelte seine weißen Flügel; den ganzen Tag

blieben sie bei einander. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als die Sonne hinuntergesunken war, standen sie wieder da in ihrer natürlichen Gestalt.

»Morgen fliegen wir fort und dürfen erst nach einem Jahre wiederkehren; aber Dich können wir hier nicht verlassen; hast Du Muth, uns zu folgen? Mein Arm ist stark genug, Dich durch den Wald zu tragen; sollten wir denn nicht alle in unseren Flügeln Kraft genug besitzen, Dich über's Meer zu führen?«

»Ja, nehmt mich mit,« sagte Elise. Die ganze Nacht brachten sie nun damit zu, von biegsamer Weidenrinde und den zähen Binsen eine Matte zu flechten, und die Matte ward groß und stark. Auf diese legte sich Elise, und da die Sonne hervorkam und die Brüder wieder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie die Matte mit ihren Schnäbeln, und flogen mit der lieben Schwester, die noch schlief, hoch hinauf zu den Wolken. Die Sonnenstrahlen fielen ihr in's Gesicht, deshalb flog einer von den Schwänen über ihrem Kopfe, um sie mit seinen breiten Flügeln zu beschatten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elise erwachte; sie glaubte noch zu träumen, so seltsam kam's ihr vor, hoch durch die Luft über's Meer zu reisen. An ihrer Seite lag ein Zweig mit schönen reifen Beeren und ein Bündel wohlschmeckender Wurzeln; die hatte der jüngste der Brüder gesammelt und zu ihr gelegt, und sie lächelte ihm dankbar zu; denn sie erkannte ihn in dem Schwane, der über ihrem Haupte flog und sie mit seinen Flügeln beschattete.

Sie flogen so hoch, daß das erste Schiff, welches sie sie unter sich sahen, einer weißen Möwe glich, die über dem Wasser schwebte. Eine große Wolke erblickte Elise hinter sich, das war ein Berg, und an diesem sah sie

riesengroß den Schatten von sich selbst und von den elf Schwänen — es war ein Gemälde, prächtiger, als sie je eins gesehen hatte; aber so wie die Sonne höher stieg und die Wolke weiter hinter ihnen zurückblieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, wie ein sausender Pfeil, aber doch ging's langsamer, als sonst; sie hatten ja die Schwester zu tragen. Es zog ein schlimmes Wetter herauf, der Abend näherte sich; ängstlich sah Elise die Sonne sinken, noch war die einsame Klippe nicht zu erspähen; es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge. Ach, sie war Schuld daran, daß die Brüder nicht schnell genug von der Stelle kamen! Wenn die Sonne unterging, so wurden sie zu Menschen, mußten in's Meer hinabstürzen und ertrinken! Da betete sie im Innersten ihres Herzens zu Gott; aber noch ließ keine Klippe sich blicken, die schwarze Wolke kam näher, die starken Windstöße verkündigten einen Sturm; die Wolken standen senkrecht auf einer furchtbar großen Woge, die mit Sturmeseile vorwärts schoß, es leuchtete Blitz auf Blitz.

Nun stand die Sonne dicht am Rande des Meeres. Elisens Herz bebte; da schossen die Schwäne so schnell hinunter, daß sie zu fallen glaubte; aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war halb im Wasser; da erst erblickte sie die kleine Klippe unter sich, nicht größer erschien sie, als der Kopf, den ein Seehund aus dem Wasser steckt. Und die Sonne sank so schnell! schon war sie nur noch wie ein Stern — da berührte ihr Fuß den festen Grund und die Sonne erlosch gleich dem letzten Funken eines glimmenden Papiers. Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen, aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die See

warf ſich tobend gegen die Klippe und ſchlug wie ein Platzregen über ſie hin; der Himmel brannte in einem ſtets flammenden Feuer, Schlag auf Schlag rollte der Donner, aber Schweſter und Brüder hielten einander an den Händen und ſangen einen Pſalm; das gab ihnen Troſt und Muth.

Beim Tagesanbruch war die Luft rein und ſtill, und ſobald die Sonne aufſtieg, flogen die Schwäne mit Eliſen von der Inſel fort. Die See ging noch hoch, und als ſie oben in den Wolken waren, und auf das ſchwärzlich grüne Meer voll weißen Schaumes hinunterſahen, da ſchien's, als ſchwämmen Millionen Schwäne auf dem Waſſer.

Als die Sonne höher ſtieg, ſah Eliſe vor ſich halb ſchwimmend in der Luft ein Bergland mit ſchimmernden Gletſchern, und mitten darauf lag ein meilenlanges Schloß mit einem kühnen Säulengange über dem andern, umgeben von Palmenwäldern und prächtigen Blumen, ſo groß wie ein Mühlrad. Sie fragte, ob dies das Land ſei, wohin ſie flögen, aber die Schwäne ſchüttelten den Kopf, denn das, was ſie ſah, war das ſchöne, ſtets wechſelnde Wolkenſchloß der Fata Morgana, dahin durften ſie keinen Menſchen bringen; und als Eliſe noch den Blick darauf heftete, ſtürzten Berge, Wälder und Schloß zuſammen, und es ſtanden da zwölf ſtolze Kirchen, alle einander gleich mit hohen Thürmen und ſpitzen Fenſtern. Sie glaubte die Orgel klingen zu hören, aber was ſie hörte, war nur das Meer. Nun war ſie den Kirchen ganz nahe; da wurden dieſe zu einer ganzen Flotte, die unter ihnen hinſegelte; ſie ſah hinunter, aber da war's nur der Seenebel, der über das Waſſer jagte. Eine ewige Abwechslung hatte ſie vor Augen, und nun ſah ſie auch das wirkliche Land, wohin ſie ſollte. Da erhoben ſich

schöne blaue Berge mit Cedernwäldern, Städten und Schlössern. Lange vor Sonnenuntergang saß sie schon auf dem Berge vor einer großen Höhle: die war von feinen grünen Schlingpflanzen so dicht umrankt, daß es aussah, als wäre sie mit gestickten Teppichen bedeckt.

„Nun wollen wir sehen, was Du diese Nacht hier träumst!“ sagte der jüngste Bruder, und zeigte ihr die für sie bestimmte Schlafkammer.

„Möchte ich doch träumen, wie ich Euch erlösen könnte!“ sagte sie, und dieser Gedanke beschäftigte sie lebhaft, und sie betete herzlich zu Gott um seine Hülfe, ja selbst im Traume setzte sie ihr Gebet fort: da kam's ihr vor, als flöge sie hoch durch die Luft zu dem Wolkenschlosse der Fata Morgana, und die Fee kam ihr schön und strahlend entgegen, und doch war's wieder die alte Frau, die ihr im Walde Beeren gegeben und ihr von den Schwänen mit den goldnen Kronen erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöset werden,“ sagte die Fee, „aber hast Du Muth und Geduld? Wohl ist das Meer weicher, als Deine feinen Hände, und formt doch die harten Steine um, aber es empfindet nicht den Schmerz, den Deine zarten Finger fühlen werden: es hat kein Herz und leidet nicht die Angst und Qual, die Du wirst dulden müssen. Siehst Du diese Brennnessel hier in meiner Hand? Von der Art wachsen viele rund um die Höhle, in der Du schläfst: nur die, welche dort und auf den Gräbern der Kirchhöfe hervorschießen, sind brauchbar, merk Du das. Die mußt Du pflücken, wenn sie gleich Deine Haut verbrennen werden. Die Nesseln mußt Du mit den Füßen brechen, so bekommst Du Garn, und aus dem Garne mußt Du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln winden und binden: wirfst Du diese über die eilf wilden Schwäne, so ist der Zauber gelöset. Aber,

bedenk das wohl, von dem Augenblicke an, da Du die Arbeit beginnst, bis zu ihrer Vollendung, und sollten Jahre darob vergehen, darfst Du kein Wort reden: der erste Laut von Deinen Lippen fährt wie ein tödtender Dolch in Deiner Brüder Herz, an Deiner Zunge hängt ihr Leben. Merk Dir das Alles!«

Und in dem Augenblicke berührte die Fee Elisens Hände mit der Nessel, die war wie brennendes Feuer, Elise erwachte davon. Es war heller Tag, und dicht neben ihrer Schlafstätte lag eine Nessel, gleich der, die sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf die Knie, dankte Gott und ging aus der Höhle, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinein in die häßlichen Nesseln, die wie Feuer brannten; große Blasen brannten sie auf ihre Hände und Arme; aber das duldete sie gern, wenn nur die theuren Brüder erlöset würden! Sie brach jede Nessel mit dem nackten Füßen und drehete das grüne Garn.

Mit dem Sonnenuntergange kamen die Brüder. Die erschraken sehr über Elisens Stummheit; sie glaubten, das wäre ein neuer Zauber von der bösen Stiefmutter; aber da sie die verbrannten Hände sahen, merkten sie, was um ihretwillen ihre Schwester that, und der jüngste Bruder weinte; und wohin seine Thränen fielen, da fühlte Elise keinen Schmerz, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die ganze Nacht brachte sie mit ihrer Arbeit zu; denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie ihre theuren Brüder erlöset hatte; den ganzen folgenden Tag saß sie, während die Schwäne fortgeflogen waren, in ihrer Einsamkeit, aber nie war die Zeit so schnell entflohen. Ein Panzerhemd war fertig; nun fing sie schon das zweite an.

Da klang ein Jagdhorn zwiſchen den Bergen; ihr ward ganz bange, der Laut kam näher: ſie hörte die Hunde bellen; erſchrocken floh ſie in die Höhle, band die Neſſeln, die ſie geſammelt und gehechelt hatte, in ein Bündel und ſetzte ſich darauf.

In dem Augenblicke ſprang ein großer Hund aus dem Gebüſch hervor, gleich nachher noch einer und wieder einer; ſie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder. Es währte nicht lange, ſo ſtanden die Jäger vor der Höhle, und der ſchönſte unter ihnen war des Landes König: der trat zu Eliſen hin, — nie hatte er ein ſchöneres Mädchen geſehen.

»Wo biſt Du her, Du ſchönes Kind?« ſagte er. Eliſe ſchüttelte den Kopf: ſie durfte ja nicht ſprechen, es galt die Erlöſung und das Leben ihrer Brüder; und ſie verbarg die Hände unter der Schürze, damit der König nicht ſähe, was ſie leiden mußte.

»Komm mit mir!« ſagte er, »hier darfſt Du nicht bleiben! Biſt Du ſo gut, wie Du ſchön biſt, ſo will ich Dich in Sammet und Seide kleiden, will Dir die goldne Krone auf's Haupt ſetzen, und Du ſollſt in meinem Schloſſe wohnen!« Und er hob ſie auf ſein Pferd: ſie weinte und rang die Hände: aber der König ſagte: Ich will nur Dein Glück! Du wirſt mir's noch einſt danken!« und ſo ſtürmte er fort über Berg und Thal, und hielt ſie vor ſich auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterdrein.

Als die Sonne unterging, lag vor ihnen die prächtige Königsſtadt mit Kirchen und Kuppeln, und der König führte ſie in's Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorſälen plätſcherten, wo Wände und Decke mit den ſchönſten Malereien prangten: aber Eliſe hatte für das Alles keine Augen, ſie trauerte und weinte

und duldete still, daß ihr die Weiber königliche Kleider anlegten, kostbare Perlen in's Haar flochten, und über die verbrannten Hände feine Handschuhe zogen.

Nun stand sie da in all' ihrer Pracht, und war so blendend schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr neigte: und der König erwählte sie zu seiner Braut, obgleich der Erzbischof den Kopf dazu schüttelte und flüsterte: das schöne Waldfräulein sei gewiß eine Hexe, die ihnen die Augen verblendet und des Königs Herz bethört habe.

Aber der König hörte nicht darauf; er ließ die Musik erklingen: die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen und die lieblichsten Mädchen mußten um sie tanzen, und durch duftende Gärten ward sie in prächtige Säle geführt: aber kein Lächeln kam auf ihre Lippen oder in ihre Augen, dort stand die Trauer als ewiges Erb' und Eigenthum. Nun öffnete der König eine kleine Kammer neben ihrem Schlafgemach: die war geschmückt mit köstlichen grünen Tapeten und glich ganz der Höhle, in welcher sie gewesen war; auf dem Boden lag ein Bund Garn, welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und an der Decke hing das fertige Panzerhemd; alles das hatte einer von den Jägern als etwas Merkwürdiges mit sich genommen.

»Hier kannst Du Dich in Deine frühere Heimath zurückträumen!« sagte der König. »Hier ist die Arbeit, die Dich da beschäftigte, nun mitten in all' Deiner Pracht wird es Dich ergetzen, Dich in jene Zeit zurückzudenken.«

Als Elise das sah, was ihrem Herzen so theuer war, spielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut kehrte in ihre Wangen zurück; sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte sie an sein Herz, und alle Kirchenglocken mußten

das Hochzeitsfest verkündigen. Das schöne stumme Mädchen aus dem Walde ward des Landes Königin.

Da flüsterte der Erzbischof böse Worte in des Königs Ohr, aber sie sanken nicht bis in sein Herz hinunter: die Hochzeit wurde dennoch gefeiert, der Erzbischof selbst mußte ihr die Krone auf's Haupt setzen, und er drückte ihr im bösen Zorn den engen Ring fest nieder auf die Stirn, so daß es schmerzte; aber es lag ein schwererer Ring um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder, sie fühlte nicht die körperliche Pein. Ihr Mund war stumm, ein einziges Wort hätte ja ihre Brüder gemordet: doch in ihren Augen lag eine tiefsinnige Liebe zu dem guten schönen König, der Alles that, um sie zu erfreuen. Mit ihrem ganzen Herzen wurde sie ihm Tag für Tag mehr zugethan, o! hätte sie sich doch ihm nur anvertrauen, ihm ihr Leiden sagen dürfen! Aber sie mußte stumm bleiben, stumm ihr Werk vollführen. Daher schlich sie des Nachts von seiner Seite fort, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemd nach dem andern fertig, aber als sie das siebente anfing, hatte sie kein Garn mehr.

Auf dem Kirchhofe, das wußte sie, wuchsen die Nesseln, die sie gebrauchen konnte, aber sie selbst mußte diese pflücken: wie sollte sie hinauskommen?

»O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz leidet!« dachte sie, »ich muß es wagen! der liebe Gott wird die Hand von mir nicht abziehen!«

Mit einer Angst, als ginge sie zu einer bösen That, schlich sie in einer mondhellen Nacht hinunter in den Garten, und ging durch die langen Alleen auf der einsamen Straße zum Kirchhofe. Dort sah sie auf einem der breitesten Leichensteine einen Kreis von Lamien sitzen,

häßliche Heren; die zogen ihre Lumpen ab, als wollten sie sich baden, und gruben mit den langen, mageren Fingern in's Gras hinein, zogen die Leichen hervor und fraßen ihr Fleisch. Elise mußte dicht an ihnen vorbei, und die Heren hefteten auf sie die bösen Augen, sie aber sprach ihr Gebet, sammelte die brennenden Nesseln, und trug sie hinein in's Schloß.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, der Erzbischof; er war wach, wenn die Anderen schliefen; nun hatte er doch Recht gehabt, indem er meinte: es stände mit der Königin nicht so, wie es sollte, sie wäre eine Here, und durch ihre Herenkünste hätte sie den König und das Volk bethört.

Im Beichtstuhl sagte er zum Könige, was er gesehen hatte, und was er befürchtete; und da die bösen Worte von seinen Lippen kamen, schüttelten die geschnitzten Heiligenbilder den Kopf, als wollten sie sagen: „Es ist nicht wahr, Elise ist unschuldig!“ aber der Erzbischof legte es anders aus: es sei ein Zeugniß gegen sie, meinte er, daß die Bilder den Kopf über ihre Sünde schüttelten.

Da rollten zwei schwere Thränen über des Königs Wangen, er ging heim mit Zweifeln im Herzen; er stellte sich, als schliefe er die Nacht, aber es kam kein Schlaf in seine Augen, und er merkte daß Elise jede Nacht aufstand, und jedes Mal folgte er ihr leise und sah, wie sie in ihrer kleinen Kammer verschwand.

Mit jedem Tage wurde seine Miene finsterer; Elise sah es, doch wußte sie die Ursache nicht; aber es ängstete sie, und was litt sie nicht in ihrem Herzen für ihre Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur rannen ihre bitteren Thränen; da lagen sie wie schimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht sahen, wünschten sich an Elisens Stelle! Bald war

ſie indeſſen mit ihrer Arbeit zu Ende, nur ein Panzerhemd fehlte noch, aber ihr fehlte auch das Garn, nicht eine einzige Neſſel hatte ſie mehr. Einmal, nur dies eine letzte Mal, mußte ſie zum Kirchhof gehen, und einige Handvoll pflücken. Sie dachte mit Angſt an die einſame Wanderung und an die ſchrecklichen Lamien, aber ihr Wille war feſt wie ihr Vertrauen auf Gott.

Eliſe ging: aber der König und der Erzbiſchof folgten ihr: ſie ſahen ſie an der Gitterthür des Kirchhofs verſchwinden, und als ſie ſich dieſem näherten, ſaßen auf dem Grabſteine die Lamien, wie Eliſe ſie geſehen hatte, und der König wandte ſich ab, denn in ihrer Mitte glaubte er die, deren Haupt noch dieſen Abend an ſeiner Bruſt geruhet hatte.

»Das Volk mag ſie richten!« ſagte er, und das Volk urtheilte, ſie ſolle brennen in den rothen Flammen.

Von dem prächtigen Königsſaal wurde ſie nun in eine dunkle, feuchte Höhle geführt, wo der Wind durch das vergitterte Fenſter pfiff; anſtatt des Sammets und der Seide gaben ſie ihr das Bund Neſſeln, welches ſie geſammelt hatte, darauf konnte ſie ihr Haupt legen; die harten brennenden Panzerhemden, die ſie geſtrickt hatte, ſollten ihr Pfühl und Decke ſein; aber nichts Lieberes konnte man ihr ſchenken, und ſie griff wieder zu ihrer Arbeit und betete zu ihrem Gott. Vor der Thür ſangen die Straßenjungen Spottlieder auf ſie, keine Seele tröſtete ſie mit einem Worte der Liebe.

Da ſauſete gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel; es war der jüngſte von ihren Brüdern, der hatte die Schweſter gefunden, und ſie ſchluchzte laut vor Freude, obgleich ſie wußte, daß die kommende Nacht vielleicht die letzte ihres Lebens ſein werde; aber

nun war ja auch die Arbeit faſt vollendet und ihre Brüder waren nahe.

Der Erzbiſchof kam, um die letzte Stunde bei ihr zuzubringen, das hatte er dem Könige verſprochen; aber ſie ſchüttelte den Kopf und bat mit Blick und Mienen, er möchte gehen; in dieſer Nacht mußte ſie ja ihre Arbeit vollenden, oder es war Alles vergeblich, Alles, Schmerz, Thränen und ſchlafloſe Nächte. Der Erzbiſchof ging fort mit böſen Worten gegen ſie; aber die arme Eliſe wußte ſich frei von jeder Schuld und ſetzte ihre Arbeit fort.

Die kleinen Mauſe liefen geſchäftig herbei und ſchleppten Neſſeln zu ihren Füßen hin, um doch ein wenig zu helfen, und die Droſſel ſetzte ſich in das Gitter des Fenſters, und ſang die ganze Nacht ſo luſtig ſie konnte, damit Eliſe nur nicht den Muth verlieren möchte.

Es war erſt Zwielicht, noch eine Stunde vor Aufgang der Sonne, als die eilf Brüder vor den Pforten des Schloſſes ſtanden, und vor den König geführt zu werden verlangten; aber das ließe ſich nicht machen, war die Antwort, es wäre ja noch Nacht, der König ſchliefe, man dürfte ihn nicht wecken. Sie baten, ſie drohten; die Wache kam, der König ſelbſt trat heraus und fragte, was das zu bedeuten habe, da kam die Sonne herauf, und es waren keine Brüder mehr zu ſehen, aber eilf weiße Schwäne flogen über das Schloß hin.

Aus den Thoren der Stadt ſtrömte das Volk, ſie wollten Alle die Hexe brennen ſehen. Ein elender Gaul zog den Karren, auf dem ſie ſaß; man hatte ihr einen Kittel von grober Sackleinwand angezogen, ihr ſchönes langes Haar hing loſe um das ſchöne Haupt, ihre Backen waren todtbleich, ihre Lippen bewegten ſich leiſe, während ihre Finger das grüne Garn drehten; ſelbſt auf dem

Wege zum Tode ließ sie nicht von der begonnenen Arbeit, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie:

»Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem verfluchten Hokuspokus sitzt sie da: reißt es ihr weg, reißt's in tausend Stücke!«

Und Alle drängten auf sie ein, und wollten die Panzerhemden zerreißen, da kamen eilf weiße Schwäne geflogen: die senkten sich rund um sie her und schlugen mit den Flügeln. Erschrocken wich der Haufe zur Seite.

»Das ist ein Zeichen vom Himmel! Sie ist gewiß unschuldig!« flüsterten Einige, aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun ergriff der Büttel sie bei der Hand, da warf sie rasch die eilf Hemden über die Schwäne, und es standen da eilf schöne Prinzen: aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel anstatt des einen Arms; denn es fehlte ein Aermel in seinem Panzerhemde, der war nicht fertig geworden.

»Nun darf ich sprechen!« sagte sie, »ich bin unschuldig!«

Und das Volk, welches gesehen hatte, was geschehen war, beugte sich vor ihr, wie vor einer Heiligen; sie aber sank leblos in die Arme ihrer Brüder, so hatte die Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

»Ja, unschuldig ist sie!« sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er Alles, was geschehen war, und während er sprach, verbreitete sich ein Duft wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Holz in dem Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und Zweige geschossen: es stand da eine duftende Hecke voll von rothen Rosen, und auf der höchsten Spitze saß eine Blume, blendendweiß und

glänzend wie ein Stern; die pflückte der König und legte sie an Elisens Brust; da erwachte sie mit Frieden und Freude im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von selbst, und die Vögel kamen in großen Schwärmen: das ward ein Hochzeitszug zum Schloß zurück, wie noch kein König einen gesehen hat.

Der Rosen-Elf.

Mitten in einem Garten stand ein Rosenstock voll der schönsten Rosen, und in einer von diesen, der allerschönsten, wohnte ein Elf: der war so winzig klein, daß kein menschliches Auge ihn sehen konnte; hinter jedem Blatte in der Rose hatte er eine Schlafkammer; er war so schlank und schön, wie das lieblichste Engelskind, und Flügel hatte er, die von den Schultern bis zu den Füßen reichten.

O, was war das für ein Duft in seinen Zimmern und wie waren die Wände schön und klar! das waren ja die feinen blaßrothen Rosenblätter.

Den ganzen Tag belustigte er sich in dem warmen Sonnenschein, von einer Blume flog er zur andern, tanzte auf den Flügeln des fliegenden Schmetterlings, und maß, wie viele Schritte er wohl machen müßte, um über alle

Landstraßen und Steige auf einem einzigen Lindenblatte zu laufen. das war, was wir die Adern des Blattes nennen, die sah er für Landstraßen und Steige an, ja, für ihn waren das ewig lange Wege! ehe er damit fertig war, ging die Sonne unter: er hatte aber auch zu spät angefangen.

Nun wurde es sehr kalt, der Thau fiel, der Wind blies, es war wohl das Beste, nach Haus zu gehen: er eilte also, so schnell er konnte, aber die Rose hatte sich schon geschlossen, er konnte nicht hineinkommen! — nicht eine einzige Rose stand offen — Der arme kleine Elf erschrak gewaltig: er war noch nie eine Nacht außer Hause gewesen, immer hatte er hinter den warmen Rosenblättern so süß geschlafen: o, es mußte sein Tod werden!

Am andern Ende des Gartens, wußte er, war eine Laube von Geisblatt, dessen Blumen wie große bemalte Hörner aussahen: in eins von diesen wollte er hineinsteigen und bis zum andern Morgen darin schlafen. Er flog dahin. — Pst! — Es waren zwei Leute in der Laube: ein junger hübscher Mann und eine wunderschöne Jungfrau: die saßen neben einander und wünschten, daß sie in Ewigkeit nicht getrennt werden möchten: sie hielten so viel von einander, viel mehr, als das beste Kind von Mutter und Vater halten kann.

„Und doch müssen wir uns trennen!“ sagte der junge Mann: „Dein Bruder will uns nicht wohl, daher schickt er mich mit einem Auftrage so weit hinweg über Berge und Seen! Lebe wohl, meine süße Braut, denn das bist Du ja doch!“

Und da küßten sie sich, und das junge Mädchen weinte und gab ihm eine Rose: aber ehe sie ihm diese reichte, drückte sie einen Kuß darauf, so fest und heiß, daß die Blume sich öffnete: gleich flog der kleine Elf

hinein und lehnte seinen Kopf an die seinen duftenden Wände; aber er konnte recht gut hören, daß gesagt wurde: Leb' wohl! Leb' wohl! und er fühlte, daß die Rose ihren Platz auf der Brust des jungen Mannes bekam — o, wie klopfte das Herz darin, der kleine Elf konnte gar nicht einschlafen, so klopfte es.

Die Rose lag nicht lange still auf der Brust, der Mann nahm sie heraus, und während er allein durch's dunkle Holz ging, küßte er die Blume, o, so oft und so stark, daß der kleine Elf fast todtgedrückt wurde: er konnte durch das Blatt hindurch fühlen, wie die Lippen des Mannes brannten, und die Rose selbst hatte sich geöffnet, wie in der stärksten Mittagssonne.

Da kam ein anderer Mann, mit finsterer torniger Miene; es war des schönen Mädchens böser Bruder: ein großes scharfes Messer zog er hervor, und während der Andere die Rose küßte, stach der böse Mann ihn todt, schnitt ihm den Kopf ab und begrub denselben mit dem Körper in die weiche Erde unter dem Lindenbaum.

»Nun ist er todt und vergessen!« dachte der böse Bruder, »er kehrt nie wieder. Eine weite Reise über Berge und Seen sollte er machen, da verliert man leicht das Leben, das hat er gethan! Er kommt nie wieder, und mich darf meine Schwester nimmer nach ihm fragen!«

So raffte er mit dem Fuße verwelkte Blätter über die aufgegrabene Erde zusammen, und ging nach Haus in der dunkeln Nacht: aber er ging nicht allein, wie er glaubte: der kleine Elf ging mit: er saß in einem zusammengerollten Lindenblatte, das dem bösen Manne in's Haar gefallen war, als er das Grab grub. Der Hut war oben darauf gesetzt, es war stockfinster darunter, und der kleine Elf zitterte vor Schreck und Zorn über die schändliche That.

In der Morgenstunde kam der böse Mann nach Hause; er nahm seinen Hut ab und ging in die Schlafkammer der Schwester: da lag das schöne blühende Mädchen und traumte von ihm, den sie so lieb hatte, und von dem sie glaubte, daß er über Berge und durch Wälder ginge, und der böse Bruder beugte sich über sie und lachte häßlich, wie nur ein Teufel lachen kann: da fiel das welke Blatt aus seinem Haare auf die Bettdecke; er merkte es aber nicht und ging weg, um selbst in der Morgenstunde ein wenig zu schlafen. Aber der Elf schlüpfte aus dem welken Blatte, ging in das Ohr des schlafenden Mädchens und erzählte ihr wie im Traume den schrecklichen Mord, beschrieb ihr die Stelle, wo der Bruder ihn vollbracht hatte und wo die Leiche lag, erzählte von dem blühenden Lindenbaume dicht dabei und sagte: »Damit Du nicht glaubst, daß es ein Traum sei, was ich erzähle, so wirst Du ein welkes Blatt auf Deinem Bette finden!« und das fand sie, als sie erwachte. —

O, wie bittere Thränen weinte sie da! aber sie durfte Niemand von ihrem Kummer sagen. Das Fenster stand den ganzen Tag offen, der kleine Elf hätte leicht hinaus in den Garten kommen können zu den Rosen und all' den anderen Blumen, aber er konnte es nicht über's Herz bringen, die Trauernde zu verlassen. Am Fenster stand ein Rosenstock mit Monatsrosen, in eine von diesen Blumen setzte er sich und betrachtete das arme Mädchen. Ihr Bruder kam oft in die Kammer, und war so lustig und so böse, aber sie durfte ihm kein Wort von ihrem Herzeleid sagen.

Sobald es Nacht ward, schlich sie aus dem Hause, ging in's Holz zu der Stelle, wo der Lindenbaum stand, riß die Blätter von der Erde weg, grub hinein, und fand den Ermordeten. o, wie weinte sie da und bat den lieben Gott, er möge doch auch sie bald sterben lassen.

Gern hätte sie die Leiche mit nach Hause genommen, aber das konnte sie nicht; daher nahm sie den bleichen Kopf mit den geschlossenen Augen, küßte den kalten Mund und schüttelte die Erde aus dem wunderschönen Haare. »Den will ich behalten!« sagte sie, und nachdem sie den todten Körper mit Erde und Blättern bedeckt hatte, nahm sie den Kopf und einen kleinen Zweig von dem Jasminbaum, der in dem Walde, wo das Grab war, blühte, mit nach Hause.

Sobald sie in ihrer Stube war, holte sie den größten Blumentopf, den sie nur finden konnte, in diesen legte sie den Kopf des Todten, bedeckte ihn mit Erde und pflanzte den Jasminzweig in den Topf.

»Leb' wohl, leb' wohl,« flüsterte der kleine Elf, er konnte es nicht aushalten, so viel Kummer zu sehen, er flog daher in den Garten zu seiner Rose; aber die war verblüht, es hingen nur noch einige bleiche Blätter an dem grünen Strauche.

»Ach, wie bald ist es doch vorbei mit allem Schönen und Guten!« seufzte der Elf. — Zuletzt fand er doch eine Rose, die wurde sein Haus; hinter ihren duftenden Blättern ließ er sich nieder. Jeden Morgen flog er an das Fenster des armen Mädchens, da stand sie immer bei dem Blumentopf und weinte; die bitteren Thränen fielen auf den Jasminzweig, und mit jedem Tage wurde sie blasser und blasser, der Zweig aber frischer und grüner, ein Schößling nach dem andern wuchs hervor, und die kleinen weißen Knospen entfalteten sich zu Blumen, und sie küßte sie; aber der böse Bruder schalt und fragte, ob sie denn wahnsinnig geworden wäre? — er wollte es nicht haben, und konnte es nicht begreifen, warum sie immer über dem Blumentopf weinte.

Er wußte ja nicht, welche Augen da geschlossen und

welche rothe Lippen da zu Erde geworden waren, — und sie lehnte den Kopf an den Blumenkopf, und so schlafend, fand sie der kleine Elf aus der Rose: da stieg er in ihr Ohr, erzählte von dem Abend in der Laube, vom Duft der Rosen und von der Liebe der Elfen, sie träumte so süß und während sie träumte, entschwand ihr das Leben: sie starb einen sanften Tod, nun war sie im Himmel bei dem, den sie lieb hatte.

Und die Jasminblumen öffneten ihre großen weißen Glocken, und dufteten wunderbar süß: das war die einzige Art, wie sie die Todte beweinen konnten.

Aber der böse Bruder betrachtete den schönen blühenden Baum, nahm ihn als ein Erbtheil zu sich, und setzte ihn in seine Schlafkammer dicht an's Bett: der Baum war wunderschön anzusehen, und sein Duft war süß und lieblich. Der kleine Rosen-Elf ging mit, flog von einer Blume zur andern, in jeder wohnte ja eine kleine Seele, und diesen erzählte er von dem gemordeten jungen Manne, dessen Kopf jetzt unter der Erde zu Erde ward, erzählte vom bösen Bruder und von der armen Schwester.

»Wir wissen es!« sagte jede Seele in den Blumen, »wir wissen es! Sind wir nicht aus den Augen und den Lippen des Todten hervorgewachsen! wir wissen es! wir wissen es!« und dann nickten sie ganz sonderbar mit dem Kopfe.

Der Rosen-Elf konnte gar nicht begreifen, wie sie so ruhig sein konnten, und er flog zu den Bienen, welche Honig sammelten, erzählte denen die Geschichte vom bösen Bruder, und die Bienen sagten es ihrer Königin: die gebot, daß sie alle am nächsten Morgen den Mörder tödten sollten.

Aber die Nacht vorher, — es war die erste Nacht nach dem Tode der Schwester, — als der Bruder in seinem Bette

dicht bei dem Jasminbaum schlief, öffnete sich jeder Blumenkelch; unsichtbar, aber mit giftigem Stachel kamen die Blumenseelen hervor, und setzten sich erst an sein Ohr, und erzählten ihm böse Träume, flogen dann über seine Lippen und stachen ihn in die Zunge mit dem giftigen Stachel.

»Nun haben wir den Todten gerächt!« sagten sie und flogen wieder zurück in die Glocken der weißen Jasminen.

Als der Tag anbrach, und das Fenster der Schlafkammer plötzlich aufgerissen wurde, stürzte der Rosen-Elf mit der Königin und dem ganzen Schwarm der Bienen herein, um den Mörder zu tödten.

Aber er war schon todt: um das Bett her standen Leute, die sagten: »Der Duft der Jasminen hat ihn getödtet!«

Da verstand der Rosen-Elf die Rache der Blumen und erzählte es der Bienenkönigin, und sie summte mit dem ganzen Schwarme um den Blumentopf: die Bienen waren nicht zu verdrängen; da nahm ein Mann den Blumentopf weg; aber eine der Bienen stach ihn in die Hand, so daß der Topf zu Boden fiel und zerbrach.

Da sahen sie den weißen Todtenkopf und erkannten, daß der Todte im Bette ein Mörder war.

Und die Königin der Bienen summte in der Luft und sang von der Rache der Blumen, vom Rosen-Elf, und daß hinter dem kleinsten Blatte Einer wohnt, der das Böse erzählen und rächen kann.

Der Buchweizen.

Hin und wieder, wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorbeigeht, auf welchem Buchweizen steht, sieht man, daß dieser ganz schwarz und versengt ist; es ist, als wenn eine Feuerflamme darüber hingegangen wäre, und der Bauersmann sagt dann: »Das hat der Blitz gethan!« Aber wie geht es zu, daß der Blitz das thut? — Ich will erzählen, was mir der Sperling gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, der an einem Buchweizenacker stand und noch steht. Es ist dies ein großer ehrwürdiger Weidenbaum, aber alt und runzelig ist er, und von oben bis unten eingerissen, und aus dem Riß wachsen Gras und Brombeerranken; der Baum hängt nach vorn über, und die Zweige reichen fast bis auf die Erde, und sehen aus wie langes grünes Haar.

Auf allen Feldern rund umher stand Korn: Roggen, Buchweizen und Hafer; — ja, der schöne Hafer, der, wenn er reif ist, aussieht wie eine ganze Menge kleiner gelber Kanarienvögel, die auf einem Zweige sitzen. Das Korn stand so gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer beugte es sich in frommer Demuth.

Aber es war auch ein Feld mit Buchweizen da, und das Feld lag gerade vor dem alten Weidenbaume; der

Buchweizen beugte sich nicht, wie das andere Korn, steif und stolz stand er da.

»Ich bin eben so reich wie die Aehren,« sagte er, »und außerdem bin ich viel schöner; meine Blumen sind schön wie die Blüthen des Apfelbaums, es ist eine Lust, mich und meines Gleichen anzusehen! Kennst Du etwas Prächtigeres, als uns, Du alter Weidenbaum?«

Und der Weidenbaum nickte mit dem Haupte, als wollte er sagen: »Ja freilich kenne ich etwas!« Aber der Buchweizen stronte von Hochmuth und sagte: »Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Gras auf dem Bauche wächst!«

Nun zog ein schreckliches Wetter herauf; alle Blumen des Feldes falteten ihre Blätter oder beugten ihre Köpfe, während der Sturm darüber hinfuhr; aber der Buchweizen stand in seinem Stolze gerade aufgerichtet.

»Beuge Dein Haupt, wie wir!« sagten die Blumen.

»Das hab' ich nicht nöthig!« sagte der Buchweizen.

»Beuge Dein Haupt, wie wir!« sagte das Korn, »nun kommt der Sturmesengel geflogen. Er hat Flügel, die von den Wolken bis zu der Erde herunter reichen; er schlägt Dich nieder, ehe Du ihn bitten kannst, daß er Dir gnädig sei!«

»Nein, ich will mich nicht beugen!« sagte der Buchweizen.

»Schließe Deine Blumen und beuge Deine Blätter!« sagte der alte Weidenbaum, »sieh nicht in den Blitz hinein, wenn die Wolke birst; selbst die Menschen dürfen das nicht wagen, denn im Blitze sieht man hinein in Gottes Himmel, und der Anblick kann selbst den Menschen blenden; wie wollte es uns Gewächsen der Erde ergehen, wenn wir es wagten, wir, die wir so viel geringer sind!«

»Viel geringer?« sagte der Buchweizen, »nun will

h gerade in Gottes Himmel hineinsehen!« und das that : in seinem Stolz und Uebermuth. Es war, als stande te ganze Welt in Feuer und Flammen, so blinkte es.

Als das böse Wetter später vorbei war, standen Blu- zen und Korn in der stillen reinen Luft so erfrischt vom Regen, aber der Buchweizen war vom Blitze kohlschwarz ge- rannt; er war nun ein todtes unnützes Kraut auf dem Felde.

Und der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, als ob der Baum weinte. Und die Sperlinge fragten: »Was weinst Du denn? hier ist's ja so schön! sieh, wie die Sonne scheint, sieh, wie die Wolken ziehen, merkst Du nicht den Duft von Blumen und Büschen? was weinst Du denn, Du alter Weidenbaum?«

Und der Weidenbaum erzählte von des Buchweizens Stolz, Uebermuth und Strafe, die immer folgt. Ich, der ich die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlin- gen gehört, — die erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Mährchen bat.

Die Störche.

Auf dem letzten Hause in einer kleinen Stadt war ein Storchnest. Die Storchmutter saß im Neste bei ihren vier Jungen, welche den Kopf mit dem kleinen schwarzen Schnabel (denn roth war er noch nicht geworden) her- vorstreckten. Nicht weit davon stand auf dem Rücken des Daches steif und stolz der Vater Storch, das eine

Bein hatte er unter den Bauch gezogen, um doch ein wenig Ruhe bei seinem Schildwachstehen zu haben. Man hätte glauben sollen, er wäre aus Holz gehauen, so still stand er: »Das sieht doch gewiß recht vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache bei dem Neste hat,« dachte er, »die Leute können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin, sie glauben gewiß, ich bin hierher commandirt. Das sieht so stattlich aus!« und so blieb er dabei, auf dem einen Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielte eine ganze Schaar Kinder; als die die Störche sahen, sang einer der muthigsten Knaben und darauf alle zusammen den alten Vers von den Störchen, aber sie sangen ihn nur so, wie sie sich eben erinnern konnten:

»Storch, Storch, Langbein,
Setz Dich in Dein Nest hinein,
Deine Frau sitzt schon darein
Mit ihren großen Jungen.
Den einen woll'n wir hängen,
Den andern sengen,
Den dritten woll'n wir spießen,
Den vierten mausetodt schießen!«

»Höre doch, was die Knaben singen!« sagten die kleinen Störche, »sie sagen, wir sollen gehängt und gesengt werden!

»Kümmert Euch nicht darum!« sagte die Storchmutter, »hört nur nicht darnach hin, so thut's Euch nichts!«

Aber die Knaben fuhren fort zu singen, und zeigten mit den Fingern auf die Störche: nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, es sei Sünde, die Thiere zum Besten zu haben, und wollte nichts damit zu thun haben.

Die Storchmutter tröstete ihre Jungen. »Küm-

mert Euch nicht darum," sagte sie, "seht nur, wie ruhig Euer Vater steht, und noch dazu auf einem Beine!"

"Uns ist so bange!" sagten die Jungen, und zogen die Köpfe tief in's Nest hinein.

Den folgenden Tag, als die Kinder wieder zusammenkamen, um zu spielen, und sie die Störche sahen, fingen sie ihr Lied wieder an:

"Den einen woll'n wir hängen,
Den andern sengen! — "

"Sollen wir denn hängen und brennen!" fragten die jungen Störche.

"Ei, warum nicht gar," sagte die Mutter. "Ihr sollt fliegen lernen, ich will Euch wohl exerciren! Dann ziehen wir hinaus auf die Wiese und machen den Fröschen eine Büste, die verneigen sich im Wasser vor uns, und singen: "koar, koar!" und dann verzehren wir sie, das soll eine Lust werden!"

"Und was dann!" fragten die kleinen Störche.

"Dann kommen alle Störche aus dem ganzen Lande zusammen, und dann fängt das Herbstmanöver an; da muß man gut fliegen, das ist von großer Wichtigkeit; denn wer nicht gut fliegt, den sticht der General mit seinem Schnabel todt: deshalb paßt gut auf, wenn das Exerciren anfängt, damit Ihr etwas lernt!"

"So sollen wir ja doch gespießt werden, wie die Knaben sagten! O hör', nun singen sie es wieder!"

"Hört auf mich und nicht auf sie," sagte die Storchmutter. "Nach dem großen Manöver fliegen wir in die warmen Länder, o, so weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Aegypten fliegen wir, wo die dreieckigen steinernen Häuser sind, die mit ihrer Spitze in die Wolken reichen; die heißen Pyramiden und stehen schon länger, als irgend ein Storch denken kann. Ein Fluß ist da, der tritt

aus, so daß das Land zu einem Moraſt wird. Da geht man im Moraſt und verzehrt Fröſche.«

»O!« ſagten alle Jungen.

»Ja! da iſt's ſchön! man thut den ganzen Tag nichts als eſſen, und während wir es ſo gut haben, iſt in dieſem Lande nicht ein grünes Blatt auf den Bäumen; hier iſt's ſo kalt, daß die Wolken entzwei frieren und in kleinen weißen Lappen herunterfallen!« Sie meinte den Schnee, aber ſie konnte es nicht deutlicher ausdrücken.

»Frieren denn auch die unartigen Knaben entzwei?« fragten die jungen Störche.

»Nein, entzwei frieren ſie nicht, aber ſie ſind nahe daran, und ſie müſſen in der dunklen Stube hinter'm Ofen hocken. Ihr dagegen könnt umherfliegen im fremden Lande, wo es Blumen und warmen Sonnenſchein giebt!«

Nun war ſchon einige Zeit hingegangen, und die Jungen waren ſo groß, daß ſie im Neſte aufrecht ſtehen und weit umherſchauen konnten, und der Vater Storch kam jeden Tag mit allerliebſten kleinen Fröſchen geflogen, mit Schnecken und all' den Storchleckerbiſſen, die er nur finden konnte! O, das ſah drollig aus, wenn er ihnen ſeine Künſte vormachte. Den Kopf legte er ganz um den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er wie mit einer Schnarre, und dann erzählte er ihnen ſchöne Geſchichten, lauter Geſchichten aus dem Sumpfe.

»Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!« ſagte eines Tages die Storchmutter, und da mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie ſie ſchwankten! wie ſie mit den Flügeln balancirten, und doch waren ſie nahe daran herunterzufallen.

»Seht nur auf mich!« ſagte die Mutter, »ſo müßt Ihr den Kopf halten, ſo müßt ihr die Beine ſetzen! eins

zwei, eins zwei! das wird Euch in der Welt forthelfen!« dann flog sie ein kleines Stückchen, und die Jungen machten einen kleinen ungeschickten Sprung, bauz, da lagen sie, denn sie waren schwer im Leibe.

»Ich will nicht fliegen!« sagte das eine Junge, und kroch wieder in das Nest, »ich mache mir nichts daraus, in die warmen Länder zu kommen!«

»Willst Du denn hier todtfrieren, wenn's Winter wird! Sollen die Knaben kommen und Dich hängen und brennen und braten! Warte, nun will ich sie rufen!«

»O nein!« sagte der kleine Storch, und fing wieder an, mit den andern auf dem Dache zu hüpfen: den dritten Tag konnten sie wirklich schon ein wenig fliegen, und nun glaubten sie, sie könnten in der Luft auch sitzen und ausruhen, aber bauz, da purzelten sie und mußten die Flügel wieder rühren. Nun kamen die Knaben hinunter auf die Straße und sangen ihr Lied:

»Storch, Storch, Langbein!«

»Wollen wir hinunterfliegen und ihnen die Augen aushacken!« sagten die Jungen.

»Nein, laßt das bleiben!« sagte die Mutter, »hört auf mich, das ist viel wichtiger! eins, zwei, drei! nun rechts um! eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! — seht, das war sehr gut! der letzte Flügelschlag war so richtig und niedlich, daß ich Euch erlaube, morgen mit mir in den Sumpf zu kommen! Dahin kommen mehrere wackere Storchfamilien mit ihren Kindern, nun laßt mich erleben, daß meine die nettesten sind, und steht recht gerade, die Brust heraus, das sieht gut aus, und giebt so ein Ansehen!«

»Aber sollen wir denn gar keine Rache an den ungezogenen Knaben nehmen?« fragten die Jungen.

»Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch zu den Wolken, Ihr kommt in's Land der Pyramiden, wenn sie frieren müssen, und weder ein grünes Blatt, noch einen süßen Apfel haben!«

»Ja, rächen wollen wir uns!« flüsterten sie einander zu, und dann ward wieder exercirt.

Von allen Knaben auf der Straße war keiner schlimmer im Singen der Spottlieder, als gerade der, welcher angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner Knirps, von nicht mehr als sechs Jahren; die jungen Störche glaubten freilich, er sei hundert Jahre alt, denn er war ja weit größer, als ihr Vater oder ihre Mutter, und was wußten sie, wie alt Kinder und große Menschen sein mögen. Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, der hatte ja zuerst angefangen und fuhr immer fort; die jungen Störche waren höchst gereizt, und je größer sie wurden, desto weniger wollten sie es dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber nicht eher, als an dem letzten Tage, den sie im Lande sein würden.

»Wir müssen ja erst sehen, wie Ihr Euch bei dem großen Manöver benehmt; geht's schlecht dabei, so daß der General Euch den Schnabel in die Brust jagt, so haben die Knaben ja doch Recht, wenigstens auf eine Weise! Nun laßt mich sehen!«

»Ja, das sollst Du!« sagten die Jungen, und nun gaben sie sich erst recht Mühe, sie übten sich jeden Tag und flogen so leicht und niedlich, daß es eine Lust war.

Nun kam der Herbst, alle Störche versammelten sich, um, während wir den Winter haben, in die warmen Länder zu fliegen. Das war ein Manöver! es ging über Wälder und Felder, Dörfer und Städte, bloß um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es stand

ihnen ja eine große Reise bevor. Die jungen Störche machten ihre Sachen so ausgezeichnet gut, daß sie das Zeugniß »Frosch- und Schlangenwerth« bekamen. Das war der allerbeste Charakter; nun durften sie Frösche und Schlangen essen, und das thaten sie auch.

»Nun wollen wir uns rächen!« sagten sie.

»Ja wohl,« sagte die Mutter. »Was ich mir ausgedacht habe, das ist das Beste. Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis die Störche kommen und sie zu ihren Aeltern bringen. Die niedlichen kleinen Kinder schlafen und träumen so schön, wie sie später nie wieder träumen. Alle Aeltern wollen gerne solch ein kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Zu dem Teiche wollen wir fliegen, für jedes der Kinder, die nicht das böse Lied gesungen und die Störche zum Besten gehabt haben, wollen wir einen holen, aber die Kinder hier sollen gar keinen haben.

»Aber der, welcher anfing zu singen, der alte häßliche Bube,« schrien die jungen Störche, »was machen wir mit dem?«

»Bei dem Teiche liegt ein todtes kleines Kind, das sich zu Tode geträumt hat, das wollen wir für ihn nehmen, dann muß er weinen, weil wir ihm einen todten kleinen Bruder gebracht haben, aber der gute Junge, der, welcher gesagt hat: »Es ist Sünde, die Thiere zum Besten zu haben!« den habt Ihr doch nicht vergessen? dem wollen wir zwei bringen, einen Bruder und eine Schwester, und weil der Junge Peter heißt, so sollt Ihr auch alle zusammen Peter heißen!«

Und es geschah, was sie sagte, und alle Störche hießen Peter, und so heißen sie noch bis auf diesen Tag.

Der Sandmann.

In der ganzen Welt ist nicht Einer, der so viele Geschichten weiß, als der Sandmann, — der kann erzählen!

Des Abends, wenn die Kinder noch so nett am Tische oder auf ihrem Schemel sitzen, kommt er ganz sachte die Treppe herauf; er geht nämlich auf Socken; er macht die Thür ganz leise auf, und hui, da streut er den Kindern Sand in die Augen. Das ist aber kein grober Sand, sondern von der Sorte, wovon die Sandtorten gemacht werden, so fein, fein! aber doch immer genug, daß die Kinder die Augen nicht offen halten können, daher sehen sie ihn nicht; er schleicht sich dann hinter sie und haucht ihnen ganz leise in den Nacken; und dann wird ihnen der Kopf so schwer —! aber das thut nicht weh; denn der Sandmann meint es gerade gut mit den Kindern, er will nur, daß sie ruhig sein sollen, und das sind sie am besten, wenn man sie im Bette hat; sie sollen stille sein, damit er ihnen Geschichten erzählen kann. —

Wenn nun die Kinder schlafen, setzt sich der Sandmann auf das Bette. Sein Anzug ist sauber und fein, sein Rock ist von Seidenzeug, aber von welcher Farbe, das ist nicht

möglich zu sagen, denn es glänzt grün, roth und blau, je nachdem er sich dreht; unter jedem Arm hält er einen Regenschirm, einen mit Bildern, den hält er über die guten Kinder, und dann träumen sie die ganze Nacht die schönsten Geschichten, und einen Regenschirm hat er, worauf gar nichts steht, den hält er über die unartigen Kinder, die schlafen dann stumm und dumm, und wenn sie des Morgens aufwachen, haben sie gar nichts geträumt. —

Nun wollen wir hören, wie der Sandmann eine ganze Woche hindurch jeden Abend zu einem kleinen Knaben Namens Hjalmar kam, und was er ihm erzählte! Das sind ganzer sieben Geschichten, denn die Woche hat sieben Tage.

Montag.

»Hör' nun einmal!« sagte der Sandmann, als er Hjalmar im Bette hatte, »nun will ich aufputzen!« und auf einmal wurden alle Blumen in den Blumentöpfen zu großen Bäumen, welche ihre langen Zweige bis unter die Decke und längs den Wänden streckten, so daß die ganze Stube wie die schönste Laube aussah, und alle Zweige waren voll von Blumen, und jede Blume war schöner als eine Rose, und roch ganz herrlich; wollte man sie essen, so war sie süßer als Eingemachtes! Die Früchte glänzten wie Gold, und es waren auch Klöße da, die platzten beinahe von Rosinen, — das war etwas ganz Unvergleichliches! aber im selben Augenblicke hörte ma ein erschreckliches Jammern in der Tischschublade, in welcher Hjalmar's Schulbücher lagen.

»Was ist denn das!« sagte der Sandmann, ging hin zum Tische und zog die Schublade heraus. Da lag die Tafel, auf welcher die Zahlen sich drückten und kniffen,

denn es war eine falsche Zahl in's Rechnenexempel hinein gekommen, so daß es nahe daran war, auseinander zu fallen: der Griffel hüpfte und sprang in seiner Bindfadenfessel gerade so, wie ein kleiner Hund, er wollte dem Rechnenexempel helfen, aber er konnte nicht! Und ferner lag da Hjalmar's Schreibbuch; auch darin klagte und wimmerte es — o, es war recht häßlich anzuhören: auf jedem Blatte standen von oben bis unten große Buchstaben, jeder mit einem kleinen neben sich, die ganze Reihe herunter, — das war so eine Vorschrift, — und neben dieser standen wieder einige Buchstaben, welche eben so auszusehen glaubten; die hatte Hjalmar geschrieben, aber sie lagen beinahe, als wären sie über den Bleistiftsstrich gefallen, auf welchem sie stehen sollten.

»Seht, so müßt Ihr Euch halten!« sagte die Vorschrift, »seht, so zur Seite, mit einem raschen Schwung!«

»O, wir wollten gern,« sagten Hjalmar's Buchstaben, »aber wir können nicht, wir sind so elend!«

»Dann sollt Ihr Kinderpulver haben!« sagte der Sandmann.

»Ach nein!« riefen sie, und standen so gerade, daß es eine Lust war!

»Ja, nun kann ich keine Geschichte mehr erzählen!« sagte der Sandmann, »nun muß ich sie exerciren lassen! eins, zwei! eins, zwei!« und nun exercirte er die Buchstaben, und sie standen so gerade und gesund, wie nur eine Vorschrift stehen kann, aber als der Sandmann ging und Hjalmar am Morgen zusah, waren sie eben so elend, wie zuvor.

Dinstag.

Sobald Hjalmar im Bette war, berührte der Sandmann mit seinem kleinen Zauberstabe alle Möbeln in der

Stube, und sogleich fingen sie an zu sprechen, und sie sprachen alle von sich selbst, ausgenommen das Spuckbecken, das stand stille und ärgerte sich über diese Eitelkeit, daß sie alle nur von sich selbst sprachen und keine Gedanken für den hätten, der so bescheiden in der Ecke stand und sich anspeien ließ.

Ueber der Kommode hing ein großes Gemälde, im vergoldeten Rahmen; es war eine Landschaft; darauf sah man hohe alte Bäume, Blumen im Grase und ein großes Wasser mit einem Flusse, der lief hinten um den Wald herum an manchem Schlosse vorbei hinaus in's wilde Meer.

Der Sandmann rührte mit seinem Zauberstabe das Gemälde an, und die Vögel fingen an zu singen, die Zweige der Bäume bewegten sich, und die Wolken flogen ordentlich, man konnte ihren Schatten über die Landschaft ziehen sehen.

Nun hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf zum Rahmen, und Hjalmar steckte die Beine in's Gemälde hinein, gerade hinein in's hohe Gras; und da stand er. Er lief hin zum Wasser, setzte sich in ein kleines Boot: das war roth und weiß bemalt, die Segel glänzten wie Silber, und sechs Schwäne, mit goldenen Kronen unten auf dem Halse und einem strahlenden blauen Sterne auf dem Kopfe, zogen das Boot an einem grünen Walde vorbei, wo die Bäume von Räubern und Hexen und die Blumen von den niedlichen kleinen Elfen erzählten, und was die Schmetterlinge ihnen gesagt hatten.

Die schönsten Fische, mit Schuppen wie Silber und Gold, schwammen hinter dem Boote, zuweilen machten sie einen Sprung, so daß es im Wasser platschte, und Vögel, rothe und blaue, kleine und große, flogen in zwei langen Reihen hinterher, die Mücken tanzten und der

Maikäfer sagte bum, bum; sie wollten alle Hjalmar begleiten, und jedes hatte eine Geschichte zu erzählen!

Das war eine Fahrt! bald waren die Wälder so dicht und dunkel, bald waren sie, wie der schönste Garten voll Blumen und Sonnenschein, und es lagen da große Schlösser von Glas und Marmor; auf den Balconen standen Prinzessinnen, das waren lauter kleine Mädchen, mit denen Hjalmar bekannt war, mit denen er öfter gespielt hatte. Sie streckten die Hände aus, und jede hielt das niedlichste Zuckerferkel, das nur bei einer Kuchenfrau zu haben ist; und Hjalmar erfaßte das eine Ende des Zuckerferkels, indem er vorbeisegelte, und die Prinzessin hielt das andere Ende; so bekam jedes ein Stück, sie das kleinste, Hjalmar das größte. Bei jedem Schloß hielten kleine Prinzen Schildwache; sie schulterten mit dem goldenen Säbel und ließen Rosinen und Zinnsoldaten regnen; das waren rechte Prinzen! Bald segelte Hjalmar durch Wälder, bald durch große Säle, oder mitten durch eine Stadt; er kam auch durch die Stadt, in welcher sein Kindermädchen wohnte, die nämliche, welche ihn getragen hatte, als er ein ganz kleiner Knabe war, und welche so viel von ihm gehalten hatte; die nickte und winkte, und sang den niedlichen kleinen Vers, den sie selbst gedichtet und Hjalmar geschickt hatte:

Ich denke Dein so manche, manche Stunde,
Du süßes Kind, mein Hjalmar, mein Verlangen!
So oft ja hing ich Dir am kleinen Munde,
Küßt' Dir die Stirne und die ros'gen Wangen,
Von Dir vernahm ich einst die ersten Worte.
Mein Abschiedswort muß heute zu Dir fliegen.
Stets sei der Herr auf Erden Dir zum Horte,
Du Engel, seinem Himmelreich entstiegen.

Und alle Vögel sangen mit, die Blumen tanzten auf

dem Stengel und die alten Bäume nickten, während der Sandmann auch ihnen Geschichten erzählte.

Mittwoch.

Nein, wie doch der Regen draußen herunterströmte! Hjalmar konnte es im Schlafe hören, und als der Sandmann das Fenster öffnete, reichte das Wasser bis an's Fensterbrett; es war draußen ein ganzer See, aber das prächtigste Schiff lag gerade vor dem Hause.

»Willst Du mitsegeln, kleiner Hjalmar!« sagte der Sandmann, »dann kannst Du heute Nacht fremde Länder besuchen und morgen wieder hier sein!«

Und auf einmal stand Hjalmar in seinen Sonntagskleidern mitten auf dem prächtigen Schiffe, und gleich wurde das Wetter schön und sie segelten durch die Straßen, kreuzten um die Kirche herum, und nun war Alles ein großes, wildes Meer. Sie segelten so lange, bis kein Land mehr zu erblicken war, und sie sahen einen großen Zug Störche, die kamen auch aus Hjalmar's Heimath und wollten in die warmen Länder. Ein Storch flog immer hinter dem andern, und sie waren schon so weit, so weit geflogen! Einer von ihnen war so müde, daß ihn seine Flügel kaum weiter tragen konnten, er war der allerletzte in der Reihe, und bald blieb er ein großes Stück zurück, zuletzt sank er mit ausgebreiteten Flügeln tiefer und tiefer, er that noch ein paar Flügelschläge, aber das half nicht; nun berührte er mit seinen Flügeln das Tauwerk des Schiffes, nun glitt er herab vom Segel und bums! da stand er auf dem Verdeck.

Darauf nahm ihn der Schiffsjunge und setzte ihn in's Hühnerhaus zu den Hühnern, den Enten und den Puterhähnen; der arme Storch stand ganz verblüfft mitten unter ihnen.

»Seht einmal, was für ein närrischer Kerl!« sagten alle Hühner.

Und der Puterhahn blies sich auf, so dick er konnte, und fragte ihn, wer er wäre; und die Enten gingen rückwärts und stießen sich an: »pat, pat!«

Und der Storch erzählte vom warmen Afrika, von den Pyramiden und vom Strauß, der wie ein wildes Pferd durch die Wüste jagt, aber die Enten verstanden ihn nicht und stießen sich wieder einander an und sagten: »Wollen wir nicht einig darüber sein, daß er dumm ist?«

»Ja wohl, er ist dumm!« sagte der Puterhahn und kollerte.

Da schwieg der Storch ganz still und dachte an sein Afrika.

»Ihr habt da recht hübsche dünne Beine!« sagte der Puterhahn. »Was kostet die Elle?«

»Pat, pat, pat!« kicherten alle Enten, aber der Stoch that, als hörte er es gar nicht.

»Ihr könnt gerne mitlachen,« sagte der Puterhahn zu ihm, »denn das war ein guter Witz; oder wäre er vielleicht für Euch nicht hoch genug? ach, ach! er ist nicht vielseitig! laßt uns fortfahren, für uns selbst interessant zu sein!« und da kollerte er und die Enten schnatterten, »gick, gack! gick, gack!« es war erschrecklich, wie sie sich amüsirten.

Aber Hjalmar ging zum Hühnerhaus, öffnete die Thür, rief den Storch, und dieser hüpfte zu ihm hinaus auf's Verdeck; nun hatte er sich ausgeruht, und es war, als nickte er Hjalmar zu, um ihm zu danken; darauf breitete er seine Flügel aus und flog zu den warmen Ländern; aber die Hühner gluckten, die Enten schnatterten und der Puterhahn wurde ganz feuerroth im Kopfe.

»Morgen wollen wir Suppe von Euch kochen!«

ſagte Hjalmar, und da erwachte er und lag in ſeinem kleinen Bette. — Das war eine ſonderbare Reiſe, die ihn der Sandmann dieſe Nacht hatte machen laſſen.

Donnerſtag.

»Weißt Du was!« ſagte der Sandmann, »werde nur nicht bange; hier ſollſt Du eine kleine Maus ſehen!« und er hielt ihm ſeine Hand entgegen mit dem kleinen niedlichen Thiere. »Sie iſt gekommen, um Dich zur Hochzeit einzuladen; es ſind hier zwei kleine Mäuſe, welche dieſe Nacht in den Eheſtand treten wollen. Sie wohnen unter dem Fußboden Eurer Speiſekammer, das ſoll eine wunderſchöne Wohnung ſein!«

»Aber wie kann ich durch das kleine Mauſeloch durchkommen!« fragte Hjalmar.

»Dafür laß mich ſorgen!« ſagte der Sandmann, »ich will Dich ſchon klein machen!« und er berührte Hjalmar mit ſeinem Zauberſtabe, da wurde er gleich kleiner und kleiner, zuletzt war er nicht größer, als ein Finger. »Nun kannſt Du Dir die Kleider des Zinnſoldaten leihen, ich denke, die werden Dir paſſen, und es ſieht doch ſo ſchön aus, eine Uniform anzuhaben, wenn man in Geſellſchaft iſt!«

»Ja wohl,« ſagte Hjalmar, und in dem Augenblicke war er wie der niedlichſte kleine Zinnſoldat gekleidet.

»Wollen Sie nicht ſo gütig ſein, ſich in den Fingerhut Ihrer Frau Mutter zu ſetzen,« ſagte die kleine Maus, »ſo werde ich die Ehre haben, Sie zu ziehen!«

»Gott, wollen das gnädige Fräulein ſelbſt die Mühe haben!« ſagte Hjalmar, und nun fuhren ſie zur Mäuſehochzeit.

Erſt kamen ſie unter dem Fußboden in einen langen Gang hinein, der gerade ſo hoch war, daß ſie mit dem

Fingerhute darin fahren konnten, und der ganze Gang war mit Schwamm illuminirt.

»Riecht's hier nicht herrlich?« sagte die Maus, welche ihn zog, »der ganze Gang ist mit Speckschwarten bestrichen! es giebt nichts Schöneres!«

Nun kamen sie hinein in den Brautsaal; hier standen zur Rechten die Mäusedamen, die zischelten, als wenn sie sich über einander lustig machten; zur Linken standen die Mäuseherren, die strichen sich mit den Pfoten den Bart, aber mitten auf dem Fußboden sah man das Brautpaar, sie standen in einer ausgehöhlten Käserinde, und küßten sich erschrecklich viel vor Aller Augen, denn sie waren ja verlobt und sollten gleich Hochzeit halten. Es kamen immer mehr Fremde; die Mäuse traten einander fast todt, und das Brautpaar hatte sich mitten in die Thür gestellt, so daß man weder aus, noch ein konnte. — Die ganze Stube war wie der Gang mit Speckschwarte bestrichen, das war die ganze Bewirthung, aber zum Dessert wurde eine Erbse vorgezeigt, in welche eine kleine Maus von der Familie den Namen des Brautpaares hineingebissen hatte, das heißt den Anfangsbuchstaben; das war etwas unbeschreiblich Schönes!

Alle Mäuse sagten, die Hochzeit wäre ganz außerordentlich schön, und auch die Conversation wäre sehr gut gewesen.

Nun aber fuhr Hjalmar wieder nach Hause; er war freilich in vornehmer Gesellschaft gewesen, aber er hatte auch ordentlich zusammenkriechen, sich klein machen und eine Zinnsoldatenuniform anziehen müssen.

Freitag.

»Es ist unglaublich, wie viel alte Leute mich immer haben wollen!« sagte der Sandmann, »es sind besonders die, welche etwas Böses gethan haben.

„Guter lieber Sandman,“ sagen sie zu mir, „wir können kein Auge zuthun, und dann liegen wir die ganze Nacht und sehen alle unsere böse Thaten, die wie kleine häßliche Kobolde auf der Bettkante sitzen und uns mit heißem Wasser bespritzen: wenn Du doch kommen und sie wegjagen wolltest, damit wir einmal einen guten Schlaf hätten,“ und dann seufzen sie so tief: „wir wollen gewiß gerne bezahlen, — gute Nacht, Sandmann! das Geld liegt im Fenster!“ aber ich thue es nicht für Geld,“ sagte der Sandmann.

„Was wollen wir denn diese Nacht vornehmen?“ fragte Hjalmar

„Ja, ich weiß nicht, ob Du heute wieder Lust hast, zu einer Hochzeit zu gehen? Sie ist von etwas anderer Art, als die gestrige. Die große Puppe Deiner Schwester, welche wie ein Mann aussieht und Hermann heißt, heiratet die Puppe Bertha, es ist außerdem der Geburtstag der Puppe, daher werden viele Geschenke kommen.“

„Ja, das kenne ich schon,“ sagte Hjalmar, „jedesmal, wenn die Puppe neue Kleider braucht, so läßt meine Schwester sie Geburtstag haben oder Hochzeit halten! das ist gewiß schon hundertmal geschehen!“

„Ja, aber heute Nacht ist die Hochzeit zum hundert und ersten Male, und wenn hundert und eins aus ist, dann ist Alles vorbei! Deshalb wird es auch diesmal ganz unvergleichlich werden! Sieh einmal!“

Und Hjalmar sah hin auf den Tisch, da stand das kleine Papphaus mit Lichtern in den Fenstern und vor der Thür präsentirten alle Zinnsoldaten das Gewehr. Das Brautpaar saß auf dem Fußboden, und lehnte sich an das Tischbein, ganz gedankenvoll: dazu konnte es ja gute Gründe haben. Aber der Sandmann hatte den schwarzen Rock der Großmutter angezogen und traute sie.

Als die Trauung vorbei war, stimmten alle Möbeln in der Stube folgendes schöne Lied an, das von Bleistift geschrieben war, und nach der Melodie des Zapfenstreiches gesungen wurde.

Dies Lied soll kommen windesschnell
Zum Brautpaar über die Stubenschwell'.
Von Handschuhleder ist ihr Fell,
Drum steh'n sie beid' auf ihrer Stell'
Grad' auf wie eine Schneiderell'.
:,: Hurra, Hurra für Ell' und Fell!
In Wetter und Wind erklingt das hell! :,:

Und nun bekamen sie Geschenke, aber alle eßbaren Sachen hatten sie sich verbeten, denn sie hatten an der Liebe genug.

»Wollen wir nun auf's Land ziehen, oder eine Reise in's Ausland machen?« fragte der Bräutigam, und die Schwalbe, welche weit gereiset war, und das alte Hofhuhn, welches fünfmal Küchelchen ausgebrütet hatte, wurden zu Rathe gezogen. Und die Schwalbe erzählte von den schönen warmen Ländern, wo die Weintrauben groß und schwer an den Reben hängen, wo die Luft so mild ist und die Berge Farben haben, die man wo sie uns gar nicht kennt!

»Sie haben da doch nicht unsern grünen Kohl!« sagte das Huhn. »Ich wohnte einen Sommer mit allen meinen Küchelchen auf dem Lande; da war eine Grube, in welcher wir gehen und kratzen durften, auch hatten wir Zugang zu einem Garten, voll von grünem Kohl! O, wie der grün war! ich kann mir nichts Schöneres denken.«

»Aber ein Kohlkopf sieht gerade so aus, wie der andere, sagte die Schwalbe, »und dann ist hier so oft schlechtes Wetter!«

»Daran iſt man gewöhnt!« ſagte das Huhn.

»Aber hier iſt es kalt, es friert!«

»Das iſt gut für den Kohl!« ſagte das Huhn. »Uebrigens kann's hier auch warm werden! Hatten wir nicht vor vier Jahren einen Sommer, der fünf Wochen lang dauerte? Es war ſo heiß, daß man kaum Athem holen konnte! Dann haben wir hier auch nicht alle die giftigen Thiere, die man auswärts hat! und wir ſind frei von Räubern! Der iſt ein Dummkopf, der unſer Land nicht für das ſchönſte hält! der verdiente freilich nicht hier zu ſein!« und dabei liefen dem Huhn die Thränen über die Backen. »Ich bin auch gereiſt, ich bin in einem Faß über zwölf Meilen gefahren! Es iſt gar kein Vergnügen beim Reiſen!«

»Ja, das Huhn iſt eine vernünftige Frau!« ſagte die Puppe Bertha, »ich mag auch nicht über Berge reiſen, denn das geht immer nur hinauf und dann wieder hinunter! Nein wir wollen hinausziehen in die Brandgrube und im Kohlgarten ſpazieren gehen.«

Und dabei blieb es.

Sonnabend.

»Bekomme ich nun Geſchichten?« ſagte der kleine Hjalmar, ſobald der Sandmann ihn in Schlaf gebracht hatte.

»Heute Abend haben wir dazu keine Zeit,« ſagte der Sandmann und ſpannte ſeinen ſchönſten Regenſchirm über ihn. »Sieh dieſe Chineſen an!« und der ganze Regenſchirm ſah aus, wie eine große chineſiſche Schüſſel mit blauen Bäumen und ſpitzen Brücken, voll kleiner Chineſen, die ſtanden da und nickten mit dem Kopfe.

»Zu morgen müſſen wir die ganze Welt ſchön anputzen!« ſagte der Sandmann, »es iſt ja ein Feiertag, es iſt Sonntag. Ich muß hin in den Kirchthurm, um nachzuſehen, ob die kleinen Kirchengeiſter die Glocken poliren, damit ſie hübſch klingen; ich muß hinaus in's Feld, um nachzuſehen, ob die Winde den Staub von Gras und Blättern fegen; ich muß alle Sterne herunternehmen, um ſie zu poliren; ich nehme ſie in meine Schürze, aber erſt muß jeder numerirt werden, und die Löcher, in denen ſie oben ſitzen, müſſen auch numerirt werden, damit jeder

wieder an seinen Platz kommt, sonst würden sie nämlich nicht festsitzen, und wir bekämen zu viele Sternschnuppen, wenn einer nach dem andern herunterfiele.«

»Hören Sie einmal, wissen Sie was, Herr Sandmann!« sagte ein altes Portrait, welches an der Wand hing, an welcher Hjalmar schlief, »ich bin Hjalmar's Urgroßvater. Ich danke Ihnen vielmals, daß Sie dem Knaben Geschichten erzählen, aber Sie müssen seine Begriffe nicht verwirren. Sterne können nicht herunter genommen und polirt werden. Sterne sind Körper wie unsere Erde, und das ist gerade das Gute an ihnen!«

»Schönen Dank, Du alter Urgroßvater!« sagte der Sandmann. »Schönen Dank! Du bist ja ein »ur«-alter Großvater! aber ich bin älter als Du! ich bin ein alter Heide, die Römer und Griechen nannten mich den Traumgott! Ich bin in die vornehmsten Häuser gekommen und komme noch dahin! Ich verstehe mit Großen und mit Kleinen umzugehen! Nun kannst Du erzählen!« — und da ging der Sandmann weg und nahm den Regenschirm mit.

»Nun darf man wohl nicht mehr seine Meinung sagen!« murmelte das alte Portrait.

Und da erwachte Hjalmar.

Sonntag.

»Guten Abend!« sagte der Sandmann, und Hjalmar nickte, aber schnell sprang er hin und drehte des Urgroßvaters Portrait gegen die Wand um, damit es nicht mitsprechen sollte, wie gestern.

»Nun sollst Du mir Geschichten erzählen von den fünf grünen Erbsen, die in einer Schote wohnten, und vom Hähnchen, welches dem Hühnchen die Cour machte, und von der Stopfnadel, welche so fein sein wollte, und sich einbildete, sie wäre eine Nähnadel!«

»Man kann des Guten auch zu viel thun!« sagte der Sandmann, »ich will Dir lieber etwas zeigen; Du weißt wohl; ich will Dir meinen Bruder zeigen, der kommt aber nie mehr als einmal, und wenn er zu Einem kommt, nimmt er ihn auf sein Pferd und erzählt ihm Geschichten; er weiß nur zwei, die eine ist so unaussprechlich schön, wie Niemand in der Welt sich's denken kann, und die andere ist so häßlich und grausich, — es ist nicht

zu beschreiben!« und da hob der Sandmann den kleinen Hjalmar auf zum Fenster und sagte: »Da sieh meinen Bruder, den andern Sandmann, sie nennen ihn auch wohl den Tod! Siehst Du, er sieht gar nicht so schlimm aus, wie in den Bilderbüchern, wo er nur von Knochen ist; nein, es sind Silberstickereien, die er auf seinem Kleide hat: es ist die schönste Husarenuniform! ein Mantel von schwarzem Sammet fliegt hinten über's Pferd; sieh, wie er galoppirt!«

Und Hjalmar sah, wie der Sandmann fortritt und Jung und Alt zu sich auf's Pferd nahm, einige setzte er vorn und andere hinten auf, aber immer fragte er erst, wie es mit dem Zeugnißbuch stände? —

»Gut!« sagten Alle. »Ja, laßt mich selbst sehen!« sagte er, und dann mußten sie ihm das Buch zeigen; und alle diejenigen, welche »Sehr gut« oder »Ausgezeichnet gut« hatten, kamen vorn auf's Pferd und bekamen die schöne Geschichte zu hören, aber diejenigen, welche »Ziemlich gut« oder »Schlecht« hatten, mußten hinten auf und bekamen die häßliche Geschichte; sie zitterten und weinten, sie wollten vom Pferde springen, aber das konnten sie nicht, denn sie waren gleich darauf festgewachsen.

»Aber der Tod ist ja der schönste Sandmann,« sagte Hjalmar, »vor dem bin ich nicht bange!«

»Das mußt Du auch nicht sein!« sagte der Sandmann, »sieh nur zu, daß Du ein gutes Zeugnißbuch hast!«

»Ja, das ist lehrreich!« murmelte des Urgroßvaters Portrait, »es hilft doch immer, wenn man seine Meinung sagt!« und nun war es zufrieden.

Sieh, das ist die Geschichte vom Sandmann, nun kann er Dir heute Abend selbst mehr erzählen.

H. C. Andersen's

sämmtliche Mährchen

für Kinder.

Mit

dem Portrait des Verfassers in Stahlstich

und

achtzehn Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

G. Osterwald, L. Richter und L. Löffler.

Dem Dänischen nacherzählt.

Vier Theile in einem Bande.

Dritter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Inhalt.

	Seite
Die Schneekönigin, ein Abenteuer in sieben Geschichten:	
Erste Geschichte, welche von dem Spiegel und den Spiegelscherben handelt	1
Zweite Geschichte. Der kleine Knabe und das kleine Mädchen	3
Dritte Geschichte. Der Blumengarten der Frau, die sich auf's Zaubern verstand	11
Vierte Geschichte. Prinz und Prinzessin . .	21
Fünfte Geschichte. Das kleine Räubermädchen	31
Sechste Geschichte. Die Lappländerin und die Finnländerin	37
Siebente Geschichte. Was sich in der Schneekönigin Schlosse zutrug und was weiter geschah	42
Der Niederthee	48
Die Geschichte von einer Mutter	60
Die Vatermörder	69
Der Tannenbaum	73
Der Wassertropfen	87
Holger der Däne	90
Die glückliche Familie	97
Der Elfenhügel	103

Seite
Die rothen Schuhe 113
Der Schatten 122
Der kleine Tuk 141
Das alte Haus 146
Der Flachs 157
Die Springer 163
Die Glocke 166
Die Stopfnadel 174
Die Hirtin und der Schornsteinfeger 179
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen . 186

Die Schneekönigin.

Ein Abenteuer in ſieben Geſchichten

Erſte Geſchichte, welche von dem Spiegel und den Spiegelſcherben handelt.

Merkt auf — nun wird angefangen! Wenn wir mit der Geſchichte zu Ende ſind, ſo werden wir mehr wiſſen als jetzt, denn wir haben es mit einem argen Zauberer zu thun, mit dem ärgſten von allen, dem Teufel ſelber. Eines Tages war er recht bei Laune, denn er hatte einen Spiegel gemacht, der die Eigenſchaft beſaß, daß alles Schöne und Gute, das ſich darin abſpiegelte, zu faſt gar Nichts zuſammenſchmolz; aber was nichts taugte und übel ausſah, das trat erſt recht hervor und wurde noch häßlicher darin. Die ſchönſten Landſchaften ſahen in dieſem Spiegel nicht anders aus als wie gekochter Spinat, und die beſten Menſchen wurden widerlich, oder ſtanden auf dem Kopf und hatten keinen Leib, ihre Geſichter waren ſo verzerrt, daß man ſie gar nicht wiedererkennen konnte, und hatte Jemand zufällig einen Sommerſproſſen, ſo ward derſelbe ſo groß in dem Spiegel, daß er über Naſe und Ohren ging. »Gelungen!« ſagte der Teufel, hocherfreut über ſein Mei-

sterstück. – Ging nun ein guter Gedanke durch eines Menschen Kopf, so grinzte es so abscheulich im Herenspiegel, daß der Zauberer selbst über seine boshafte Erfindung lachen mußte. Alle, welche in die Zauberschule gingen — denn er hielt wirklich eine eigene Zauberschule — erzählten rund umher, daß ein Wunder geschehen sei; nun könne man erst recht sehen, sagten sie, wie die Welt und die Menschen wirklich aussähen. Sie liefen nach allen Gegenden hin mit dem Spiegel, und zuletzt gab es kein Land und keine Menschen mehr, die nicht durch denselben entstellt waren. Endlich wollten sie aber auch nach dem Himmel damit hinaufsliegen, um die Englein und den lieben Gott zum Besten zu haben. Je höher sie mit dem Spiegel kamen, deste ärger grinzte es darin, so daß sie ihn kaum mehr zu halten vermochten, und zuletzt erbebte er so heftig, daß er ihnen aus den Händen fiel und auf die Erde herabstürzte, wo er in hundert Millionen, Billionen und noch mehr Stücke sprang und so noch größeres Unglück anrichtete als vorher. Denn einige Stücke waren kaum so groß als ein Sandkorn, und diese flogen rings in der Welt umher, und wo sie Leuten in die Augen kamen, da blieben sie sitzen, und dann sahen solche Menschen Alles verkehrt oder hatten nur Augen für Alles, was schlecht an einem Dinge war; denn auch das allerkleinste Glaskorn hatte die nämliche Zauberkraft behalten, die der ganze Spiegel gehabt hatte. Einigen Menschen war sogar ein Stück Spiegelglas ins Herz geflogen, und dann wurde es rein gräulich mit demselben: ein solches Herz war nicht anders als wie ein Klumpen Eis. Einige Scherben von dem Zauberspiegel waren so groß, daß sie zu Fensterscheiben gebraucht wurden, aber durch ein solches Fenster durfte man nicht nach seinen

Freunden aussehen. Andere Stücke wurden zu Brillengläsern benutzt, und da ging es erst recht schlecht, wenn Leute eine solche Brille aufsetzten, um recht genau zu sehen und gerecht zu urtheilen. Der Böse lachte über alles dies so fürchterlich, daß ihm der Bauch davon zerplatzte, und das kitzelte ihn recht prächtig. Aber draußen flogen noch viele kleine Stücke Spiegelglas in der Luft umher, und wir werden sehen, was weiter geschah. —

Zweite Geschichte. Der kleine Knabe und das kleine Mädchen.

Drüben in der Stadt, wo so viele Häuser und Menschen sind, daß nicht einmal Platz zu einem kleinen Gärtchen für Jeden übrig bleibt, und wo sich die Leute daher mit Blumen in Blumentöpfen begnügen müssen, da gab es doch zwei arme Kinder, die einen Garten hatten, der etwas größer war als ein Blumentopf. Sie waren nicht Bruder und Schwester, hielten aber ebensoviel von einander, als wenn sie's gewesen wären. Die Eltern wohnten Haus an Haus, sie bewohnten zwei Erkerstuben da, wo das Dach des einen Hauses an das Dach des andern stieß und der Regenfang an den Dachpfannen hinlief. Hier hatte jedes Haus ein kleines Fenster; man brauchte nur über die Dachrinne zu treten, so war man schon von dem einen Erkerfenster zum andern gekommen.

Die Eltern hatten hölzerne Kasten mit Erde ver

die Fenster gestellt, darin zogen sie Küchengewächse zum Zubereiten der Speisen, und in jedem Kasten stand ein kleiner Rosenbusch, der herrlich gedieh. Nun waren die Eltern auf den Einfall gekommen, die beiden Kasten quer über die Dachrinne zu stellen, so daß sie beinahe von einem Fenster zum andern reichten und ganz natürlich wie zwei Blumenbeete aussahen. Die Erbienranken hingen über die Kasten hinaus, die Rosenbüsche schossen lange Sprossen, schlangelten sich um die Fenster und neigten sich gegen einander, so daß es aussah wie ein grüne Ehrenpforte, die mit Blumen geschmückt war. Weil die beiden Kasten mit Erde ziemlich hoch waren und die Kinder wußten, daß sie soweit nicht hinaufklettern durften, so erlaubten die Eltern ihnen oft, auf ihren kleinen Schemeln unter den Rosenbüschen zu sitzen, wo sie dann so köstlich mit einander spielen konnten.

Des Winters hatte dies Vergnügen freilich ein Ende. Die Fenster waren dann oftmals ganz zugefroren. Aber die Kinder wußten sich zu helfen; sie wärmten kupferne Sechser am Ofen und setzten die heiße Seite an die zugefrorenen Fensterscheiben. Dann hatten sie die herrlichsten Gucklöcher, die so rund, so rund waren' und dahinter blinzelte ein niedlich — mildes Auge, eins aus jedem Fenster. Das waren der kleine Knabe und das kleine Mädchen. Er hieß Kai und sie hieß Gerda. — Des Sommers konnten sie mit einem Sprunge zu einander kommen; des Winters mußten sie erst alle die vielen Treppen hinunter und alle die vielen Treppen hinaufsteigen, und draußen stöberte der Schnee. —

„Das sind die weißen Bienen, die umherschwärmen," sagte die alte Großmutter.

»Haben die auch eine Bienenkönigin?« fragte der Knabe; denn er wußte, daß die wirklichen Bienen eine Königin haben.

»Jawohl!« sagte die Großmutter; »die fliegt da, wo sie am dichtesten schwärmen. Sie ist die größte von allen weißen Bienen und niemals bleibt sie ruhig auf Erden, sie fliegt wieder hinauf nach den schwarzen Wolken. Manche Winternacht summt sie durch die Straßen der Stadt und guckt in die Fenster, die dann mit allerlei wundersamen Blumen zufrieren.«

»Ja, das haben wir gesehen,« sagten beide Kinder, und nun wußten sie, daß es wahr sein mußte.

»Kann die Schneekönigin hier herein kommen?« fragte das kleine Mädchen.

»Laß sie nur kommen!« sagte der Knabe; »o dann werde ich sie auf den warmen Ofen setzen, und so schmilzt sie.« —

Und die Großmutter glättete ihm die Haare mit der Hand und erzählte andere Geschichten. —

Eines Abends, als der kleine Kai zu Hause und schon halb ausgekleidet war, kroch er auf die Stühle am Fenster und sah durch das kleine runde Guckloch an den gefrorenen Fenstern. Draußen fielen einige Schneeflocken und eine davon, die allergrößte von allen, blieb auf dem Rand des Blumenkastens liegen; sie wuchs immer mehr und zuletzt wurde ein ganzes Frauenzimmer daraus mit dem allerfeinsten Florkleide, das wie mit Millionen funkelnder Edelsteine besetzt war. Die Dame war so schön und fein, aber von Eis, von purem, glänzendem, blendendem Eis, doch war sie lebendig. Ihre Augen schimmerten wie zwei kleine Sterne, aber sie hatte weder Ruhe noch Rast. Sie nickte mit dem Kopf und winkte mit der Hand. Der

kleine Knabe erſchrak darüber und kroch ſchnell vom Stuhl hinunter, und gleich darauf rauſchte es, als wenn ein großer Vogel am Fenſter vorbeiflöge.

Am andern Tag war es klares Froſtwetter; darauf wurde es wieder Thauwetter, und dann kam der Frühling: die Sonne ſchien, die Felder wurden grün, die Schwalben bauten Neſter, die Fenſter thaten wieder auf, und die kleinen Kinder ſaßen wieder in ihrem Luſtgarten hoch oben an der Dachrinne, höher als alle Stockwerke.

Die Roſen blühten dieſen Sommer ſo unvergleichlich ſchön! Das kleine Mädchen hatte ein Lied auswendig gelernt, darin ſtand Etwas von Roſen und bei dieſen Roſen dachte ſie an ihre eigenen. Sie ſang dem kleinen Knaben das Lied vor, und er ſtimmte mit ein:

Im Thale ſo viele Roſen ſtehn,
Dort werden Kind Jeſum wir wiederſehn.

Und die Kleinen hielten einander bei der Hand, küßten die Roſen, ſchauten in Gottes hellen Sonnenſchein hinaus und ſprachen damit, als wären ſie bei Chriſtus ſelber. O, was das doch für herrliche Sommertage waren! und wie ſchön es bei den friſchen Roſen war, die gar nicht wieder aufhören wollten zu blühen! — —

Kai und Gerda ſaßen beiſammen und beſahen die Thiere und Vögel in einem Bilderbuche. Da war es — die Uhr auf dem großen Stadtthurm ſchlug gerade Fünf — daß Kai ſagte: »Au! da ſtach mich Etwas ins Herz! . . . Nun flog mir Etwas ins Auge!«

Das kleine Mädchen nahm ihn um den Hals; Kai blinzelte mit den Augen, aber nein! da war Nichts zu ſehen.

»Ich glaube, es iſt weg,« ſagte der Knabe. Aber weg war es nicht; es war gerade ein Glasſtern von dem Zauberſpiegel geweſen; wir kennen es recht gut das ſchlimme Glas, welches alles Große und Gute, das ſich darin abſpiegelte, klein und häßlich, das Böſe und Schlechte aber gehörig darſtellte, ſo daß jeder Fehler gleich in die Augen fiel. Der arme Kai! ihm war nun auch ein Glaskorn gerade ins Herz gefahren, das wohl auch bald zu einem Eisklumpen werden ſollte! Es machte keine Schmerzen mehr, aber es ſaß doch da!

»Warum weinſt Du?« fragte er die kleine Gerda. »So ſiehſt Du häßlich aus. Mir fehlt ja nichts! — Pfui!« rief er auf einmal, »die Roſe da hat der Wurm angenagt, und ſieh doch nur, die hier ſteht ja ganz ſchief! Das ſind doch im Grunde recht garſtige Roſen, ebenſo häßlich ſind ſie wie die Kaſten, worin ſie ſtehen!« und darauf ſtieß er mit dem Fuße an den Blumenkaſten und riß zwei Roſen ab.

»Kai! was thuſt Du?« rief das kleine Mädchen, und als er ihr Erſchrecken ſah, riß er noch eine Roſe ab und lief durch das offene Fenſter davon und weg von der herrlichen Gerda.

Wenn ſie nun mit dem Bilderbuche zu ihm kam, ſo ſagte er, das wäre etwas für Wickelkinder, und erzählte die Großmutter eine Geſchichte, ſo hatte er immer ein Aber einzuwenden, ja, konnte er ankommen, ſo ging er hinter ihr her, ſteckte die Brille auf und ſprach ebenſo wie ſie. Das konnte er ganz accurat nachmachen, und dann lachten die Leute über ihn. Er konnte bald ſo gehen und ſprechen wie alle Menſchen, die in der ganzen Straße wohnten, und deshalb ſagten die Leute von ihm: Das iſt beſtimmt ein guter Kopf! Aber das Glaskorn, das ihm ins Auge

geflogen war, und die Scherbe, die ihm im Herzen steckte, waren Schuld daran. Daher kam es auch, daß er sogar die kleine Gerda neckte, die ihn doch so herzlich lieb hatte.

Seine Spiele wurden nun auch ganz anders als vorher: sie waren so vernünftig! Eines Wintertages, als die Schneeflocken wieder umherflogen, kam er mit einem großen Brennglase an, hielt den einen Schoß von seinem blauen Rocke hin und ließ die Schneeflocken darauffallen.

„Guk' nun durch's Glas!“ sagte er zu Gerda, und jede Schneeflocke wurde viel größer; sie sahen alle aus wie prächtige Blumen oder zehneckige Sterne. Das war wirklich köstlich anzusehen!

„Siehst Du wohl, wie künstlich das ist?“ fragte Kai. „Das ist viel mehr Spaß als mit den wirklichen Blumen! Und es ist auch nicht ein einziger Fehler an ihnen; sie sind ganz accurat abgepaßt. Wenn sie nur nicht schmölzen!“

Bald darauf kam Kai mit großen Stulphandschuhen daher und hatte seinen Schlitten über die Schulter gehangen. Er schrie Gerda gerade ins Ohr: „Ich habe Erlaubniß, auf dem großen Markte Schlitten zu fahren, wo die anderen Jungen spielen,“ — und fort war er!

Dort auf dem Marktplatze banden oft die keckſten Jungen ihre Schlitten an die Wagen der Bauern, um ſo eine Strecke mitzufahren. Dabei ging es denn luſtig her. Als ſie heute ſo im beſten Spielen waren kam ein großer Schlitten angefahren, der ganz weiß angemalt war; darin ſaß eine Perſon, die ſich in einen weißen Pelz gehüllt und eine rauhe, weiße Mütze auf dem Kopfe hatte. Der Schlitten fuhr zweimal rund um

den Platz; schnell hatte Kai seinen Handschlitten hinten angebunden und fuhr mit herum. Immer rascher ging's so vorwärts und zuletzt in die nächste Straße hinein. Die Person, welche den Schlitten fuhr, sah sich jetzt um und nickte Kai freundlich zu; es war, als wenn sie einander gekannt hätten. Und jedesmal, wenn Kai seinen Handschlitten wieder losmachen wollte, nickte ihm die Person im großen Schlitten wieder zu, und dann blieb Kai auch wiederum sitzen. Endlich fuhren sie gerade aus dem Stadtthor hinaus, da fing es an so fürchterlich zu schneien, daß der kleine Knabe keine Hand mehr vor Augen sehen konnte, während es immer hurtiger von dannen ging. Da ließ er schnell das Tau fahren, um von den großen Schlitten loszukommen, allein es half ihm nichts; sein Fuhrwerk hing fest, und wie der Wind ging's immer weiter. Nun fing er an, ganz laut zu rufen, doch Niemand hörte ihn; der Schnee wirbelte um ihn herum und der Schlitten flog dahin. Bisweilen gab es einen Stoß, als wenn es über Gräben und Hecken ging. Da wurde dem Knaben ganz bange; er wollte in seiner Angst ein Vaterunser beten, aber ihm wollte durchaus nichts Anderes einfallen als das große Einmaleins.

Die Schneeflocken wurden immer größer; zuletzt sahen sie aus wie lauter weiße Hühner, aber auf einmal flogen sie an die Seite; der Schlitten hielt an, und die Person, welche darin saß, erhob sich. Pelz und Mütze waren nun lauter Schnee: eine Dame war es, so groß und schlank! so glänzend weiß! die Schneekönigin war es!

»Wir sind recht schnell gefahren,« sagte sie zu Kai, »aber was ist das, so zu frieren! Kriech' in meinen Bärenpelz!« Und sie hob ihn in ihren Schlitten

und schlug ihren Pelz um ihn. Da war's dem Knaben nicht anders, als wenn er in einen ganzen Schneehaufen versänke.

»Friert Dich noch?« fragte sie und küßte ihn auf die Stirn. Hu! das war kälter als Eis, das ging ihm durch und durch und bis ans Herz, das doch schon halb zu einem Eisklumpen geworden war. Es war ihm, als wenn er sterben sollte, aber das währte nur einen Augenblick, dann that es gerade recht gut und er fühlte nun nichts mehr von der Kälte um ihn her.

»Mein Schlitten! Vergiß meinen Schlitten nicht!« Das fiel ihm zuerst ein, und der Handschlitten wurde nun einem der weißen Hühner aufgebunden, das mit dem Schlitten auf dem Rücken hinterherflog. Die Schneekönigin gab Kai noch einen Kuß, und nun hatte er Gerda, die Großmutter und alle Anderen daheim vergessen. —

»Nun gebe ich Dir keinen Kuß mehr,« sagte sie, »sonst würde ich Dich todtküssen.«

Kai sah' sie an, sie war so hübsch, so klug! ein schöneres Angesicht konnte er sich gar nicht denken. Sie schien ihm nun auch nicht mehr von Eis zu sein wie damals, als sie vor seinem Fenster gesessen und ihm zugenickt hatte. In seinen Augen war sie ganz vollkommen, ihm bangte gar nicht mehr vor ihr, er erzählte, was er Alles gelernt hatte, er könne Kopfrechnen, sogar mit Brüchen, sagte er, wisse, wie viele Quadratmeilen die Länder groß wären und wie viele Einwohner die Städte hätten, und die Schneekönigin lächelte dazu. Da meinte er, doch noch nicht genug zu wissen, und er blickte in den großen Luftraum hinein, der Sturm sauste und brauste, als wenn er alte Lieder singen wollte. Sie flogen über Wälder und

Seen, über Länder und Meere. Tief unten heulten der Wind und die Wölfe, der Schnee funkelte und schwarze Raben flogen krächzend darüber hin. Aber über ihnen stand der Mond groß und hell am Himmel, ihn sah Kai an die lange, lange Winternacht hindurch, und den Tag über schlief er an der Schneekönigin Seite.

Dritte Geschichte. Der Blumengarten der Frau, die sich auf's Zaubern verstand.

Aber wie ging es denn der kleinen Gerda, da Kai nicht mehr zu ihr kam, und wo war er doch geblieben? — Niemand wußte es, Keiner konnte Bescheid davon geben. Die anderen Knaben erzählten nur, wie sie gesehen hätten, daß Kai seinen Schlitten an einen großen und prächtigen gebunden hätte und mit demselben durch die Straßen und zum Thore hinaus gefahren wäre. Kein Mensch wußte, wo er war, und viele Thränen flossen um ihn. Die kleine Gerda weinte bitterlich und lange. — Dann sagten die Leute, er sei todt; er wäre in den Fluß gesunken, der dicht an der Stadt vorbeifloß. Ach, was waren das für lange, trübe Wintertage!

Nun brach der Frühling an mit dem warmen Sonnenschein.

»Kai ist todt und begraben,« sagte die kleine Gerda.

»Das glaub' ich nicht,« sprach der Sonnenschein.

»Er ist todt und begraben,« sagte sie zu den Schwalben.

»Das glauben wir nicht,« antworteten sie, und zuletzt glaubte die kleine Gerda auch nicht daran.

»Ich will meine neuen rothen Schuhe anziehen, die Kai noch gar nicht gesehen hat, und dann zum Flusse hinuntergehen und den fragen«, sagte sie eines Morgens.

Ganz in der Frühe stand sie auf, sie küßte die alte Großmutter, welche noch schlief, zog die rothen Schuhe an und ging ganz allein hinaus nach dem Fluß.

»Ist es wahr,« fragte sie, »daß Du meinen kleinen Spielkameraden genommen hast? Ich will Dir meine rothen Schuhe schenken, wenn Du mir ihn wiedergeben willst«

Und die Wellen schienen ihr so freundlich zuzunicken. — Da nahm sie ihre neuen rothen Schuhe, das Liebste, was sie hatte, und warf sie alle beide hinaus in den Fluß; aber sie fielen beide dicht am Ufer ins Wasser, und die kleinen Wellen trugen sie gleich wieder ans Land zu Gerda hin. Es war, als wenn der Fluß ihr das Liebste, was sie hatte, nicht abnehmen wollte, da er ja den kleinen Kai nicht hatte. Gerda aber glaubte, sie hätte die Schuhe nicht weit genug hinausgeworfen, und daher kletterte sie in einen Kahn, der im Schilfe lag, ging bis an das letzte Ende darin und warf die Schuhe noch einmal ins Wasser. Aber der Kahn war nicht festgebunden, und durch die Bewegung, die Gerda darin machte, trieb er vom Land, sie merkte es und eilte wieder hinauszukommen, doch ehe

sie das andere Ende erreichte, war der Kahn schon eine Elle weit fortgetrieben, und jetzt glitt er schneller fort. —

Da wurde der kleinen Gerda ganz bange und sie fing an zu weinen, aber Keiner hörte sie, als nur die grauen Sperlinge, und die konnten sie nicht wieder ans Land tragen, aber sie flogen längs dem Ufer hin und sangen: »Hier sind wir! hier sind wir!« als wollten sie das kleine Mädchen damit trösten. Indessen trieb der Kahn mit dem Strome abwärts; die arme Gerda saß ganz still darin auf den bloßen Strümpfen, ihre kleinen rothen Schuhe schwammen hinterher, aber sie konnten den Kahn nicht erreichen, der immer schneller davonfuhr.

Schön war es an beiden Ufern, herrliche Blumen, alte Bäume und abschüssige Anhöhen mit Schafen und Rindern waren zu sehen, nur keine Menschen waren da.

»Vielleicht trägt der Fluß mich hin zum kleinen Kai,« dachte Gerda, und dabei wurde sie ruhiger, stand auf und betrachtete viele Stunden lang die grünen Ufer. — — Nun kam sie an einen großen Kirschgarten worin ein kleines Haus mit wunderbaren rothen und blauen Fenstern stand, sonst hatte das Häuschen nur ein Strohdach, aber vor demselben standen zwei hölzerne Soldaten, welche vor den Vorbeisegelnden das Gewehr schulterten.

Gerda rief ihnen zu, denn sie glaubte, es waren lebendige Soldaten, aber die hölzernen antworteten natürlich nicht, sie kam ganz nahe an ihnen vorbei, da der Strom den Kahn gerade ans Land trieb.

Gerda rief daher noch lauter. — Da trat eine ganz alte Frau aus dem Hause, die sich auf eine Krücke

stunte; sie hatte einen großen Sammthut auf, der mit allerlei schönen Blumen bemalt war.

»Du armes kleines Kind!« sagte die alte Frau, »wie bist Du doch auf den großen, reißenden Strom gerathen und so weit in die Welt hineingetrieben?« Und darauf ging die alte Frau ganz in das Wasser hinaus, hakte ihre Krücke an den Kahn, zog ihn ans Land und hob die kleine Gerda heraus.

Und Gerda war froh, daß sie wieder aufs Trockene gekommen war, aber doch auch ein wenig bange vor der alten Frau.

»Komm nun her und erzähle mir, wer Du bist,« sagte die Alte.

Und Gerda erzählte ihr Alles, was ihr begegnet war, und die alte Frau schüttelte den Kopf und sagte: »Hm! hm!« Und als Gerda ihr nun so Alles erzählt hatte und fragte, ob sie den kleinen Kai nicht gesehen hatte, da sagte die Alte, er sei hier nicht vorbeigekommen, aber er werde schon wiederkehren, Gerda solle sich nur nicht betrüben, sondern die Kirschen schmecken und die Blumen im Garten sehen, die wären hübscher als alle Bilderbücher; jede davon könnte eine Geschichte erzählen. Und darauf nahm sie Gerda bei der Hand, ging mit ihr in das kleine Haus hinein und schloß die Thür hinter sich zu.

Die Fenster saßen hoch in der Wand, die Scheiben waren roth, blau und gelb, und das Tageslicht spielte so wunderbar in allen Farben in der Stube; aber auf dem Tische standen die süßesten Kirschen, und Gerda durfte so viele davon essen, als sie mochte. Während sie Kirschen aß, glättete die alte Frau ihr Haar mit einem goldenen Kamm, und Gerda's Locken glänzten

so herrlich um das kleine freundliche Angesicht, das so rund und voll war wie eine Rose.

»Nach einem so hübschen kleinen Mädchen habe ich mich lange gesehnt,« sagte die Alte. »Nun sollst Du nur sehen, wie gut wir Beiden uns vertragen wollen.« Und je länger die Alte ihr die Haare kämmte, desto mehr vergaß Gerda ihren Pflegebruder Kai; denn die alte Frau verstand sich aufs Zaubern, aber eine böse Zauberin war sie nicht. Sie zauberte nur so ein bischen zum Vergnügen und nun wollte sie die kleine Gerda gern behalten. Daher ging sie in den Garten, streckte ihre Krücke nach allen Rosenstöcken aus, und wie schön sie auch blühten, so versanken sie doch alle in die schwarze Erde, so daß man gar nicht mehr sehen konnte, wo sie gestanden hatten. Die Alte befürchtete nämlich, daß Gerda, wenn sie die Rosen sähe, an den kleinen Kai denken und dann davonlaufen möchte.

Darauf führte sie Gerda in den Blumengarten. O, wie es hier doch herrlich und schön war! Alle denkbaren Blumen jeder Jahreszeit standen da in schönster Blüthe; kein Bilderbuch konnte schöner und bunter sein. Gerda hüpfte vor Freude und spielte im Garten bis die Sonne hinter den hohen Kirschbäumen unterging. Da gab ihr die Alte ein schönes Bett mit rothen, seidenen Decken, die mit blauen Veilchen gestopft waren, und darunter schlief Gerda so sanft und träumte so erquicklich, wie eine Königin an ihrem Hochzeitstage.

Am andern Tage durfte sie wieder mit den Blumen im warmen Sonnenschein spielen. So ging es viele Tage lang. Gerda kannte zuletzt jede Blume im ganzen Garten, aber wie viele ihrer auch waren, so

ſchien es ihr immer doch, als wenn noch eine darunter fehle, welche es war, wußte ſie nicht. — Da ſaß ſie eines Tages und betrachtete den Sonnenhut der alten Frau mit den gemalten Blumen, und gerade die hübſcheſte darunter war eine Roſe. Die Alte hatte vergeſſen, die Roſe von ihrem Hut zu ſchaffen, als ſie die anderen Roſen in die Erde zauberte. Aber ſo geht's, wenn man die Gedanken nicht beiſammen hat! »Was,« ſagte Gerda, »giebt es hier denn keine Roſen?« ſprang in die Beete, ſuchte und ſuchte, aber keine Roſen waren zu finden. Da ſetzte ſie ſich hin, um zu weinen, und ihre Thränen fielen gerade auf die Stelle, wo ein Roſenſtock verſunken war, und als die heißen Thränen die Erde befeuchteten, ſchoß der Buſch auf einmal wieder hervor, ebenſo blühend, wie er verſunken war. Und die kleine Gerda umarmte die Roſen, küßte ſie alle und dachte an die ſchönen Roſen daheim und mit ihnen an den lieben Kai.

»O, wie ich mich verſpätet habe!« ſagte das kleine Mädchen. »Ich wollte ja Kai finden! Wißt ihr nicht, wo er iſt?« fragte ſie die Roſen. »Glaubt ihr, daß er todt und verloren iſt?«

»Todt iſt er nicht,« ſagten die Roſen. »Wir kommen ja eben aus der Erde, da ſind alle Todten, aber Kai war nicht darunter.«

»Sollt auch bedankt ſein,« ſagte die kleine Gerda und damit lief ſie hin zu den anderen Blumen, ſah in ihren Kelch hinein und fragte: »Wißt ihr denn nicht, wo Kai geblieben?«

Aber jede Blume ſtand da in der Sonne und träumte nur ihre eigene Geſchichte, und davon mußte die kleine Gerda viele anhören, aber von ihrem Kai kam Nichts darin vor.

Und was erzählte denn die Feuerlilie?

»Horch, die Trommel! bum! bum! Nur zwei Töne und immer bum! bum! Hör' das Klagegeschrei der Weiber und das Rufen der Priester! — In ihren langen rothen Mantel gehüllt steht die Hindufrau auf dem Scheiterhaufen; die Flammen schlagen um sie und ihren todten Mann zusammen! Aber die Hindufrau gedenkt des Lebenden im Kreise der Trauernden; an ihn denkt sie, dessen feurige Blicke noch tiefer in ihr Herz dringen, als die Flammen, die bald ihren Leib in Asche verwandeln werden. Kann auch die Gluth des Herzens ersticken in dem Flammenrauch eines Scheiterhaufens?« —

»Das kann ich gar nicht verstehen,« sagte die kleine Gerda.

»Das ist meine Geschichte,« sagte die Feuerlilie.

Und was spricht wohl die Winde?

»Ueber den schmalen Bergpfad hinaus hängt die alte Ritterburg, dichter Epheu rankt sich, Blatt an Blatt, das alte Gemäuer hinan und um den Altan, auf dem ein schönes Mädchen steht, das sich über das Geländer lehnt und den Bergpfad hinabschaut. Keine Rose hängt frischer am Stengel als sie, keine Apfelblüthe schwebt leichter, wenn sie der Wind dem Baume entführt. Wie rauscht ihr prächtiges Seidengewand! — Kommt er denn noch immer nicht?« — —

»Meinst Du Kai?« fragte die kleine Gerda.

»Ich spreche nur von meinem Traume,« antwortete die Winde.

Was weiß das Schneeglöckchen denn?

»Zwischen zwei Bäumen hängt an zwei Seilen das lange Brett. Zwei niedliche kleine Mädchen — ihre Kleider sind

weiß wie Schnee und lange grüne Bänder flattern von ihren Hüten — sitzen schaukelnd darauf. Ihr Bruder, der größer ist als sie, steigt auf das Schaukelbrett und schlagt den Arm um die Seile; denn in der einen Hand hält er eine Schale mit Seifenwasser, in der andern eine Thonpfeife, womit er Seifenblasen bläst. Die Schaukel schwingt sich und die nassen Kugeln steigen in wechselndem Farbenglanz in die Luft; — noch hängt die letzte Seifenblase an dem Pfeifenkopf und die Schaukel bewegt sich. Ein kleiner Schoßhund, nicht schwerer als die Seifenblasen, steht auf den Hinterbeinen und will mit in die Schaukel; nun fliegt er mit durch die Luft, fällt aus der Schaukel, bellt und ist böse. Die Kinder necken ihn; die Seifenblasen zerstieben! — — Ein schwebendes Brett, ein flüchtiges Schaukelgebilde ist mein Gesang!«

»Kann wohl sein, daß es hübsch ist, wovon Du erzählst, aber Du sagst es so traurig und sprichst nicht ein Wort von Kai!«

Was wissen die Hyazinthen denn?

»Es waren einmal drei schöne Schwestern, die waren entsetzlich durchsichtig und fein. Das Kleid der Einen war roth, das der Andern blau, und das der Dritten ganz weiß. Hand in Hand tanzten sie bei hellem Mondenschein an dem klaren See mit einander. Keine Elfen waren sie, sondern Menschenkinder. Es duftete so süß und die Mädchen verschwanden im Walde. — Nun wurde der Duft noch stärker. Drei Särge, die drei Mädchen lagen darin, glitten aus dem dunkeln Walde hin über den See; glänzende Insecten flogen umher gleich schwebenden Lichtern. — Schlafen die tanzenden Mädchen oder sind sie todt? —

Der Abendduft spricht, sie sind todt; die Abendglocken läuten für die Todten.« —

»Du machst mich ganz traurig,« sagte die kleine Gerda; »Du duftest so stark, daß ich dabei an die todten Mädchen denken muß. Ach! ist der kleine Kai denn wirklich todt? Die Rosen sind unten in der schwarzen Erde gewesen, und die sagen doch, nein!«

Kling! klang! bim! bam! läuteten die Glöckchen der Hyazinthen. »Wir läuten nicht über den kleinen Kai, ihn kennen wir nicht. Wir singen nur unser Lied, das einzige, welches wir wissen.«

Und Gerda ging hin zu der Butterblume, die aus den glänzenden zwei Blättern hervorschien. »Du bist eine kleine helle Sonne,« sagte sie, »sage mir, wenn Du es weißt, wo soll ich meinen Spielkameraden finden?«

Und die Butterblume glänzte so hübsch und blickte Gerda an. Welch' Lied mochte die Butterblume wohl singen? Ach, das war ebensowenig von Kai!

»Auf einem kleinen Hofplatze schien des lieben Gottes Sonne so warm und schön am ersten Frühlingstage, ihre Strahlen glitten an der weißen Wand des Nachbarhauses herab, dicht daneben grünten die ersten gelben Blumen und blühten golden in dem warmen Sonnenschein. Die alte Großmutter saß auf ihrem Stuhl und sonnte sich, ihre Enkelin, die arme hübsche Dienstmagd, kehrte heim von einem kurzen Besuche, sie küßte die Großmutter. — Das war Gold, reines Gold im gesegneten Kusse, Gold auf dem Munde, Gold im Grunde, Gold da droben in der Morgenstunde. — Sieh! das ist meine kleine Geschichte!« sagte das Butterblümchen.

»Meine arme alte Großmutter!« seufzte Gerda. »Ja gewiß sehnt sie sich nach mir, betrübt sich über

mich" und den kleinen Kai. Aber ich komme bald wieder und dann bringe ich Kai mit nach Hause. — Es kann nichts helfen, daß ich die Blumen um ihn befrage, die können nur ihre eigenen Lieder und wissen mir keinen Bescheid von Kai zu geben." Darauf band sie ihr Kleid in die Höhe, um desto schneller laufen zu können, aber die Pfingstlilie schlug ihr um die Beine als sie darüber weghüpfte. Da blieb sie stehen, sah die langstenglige Blume an und fragte: »Weißt Du mir vielleicht Etwas zu sagen?« und sie legte das Ohr nahe an die Blume. —

Was sagte die Pfingstlilie denn?

»Ich sehe mich selbst! ich sehe mich selbst!« sagte die Lilie. »O, wie riech' ich doch schön! — Auf dem Dachstübchen stand eine kleine Tänzerin, sie war nur halb angekleidet, drehte sich bald auf einem Beine, bald auf beiden und kümmerte sich nicht um die ganze Welt, sie war reiner Augenbetrug. Aus einem Theetopf goß sie Wasser auf ein Schnürleibchen. Reinlichkeit ist doch eine schöne Tugend, sagte sie. Das weiße Kleid hing an der Wand, das hatte sie auch im Theetopf gewaschen und auf dem Dache getrocknet. Sie zog es an und wand ein safrangelbes Tuch um den Hals dazu: so scheint mein Kleid um so viel weißer, sagte sie. Fuß in die Höhe! Sieh', wie gerade sie dasteht auf dem einen Beine! Ich sehe mich selbst! ich sehe mich selbst!« sagte die Pfingstlilie auf dem dünnen Stengel.

»Ich kehre mich nicht daran,« antwortete Gerda. »Das brauchst Du mir nicht zu erzählen!« und darauf lief sie fort an den Ausgang des Gartens.

Die Gartenthür war verschlossen, aber sie rüttelte und schüttelte so lange an der verrosteten Krampe, bis sie herausfiel und die Thür aufsprang, und nun lief die

kleine Gerda aus allen Kräften auf bloßen Füßen in die Welt hinein. Dreimal sah' sie sich um, aber es kam ihr Niemand nach; zuletzt konnte sie nicht mehr laufen und setzte sich auf einen Stein und als sie um sich blickte, war der Sommer zu Ende; es war spät im Herbste. Davon hatte sie in dem schönen Garten, wo die Sonne immer schien und die Blumen das ganze Jahr hindurch blühten, gar nichts merken können.

»Gott im Himmel, wie hab ich mich verspätet!« sagte die kleine Gerda. »Es ist ja Herbst geworden! Nun darf ich mich nicht länger ausruhen!« und sie stand auf, um weiter zu gehen.

O, wie waren ihre kleinen Füße doch so wund und müde! und dabei sah' es ringsumher so kalt und stürmisch aus! die langen Weidenblätter waren schon ganz gelb geworden, der Nebel hing in Tropfen daran, und ein Blatt nach dem andern fiel zur Erde. Nur der Schlehen trug noch Früchte, saure Beeren, die den Mund verzerren, und die ganze Natur sah so grau und schwerfällig aus.

Vierte Geschichte. Prinz und Prinzessin.

Gerda mußte sich wieder ausruhen. — Da kam eine große Krähe auf dem Schnee angehüpft, gerade auf die Stelle zu, wo Gerda sich niedergesetzt hatte. Lange hatte sie still gesessen, das kleine Mädchen angesehen und mit dem Kopfe gewippt: »Krap! krap! guten Tag! gu-

ten Tag!« ächzte sie nun; besser konnte sie nicht sprechen, aber sie meinte es doch so gut mit dem kleinen Mädchen und fragte, wohin Gerda so allein in die weite Welt gehen wolle. Das Wort »allein« verstand die verlassene Gerda recht gut und fühlte recht, wie viel darin lag. Sie erzählte daher der Krähe ihr ganzes Leben und fragte dieselbe, ob sie Kai nicht gesehen hätte.

Und die Krähe nickte ganz bedachtsam mit dem Kopfe und sagte: »Das kann wohl sein, das kann wohl sein!«

»Was? Meinst Du's?« rief das kleine Mädchen und hätte die Krähe bald todtgedrückt, so eifrig küßte sie dieselbe.

»Hübsch vernünftig! vernünftig!« sagte die Krähe. »Ich glaube, daß es der kleine Kai sein kann; aber er wird Dich gewiß über die Prinzessin ganz vergessen haben.«

»Wohnt er bei einer Prinzessin!« fragte Gerda.

»Na, höre nur!« antwortete die Krähe. »Aber es fällt mir so schwer, Deine Sprache zu reden! Verstehst Du vielleicht auch Krähenlatein? so könnte ich Dir's besser erzählen«.

»Nein,« sagte Gerda, »das habe ich nicht gelernt, aber Großmutter versteht sowohl Krähenlatein als Krämerlatein. Hätte ich diese Sprachen doch auch nur gelernt!«

»Thut nichts!« sagte die Krähe. »Ich will erzählen, so gut ich kann, aber schlecht wird's jedenfalls.« — Und nun erzählte die Krähe, was sie wußte.

»In diesem Königreiche, in dem wir nun sitzen, wohnt eine Prinzessin, die ganz unbändig klug ist. Sie hat aber auch alle Zeitungen gelesen und wieder ver-

gessen, die in der ganzen Welt herauskommen, und so hat sie gut klug sein. — Jüngst, als sie auf dem Throne saß, und das soll gar kein Spaß sein, sagt man, fiel ihr ein Lied ein, das sie so bei sich selbst herleierte: »Warum sollte ich nicht heirathen.« so fing das Lied an. Da liegt Etwas darin, sagte die Prinzessin, und wollte nun durchaus einen Mann haben; der sollte sich aber aufs Sprechen verstehen und nicht so dastehen und bloß wie ein vornehmer Herr aussehen, denn das wäre doch sehr langweilig, meinte sie. Nun ließ sie alle ihre Hofdamen rufen, und als diese hörten, was die Prinzessin im Sinne hatte, da wurden sie unerhört froh und heiter und sagten Alle zusammen: Das mag ich leiden! so Etwas habe ich mir auch gedacht! »Du kannst sicher glauben, daß Alles wahr ist,« versicherte die Krähe »denn ich habe eine zahmgemachte Braut, die im Schlosse umherläuft, und von ihr weiß ich das Alles.«

Das war natürlich auch eine Krähe, diese Braut, denn Krähen verkehren nur mit ihres Gleichen, und das sind allemal Krähen.

»Das Morgenblatt erschien gleich den andern Tag mit einem rothen Rand von Herzen und der Prinzessin Namensziffer. Darin stand zu lesen, daß es jedem jungen Manne von gutem Aussehen freistehen sollte, auf das Schloß zu kommen und mit der Prinzessin zu sprechen, und wer von ihnen dann so gut zu sprechen verstände, als wenn er zu Hause wäre, und dabei die schönsten Worte machte, den wolle die Prinzessin heirathen. Ja! ja! Du kannst mir's sicher glauben, sagte die Krähe, »die Leute stürmten herbei und es gab ein Gedränge und Laufen auf dem Schlosse — aber es gelang doch weder am ersten noch am zweiten Tage. Alle Bewerber wußten zu sprechen, so lange sie noch

auf der Straße waren, aber wenn sie durch die Schloßpforten kamen und die Garden in Silber, die Lakaien auf den Treppen in Gold, und die strahlenden Kronleuchter in den Schloßsälen sahen, so wurden sie so befangen, daß sie, wenn sie vor die Prinzessin geführt wurden, die auf dem Throne saß, nichts vorzubringen wußten und immer nur das letzte Wort wiederholten, was die Prinzessin eben gesagt hatte, und das mochte die hohe Dame nun ganz und gar nicht leiden. Es war wirklich nicht anders, als wenn den guten Herren Schnupftaback auf den Leib gestreut worden wäre, so verdutzt waren sie bis sie wieder auf die Straße gekommen waren; dann wußten sie Alle, was sie hätten sagen sollen. Vom Stadtthor bis an das Schloß standen die Bewerber in einer langen Reihe, sie wurden hungrig und durstig vom langen Stehen, aber auf dem Schlosse bekamen sie nicht das Allergeringste, nicht soviel als ein Glas reines Wasser. Einige Kluge hatten zwar ein Butterbrot in die Tasche gesteckt, aber sie theilten nicht mit ihren Nachbarn: »Mag er doch recht verhungert aussehen! dachten sie, so nimmt ihn die Prinzessin gewiß nicht.

»Aber Kai, der kleine Kai, wann kam er? War er mit in der langen Reihe?« fragte Gerda.

»Geduld! Geduld, mein Herz! Nun sind wir gerade bei ihm. Es war der dritte Feiertag, da erschien ein kleiner Herr ohne Pferde und Wagen und kam ganz gemüthlich auf's Schloß gewandert, seine Augen glänzten wie die Deinigen, er hatte langes hübsches Haar, war aber nur ärmlich gekleidet.«

»Das war Kai! das war Kai!« jubelte Gerda »Gottlob, nun hab' ich ihn gefunden!« sagte sie, und dabei klatschte sie ind ie Hände.

»Er hatte einen kleinen Ranzen auf dem Rücken,« sagte die alte Krähe.

»Nein doch! das muß sein Schlitten gewesen sein,« rief Gerda, »denn mit dem Schlitten ist er weggegangen.«

»Kann wohl sein!« antwortete die Krähe, »ich habe nicht so genau darauf geachtet. Das weiß ich aber von meiner zahmen Braut, daß er gar nicht im Geringsten verwundert darüber wurde, als er im Schlosse die Gardisten in Silber und die Lakeien in Gold gekleidet sah; er nickte ihnen ganz freundlich zu und sagte: Das muß recht langweilig sein, so auf den Treppen zu stehen! Ich gehe lieber hinein. — Da glimmerten denn die prachtvollen Säle von glänzenden Kerzen; Geheimeräthe und Excellenzen gingen barfuß herum und trugen goldene Gefäße, daß er wohl bange dabei werden konnte, und seine Stiefel knarrten noch dazu so entsetzlich, aber doch ging er keck darauf los.«

»Das muß ganz gewiß Kai gewesen sein,« sagte Gerda. »Ich weiß, daß er neue Stiefel bekommen hatte, denn ich habe noch in Großmutters Stube gehört, wie sie knarrten.«

»Ja, knarren thaten sie, das ist gewiß,« sagte die Krähe, »und muthig ging er darin zu der Prinzessin, die auf einer Perle saß, so groß wie ein Wagenrad, und alle Hofdamen mit ihren Kammerjungfern und Jungfernmädchen, und alle Hofcavaliere mit ihren Kammerdienern und Dienersdienern, die einen Laufburschen halten konnten, waren rund umher aufgestellt, und je näher sie den Thüren standen, desto stolzer sahen sie aus. Den Dienersdiener anzusehen, der den Laufburschen hält, der immer in Pantoffeln geht, konnte

man faſt gar nicht aushalten, ſo ſtolz ſpreizte der ſich an der Saalthür.

»Das muß gräulich ſein!« ſagte Gerda. »Und Kai hat doch die Prinzeſſin bekommen?«

»Wäre ich keine Krähe geweſen, ſo hätte ich ſie ſelber geheirathet, und das obgleich ich verſprochen bin. Er ſoll ebenſogut geſprochen haben als ich, wenn ich Krähenlatein ſpreche; das habe ich von meiner zahmen Liebſten gehört. Er war freimüthig und liebenswürdig, er war gar nicht gekommen zu freien, ſondern nur um die kluge Prinzeſſin zu hören, und er fand ſie gut, und ſie fand ihn ebenfalls gut.«

»Jawohl war Kai klug«, ſagte Gerda. »Er konnte ſogar das Kopfrechnen mit Brüchen! O, wirſt Du mich nun auf das Schloß führen?«

»Leicht geſagt!« antwortete die Krähe, »aber wie fangen wir es an? — Ich werde mit meiner zahmen Braut darüber ſprechen, ſie wird uns ſchon zu rathen wiſſen. Denn ich muß Dir nur ſagen, daß ein ſo kleines Mädchen, wie Du, nie ordentlichen Einlaß in das Schloß finden wird.«

»Doch, das werde ich! Wenn Kai hört, daß ich da bin, ſo wird er gleich herauskommen, um mich hinein zu holen.«

»Erwarte mich dort bei der Lache,« ſagte die Krähe nickte mit dem Kopfe und flog davon.

Erſt, als es ſchon dunkel geworden war, kehrte die Krähe zurück. Krap! krap! krächzte ſie, »ich ſoll Dich auch vielmals von ihr grüßen, und hier iſt ein kleines Brot für Dich, das nahm ſie aus der Kammer, wo immer Vorrath iſt, denn Du haſt gewiß Hunger. Es läßt ſich nicht thun, daß Du ins Schloß kommſt, Du gehſt ja auf bloßen Füßen. Die ſilbernen Gardiſten

und die goldenen Lakeien würden es Dir nicht erlauben. Aber weine nur nicht! Du sollst schon auf andere Weise hineinkommen. Meine Liebste weiß eine Hintertreppe, die nach der Prinzessin Schlafstube führt, und sie weiß auch, wo sie den Schlüssel dazu finden kann.«

Und sie gingen in den Garten, durch die große Allee hindurch, wo das eine Blatt nach dem andern von den Bäumen fiel, und als auf dem Schlosse die Lichter nach und nach erloschen waren, führte die Krähe die kleine Gerda nach einer Hinterthür, die nur angelehnt stand.

O, wie klopfte der kleinen Gerda da das Herz vor Furcht und Sehnsucht! Es kam ihr vor, als wenn sie etwas Böses im Sinne hätte, und sie wollte doch nur wissen, ob der kleine Kai hier zu finden war. Ja, er mußte es sein! sie dachte so lebhaft an seine klugen Augen, sein langes Haar, sie konnte deutlich sehen, wie er ganz so lächelte, als da sie noch beisammen saßen unter ihren Rosenbüschen. Er würde gewiß froh sein, sie zu sehen und zu hören, welchen weiten Weg sie um seinetwillen gegangen war, und wie betrübt Alle daheim gewesen, als er ganz ausgeblieben. O, welche Furcht und welche Freude!

Nun waren sie auf die Treppe gekommen. Hier brannte eine kleine Lampe auf einem Schranke, und mitten auf dem Fußboden stand die zahme Krähe, drehte den Kopf nach allen Seiten und betrachtete Gerda, die einen Knix machte, wie es sie die Großmutter gelehrt hatte.

»Mein Bräutigam hat mir so viel Schönes von Ihnen erzählt, mein Fräulein,« sagte die zahme Krähe; »Ihr vita, wie man's zu nennen pflegt, ist auch recht rührend. Wollen Sie jetzt die Lampe nehmen, so werde

ich vorangehen. Wir gehen den geraden Weg und treffen hier Niemanden.«

»Mich dünkt doch, es kommt Jemand hinter uns her,« sagte Gerda, und es sauste im nämlichen Augenblick Etwas an ihr vorüber, das ihr wie ein Schatten an der Wand vorkam: Pferde mit fliegenden Mähnen und dünnen Beinen, Jägerburſche, Herren und Damen zu Roß. — —

»Das ſind nur die Träume,« ſagte die Krähe, »die kommen, um die Gedanken der hohen Herrſchaften zur Jagd abzuholen. Das iſt ganz gut, denn ſo können Sie den Prinzen und die Prinzeſſin deſto beſſer im Bette betrachten. Laſſen Sie mich dann aber auch ſehen, daß Sie ein dankbares Herz beſitzen, wenn Sie nun zu Ehren und Würden kommen.«

»Davon wollen wir gar nicht ſprechen,« ſagte die Krähe aus dem Walde.

Nun gelangten ſie in den erſten Saal, der war von roſenrothem Atlas mit künſtlichen Blumen an den Wänden. Hier flogen auch ſchon die Träume an ihnen vorüber, aber ſo gewaltig ſchnell, daß Gerda die Jagdgeſellſchaft gar nicht unterſcheiden konnte. — Der eine Saal war noch prächtiger als der andere; man konnte wohl beklommen dabei werden, und nun ſtanden ſie in dem fürſtlichen Schlafgemach. Der Boden war wie eine große Palme mit Blattern von Glas, und mitten auf dem Fußboden hingen an einem dicken goldenen Stengel die beiden Betten, die wie zwei Lilien anzuſehen waren. Das eine Bett war weiß, und darin ſchlief die Prinzeſſin, das andere war roth, und darin ſollte nun die kleine Gerda ihren Kai ſuchen. Vorſichtig ſchob ſie eines der rothen Blätter an die Seite, da erblickte ſie einen braunen Nacken. O Gott! das war Kai! ſie

rief ganz laut seinen Namen und hielt die Lampe hin, um ihn genauer zu besehen. — Die Träume sausten zu Pferde wieder zu dem Saal hinaus; — der Schlafende erwachte, kehrte den Kopf um und — — — es war nicht der kleine Kai!

Der Prinz sah ihm nur ähnlich am Nacken, jung und hübsch war er aber jedenfalls. Und aus dem weißen Lilienbette guckte die Prinzessin hervor und fragte, was los wäre? — Da fing die kleine Gerda an zu weinen und erzählte ihre ganze Geschichte und Alles, was die Krähen für sie gethan hatten.

»Du armes Geschöpf!« sagten der Prinz und die Prinzessin, und sie rühmten die Krähen und sagten, sie wären gar nicht böse auf sie, aber sie sollten das doch nicht wieder thun. Indessen wollten sie ihnen eine Belohnung geben.

»Wollt ihr frei fliegen oder eine feste Anstellung haben als Hofkrähen mit Allem, was in der Küche abfällt?«

Und beide Krähen verneigten sich und baten um feste Anstellung, denn sie dachten an das Alter und sagten, es sei doch so gut, Etwas für den alten Mann zu haben: so nannten sie es.

Und der Prinz stand auf aus seinem Bette und ließ Gerda darin schlafen. Mehr konnte er doch wirklich nicht thun! Sie aber faltete die kleinen Hände und dachte, was doch die Menschen und Thiere gut gegen sie wären! Alle Träume kamen auch wieder hereingeflogen, und nun sahen sie aus wie Engel Gottes und zogen einen kleinen Schlitten, und darin saß Kai und nickte so freundlich. Aber das Ganze war doch nur Träumerei, und daher war es auch verschwunden, als Gerda wieder erwachte. —

Den folgenden Tag wurde ſie von Unten bis Oben in Sammt und Seide gekleidet; es wurde ihr angeboten, auf dem Schloſſe zu bleiben und gute Tage zu haben, aber ſie erbat ſich nur einen kleinen Wagen mit einem Pferde und ein Paar kleine Stiefel, dann wollte ſie wieder in die weite Welt hinausfahren, um Kai aufzuſuchen.

Sie bekam nicht bloß Stiefel, ſondern auch eine Muffe, ſie wurde ganz allerliebſt gekleidet, und als ſie wieder abreiſen wollte, da hielt vor der Thür eine Kutſche von lauter Gold: die Wappen des Prinzen und der Prinzeſſin glänzten daran wie Sterne, Kutſcher, Diener und Vorreiter waren in Goldſtoff mit Kronen gekleidet, und der Prinz und die Prinzeſſin hoben Gerda ſelbſt in den Wagen und wünſchten ihr alles Glück. Die Waldkrähe, welche unterdeſſen verheirathet worden war, begleitete ſie die erſten drei Meilen; ſie ſaß neben Gerda, denn ſie konnte das Rücklingefahren nicht vertragen. Die andere Krähe ſtand bei der Abfahrt an der Pforte und ſchlug mit den Flügeln, ſie konnte nicht mitfahren, denn ſie litt an Kopfſchmerzen, ſeitdem ſie feſt angeſtellt worden war und ſoviel zu eſſen bekommen hatte. — Inwendig war die Kutſche mit Zuckerkringeln gefüttert, und in der Lade lagen Frucht- und Pfeffernüſſe.

»Adieu! Adieu!« riefen der Prinz und die Prinzeſſin, und die kleine Gerda weinte, und die Krähe weinte auch. So ging es nun die erſten drei Meilen, da ſagte auch die Krähe Lebewohl, und das war der ſchwerſte Abſchied. — Sie flog auf einen Baum und flatterte mit den ſchwarzen Flügeln, ſo lange ſie die Kutſche ſehen konnte, die rein wie der klare Sonnenſchein glänzte.

Fünfte Geſchichte. Das kleine Räubermädchen.

Gerda fuhr durch einen dunklen Wald und ihre Kutſche glänzte wie Feuer darin. Das ſchien den Räubern in die Augen, das konnten ſie nicht ertragen.

»Da iſt Gold! da iſt Gold!« ſchrieen ſie, ſtürzten hervor, fielen den Pferden in die Zügel, ſchlugen die kleinen Jockeys, den Kutſcher und die Diener todt und riſſen die kleine Gerda aus den Wagen heraus.

»Die iſt fett! die iſt lecker! ſie iſt mit Nußkernen gefüttert!« rief das alte Räuberweib, das einen langen ſtruppigen Bart und ſo lange Augenbrauen hatte, daß ſie über die Augen reichten. »Die iſt wie ein klein' Handlamm ſo fett! Wie die einmal ſchmecken ſoll!« Und dabei zog ſie ein blankes Meſſer aus der Taſche, das ſo entſetzlich funkelte, daß es gräulich anzuſehen war.

»Au!« ſagte das Weib im nämlichen Augenblick, denn ihre eigene kleine Tochter, die auf ihrem Rücken hing und ſo wild und ungeberdig ausſah, daß es eine Luſt anzuſehen war, hatte die Mutter eben ins Ohr gebiſſen. »Du böſes Thier!« ſagte die Mutter, und darüber ging ihr die Zeit verloren, Gerda zu ſchlachten.

»Sie ſoll mit mir ſpielen,« ſagte das kleine Räubermädchen; »ſie ſoll mir ihre Muffe und ihr hübſches Kleid geben und bei mir ſchlafen,« und dabei biß ſie die Mutter noch einmal ſo heftig, daß dieſelbe hoch aufſprang und ſich vor Schmerz rundum drehte, worüber alle Räuber lachten und ſagten: »Seh't, wie die mit ihrer Dirne tanzt!«

»Ich will in der Kutſche fahren!« ſagte das kleine

Räubermädchen, denn sie sollte und mußte ihren Willen haben, so hartnäckig war sie!

Sie und Gerda saßen nun in der Kutsche, und nun ging's über Stock und Stein immer tiefer in den Wald.

Das kleine Räubermädchen war ebenso groß wie Gerda, aber stärker als sie, breitschultrig und von brauner Haut. Ihre Augen waren ganz schwarz und sahen fast betrübt aus. Sie faßte Gerda um den Leib und sagte: »Sie sollen Dich nicht schlachten, so lange ich nicht böse auf Dich werde. Du bist ja wohl eine Prinzessin?«

»Nein,« sagte Gerda und erzählte ihr Alles, was sie erlebt hatte und wie viel sie von dem kleinen Kai hielt.

Das Räubermädchen sah Gerda ganz ernsthaft an, nickte ein wenig mit dem Kopf und sagte: »Sie sollen Dich nicht schlachten, auch nicht, wenn ich böse auf Dich werden sollte, dann will ich's wohl selbst thun.« Sie trocknete Gerda die Augen ab und steckte beide Hände in die Muffe, die doch so weich und so warm war. —

Jetzt hielt die Kutsche an, sie waren mitten auf den Hof eines Räuberschlosses gekommen, das von Oben bis Unten auseinander geborsten war. Raben und Krähen flogen aus den Löchern heraus, und die großen Bullenbeißer, die aussahen, als wenn sie ein Menschenkind verschlingen konnten, sprangen vor Freude, aber ohne zu bellen, denn das war ihnen verboten.

In dem großen alten geräucherten Saal brannte mitten auf dem Fußboden ein helles Feuer; der Rauch zog an dem Boden hin und mußte sich selbst einen Ausgang suchen; in einem großen Braukessel kochte die Suppe,

und Hasen und Kaninchen wurden am Spieße gedreht.

»Du sollst diese Nacht mit mir bei all' meinen kleinen Thierchen schlafen,« sagte das Räubermädchen. Sie bekamen nun zu essen und gingen dann in eine Ecke, wo Decken auf Stroh lagen. Ueber ihnen saßen wohl hundert Tauben auf Latten, die alle zu schlafen schienen, aber sich doch ein wenig drehten, als die beiden kleinen Mädchen zu Bette gingen.

»Die gehören alle mir,« sagte das Räubermädchen, indem sie eine von den Tauben ergriff und sie so tüchtig schüttelte, daß das Thierchen heftig mit den Flügeln flatterte. »Gieb ihr einen Kuß,« sagte sie, und warf Gerda die Taube ins Gesicht. »Da sitzen die Waldcanaillen!« sagte sie, auf einen Verschlag in der Mauer zeigend. »Das sind Waldcanaillen, die beiden; sie fliegen gleich weg, wenn man sie nicht einsperrt. Und hier steht mein alter Liebster Bä!« und damit zog sie ein Rennthier an dem Geweihe herbei, das einen kupfernen Ring um den Hals trug und angebunden war. »Ihn müssen wir auch in der Klemme halten, sonst läuft er sogleich davon. Jeden Abend kitzle ich ihn mit meinem scharfen Messer unter dem Hals, davor fürchtet er sich sehr.« Bei diesen Worten zog das kleine Räubermädchen ein langes Messer aus einer Ritze in der Mauer hervor und ließ es über den Hals des Rennthiers hingleiten. Das arme Thier schlug mit den Beinen aus, aber das Räubermädchen lachte darüber und zog Grade mit in das Bett hinein.

»Nimmst Du das Messer mit zu Bett, wenn Du schlafen gehst?« fragte Gerda, indem sie einen ängstlichen Blick auf das Messer warf.

»Ich schlafe immer mit dem Messer in der Hand,« sagte das kleine Räubermädchen. »Man kann nicht

wissen, was vorfallen könnte. — Erzähle mir nun noch einmal Alles, was Du von dem kleinen Kai weißt, und warum Du in die weite Welt hineingegangen bist.« — Und Gerda erzählte noch einmal ihre Geschichte von Anfang an, und die Waldtauben gurrten dazu, die anderen Tauben aber schliefen. Das kleine Räubermädchen legte ihren Arm um Gerda's Hals, behielt das Messer in der andern Hand und fiel in Schlaf. Aber Gerda konnte kein Auge zuthun: sie wußte nicht, ob sie leben oder sterben sollte. Die Räuber saßen noch um das Feuer herum, sangen und tranken lustig, und das Räuberweib schlug Purzelbäume zur Unterhaltung. O, das war doch ein ganz entsetzlicher Anblick für die arme kleine Gerda!

Da sagten plötzlich die Waldtauben: »Gurr! gurr! wir haben den kleinen Kai gesehen. Eine weiße Henne trug seinen Schlitten, er saß im Wagen der Schneekönigin, welcher eben aus dem Walde fuhr, als wir noch im Neste lagen. Sie blies uns Jungen an, und Alle starben davon, außer wir Beiden. Gurr! gurr!«

»Was sprecht ihr dort oben?« fragte Gerda. »Wohin reiste die Schneekönigin denn? — Wißt ihr Etwas davon?«

»Sie ist ja wol nach Lappland gereist, denn da giebt's immer Schnee und Eis. Frage nur das Rennthier, das dort am Strick angebunden steht.«

»Da giebt's Schnee und Eis, da ist's herrlich und gut,« sagte das Rennthier, »da springt man frei herum in den großen glänzenden Thälern, da hat auch die Schneekönigin ihr Sommerzelt, aber ihr festes Schloß liegt oben am Nordpol, auf der Insel, die man Spitzbergen nennt.«

»Ach Kai! mein lieber Kai!« seufzte Gerda.

»Nun sollst Du still liegen, sonst stoße ich Dir das Messer in den Leib,« sagte das Räubermädchen.

Am andern Morgen erzählte ihr Gerda Alles, was die Waldtauben gesagt hatten, und das kleine Räubermädchen machte ein ganz ernstes Gesicht dazu, aber sie nickte mit dem Kopf und sagte: »Das ist gleichviel! Weißt du, wo Lappland ist?« fragte sie das Rennthier.

»Wer sollte das besser wissen als ich,« antwortete das Rennthier, und dabei funkelten demselben die Augen im Kopfe. »Da bin ich ja geboren und erzogen und auf den Schneefeldern umhergesprungen!«

»Höre!« sagte das Räubermädchen zu Gerda, »Du siehst, daß alle unsere Mannsleute fort sind, nur die Mutter ist noch da, und die bleibt zu Hause. Weiterhin am Tage trinkt sie aber aus der großen Flasche und schlummert ein wenig hinterher; alsdann werde ich Etwas für Dich thun.«

Darauf sprang die kleine Räuberin aus dem Bette, lief hin zu der Mutter, umhalste sie und zupfte sie an dem Barte. »Mein einzig süßer Ziegenbock! guten Morgen!« sagte sie, und die Mutter knipste sie auf die Nase, daß dieselbe ganz roth und blau wurde, aber sie that es nur aus Liebe.

Und als nun die Mutter ihrer Flasche zugesprochen hatte und in Schlummer verfallen war, da ging das kleine Räubermädchen hin zu dem Rennthier und sagte: »Ich könnte große Freude daran haben, dich heute noch einmal mit meinem scharfen Messer zu kitzlen, denn du machst dich zu drollig dabei, aber es mag darum sein, ich will den Strick losbinden und dir hinaushelfen, damit du nach Lappland laufen kannst. Du sollst aber deine Beine gebrauchen und dies kleine Mädchen auf das Schloß der Schneekönigin bringen,

wo ihr Spielkammerad wohnt. Du haſt ja wol gehört, was ſie mir erzählte, denn ſie ſpricht laut genug und du verſtehſt dich auf's Lauſchen, das weiß ich!«

Da ſprang das Rennthier hoch in die Höhe vor Freude. Das Räubermädchen hob die kleine Gerda auf den Rücken des Rennthiers und hatte ſogar die Vorſicht, ihr ein kleines Kiſſen mit zu geben, worauf ſie ſitzen konnte, und ſie feſt zu binden. »Einerlei,« ſagte das Räubermädchen zu Gerda, »da haſt Du auch Deine Pelzſtiefeln wieder, denn es wird eine kalte Reiſe werden, aber die Muffe behalte ich, die iſt gar zu herrlich. Dir ſollen aber darum die Hände nicht frieren. Hier haſt Du die großen isländiſchen Fauſthandſchuhe meiner Mutter, die reichen Dir bis an den Ellbogen. Kriech' hinein! — So! nun ſiehſt Du aus wie meine häßliche Mutter.« —

Und Gerda weinte vor Freude.

»Ich mag nicht leiden, wenn Du flabbſt –*), ſagte das kleine Räubermädchen. »Nun ſollſt Du gerade recht fröhlich ausſehen! Und da haſt Du noch zwei Brote und einen Schinken, ſo kannſt Du nicht verhungern.« Beides wurde dem Rennthiere hinten aufgebunden, das kleine Räubermädchen öffnete die Thür, lockte alle großen Hunde herein, ſchnitt den Strick mit ihrem Meſſer ab und ſagte zu dem Rennthier: »Nun laufe, aber paſſe mir gut auf das kleine Mädchen!«

Und Gerda ſtreckte ihre beiden Hände nach dem Räubermädchen aus und ſagte ihm Lebewohl, und

*) Flabben, weinend die Unterlippe hängen laſſen, ein vulgärer Ausdruck in Schleswig-Holſtein und Holland.

darauf flog das Rennthier von dannen, setzte über Busch und Gestrüppe, lief durch den großen Wald, über Moorfelder und Steppen, und immer mit allen Kräften weiter nach Norden. Die Wölfe heulten und die Raben krächzten. Ritsch! ritsch! fuhr es am Himmel hin, und es war, als wenn er roth geniest hätte. —

»Das ist mein Nordlicht,« sagte das Rennthier. »Sieh nur, wie es leuchtet!« und nun lief das Thier noch schneller als zuvor, Tag und Nacht hindurch. —

Die Brote wurden verzehrt, der Schinken daneben, und dann waren sie in Lappland angekommen.

Sechste Geschichte. Die Lappländerin und die Finnländerin.

Bei einem kleinen Hause hielten sie an. Das sah recht erbärmlich aus: das Dach ging bis an die Erde, und die Thür war so niedrig, daß die Leute auf dem Bauche kriechen mußten, wenn sie hinein oder heraus wollten. Niemand war im Hause, als eine alte Lappländerin, welche eben damit beschäftigt war, Fische über einer Thranlampe zu braten. Das Rennthier erzählte ihr Gerda's ganze Geschichte, erst aber seine eigene, weil es dieselbe für wichtiger hielt, denn das kleine Mädchen war so angegriffen von der Kälte, daß es gar nicht sprechen konnte.

»Ach, Ihr armen Schlucker!« sagte die Lappländerin, als die Geschichte zu Ende war, »da habt Ihr noch weit zu laufen. Ihr müßt noch über hundert

Renten höher hinauf, nach Finnland hinein, denn da wohnt die Schneekönigin in ihrem Garten und brennt Blaulichter an jedem Abend. Ich werde ein paar Worte auf einen gedörrten Klippfisch schreiben, denn Papier hab' ich nicht, den will ich Euch mitgeben an die Finnländerin da oben; die kann Euch besser Nachricht geben als ich.«

Und als nun Gerda aufgethaut war und zu essen und zu trinken bekommen hatte, da schrieb die Lappländerin einige Worte auf einen gedörrten Klippfisch, bat Gerda, denselben wohl zu verwahren, band sie wiederum auf dem Rücken des Rennthiers fest und nun ging's weiter. Husch! husch! sauste es in der Luft, die ganze Nacht brannten die herrlichsten blauen Lichter, und so erreichten sie Finnland und klopften an den Schornstein der Finnländerin — denn eine Thür hatte ihr Haus nicht.

Welche Hitze gab's da! Die Finnländerin ging selbst fast ganz nackend; klein war sie und dabei ganz schmutzig. Sie band der kleinen Gerda alsbald die Kleider los, zog ihr die Fausthandschuhe und Pelzstiefeln aus — weil es ihr hier sonst zu warm gewesen wäre — legte dem Rennthier ein Stück Eis auf den Kopf, und fing darauf an zu lesen, was auf dem Klippfisch geschrieben stand. Dreimal las sie es durch, und damit konnte sie es auswendig und steckte den Klippfisch in den Kochtopf, denn der ließ sich ja noch recht gut essen, und die Frau mochte nicht, daß Etwas umkam.

Darauf erzählte das Rennthier erst seine und dann der kleinen Gerda Geschichte, und die Finnländerin blinzelte mit den Augen, sprach aber kein Wort dazu.

»Du bist so klug,« sagte das Rennthier. »Ich weiß es, Du kannst alle vier Winde durch Dein Nadel-

öhr ziehen. Löst der Schiffer den einen Knoten, so hat er guten Wind, löst er den zweiten, so weht es scharf, und löst er den dritten und den vierten Knoten, so stürmt es, daß die Wälder davon umstürzen. Willst Du nun nicht so gut sein, dem kleinen Mädchen einen Trank zuzubereiten, wovon sie zwölf Mann stark wird, damit sie es mit der Schneekönigin aufnehmen kann?«

»Zwölf Mann stark?« rief die Finnländerin, »ja, das sollte wohl etwas helfen!« und darauf ging sie hin, um einen Bündel von einem Riegel hinab zu nehmen, zog ein Fell daraus hervor und rollte es auf. Darauf standen allerlei wunderbare Buchstaben geschrieben, und die Finnländerin fing an, sie so eifrig zu lesen, daß ihr dabei der Schweiß von der Stirne floß.

Aber das Rennthier bat wieder so sehr für die kleine Gerda, und Gerda selbst sah die Finnländerin so flehentlich an mit ihren thränenfeuchten Augen, daß die alte Frau wieder anfing zu blinzeln und das Rennthier in eine Ecke bei Seite zog. Hier raunte sie demselben Etwas ins Ohr, während sie dem Thiere frisches Eis auf den Kopf legte.

»Der kleine Kai ist allerdings bei der Schneekönigin, findet dort Alles herrlich und schön und meint, dort sei der beste Theil der Welt. Das rührt aber daher, weil er einen Glassplitter ins Herz bekommen hat und ihm ein Glaskorn ins Auge geflogen ist. Die Dinge müssen erst alle heraus, sonst wird er nie wieder zu einem ordentlichen Menschen, und die Schneekönigin wird die Gewalt über ihn behalten.«

»Kannst Du denn der kleinen Gerda nicht Etwas eingeben, wodurch sie Gewalt über das Alles bekommt?«

»Ich kann ihr keine größere Gewalt geben, als sie schon besitzt, und siehst du denn nicht, wie groß die ist?

Siehst du gar nicht, wie Menschen und Thiere ihr dienen müssen, wie sie auf bloßen Füßen durch die Welt fortgekommen ist? Sie muß nicht erst von uns ihre Macht erfahren, die darin besteht, daß sie ein liebes unschuldiges Kind ist. Kann sie nicht selbst zu der Schneekönigin gelangen und das Glas aus dem Herzen und Auge des kleinen Kai herausbringen, so vermögen wir nicht, ihr zu helfen — Zwei Meilen von hier fängt der Garten der Schneekönigin an; dahin kannst du das kleine Mädchen tragen. Setze sie dort ab bei dem großen Busch, welcher voll rother Beeren im Schnee steht. Mache nicht erst langen Gevatterschnack, sondern kehre schnell wieder hierher zurück.« Und damit setzte die Finnländerin die kleine Gerda wieder auf das Rennthier, das nun aus allen Kräften weiter lief.

»Ach, ich habe meine Stiefeln und Fausthandschuhe vergessen!« rief die kleine Gerda, als sie die schneidende Kälte an ihren Händen und Füßen vernahm; aber das Rennthier durfte nicht anhalten, sondern lief immer weiter fort, bis es an den großen Busch mit rothen Beeren kam. Da setzte es Gerda ab, küßte sie auf den Mund, und es liefen dem Thiere ordentlich große Thränen über die Backen, und nun eilte es, so schnell es nur konnte, wieder zurück.

Da stand nun die arme kleine Gerda ohne Stiefeln und Handschuhe mitten in dem fürchterlich kalten Finnland ganz allein! — Sie lief weiter, so schnell, als sie nur konnte. Da fiel ein ganzes Regiment Schneeflocken über sie her, die kamen aber nicht vom Himmel, denn der glänzte klar und hell wie ein Nordlicht. Die Schneeflocken liefen ganz geraden Weges auf der Erde hin, und je näher sie kamen, desto größer wurden sie. Gerda erinnerte sich wohl, wie groß und künstlich die Flocken

gewesen waren, die sie durch das Brennglas gesehen hatte, aber hier waren es ganz andere große und erschreckliche Dinger, und sie waren lebendig, denn sie waren die Vorposten der Schneekönigin. Sie hatten auch eine ganz wunderbare Gestalt: einige sahen aus wie garstige Stachelschweine, andere wie ein ganzer Knoten von Schlangen, die die Köpfe ausstreckten, und wieder andere wie dicke Bären mit zottigem Haar. Aber alle waren weiße und lebendige Schneeflocken.

Da fing die kleine Gerda an ihr Vaterunser zu beten und die Kälte war so groß, daß sie ihren eigenen Athem sehen konnte, der ihr wie Dampf aus dem Munde kam. Aber immer leichter wurde ihr Athem, und zuletzt gestaltete derselbe sich zu kleinen, kleinen Engelchen, die immer größer wurden, wenn sie die Erde berührten. Alle diese Engel hatten Helme auf und Schilder und Spieße in den Händen, und immer mehrte sich ihre Zahl. Als Gerda ihr Vaterunser zu Ende gebetet hatte, war sie von einer ganzen Schaar Engel umgeben, die mit ihren Spießen auf die Schneeflocken losstürmten und einhieben, so daß sie in tausend Stücke zersprangen und die kleine Gerda nun sicher weitergehen konnte. Die Engel streichelten ihr die Füße und Hände, und nun fühlte sie die Kälte nicht mehr so sehr und ging eilig fort bis sie endlich das Schloß der Schneekönigin erreichte.

Jetzt müssen wir erst erfahren, wie es um den kleinen Kai stand. Er dachte freilich nicht mehr an Gerda, am allerwenigsten daran, daß sie vor dem Schloßthore stehe.

Siebente Geſchichte. Was ſich in der Schneekönigin Schloſſe zutrug und was weiter geſchah.

Die Wände des Schloſſes waren von ſtöberndem Schnee, die Fenſter und Thüren von den ſchneidenden Winden; mehr als hundert Säle waren darin, je nachdem der Schnee ſie zuſammenwehte. der größte davon erſtreckte ſich viele Meilen weit, und alle wurden von ſtarken Nordlichtern erleuchtet: geraumig, leer, eiskalt und glänzend waren ſie ſammt und ſonders. Nie kehrte hier die Freude ein; nicht einmal einen kleinen Bärenball gab es in dieſen weiten Räumen, wozu der Sturmwind hatte aufſpielen und wobei die Eisbären auf den Hinterbeinen tanzen und ihre Sprünge hatten machen können. keine Spielpartie mit Maulſchellen und Tatzencareſſen, wie ſie Pez zu lieben pflegt, keinen Kaffeeklatſch der kleinen Fuchsfräulein. — nein! nur öde, ſtarr und kalt war es im Palaſt der Schneekönigin. Die Nordlichter brannten ſo genau, daß man ihren höchſten und niedrigſten Standpunkt an den Fingern abzählen konnte. Inmitten des großen leeren Schneeſaals war ein gefrorener See; ſeine Eisdecke war in tauſend Stücke geborſten, aber jedes Stück war ganz accurat ſo groß wie das andere, das Ganze ein wahres Kunſtwerk — Mitten auf dieſem Eisſee ſaß die Schneekönigin, wenn ſie daheim war, und dann pflegte ſie jedesmal zu ſagen, ſie throne im Spiegel des Verſtandes, und derſelbe ſei der einzig wahre und beſte Spiegel in dieſer Welt. —

Der kleine Kai war ganz blau, ja faſt ſchwarz von Kälte geworden, aber er merkte das gar nicht; denn die

Schneekönigin hatte ihm das eisige Schauern von den Lippen geküßt, und sein Herz war fast nur noch ein Eisklumpen. Er war eben beschäftigt, scharfeckige flache Eisschollen herbeizuschleppen, die er nach allen Seiten drehte, als wollte er irgend Etwas daraus formen, gleich wie wenn wir Anderen aus kleinen Holzblättchen chinesische Figuren zusammensetzen. Kai machte es ganz ebenso und bildete wirklich aus Eisflächen die allerkünstlichsten Figuren. Das nannte er das Eisspiel des Verstandes. In seinen Augen waren die gelegten Figuren ganz ausgezeichnet und von der größten Wichtigkeit. Das kam aber von dem Glaskorn her, das ihm im Auge saß. Er legte so Figuren zusammen, die ganze Wörter ausmachten, doch hatte es ihm bisher nicht gelingen wollen, das Wort zu Stande zu bringen, welches er eigentlich legen wollte, das Wort Ewigkeit nämlich: denn die Schneekönigin hatte zu ihm gesagt: »Wenn Du das Wort herausbringen kannst, so sollst Du Dein eigener Herr sein, und ich schenke Dir dann die ganze Welt und ein Paar ganz neue Schlittschuhe.« Aber es wollte nicht gehen damit. — —

»Nun sause ich davon nach den warmen Ländern,« sagte die Schneekönigin, »ich muß hin, um die schwarzen Töpfe nachzusehen.« Damit meinte sie die feuerspeienden Berge, den Aetna und Vesuv, wie wir sie zu nennen pflegen. »Ich will sie ein wenig weißen,« sagte sie, »denn das gehört dazu und nimmt sich gut aus zu den Citronenstöcken und Weinreben.« — Und damit flog sie davon und ließ den kleinen Kai ganz allein sitzen in dem viele Meilen großen leeren Eissaal. Er sah die Eisschollen an und grübelte und grübelte so lange, daß er ganz steif davon wurde und so still dasaß,

daß man ihn für erfroren halten konnte. Da geschah es, daß die kleine Gerda durch das große Thor von schneidenden Winden in den Schloßhof eintrat, aber sie sagte dabei ihr Abendgebet her, und alsbald legte sich der schneidende Wind, als wollte er zur Ruhe gehen, und Gerda ging hinein in die großen, leeren und kalten Eissäle. Hier erblickte sie Kai und erkannte ihn sogleich wieder, flog ihm an den Hals, drückte ihn fest an ihre Brust und rief: »Kai! lieber, süßer Kai! so hab ich Dich denn endlich gefunden!« Aber Kai sagte sich nicht, sondern blieb stumm und kalt unter. Da weinte die arme kleine Gerda bittere Thränen, die fielen auf Kai's Brust und drangen in sein Herz, thauten die Eisklumpen darin auf und verzehrten den Glassplitter, der darin saß. Er sah' sie an und sie sangen an zu singen:

Rosen im Thale da blühen!
Dort werden Kind Jesum wir sehen.

Da brach auch Kai in Weinen aus, er weinte so heftig, daß mit den Thränen das Glaskorn aus seinem Auge floß, er erkannte seine Spielgenossin wieder und rief jubelnd: »Gerda! liebe gute Gerda! wo bist Du doch so lange gewesen? — — Und wo war ich? — Er blickte um sich und sagte: »O, wie kalt ist es hier! wie leer und öde!« Und er klammerte sich fest an Gerda, die vor Freude lachte und weinte zugleich. — Das war ein so herrlicher Anblick, daß selbst die Eisschollen darüber zu tanzen anfingen, und als sie müde geworden waren und sich wieder hinlegten, da hatten sie gerade die Buchstaben gebildet, welche die Schneekönigin Kai zur Aufgabe gegeben hatte und die ihn zu seinem eigenen Herrn machen sollten, während sie ihm die ganze Welt und ein Paar nagelneue Schlittschuhe dafür schenken wollte.

Und Gerda küßte Kai's Wangen, und sie wurden wieder roth wie zuvor; sie küßte seine Augen, und sie glänzten wie die ihrigen; sie küßte seine Hände, küßte seine Füße, und er ward gesund und stark zur Stunde.

Nun mochte die Schneekönigin immerhin wiederkehren, denn in hellglänzender Eisschrift stand Kai's Freibrief, das Wort Ewigkeit, da.

Und sie nahmen einander bei der Hand und wanderten aus dem Schlosse hinaus; sie sprachen von der Großmutter und den Rosen auf dem Dach, und wo sie hinkamen, da lagen die Winde ganz still und die Sonne brach hervor. Als sie das Gebüsche mit den rothen Beeren erreicht hatten, stand das Rennthier dort und harrte ihrer; es hatte eine Rennthiermutter mitgebracht, deren Euter voll Milch war, und die gab den Kleinen die Milch zu trinken und küßte sie beide auf den Mund. Dann trugen die Thiere Gerda und Kai zu der alten Lappländerin, welche neue Kleider für sie genäht und einen Schlitten zurecht gemacht hatte.

Und das Rennthier und die junge Rennthierkuh sprangen daneben einher und begleiteten die Reisenden bis an die Landesgrenze. Hier, wo schon das erste Grün hervorkeimte, nahmen diese Abschied von den Rennthieren und der Lappländerin. »Lebt wohl!« sagten sie »Alle zusammen.« Und die ersten kleinen Vöglein fingen an zu zwitschern, die Wälder hatten Knospen und aus dem einen kam auf einem prächtigen Rosse, das Gerda wiedererkannte (es war vor die goldene Kutsche gespannt gewesen), ein junges Mädchen angeritten mit einer rothen Mütze auf dem Kopfe und Pistolen im Sattel. Das war das kleine Räubermädchen, das es satt und müde geworden war, länger zu Hause zu sein. Sie wollte nun nach Norden und dann weiter ziehen, wenn

ſie nicht wieder froh werden könnte. Gerda kannte ſie gleich wieder, und da gab es nun eine Freude!

»Du biſt mir der rechte Herumſtreifer!« ſagte ſie zu Kai. »Ich möchte doch wiſſen, ob Du es werth biſt, daß man um Deinetwillen bis ans Ende der Welt läuft!« Aber Gerda ſtreichelte ihr die Wangen und erkundigte ſich nach dem Prinzen und der Prinzeſſin.

»Die ſind nach fremden Ländern gereiſt,« ſagte das Räubermädchen.

»Und die Krähe?« fragte Gerda.

»Die Krähe iſt geſtorben,« antwortete das Räubermädchen. »Die zahme Krähe iſt Wittwe geworden und trägt ein Stück ſchwarzes Wollgarn zur Trauer ums Bein. Sie härmt ſich fürchterlich und macht viel Geſchwätz. Aber erzähle mir nun doch, wie es Dir gegangen iſt und wie Du den Herumſtreifer endlich erwiſcht haſt!«

Und Gerda und Kai erzählten ihr alle Beide.

»Schnipp! Schnapp! Schnurr! Burr! Apoſtolorum!« ſagte das Räubermädchen, nahm Beide bei der Hand und gelobte ihnen, daß wenn ſie einmal durch ihre Stadt kommen ſollte, ſo wollte ſie bei ihnen einſprechen und ſie beſuchen; und damit ſprengte ſie in die Welt hinein. Aber Kai und Gerda gingen Hand in Hand weiter, und als ſie ſo mit einander einhergingen, wurde es der ſchönſte Frühling mit Blumen und grünenden Bäumen; die Kirchenglocken fingen an zu läuten, und als die beiden Wandernden den Thurm anſahen, da erkannten ſie die Stadt wieder, in welcher ſie wohnten. Und ſie gingen hinein in die Straßen und an die Thür ihres Hauſes, ſtiegen die vielen Treppen hinan und traten in Großmutters Stube, wo noch Alles ſo ausſah, wie ſie es verlaſſen hatten. Die Wanduhr

schlug pick! pick! und der Zeiger drehte sich herum, aber indem sie durch die Thür gingen, merkten sie, daß sie erwachsene Menschen geworden waren. Die Rosen der Dachrinne blühten zum offenen Fenster herein und die kleinen Kinderstühle standen noch daneben. Kai und Gerda setzten sich darauf und hielten einander fest bei der Hand, und gleich einem schweren Traume hatten sie die kalte öde Herrlichkeit bei der Schneekönigin vergessen. Großmutter saß wieder auf ihrem Lehnstuhl und las aus der Bibel die Worte: »So Ihr nicht seid wie die Kinder, werdet Ihr nicht in das Reich Gottes kommen.«

Und Kai und Gerda blickten einander ins Auge und sie verstanden auf einmal den alten Gesang:

»Wenn im Thale Rosen wir bauen,
So werden wir Jesum erschauen.«

So saßen sie nun Beide da als ein erwachsenes Paar und waren doch noch Kinder! — Kinder an Herzen und Kinder an ganzer Seele — und der Sommer war gekommen, der warme erquickende Sommer! —

Der Fliederthee.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hatte sich eine Erkältung zugezogen, er war mit nassen Füßen gegangen, obgleich Niemand begreifen konnte, wo er sich die geholt haben konnte, denn es war ganz trocknes Wetter gewesen. Nun entkleidete ihn die Mutter, brachte ihn zu Bette und ließ den Theekessel bringen, um dem Söhnlein eine Tasse Fliederthee zu machen, damit er zum Schwitzen kommen möchte. Da trat gerade der alte spaßhafte Mann herein, welcher oben im nämlichen Hause wohnte und ganz allein lebte; denn er hatte keine Frau und keine Kinder, mochte aber doch alle Kinder so gern leiden und wußte ihnen so viele Abenteuer und alte Geschichten zu erzählen, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören.

»Trinke nun hübsch den Thee,« sagte die Mutter, »es könnte es wohl sein, daß Du ein Abenteuer zu hören bekämest.«

»Wenn man nur immer etwas Neues wußte!« sagte der alte Mann und lächelte freundlich. »Wo hat der Kleine die nassen Füße her?« fragte er.

»Ja, woher hat er die? Das kann Niemand begreifen,« antwortete die Mutter.

»Bekomme ich eine Geſchichte zu hören?« fragte der kleine Burſche.

»Wenn Du mir ziemlich genau ſagen kannſt, wie tief der Rinnſtein in der Twete iſt, durch die Du nach der Schule gehſt; denn Das muß ich zuerſt wiſſen.«

»Accurat bis auf die Mitte der Schäfte,« ſagte der Burſche; »aber dann muß ich durch das tiefe Loch gehen.«

»Ei ſieh doch! da werden wir die naſſen Füße hergeholt haben!« ſagte der Alte. »Nun ſollte ich Dir freilich eine Geſchichte erzählen; aber ich weiß leider keine mehr.«

»Sie können ja nur gleich eine machen!« verſetzte der kleine Junge. »Die Mutter ſagt, Sie können eine Geſchichte machen aus Allem, was Sie nur anſehen; Alles, was Sie anrühren, wird zu einem Mährchen.«

»Kann wohl ſein, mein Sohn! Aber dergleichen Geſchichten und Mährchen taugen nichts; die rechten müſſen von ſelbſt kommen; die klopfen bei mir an hier Oben und ſprechen: Hier ſind wir!«

»Klopft's noch nicht bald?« fragte der kleine Junge. Und die Mutter lächelte, that die Fliederblumen in den Topf und goß kochendes Waſſer darüber.

»Erzählen Sie doch;« bat der kleine Junge wieder.

»Wenn nur eine Geſchichte von ſelbſt kommen wollte!« ſagte der Alte. »Aber die ſind vornehm; ſie kommen nur, wenn es ihnen gefällig iſt . . . Halt!« rief er plötzlich, »da haben wir eine! Gieb nur Acht, jetzt iſt ſie in dem Theetopf.«

Der kleine Junge warf die Augen auf den Flieder-

topf, dessen Deckel sich zu lüften begann. Die Fliederblumen kamen zum Vorschein und waren so weiß und so hübsch! sie schossen lange Zweige, wuchsen gar aus der Tülle heraus, breiteten sich nach allen Seiten aus und wurden immer größer und größer. Zuletzt wurde ein ganzer Fliederbaum daraus, der bis ans Bett reichte und die Gardinen zur Seite schob. Wie der Baum doch blühte und duftete! Und mitten in demselben saß eine alte Frau, die hatte ein ganz sonderbares grünes Kleid an mit Blumen, die so groß waren wie die Fliederblumen auf dem Baume. Man konnte gar nicht recht unterscheiden, ob das Kleid von Zeug war oder aus natürlichen Blumen und Blättern.

»Wie heißt die Frau?« fragte der kleine Junge.

»Ja, wie heißt sie!« antwortete der alte Mann. »Die Griechen und Römer nannten sie eine Dryade, aber das verstehen wir nicht. In der Vorstadt haben die Schiffsmänner einen besseren Namen für sie: das Fliederweib nennen sie dieselbe. Sieh mir nur recht Acht auf die Frau, sieh' den Fliederbaum an und höre gut zu.

»Gerade ein solcher Fliederbaum steht in der Vorstadt in der Ecke eines armseligen Hofraums. Unter diesem Baume saßen eines Tages bei herrlichem Sonnenscheinwetter ein sehr betagter Seemann und seine ebenso alte Frau. Sie waren schon Aeltervater und Aeltermutter und sollten bald ihre goldene Hochzeit feiern, aber sie wußten nicht recht das Datum ihres Hochzeitstages, und dabei saß das Fliederweib in dem Baume und sah ebenso vergnügt aus, wie die beiden Alten. »Ich weiß wol, wann Euer Hochzeitstag gewesen ist,« sagte das Fliederweib, aber die Alten hörten es nicht, denn sie sprachen mit einander von ihren jungen Tagen.

»Weißt Du noch,« sagte der alte Seemann, »als wir noch Kinder waren und mit einander spielen gingen? Das war gerade auf dem nämlichen Hofraume, wo wir nun sinen. Wir hatten kleine Stöcke in die Erde gesteckt und machten uns einen Garten.«

»Ich weiß Alles,« sagte die alte Frau. »Wir begossen die Stöcke und einer davon war ein Fliederzweig, der schlug Wurzeln und ist zu dem großen Baum geworden, unter dem wir beiden alten Leute nun hier sinen.«

»Und dort in der Ecke stand ein Kübel mit Wasser; darin hatte ich meine selbstgemachten Fahrzeuge unter Segel gebracht. Aber ich mußte bald ganz andere Fahrten machen!

»Erst gingen wir aber zur Schule, um Etwas zu lernen, und dann wurden wir mit einander confirmirt. Wir weinten Beide dazu; des Nachmittags spazierten wir aber auf dem Festungswall, stiegen auf den runden Thurm, um über Kopenhagen und die ganze Welt hinaus zu schauen, und gingen zuletzt nach Friedrichsberg, wo wir die Lustfahrten der königlichen Herrschaften in den schönen Gondeln auf den Gartenkanälen ansahen.

»Ja! ja! Aber ich mußte bald andere Touren machen! viele Jahre lang und auf weiten, weiten Seereisen!«

»Ich habe oft um Dich geweint,« sagte die alte Frau. »Ich glaubte Dich todt und verloren und meinte, Du hättest auf Meeresgrund Dein nasses Grab gefunden. Viele Nächte stand ich auf, um nach dem Wetterhahn zu sehen; der drehte sich viele Male rund herum, aber Du kamst nicht wieder. — Ich kann mich noch ganz deutlich besinnen, wie der Regen einmal vom Himmel strömte. Der Schnarrenmann kam mit seinem Wagen vor die

Thür; ich brachte den Bericht hinunter zu ihm und blieb in der Thür stehen. Welch' gräßliches Wetter war doch das! Und als ich so bei der Thür stand, da war auf einmal der Postbote neben mir und reichte mir einen Brief hin. Der war von Dir, und was der für Reisen gemacht hatte! Ich riß ihn auf, las, lachte und weinte dabei, denn ich war so fröhlich darüber geworden, daß in dem Briefe zu lesen stand, Du wärest in dem Lande, wo die Kaffeebohnen wüchsen. Was das doch ein gesegnetes Land sein muß! Du schriebst noch von so vielen andern Dingen, und ich konnte das Alles vor meinen Augen sehen, während das Wasser vom Himmel goß und ich noch immer mit meinem leeren Eimer in der Hand an der Hausthür stehen blieb. — Auf einmal faßte mich Jemand um den Leib . . .«

»Und Du gabst ihm einen derben Streich dafür!«

»Ich wußte ja nicht, daß Du es warst! Du hattest die Reise ebenso schnell gemacht wie der Brief, und Du warst so hübsch geworden; das bist Du denn noch jetzt! Aus der Tasche hing ein gelbes seidenes Taschentuch und auf dem Kopf hattest Du einen blanken Sammethut. Aber was war das doch für ein Wetter den Tag! Und wie sah die Straße aus!«

»Darauf wurden wir verheirathet,« sagte der alte Seemann. »Weißt Du wohl? . . . Und als wir das erste Söhnlein bekamen! und dann die Maria und Niels und Peter und den Hans Christian! . . .«

»Ja, die sind nun Alle herangewachsen und schickliche Menschen geworden, so daß alle guten Leute sie lieb haben,« sagte die alte Frau.

»Und ihre Kinder auch,« sagte der alte Seemann. »Das sind mir Jungen von Mark und Knochen! . . . War es nicht doch um diese Zeit, daß wir Hochzeit machten?«

»Ja! gerade heute iſt es Euer Hochzeitstag,« ſagte das Fliederweib, indem ſie den Kopf zwiſchen die beiden Eheleute ſteckte, ſo daß ſie meinten, es ſei die Nachbarin, die ihnen zunickte. Sie ſahen einander an und hielten ſich feſt bei der Hand. — Bald darauf kamen die Kinder und Kindeskinder, denn die wußten Alle recht gut, daß es heute der goldene Hochzeitstag der beiden Alten war; ſie hatten ſchon des Morgens gratulirt, was die Alten aber wieder vergeſſen hatten, während ſie ſich aller Umſtände erinnerten, die ihnen vor Jahren begegnet waren. — Der Fliederbaum duftete ſtärker; die Sonne, welche eben untergehen wollte, ſchien den beiden Alten gerade ins Geſicht. Beide ſahen noch ſo geſund und wohl aus, und der kleinſte ihrer Enkel tanzte und hüpfte um ſie herum und war ſo überaus glücklich, daß es heute Abend ein rechtes Feſteſſen mit Pellkartoffeln geben ſollte, während das Fliederweib aus dem Baume guckte und mit den Anderen in ein allgemeines Hurra einſtimmte.«

»Das iſt ja aber gar kein Mährchen,« ſagte der kleine Junge, der dies Alles angehört hatte.

»Ja, daß mußt Du verſtehen,« antwortete der alte Mann. »Wir wollen einmal das Fliederweib fragen.«

»Das war noch kein Mährchen,« ſprach das Fliederweib, »aber nun gleich wird es eins geben. Aus der Wirklichkeit entſtehen eben die beſten Mährchen, ſonſt könnte mein herrlicher Fliederbaum ja nicht aus dem Theetopf hervorgewachſen ſein!« — Darauf nahm das Fliederweib den kleinen Jungen aus dem Bette und legte ihn in ihre Arme; die Zweige des Fliederbaumes bogen ſich über die Beiden hin, die nun wie in einer dichten Laube darunter ſaßen; zuletzt flog dieſelbe gar mit ihnen in die Luft und prangte doch ſo herrlich und

schon mit ihren weißen Blüthen; das Fliederweib hatte sich mit einem Male in das schönste Mädchen verwandelt, aber ihr Kleid war noch immer von dem weißgeblumten, grünen Stoff. An ihrem Busen hatte sie eine wirkliche Hollunderblume gesteckt und einen ganzen Kranz von solchen Blumen trug sie in den Haaren. Ihre Augen waren so groß und so blau, daß sie gar zu schön anzusehen waren. Sie und der kleine Junge herzten sich, sie waren nun von gleichem Alter und gleicher Lust. —

Sie traten nun Hand in Hand aus der Laube heraus und standen auf einmal im Blumengarten ihrer Heimath. — Auf dem frischen Rasenplatz war des Vaters Handstock an einen Pflock gebunden, den Kleinen schien der Stock zu leben; sobald sie sich reitend darauf gesetzt hatten, wurde der blanke Stockknopf zum wiehernden Pferdekopf, die langen Mähnen flatterten und vier schlanke Beine wuchsen aus dem Handstock hervor. Das Thier war muthig und stark, im Galopp ging es mit ihnen um den Rasenplatz herum. »Hussa! Juchhe! nun reiten wir viele Meilen weit!« sagte der Junge; »wir reiten nach dem Edelhofe, wo wir voriges Jahr gewesen sind.« Und sie ritten und ritten immer um den Rasenplatz, und immer rief das kleine Mädchen, das keine Andere als das Fliederweib war: »Nun sind wir auf dem Lande! Siehst Du wohl das Bauernhaus mit dem großen Backofen daneben? der sieht recht aus wie ein Riesenei, das aus der Mauer herausquillt! der Fliederbaum beschattet ihn mit seinen Zweigen, und der Hahn kratzt in die Erde für seine Hennen; — wie der sich brüstet; — Nun sind wir bei der Kirche! die liegt auf einem Berge, und rund um den Kirchhof stehen Eichen — eine davon ist ausgegangen! — Da sind wir

bei der Dorfſchmiede, wo das Feuer lodert und halbnackte Männer das glühende Eiſen hämmern, daß die Funken nach allen Seiten fliegen. — Fort! fort! nach dem prächtigen Edelhof!« — — Und Alles, was das kleine hintenaufſitzende Mädchen ſagte, das flog auch wirklich vorbei: der Junge ſah es deutlich, und doch kamen ſie nur immer um den Raſenplatz!

Darauf ſpielten ſie in den Nebengängen und ſteckten ſich einen kleinen Garten im Sande ab. Das Mädchen nahm die Fliederblumen aus den Haaren und pflanzte ſie in den kleinen Garten, und ganz ſo, wie bei den Alten in der Vorſtadt, wurzelten ſie und wurden zu einem großen Fliederbaum. Hand in Hand, wie die Großeltern, gingen ſie ſpazieren, aber nicht nach der Sternwarte oder dem Friedrichsberger Schloßgarten, nein, ja nicht! Das kleine Mädchen nahm den Jungen um den Leib, und ſo flogen ſie weit umher in ganz Dänemark. — Und es war Frühling und wurde Sommer, es war Herbſt und wurde wieder Winter, und tauſend Bilder ſpiegelten ſich im Herzen und in den Augen des Jungen ab, und immerfort ſang das kleine Mädchen dazu:

Du wirſt es nie vergeſſen,
Daß Du bei mir geſeſſen!

Auf der ganzen Luftfahrt, welche die Beiden machten, duftete immerwährend der Fliederbaum ſo ſüß und herrlich dazu, daß der Junge zwar den Geruch der Roſen und Buchen empfand, aber doch immer noch ſtärker den wunderbaren Duft des Fliederbaums. Seine Blumen hingen ja auch an dem Herzen des Mädchens, an welchem der Junge den Kopf ruhen ließ, wenn ſie weiter flogen.

»Hier iſt es ſchön ſein im Frühling!« ſagte das

junge Mädchen, als ſie in einen eben grün gewordenen Buchenwald ſtanden, wo liebliche Anemonen zu ihren Füßen dufteten. O, wäre es doch Frühling in den ſchönen Buchenwäldern des Nordens!«

»Hier iſt es ſchön ſein im Sommer!« ſagte das Mädchen wieder, als ſie an einem alterthümlichen Edelgute vorbeikamen, deſſen rothe Mauern und ſpitze Giebel ſich in dem Burggraben abſpiegelten, worin Schwäne ſchwammen und in die alten hohen Alleen hineinguckten. Auf den Feldern wogte das Korn, als ſahe man die Wellen einer See; die Gräben blühten von rothen und gelben Blumen, die Hecken mit wildem Hopfen und mit Winden. Am Abend ging der Mond groß und herrlich am klaren Himmel auf, und angenehm duftete das Heu auf den neugemähten Wieſen. — Ach das kann man nie wieder vergeſſen!«

»Hier iſt es ſchön ſein im Herbſt!« ſagte darauf das kleine Mädchen, und der Himmel wurde noch einmal ſo hoch und blau als ſonſt, der Wald kleidete ſich aufs Schönſte in Roth, Gelb und Grün; Jagdhunde ſtürzten daher, ganze Scharen wilder Vögel zogen ſchreiend über die Hünengräber hin, auf welchen Brombeerranken an den Rinnſteinen hingen. Schwarzblau war das Meer, und viele weiße Segel ſah man auf demſelben daherkommen. — Auf der Tenne ſaßen alte Frauen und Kinder um einen großen Keſſel, in den ſie Hopfen pflückten: die Jungen ſangen Lieder, die Alten erzählten Spukgeſchichten und alte Sagen. Konnte es irgend wo beſſer ſein? —

»Hier iſt's auch ſchön ſein im Winter!« ſagte das kleine Mädchen, und nun ſtanden alle Bäume voll Reif, als wären es lauter Korallen geweſen, der Schnee knarrte unter den Füßen, als hätten alle Leute neue

Stiefel an, und vom Himmel fiel eine Sternſchnuppe nach der andern herab. Drinnen ſtand der Weihnachtsbaum und harrte der Kinder: da gab es Geſchenke und laute Freude! Aus des Bauern ländlicher Stube ertönte die Geige; Apfelkuchen und Waffeln flogen umher und auch das allerärmſte Kind ſagte: Wie ſchön iſt's doch im Winter!

»Ja gewiß war das herrlich und ſchön! und das kleine Mädchen zeigte dem Jungen alle dieſe Herrlichkeiten, und immer duftete der Fliederbaum darein, und die rothe Flagge mit dem weißen Kreuze, unter welcher der alte Seemann in der Vorſtadt ſeine Seereiſen gemacht hatte, wehte dazu. Und der Junge war nun zum Burſchen geworden und ſollte in die Welt hinaus, weit, weit hinaus, nach den warmen Ländern, wo die Kaffeebohnen wachſen; aber beim Abſchiede nahm das kleine Mädchen eine Fliederblume von ihrem Buſen und gab ſie ihm zum Angedenken. Sorgfältig legte der Burſche die Blume in ſein Geſangbuch, und wenn er nachher in fremden Ländern das Buch öffnete, ſo ſchlug er allemal die Stelle darin auf, wo die Gedenkblume lag, und je mehr er ſie dann anſah, deſto friſcher wurde ſie. Dann kam es ihm vor, als wäre es der Duft eines nordiſchen Waldes geweſen, den er eingeathmet hatte, und er ſah deutlich zwiſchen den Blumenblättchen das kleine Mädchen mit ihren klaren blauen Augen hervorgucken und hörte ſie ihm zuflüſtern: »Hier iſt es herrlich ſein im Frühling und Sommer, im Herbſt und im Winter!« und tauſendfältige Bilder ſchwebten dann an ſeinen Gedanken vorüber.

»So verſtrichen viele Jahre; der Burſche war nun ein alter Mann geworden und ſaß mit ſeiner Frau unter einem Baume. Sie hielten einander bei der Hand,

wie es Aeltervater und Aeltermutter in der Vorſtadt gethan hatten, und, wie ſie, ſprachen ſie mit einander von ihren jungen Tagen und der bevorſtehenden goldenen Hochzeit. Das kleine Mädchen mit den blauen Augen und den Hollunderblumen im Haar ſaß im Baum, nickte ihnen freundlich zu und ſagte: »Heute iſt Euer goldener Hochzeitstag!« Und darauf nahm es zwei Blumen aus ſeinem Kranze und küßte ſie; die glänzten erſt als Silber, dann als Gold, und als es ſie den beiden Alten aufs Haupt legte, wurde jede der beiden Blumen zu einer goldenen Krone. — So ſaßen die Beiden da wie ein König und eine Königin unter duftenden Blumen, die ganz wie ein Fliederbaum ausſahen, und der Mann erzählte ſeiner alten Frau die Geſchichte vom Fliederbaum, wie er ſie gehört hatte, als er noch ein kleiner Junge war, und es ſchien Beiden, daß darin ſo Manches vorkäme, was aus ihrem eigenen Leben war, und das gefiel ihnen am beſten.

»Ja, ſo iſt es auch!« ſagte das kleine Mädchen im Baume. »Einige Leute nennen mich das Fliederweib, Andere eine Dryade, im Grunde aber heiße ich Erinnerung und ich bin's, die im Baume ſitzt, der immer größer wächſt. Ich kann erinnern, ich kann erzählen! Laß ſehen, ob Du Deine Blume noch haſt!«

Und der alte Mann ſchlug ſein Geſangbuch auf und ſiehe da: die Fliederblume lag wohlbehalten darin und war noch ſo friſch, als hätte er ſie erſt eben hineingelegt. Da nickte die Erinnerung freundlich die beiden alten Leute an, die mit ihren goldenen Kronen ſo traut und traulich zuſammen ſaßen in den Strahlen der rothen Abendſonne. Die müden Augen fielen ihnen zu und — damit war die Geſchichte zu Ende. —

Der kleine Junge lag in ſeinem Bette, er wußte nicht, ob er's geträumt oder ob's ihm Jemand erzählt hatte. — Der Theekopf ſtand noch auf dem Tiſche, aber es wuchs kein Fliederbaum mehr aus demſelben hervor, und der alte Mann, der erzählt hatte, war eben beim Weggehen. —

»Wie das doch herrlich zu ſehen war!« ſagte der kleine Junge. »Mutter, ich bin in den warmen Ländern geweſen!«

»Das glaube ich Dir wohl, mein Sohn,« ſagte die Mutter. »Wenn man zwei volle Schalen Fliederthee getrunken hat, ſo kommt man leicht nach den warmen Ländern.« — Und ſie deckte das Söhnlein ſorgfältig zu, damit es ſich nicht wieder erkälten ſollte. »Du haſt wol geſchlafen, während ich mich mit dem alten Mann ſtritt, ob's eine Geſchichte oder ein Mährchen war?«

»Und wo blieb das Fliederweib denn?« fragte der kleine Junge.

»Im Theekopf ſitzt ſie,« antwortete die Mutter, »und da kann die Dame auch bleiben.«

Die Geſchichte von einer Mutter.

Am Bette ihres kranken Kindes ſaß eine betrübte Mutter; ſie war ſo beſorgt, ihr Kind möchte ſterben. Leichenblaß lag der Kleine da; die Augen waren geſchloſſen; er athmete ſo ſchwach, daß nur mitunter ein tiefer Seufzer zu hören war, und immer beſorgter wurde die traurige Mutter um das Leben ihres leidenden Kindes.

Da wurde an die Thür geklopft und ein armer alter Mann trat in die Stube; er hatte ſich in eine Pferdedecke gehüllt, denn eine ſolche Decke iſt ſehr warm, und der alte Mann konnte ſie wohl nöthig haben, weil draußen der kalte Winter herrſchte: Alles war mit Schnee und Eis bedeckt, und der Wind war ſo ſcharf, daß er dem Wanderer ſchneidend ins Geſicht wehte.

Und da der alte Mann vor Kälte zitterte und das kleine Kind einen Augenblick eingeſchlummert war, ſo ging die Mutter hin, um Bier zu holen, das ſie in einem Topf auf den Ofen ſtellte, damit es für den fremden Mann gewärmt werde. Darauf ſetzte ſie ſich wieder auf den Stuhl, dicht neben den alten Mann,

ſah ihr krankes Kind an, das ſo ſchwer athmete, und hob die kleine Hand von der Bettdecke auf.

»Meinſt Du wohl, daß ich das Kind behalte?« fragte ſie. »Der liebe Gott wird es mir nicht nehmen wollen.«

Und der alte Mann — es war der Tod ſelber — neigte den Kopf ſo ſonderbar, als wollte er Ja und Nein zugleich damit ſagen.

Die Mutter ſchlug die Augen nieder, blickte in ihren Schoß, und Schmerzensthränen floſſen über ihre Wangen. Der Kopf wurde ihr ſo ſchwer; drei Tage und drei Nächte lang hatte ſie kein Auge geſchloſſen; unwillkürlich fielen ihr die müden Augen zu, doch nur einige Augenblicke lang, da fuhr ſie wieder auf, bebend von Kälte. »Was war das?« fragte ſie, ſich nach allen Seiten umſehend, denn der alte Mann war verſchwunden und ihr krankes Kind mit ihm — er hatte es zu ſich genommen. Und in der Ecke ſchnurrte die alte Wanduhr, das große Bleiloth daran lief herab bis an die Erde, und nun ſtand auch die Uhr ſtill. — —

Aber die arme Mutter lief aus dem Hauſe und rief ihrem Kinde nach.

Draußen ſaß mitten im Schnee eine Frau in langen ſchwarzen Kleidern. »Der Tod iſt in Deiner Stube geweſen,« ſagte ſie; »ich ſah, wie er mit Deinem Kinde davoneilte; er läuft ſchneller als der Wind und bringt niemals wieder, was er einmal genommen hat.«

»Sage mir nur, welchen Weg er genommen hat,« verſetzte die Mutter; »ſage mir's nur, und ich werde ihn finden.«

»Ich weiß es,« antwortete die Frau in den ſchwarzen Kleidern, »aber ehe ich Dir den Weg zeige, mußt

Du mir erſt alle die Lieder vorſingen, die Du Deinem kranken Kinde vorgeſungen haſt. Ich mag ſie gern; ich habe ſie ſchon anderswo gehört, denn ich bin die Nacht; ich ſah Deine Thränen fließen, während Du ſie ſangſt.«

»Ich will ſie Dir alle, alle vorſingen,« ſagte die Mutter, »nur halte mich jetzt nicht auf, damit ich ihn noch erreichen und mein Kind wiederfinden kann.«

Aber die Nacht blieb ſtumm und ſtill. Da rang die Mutter die Hände, ſang und weinte, und es waren viele Lieder, aber noch mehr Thränen. — Da ſprach die Nacht: »Gehe rechts in den Tannenwald hinein: dorthin ſah ich den Tod mit Deinem Kinde eilen.«

Tief im Walde kreuzten ſich die Wege und die Mutter wußte nicht, welchen Weg ſie gehen ſollte. — Ein Dornbuſch ſtand blatt- und blüthenlos am Wege — es war ja auch im kalten Winter! — und lange Eiszapfen hingen an ſeinen Zweigen.

»Haſt Du den Tod nicht vorbei gehen ſehen mit meinem Kinde?« fragte die Mutter.

»Ja!« ſagte der Dornbuſch, »aber ich ſage Dir nicht eher, welchen Weg er gegangen iſt, bis Du mich an Deinem Buſen gedrückt und erwärmt haſt, denn ich friere ſonſt todt, ich werde zu lauter Eis.«

Und ſie drückte den Dornbuſch an ihre Bruſt, ſo feſt! ſo feſt! daß die Dornen ſie verwundeten und große Blutstropfen in den Schnee fielen; der Dornbuſch aber ſchoß friſche grüne Knospen und fing an zu blühen mitten in der Winternacht, ſo warm war es an einer trauernden Mutter Herzen! Und der Dornbuſch zeigte ihr den Weg, den ſie gehen mußte. —

Da kam ſie an einen großen See, auf welchem weder Schiffe noch Boote zu ſehen waren. Das Waſſer

war nicht recht gefroren, um zu tragen, und auch nicht leicht genug zum Durchwaten. Und doch mußte die Mutter hinüber, wenn ſie ihr Kind wiederfinden wollte. Da warf ſie ſich nieder und wollte den See austrinken, und das war doch ganz unmöglich für einen Menſchen! aber die betrübte Mutter dachte, es könne da ein Wunder geſchehen.

»Nein, das geht in meinem Leben nicht an!« ſagte der See. »Laß uns lieber ſehen, ob wir nicht einig werden können. Ich ſammle Perlen und Deine Augen ſind die reinſten, die ich noch geſehen habe. Willſt Du Dir ſie ausweinen in mich, ſo werde ich Dich hinübertragen nach dem großen Treibhauſe, worin der Tod wohnt und Blumen und Bäume zieht; jeder davon iſt ein Menſchenleben!«

»O, was gebe ich nicht gern hin, um zu meinem Kinde zu kommen!« ſagte die ſchmerzerfüllte Mutter, und ſie weinte noch mehr, bis ihre Augen auf den Grund des Meeres ſanken, wo ſie zu zwei koſtbaren Perlen wurden. Der See aber hob ſie in die Höhe und, als ſauſe ſie in einer Schaukel dahin, trug ſie mit einem Schwunge auf die andere Seite des Waſſers hinüber. Hier ſtand ein meilenlanges wunderbares Haus; man konnte nicht recht unterſcheiden, ob es ein waldiger Berg mit Höhlen oder ein gezimmertes Gebäude war; die arme Mutter aber konnte es gar nicht ſehen, denn ſie hatte ſich ja die Augen ausgeweint!

»Wo ſoll ich den Tod finden, der mein kleines Kind genommen hat?« ſagte ſie.

»Hier iſt er noch nicht damit angekommen,« antwortete die alte Grabesmutter, welche des Todes Treibhaus zu warten hatte. »Wie haſt Du Dich hierher

finden können, und wer iſt Dir dabei behülflich geweſen?«

»Der liebe Gott,« ſagte die Mutter. »Er iſt barmherzig und das wirſt auch Du ſein. Wo ſoll ich mein Kind finden?«

»Ich kenne es nicht,« ſagte die Grabesmutter, »und Du kannſt nicht ſehen! Dieſe Nacht ſind viele Blumen und Bäume gewelkt; der Tod wird bald kommen, um ſie umzupflanzen. Denn Du weißt ja wohl, daß jeder Menſch ſeinen Lebensbaum oder ſeine Lebensblume hat, je nachdem der Eine ſo, der Andere ſo erſchaffen iſt. Die gehen Alle aus wie andere Gewächſe, haben aber Herzſchlag. Ein Kindesherz kann auch klopfen. Gehe und horche darnach; vielleicht kannſt Du ſo das Herz Deines Kindes erkennen. Was wirſt Du mir aber geben, wenn ich Dir ſage, was Du weiter thun mußt, wenn Du es findeſt?«

»Ich habe Nichts mehr zu geben,« ſagte die Mutter, »allein ich will für Dich gehen bis ans Ende der Welt.«

»Da habe ich Nichts verloren!« ſagte die Grabesmutter. »Nein, Du kannſt mir Deine langen ſchwarzen Haare ſchenken; Du weißt wohl, daß ſie hübſch ſind, und ich will Dir meine weißen dafür wiedergeben, das iſt immer noch Etwas!«

»Verlangſt Du nichts Anderes,« ſagte die Mutter; »die gebe ich Dir mit Freuden.« Und ſie gab der Grabesmutter ihr ſchönes ſchwarzes Haar und bekam dafür der Alten ſchneeweißes wieder.

Darauf gingen ſie Beide hinein in das große Treibhaus des Todes, wo Bäume und Blumen wunderbar durcheinander wuchſen. Hier ſtanden Hyacinthen unter Glaskuppeln, dort große baumſtarke Päonien; hier

ſchoſſen Waſſerpflanzen auf, von denen einige ganz friſch ausſahen, andere dagegen kränkelten: Waſſerſchnecken legten ſich darauf und ſchwarze Krebſe kniffen ſich in ihre Stengel ein; hier ſtanden herrliche Palmen, Eichen und Platanen, dort Peterſilie und blühender Thymian. Jede Blume und jeder Baum hatte ſeinen eigenen Namen, und jede Pflanze bezeichnete ein Menſchenleben, der Menſch, dem ſie angehörte, lebte noch: einer in China, ein anderer in Grönland, und ſo ringsumher in der Welt. Staudengewächſe ſtanden in kleinen Blumentöpfen und ſahen ſo verkrüppelt und gedrückt aus, als müßten ſie den Topf zerſprengen, aber auch kleine langſtielige Blumen in fetter, mit Moos belegter Erde, die ſichtbar gehegt und gepflegt wurden. Die trauernde Mutter aber beugte ſich über alle kleine Blumen und Pflanzen und horchte, wie in denſelben das Menſchenherz ſchlug.

»Da iſt es!« rief ſie plötzlich, indem ſie die Hand nach einem kleinen Crocus ausſtreckte, welcher ganz krank ausſah.

»Rühre die Blume nicht an,« ſagte die Todesmutter, »ſondern ſtelle Dich hieher, und wenn der Tod kommt — ich erwarte ihn jeden Augenblick —, ſo dulde nicht, daß er die Blume ausreißt, drohe, Du wollteſt ſonſt ebenſo mit allen anderen Pflanzen verfahren, und er wird dann bange werden. Er iſt dem lieben Gott verantwortlich für alle Gewächſe, die hier ſtehen; er darf kein einziges davon ausreißen, ehe der Herr es ihm geheißen hat.«

Auf einmal fuhr es eiskalt durch den ganzen Blumenſaal und die trauernde Mutter merkte daran, daß der Tod ankam.

»Wie haſt Du den Weg hieher finden können und wie vermochteſt Du, ſchneller zu kommen als ich?« fragte er.

»Ich bin eine Mutter,« ſagte ſie.

Und der Tod ſtreckte ſeine lange Hand aus nach der kleinen kränkelnden Blume, aber die Mutter hielt ihre beiden Hände darüber, ſo dicht, ſo dicht, und doch auch ſo beſorgt, um ja nicht an eines der Blätter zu rühren. — Da behauchte der Tod ihre Hände und ſie fühlte, daß es kälter war als der eiskalte Wind — ihre Hände ſanken ermattet herunter.

»Du vermagſt doch nichts gegen mich,« ſagte der Tod.

»Aber der liebe Gott doch,« ſagte die Mutter.

»Ich thue nur, was er will,« ſagte der Tod; »ich bin ſein Gärtner; ich hole alle ſeine Blumen und Bäume und pflege ſie im Garten des Paradieſes, in einem unbekannten Lande; aber wie ſie dort gedeihen und wie es dort iſt, das darf ich Dir nicht ſagen.«

»Gieb mir mein Kind wieder!« ſagte die Mutter weinend und flehend. Plötzlich aber umfaßte ſie zwei Blumen mit den Händen: »Gieb mir mein Kind zurück!« rief ſie noch einmal, »oder ich reiße alle Deine Blumen ab, denn ich bin in Verzweiflung.«

»Rühre keine an!« ſagte der Tod. »Du ſagſt, Du ſeiſt unglücklich, und nun willſt Du eine andere Mutter ebenſo unglücklich machen?«

»Eine andere Mutter?« wiederholte die betrübte Mutter und ließ ſogleich die Blumenſtengel wieder los.

»Da haſt Du Deine Augen wieder!« ſagte der Tod. »Ich habe ſie aus dem See aufgefiſcht; ſie glänzten ſo hell darin; ich wußte nicht, daß es Deine wa-

ren. — Nimm Sie wieder! ſie ſind nun klarer als vorher; ſchaue damit hinab in dieſen tiefen Brunnen! Ich will Dir die Namen der beiden Blumen ſagen, die Du abreißen wollteſt. Du wirſt ihre Zukunft, ihr ganzes menſchliches Leben in dem Brunnen ſchauen; ſiehe doch, was Du zu zerſtören im Begriff warſt!«

Und die Mutter ſchaute hinab in den tiefen Brunnen, und es war ein herrlicher Anblick, zu ſehen, wie die eine Blume ein Segen für die Welt wurde, ſo großes Glück, ſo große Freude verbreitete ſich rings um dieſelbe her. — Und ſie ſah auch das Leben der andern Blume; Sorgen und Kummer, Trauer und Elend umgaben dieſelbe.

»Beides geſchieht nach Gottes Rath und Willen,« ſagte der Tod.

»Welche von dieſen iſt die Blume des Unglücks, und welche die der Wonne?« fragte die Mutter.

»Das ſage ich Dir nicht,« erwiederte der Tod, »aber doch mußt Du wiſſen, daß die eine Blume die des Lebens Deines Kindes iſt. Es war das Schickſal Deines Kindes, das Du geſehen haſt, die Zukunft Deines eigenen Sohnes.«

Da ſchrie die Mutter vor Entſetzen laut auf. »Welche davon war mein Kind?« rief ſie. »Sage mir's! Rette die Unſchuld vom Verderben; errette mein Kind von all' dem Elende, das ich geſehen! — Nimm es lieber hin und trage es hinüber in Gottes Himmelreich! Vergiß meine Thränen! vergiß mein Flehen und Alles, was ich geſprochen und von Dir erbeten habe!«

»Ich verſtehe Dich nicht,« ſagte der Tod. »Verlangſt Du Dein Kind zurück, oder ſoll ich mit demſelben in das Land gehen, was Du nicht kennſt?«

Da rang die Mutter wieder ihre Hände, fiel auf die Knie und betete zu Gott: »Erhöre mich nicht, Allmächtiger! wenn ich wider Deinen Willen flehe und bitte! Erhöre mich nicht! Erhöre mich nicht!« —

Und ſie beugte ihr Haupt in ihren Schoß im ſtummen Schmerz, und der Tod ging mit ihrem Kinde hinüber in das unbekannte Land. — —

Die Vatermörder.

Es war einmal ein feiner Cavalier, deſſen ganzes Mobiliar in einem Stiefelknecht und einem Friſirkamm beſtand, aber er trug die ſchönſten Vatermörder um ſeinen Hals, und über dieſe Vatermörder werden wir gleich eine wunderliche Geſchichte hören. Sie waren nun ſo alt geworden, daß ſie ans Heirathen dachten, und da mußte es ſich gerade ſo treffen, daß ſie in der Wäſche mit einem Strumpfband zuſammenkamen.

»Nein!« riefen die Vatermörder, »nun haben wir doch in unſerm Leben noch kein ſo ſchlankes und feines, ſo weiches und niedliches Weſen geſehen! Können wir uns nicht erlauben, nach Ihrem Namen zu fragen?«

»Den ſage ich Ihnen nicht,« antwortete das Strumpfband.

»Wo gehören Sie hin?« fragten die Vatermörder.

Aber das Strumpfband ward ganz verlegen und meinte, das wäre eine wunderliche Frage.

»Sie ſind gewiß ein Leibband,« ſagten die Vatermörder, »ſo ein gewiſſes innerliches Leibband! Ich ſehe

wohl, Sie sind nicht bloß zum Staat, sondern auch zum Nutzen, kleine Mamsell.«

»Sie dürfen nicht zu mir sprechen,« sagte das Strumpfband. »Mir däucht, ich habe keine Veranlassung dazu gegeben.«

»Wenn man so schön ist wie Sie,« sagten die Vatermörder, »so ist das eine hinreichende Veranlassung.«

»Kommen Sie mir nicht so nahe!« erwiederte das Strumpfband. »Sie sehen mir so mannsartig aus.«

»Ich bin auch ein feiner Cavalier,« sagten die Vatermörder; »ich habe Stiefelknecht und Frisirkamm,« und das war doch nur Prahlerei von den Vatermördern, denn die Sachen gehörten ja ihrem Herrn.

»Kommen Sie mir nicht so nahe!« sagte das Strumpfband. »Dergleichen bin ich nicht gewohnt.«

»Ach, was spröde sein!« sagten die Vatermörder, und damit wurden sie aus der Wäsche genommen, gesteift, über den Stuhl gehangen und darauf kamen sie auf's Plättbrett und das heiße Plätteisen kam heran.

»Gnädige Frau!« sagten die Vatermörder, »Gnädige Frau Wittwe! wir werden ganz heiß; wir werden rein wie ein anderer Mensch! wir kommen ganz aus den Fugen! — Sie brennen ja Löcher in uns! ... Au! ... Wir wollen Sie auch freien!« ...

»Losgelassen!« sagte das Plätteisen, und ging stolz über die Vatermörder hin, denn es bildete sich ein, ein Dampfkessel zu sein, der auf die Eisenbahn sollte, um Wagen und Coupés zu ziehen.

»Losgelassen!« sagte es.

Die Vatermörder faserten etwas an den Kanten, und deshalb kam die Papierschere, sie zu beschneiden.

»O!« sagten die Vatermörder, »Sie sind wohl die

erſte Tänzerin am Stadttheater! Wie Sie doch die Beine ſpreizen können! So was Schönes haben wir noch nie geſehen! Das kann Ihnen Niemand nachmachen.«

»Das weiß ich,« ſagte die Schere.

»Sie verdienten wirklich eine Gräfin zu ſein,« ſagten die Vatermörder. »Alles, was wir in der Welt beſitzen, beſteht in einem feinen Cavalier, einem Stiefelknecht und einem Friſirkamm. Hätten wir doch eine Grafſchaft!«

»Wollen Sie freien?« ſagte die Schere, denn ſie war empfindlich geworden, und dabei that ſie einen tüchtigen Schnitt, und — nun waren die Vatermörder caſſirt.

»Wir müſſen wohl um den Friſirkamm anhalten,« ſagten nun die caſſirten Vatermörder. — »Merkwürdig! Sie haben noch alle Zähne, liebes Fräulein?« »Haben Sie noch gar nicht an's Heirathen gedacht?«

»Das können Sie wohl denken!« ſagte der Friſirkamm. »Ich bin ja verſprochen mit dem Stiefelknecht!«

»Verſprochen!« ſagten die Vatermörder. Nun war Keine mehr da, um die ſie hätten anhalten können und daher gaben ſie es lieber ganz auf.

Lange Zeit war verſtrichen, da kamen die caſſirten Vatermörder auf den Lumpenboden in der Papiermühle. Hier war große Lumpengeſellſchaft: die feineren Lumpen hielten ſich für ſich und die gröberen für ſich, ganz ſo, wie es ſein muß. Alle hatten Viel zu erzählen, die Vatermörder am meiſten. Da gab's ein Großprahlen!

»Wir haben ganz entſetzlich viele Liebſte gehabt,« ſagten die Vatermörder; »wir konnten nicht in Ruhe vor ihnen ſein. Freilich waren wir denn auch ein feiner geſteifter Cavalier! Wir hatten ſogar an Mobiliar einen

Stiefelknecht und einen Frisirkamm, obgleich wir sie niemals gebrauchten. Damals hätten Sie uns sehen sollen, wenn wir so auf der Seite lagen! Nie vergessen wir unsere erste Liebschaft; das war mit einem Leibband, so weich, so fein und so niedlich! Es stürzte sich in ein Waschkübel um unseretwillen. — Es war auch eine gnädige Frau Wittwe, der es heiß um's Herz wurde, wenn sie uns sah, aber wir ließen sie sitzen, bis sie schwarz wurde. Sie war die erste Tänzerin am Stadttheater, und versetzte uns einmal einen Schnitt, womit wir noch gehen, denn sie war entsetzlich auffahrend. — Sogar unser eigener Frisirkamm verliebte sich in uns; er verlor alle seine Zähne aus Liebesqualen. — Ja fürwahr! wir haben was erlebt in dergleichen Dingen! aber es thut uns doch am meisten leid um das Strumpfband — das Leibband wollten wir sagen — das um unseretwegen in's Wasser ging. — Wir haben Viel auf unserem Gewissen; wir haben's nöthig, daß weißes Papier aus uns wird.

Das wurden sie denn auch alle zusammen, die Lumpen auf dem Lumpenboden, und die Vatermörder gerade zu dem Bogen, worauf diese Erzählung gedruckt ist, und deshalb prahlten sie eben so groß von Dingen, die niemals passirt waren. Das müssen denn auch wir bedenken; denn wir können wahrlich nicht wissen, ob wir nicht auch einst auf den Lumpenboden kommen, zu weißem Papier gemahlen werden und ob man uns nicht unsere ganze Lebensgeschichte mit allen geheimen Nebenumständen gerade auf die Brust druckt, damit wir selbst damit hausiren gehen und sie allen Leuten erzählen sollen, wie es nun den Vatermördern so ergangen ist.

Der Tannenbaum.

Draußen in der Holzung ſtand ein gar niedlicher Tannenbaum; er hatte dort einen guten Boden, die Sonne ſchien daſelbſt, an Luft war kein Mangel, und rings umher wuchſen große und kleine Genoſſen, ſowohl Tannen als Birken. Aber der kleine Tannenbaum war ſo eifrig im Wachſen, daß er ſich weder um Sonne noch Luft, noch um die Bauerkinder kümmerte, welche mit ſich ſelbſt ſprachen, wenn ſie aufs Himbeeren- und Erdbeerſuchen ausgingen. Oft, wenn ſie einen ganzen Topf voll eingeſammelt oder Erdbeeren auf einen Strohhalm gezogen hatten, ſetzten ſie ſich unter der kleinen Tanne nieder. »Was iſt das doch für ein niedlicher kleiner Baum!« ſagten ſie, aber die Tanne wollte Nichts davon hören.

Das Jahr darauf war ſie zum langen Stamm aufgeſchoſſen, und ein Jahr weiter war ſie noch viel größer geworden; denn an einem Tannenbaume kann man immer das Alter deſſelben an den Ringeln des Stammes erkennen.

»Ach, wäre ich doch erſt ein ebenſo großer Baum

als die anderen!« seufzte die kleine Tanne. »Dann könnte ich meine Zweige weit umher ausbreiten und mit dem Gipfel weit in die Welt hinaus schauen; die Vögel würden Nester in meiner Krone bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich ebenso vornehm nicken wie die anderen da!«

Sie fand gar keine Freude an dem Sonnenschein, den bunten Vöglein und den rothen Wolken, die Morgens und Abends über sie dahinzogen.

War es dann Winter und der Schnee lag knisternd und weiß rund umher, so kam oft ein Hase dahergesprungen und setzte gerade über den kleinen Tannenbaum weg. Wie ärgerlich war das nicht! Aber als zwei Winter vergangen waren, hatte der kleine Baum eine solche Höhe erreicht, daß die Hasen es für gut hielten um denselben herum zu gehen. O, wachsen! wachsen! groß und alt werden! das wäre doch das Herrlichste von der Welt, dachte die junge Tanne.

Im Herbst kamen immer Holzhauer in den Wald, um einige von den größten Bäumen zu schlagen. Das geschah Jahr für Jahr, und der jungen Tanne, welche nun ziemlich herangewachsen war, kam dabei das Zittern an. Denn die großen Bäume fielen krachend zur Erde; die Zweige wurden ihnen abgehauen, so daß sie ganz nackt, lang und dünn aussahen und man sie kaum mehr erkennen konnte; man legte sie auf Wagen, und dann zogen die Pferde fort damit aus dem Gehölze hinaus. —

Wo sollten sie denn hin und was stand ihnen bevor? —

Im Frühjahr, als die Schwalben gekommen waren, fragte die Tanne dieselben: »Wißt ihr nicht, wo sie geblieben sind? Seid ihr ihnen nicht begegnet?« —

Die Schwalben wußten von Nichts, aber die Störche sahen ganz nachdenklich aus, nickten mit dem Kopf und sagten: »Ja, wir wissen es. Uns sind viele Schiffe begegnet, als wir von Aegypten kamen; die Schiffe hatten prächtige Mastbäume, wir dürfen sagen, daß sie es waren, denn sie rochen nach Tannenholz. Wir können von ihnen grüßen; sie ragten stolz aus dem Meere hervor.«

»O, wäre ich doch auch groß genug, um über's Meer zu fliegen! Wie ist es denn eigentlich mit diesem Weltmeer? Wie sieht es aus?«

»Das würde eine lange Geschichte sein, sagten die Störche, und damit flogen sie weiter.

»Freue dich deiner Jugend!« sagten die Sonnenstrahlen, »freue dich deines frischen Wuchses, des jungen Lebens, das sich in dir regt!«

Und der Wind koste mit dem Baum, und der Thau weinte seine Thränen auf denselben, aber die Tanne verstand es nicht.

Wenn die Weihnachten herankamen, so wurden junge Bäume aus der Holzung geholt, die oft nicht einmal so groß als die junge Tanne waren, die aber ebenso sehr wie sie verlangten, in die Welt hinaus zu kommen. Diese jungen Bäume — und es waren gerade die allerhübschesten — behielten alle ihre Zweige; sie wurden sorgfältig auf Wagen gelegt, und Pferde zogen auch sie aus dem Gehölze hinaus.

»Wo sollen sie hin?« fragte der Tannenbaum. »Sie sind nicht größer als ich; eine darunter war sogar viel kleiner! — Warum behalten sie alle ihre Zweige? — Was wird mit ihnen geschehen?« —

»Wir wissen's! wir wissen's!« quitscherten die Sperlinge. »Wir haben drüben in die Fenster geguckt;

wir wissen's, wo sie hingefahren werden! O, die kommen zu Glanz und Herrlichkeit, wie man's nicht besser denken kann! Wir haben durch die Fenster geguckt und gesehen, wie sie mitten in der warmen Stube eingepflanzt und mit den schönsten Schmucksachen geputzt wurden, mit vergoldeten Aepfeln, Lebkuchen, Spielzeug und vielen hundert Lichtern.«

»Und dann?« fragte die Tanne, an allen Zweigen vor Ungeduld zitternd, »und dann? Was geschieht dann weiter mit ihnen?«

»Mehr haben wir nicht gesehen,« sagten die Sperlinge, »aber unvergleichlich prachtig war es anzusehen.«

»Ob ich wohl dazu geboren bin, diesen glänzenden Weg zu gehen?« jubelte die Tanne. »Das ist noch herrlicher, als übers Meer zu segeln. Wie sehne ich mich danach! Wäre es doch nur erst wieder Weihnacht! Jetzt bin ich groß geworden und schlank wie die anderen, die voriges Jahr weggefahren wurden. O, läge ich doch erst auf dem Wagen! Stünde ich doch schon mitten in der warmen Stube in aller Pracht und Herrlichkeit! Und dann? — — O, gewiß, dann wird noch Schöneres und Herrlicheres kommen! . . . Aber was nur . . Ach, wie bin ich doch leidend! Ich bin so voller Sehnsucht, daß ich gar nicht mehr weiß, wie's mit mir steht.«

»Freue dich unser!« sagten Sonnenschein und Luft, »freue dich deines frischen Lebens im Freien!«

Aber die Tanne konnte sich gar nicht mehr freuen; sie wuchs und grünte Sommer und Winter; im dunkelgrünen Kleide stand sie da; alle Leute, die sie sahen, sagten: das ist doch ein schöner Baum! und zu Weihnacht war sie die Allererste, die abgehauen wurde. Die Axt drang bis an das Mark; mit einem Seufzer

fiel die junge Tanne zur Erde; ſie fühlte einen nie gekannten Schmerz, eine Ohnmacht, und konnte an gar kein Glück mehr denken. Sie war betrübt, von der Heimath ſcheiden zu müſſen, von dem Fleck, auf dem ſie aufgewachſen war: denn ſie wußte ja, daß ſie die lieben alten Kameraden nicht mehr ſehen werde, das kleine Gebüſch nicht und die Blumen ringsumher, ja, vielleicht nicht einmal die Vöglein unter dem Himmel. Die Abreiſe hatte nun gar nichts Angenehmes für ſie.

Erſt als ſie auf dem Hofe mit den anderen Bäumen vom Wagen geladen wurde und einen Mann ſagen hörte: »Das iſt doch ein prächtiger Baum! wir brauchen keinen andern als dieſen,« kam ſie wieder zu ſich ſelbſt.

Jetzt erſchienen zwei Diener in Livree und trugen den Tannenbaum in einen große Saal hinein. Hier hingen Kupferſtiche und Portraits an den Wänden, auf dem Ofen von weißen Flieſen ſtanden große chineſiſche Vaſen voll Blumen mit Löwen auf den Deckeln und rund umher Schaukelſtühle, ſeidene Divans, große Tiſche voll Bilderbücher und Spielſachen für hundertmal hundert Thaler, wenigſtens behaupteten die Kinder das.

Und der Tannenbaum wurde in einen mit Sand gefüllten Eimer gepflanzt, aber Niemand konnte den Eimer ſehen, denn er wurde mit grünem Tuch behangen und ſtand auf einem bunten Teppich. O, wie zitterte da die junge Tanne! Was ſollte doch mit ihr geſchehen? — Diener und ſchöngekleidete Fräulein fingen an ſie zu putzen: an dem einen Zweige hingen ſie kleine Netze auf, die aus buntem Papier geſchnitten waren; jedes Netz war mit Backwerk, Bonbons und anderen Conditorſachen angefüllt; vergoldete Aepfel und Wall-

nüſſe hingen überall an den Zweigen, als wären ſie auf dem Baume gewachſen, und mehr als hundert kleine blaue, weiße und rothe Wachslichter wurden an die Zweige gebunden. Puppen, die leibhaftig wie Menſchen ausſahen — der Tanne war ſo Etwas noch nicht vorgekommen — ſaßen im Grünen, und zu alleroberſt im Baume wurde ein großer Stern von Flittergold angeheftet. Prächtig, unvergleichlich prächtig war der Tannenbaum in dieſem Putze anzuſehen!

»Heute Abend,« ſagten ſie Alle zuſammen, »heute Abend ſoll er ſtrahlen!«

»O!« dachte der Tannenbaum, »wäre es doch erſt Abend! Würden nur die Lichter erſt angezündet! Und dann? was mag dann geſchehen? — Ob vielleicht auch Bäume aus der Holzung kommen, um mich in meiner Pracht zu ſehen? — Ob wohl die Sperlinge am Fenſter flattern werden? — Sollte ich hier feſtwachſen und Winter und Sommer in meinem Staate prangen bleiben?« — — —

»Ja, gewiß!« die Tanne wußte gut Beſcheid! ſie hatte förmlich Rindenweh aus lauter Ungeduld, und Rindenweh oder Borkenpein ſoll ebenſo ſchlimm für Bäume, als Kopfweh für uns Menſchen ſein.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz und welche Pracht! Der Tannenbaum zitterte an allen Zweigen, ſo daß ein Licht ſogar einen Zweig zündete, der ſich ganz verbrannte.

»Gott behüte!« ſchrie das Fräulein und löſchte eiligſt das Feuer wieder.

Nun durfte der Tannenbaum nicht mehr zittern! Es kam ihm ein wahres Grauen an, denn er war ſo beſorgt, irgend etwas von ſeinem Putze zu verlieren, daß er ganz verwirrt davon wurde. Da öffneten ſich

die Flügelthüren und eine Menge Kinder ſtürzte ſo eilig in den Saal hinein, als hätten ſie den Baum ſtürmen wollen; die alten Leute kamen hinterher, und nun blieben die Kinder wie angewurzelt vor lauter Verwunderung ſtehen, doch nur einen Augenblick währte das, da brachen ſie in einen ſo allgemeinen Jubel aus, daß der Saal davon wiederhallte. Darauf ſtellten ſie eine Rundſchau an um den Baum herum, und nun wurde das eine Weihnachtgeſchenk nach dem andern von den Zweigen geleſen.

»Was fangen ſie nun an?« dachte der Tannenbaum. »Was wird geſchehen?« — — Und die bunten Wachslichter brannten ganz herab bis an die Zweige, und ſobald ſie heruntergebrannt waren, löſchte man ſie aus. Zuletzt erhielten die Kinder Erlaubniß, den Baum zu plündern. Da ſtürzten Alle über denſelben her, daß alle Zweige davon krachten und bebten, und wäre der Baum nicht mit der Spitze und dem goldenen Stern an die Decke befeſtigt geweſen, ſo hätten ſie ihn wirklich umgeſtürzt.

Mit den prächtigen Geſchenken in den Händen tanzten die Kinder im Saale herum, Niemand ſah den Tannenbaum mehr an, als nur die alte Kindermagd, welche alle Zweige nachſuchte, um zu ſehen, ob nicht noch hier und da ein Apfel oder eine Feige vergeſſen worden war.

»Eine Geſchichte! eine Geſchichte!« riefen plötzlich alle Kinder wie aus einem Munde, indem ſie einen kleinen pauſchigen Mann nach dem entkleideten Weihnachtsbaume zogen, und er ſetzt ſich dicht darunter: »dann ſind wir im Grünen,« ſagte er, »und für den Tannenbaum kann's auch ganz lehrreich ſein, mit zuzuhören. Aber ich erzähle Euch nur *eine* Geſchichte.

Wollt Ihr die von Iwede-Awede hören, oder die von Klumpsack-Pumpsack, der die Treppen hinunterstürzte, aber doch auf den Ehrenplatz zu sitzen kam und die Prinzessin freite?«

»Iwede-Awede!« schrien Einige, »Klumpsack-Pumpsack!« die Uebrigen, und es gab eine Weile ein Rufen und Lärmen, wozu allein der Tannenbaum stillschwieg und dachte: »Soll ich denn gar nicht mit dabei sein, gar und ganz Nichts thun?« — Aber er war ja schon mit dabei gewesen und hatte geleistet, wozu er aus der Holzung geholt worden war! —

Und der kleine Mann erzählte vom Klumpsack-Pumpsack, der die Treppe hinunterfiel, aber doch auf den Ehrenplatz kam und die Prinzessin heirathete. Die Kinder klatschten in die Hände und riefen: »Bitte, erzählen Sie doch!« sie wollten auch vom Iwede-Awede hören, aber es blieb bei dem Klumpsack-Pumpsack. Der Tannenbaum stand ganz still und gedankenvoll; nie hatten die Vöglein im Walde so erzählen können. Klumpsack-Pumpsack fiel die Treppe hinunter und freite doch eine Prinzessin! Ja, so geht's in der Welt! dachte der Tannenbaum und glaubte, daß sich das Alles wirklich so zugetragen hatte, weil ein so schicklicher Mann es erzählte. »Wer kann's wissen! Vielleicht kann ich auch noch einmal zu Fall auf einer Treppe kommen und eine Prinzessin heirathen!« und dabei freute sich der Baum auf den nächsten Tag, wenn er wieder mit Lichtern und Spielsachen, Gold und Früchten prangen würde. »Morgen will ich nicht wieder zittern,« dachte er; »ich will mich recht über all' meine Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich die Erzählung vom Klumpsack-Pumpsack noch einmal hören und vielleicht auch

die vom Zwede-Zwede.« Und der Tannenbaum ſtand ſtill und nachdenkend die ganze Nacht.

Am andern Morgen kamen der Hausknecht und das Dienſtmädchen in die Stube. »Nun geht der Staat wieder los!« dachte der Tannenbaum, aber ſie trugen ihn aus dem Saale, ſchleppten ihn die Treppe hinauf und ſchafften ihn auf den Bodenraum; da ſtellten ſie ihn in eine dunkle Ecke, wohin kein Tageslicht kam. »Was ſoll das bedeuten?« dachte der Tannenbaum, »was mag ich hier beſchicken ſollen? was werde ich zu hören bekommen?« und er lehnte ſich an die Wand und dachte und dachte immer fort. — Und gute Zeit hatte der Baum zum Nachdenken, denn es verſtrichen Tage und Nächte; Niemand kam herauf auf den Boden, und als endlich Einer kam, war es nur, um einige leere Kaſten in die Ecke zu ſtellen. Der Tannenbaum ſtand nun ganz verdeckt, und man hätte glauben können, daß er ganz vergeſſen wäre.

»Nun iſt es Winter draußen,« dachte der Baum, »die Erde iſt gefroren und mit Schnee bedeckt; die Menſchen können mich nicht verpflanzen, darum ſoll ich wahrſcheinlich hier bis zum Frühjahr ſtehen. Wie ſorgſam die Menſchen doch eigentlich ſind! Wäre es hier nur nicht ſo entſetzlich dunkel und einſam! Nicht einmal einen kleinen Haſen ſieht man! — Es war doch im Grunde recht nett draußen in der Holzung, wenn der Schnee auf den Feldern lag und die Haſen vorbeiſprangen, ja ſelbſt, als ſie noch über mich weghüpften! Damals mochte ich das nicht haben, aber hier iſt es doch gar zu trübſelig und einſam.«

»Pip! pip!« ſagte eine kleine Maus, die vorüberſchlüpfte, und gleich darauf kam noch eine. — Sie

beroch den Tannenbaum, liefen an demſelben hinauf und ſprangen in den Zweigen umher.

»Das iſt doch eine gräuliche Kälte!« ſagten die kleinen Mäuſe. »Sonſt iſt es hier herrlich wohnen, nicht wahr, du alter Tannenbaum?«

»Es giebt viele Bäume, die weit älter ſind,« ſagte der Tannenbaum.

»Wo kommſt du her?« fragten die Mäuſe, »und was weißt du?« denn Mäuſe ſind entſetzlich neugierig. »Erzähle uns doch Etwas von dem ſchönſten Orte in der Welt! Warſt du da? Biſt du in der Speiſekammer geweſen, wo die Käſe in langer Reihe auf Riegen liegen und die Schinken unter der Decke hängen? wo man auf Talglichten tanzt und mager einkehrt, aber fett wieder weggeht?

»Den Ort kenne ich nicht,« ſagte der Tannenbaum, »aber das Gehölze kenne ich, in dem die Sonne ſcheint und die Vöglein ſingen.« Und darauf erzählte der Tannenbaum ſein ganzes Jugendleben, und die kleinen Mäuſe hatten dergleichen noch niemals gehört, ſie horchten hoch auf und ſagten: »Was du doch Alles geſehen haſt! wie glücklich du geweſen biſt!«

»Ich?« ſagte der Tannenbaum und fing an über Das, was er erzählt hatte, nachzudenken; »ja freilich! das waren recht angenehme Tage,« und darauf erzählte er den Mäuſen auch ſeine Erlebniſſe am Weihnachtsabend.

»O, was biſt du doch glücklich geweſen, du alter Tannenbaum!« ſagten die Mäuſe.

»Ich bin gar nicht alt,« ſagte der Tannenbaum. »Ich bin ja erſt dieſen Winter aus der Holzung gekommen! ich bin in meinen beſten Jahren und nur ein wenig in Zucht genommen.«

»Wie du doch gut zu erzählen weißt!« ſagten die kleinen Mäuſe. Die folgende Nacht kamen ſie wieder und noch vier andere Mäuſe mit ihnen, welche den Tannenbaum erzählen hören wollten, und je mehr derſelbe nun erzählte, deſto deutlicher erinnerte er ſich ſeiner Erlebniſſe und meinte, es ſeien ehedem doch ganz ſchöne Zeiten geweſen. »Aber ſie werden wiederkehren,« ſagte der Baum; »Klumpſack-Plumpſack fiel die Treppe hinunter und bekam doch eine Prinzeſſin zur Frau.« Und dabei dachte der Tannenbaum an eine allerliebſte kleine Birke, die in dem Gehölze ſtand und in den Augen des Tannenbaumes eine wirkliche Prinzeſſin war.

»Wer iſt Klumpſack-Plumpſack?« fragten die Mäuſe, und darauf erzählte der Tannenbaum die ganze Geſchichte; er hatte jedes Wort davon behalten, und die kleinen Mäuſe hätten vor Freude darüber bis in den Gipfel des Baumes ſpringen mögen. Die nächſte Nacht kamen noch mehr Mäuſe, um zuzuhören, und den folgenden Sonntag ſogar zwei Ratten, allein die ſagten, es ſei nicht viel an der Geſchichte. Das verdroß die kleinen Mäuſe und ſie fanden die Erzählung des Tannenbaumes nun auch nicht mehr ſo intereſſant.

»Kennen Sie nur die eine Geſchichte?« fragten die Ratten.

»Nur dieſe eine,« ſagte der Tannenbaum. »Ich hörte ſie an meinem glücklichſten Abend; damals dachte ich aber nicht daran, wie gut ich es hatte.«

»Das iſt wirklich eine äußerſt mäßige Erzählung. Kennen Sie keine von Speck und Talglicht, keine Speiſekammergeſchichte?«

»Nein,« antwortete der Tannenbaum.

„Ja so! dann bedanken wir uns,“ sagten die Ratten und liefen in ihre Wohnungen.

Die kleinen Mäuse blieben nach und nach auch weg, und das bedauerte der Tannenbaum recht sehr. „Es war doch so unterhaltend,“ sagte er bei sich selbst, „wenn die kleinen winzigen Thierchen um mich her huckten, um mich anzuhören! Nun ist auch das vorbei! Aber ich werde auch nicht der Letzte sein, mich zu vergnügen, wenn ich nun wieder hervorgenommen werde.“

Aber wann geschah das? . . .

Eines Morgens kamen Leute auf den Boden herauf, um hier aufzuräumen. Kasten und Kisten wurden zurecht gestellt und auch der Tannenbaum ward hervorgezogen, wobei er zwar etwas unsanft hingeworfen wurde, aber einer der Hausknechte schleppte ihn doch bis an die Treppe, wo es hell war.

„Nun geht das Leben wieder an!“ dachte der Tannenbaum; er fühlte die frische Luft und den ersten Sonnenstrahl, und mit einem Male war er wieder auf den Hof gekommen. Alles ging so eilig, daß der Tannenbaum ganz vergaß, sich selbst zu besehen, da es so Vieles um ihn her zu betrachten gab. Der Hofplatz stieß an einen Garten, worin alle Blumen und Bäume in voller Blüthe standen: Rosen an den Hecken dufteten so frisch und schön, Linden blühten und die Schwalben schwirrten umher und sagten: „Wile, wile, wit, mein Mann ist gekommen!“ aber sie meinten den Tannenbaum nicht damit.

„Nun will ich wieder leben und fröhlich sein!“ triumphirte der Tannenbaum, indem er alle seine Zweige weit ausbreitete, aber ach! die waren alle welk und gelb geworden; in einer Ecke lag der Baum unter Nesseln und allerlei Unkraut, und nur der Stern von

Goldpapier hing noch an seiner Spitze und glänzte hell im Sonnenschein.

Auf dem Hofplatze spielten einige von den munteren Knaben, die am Weihnachtsabend um den Tannenbaum herumgetanzt und sich so entsetzlich über den schönen Christbaum gefreut hatten.

»Seht doch,« rief Einer von ihnen, »was da noch an dem alten häßlichen Weihnachtsbaum hängt!« und dabei trat er so heftig auf die Zweige des Tannenbaums, daß sie davon unter seinen Füßen zerbrachen.

Und der Tannenbaum sah die Herrlichkeit und das frische Grün des Gartens an, warf einen Blick auf seine eigene Gestalt und wünschte, auf dem Bodenraum geblieben zu sein; er dachte an seine blühende Jugend im Freien, an den heitern Weihnachtsabend und an die kleinen Mäuse, die so gern die Geschichte vom Klumpsack-Plumpsack angehört hatten.

»Dahin! dahin ist Alles nun!« seufzte der arme Tannenbaum. »Hätte ich mich doch meines Lebens gefreut, als ich noch froh sein konnte! Dahin! Alles ist nun dahin!«

Und der Hofknecht kam mit einer Art und schlug den Tannenbaum in lauter kleine Scheite — ein ganzer Haufen Brennholz lag er nun da! herrlich flammte es auf unter dem Braukessel; die lodernden Scheite seufzten so laut, daß jeder Klageton wie ein kleiner Schuß erschallte. Darum liefen die spielenden Knaben hinzu und setzten sich um das Feuer, guckten in die Flammen und riefen piff! paff! puff! Aber jeder Knall war ein tiefer Seufzer, und der brennende Tannenbaum gedachte dabei der Sommertage im Gehölze, des Winters im Freien, wenn die Sterne am Himmel funkelten, er gedachte des glänzenden Weihnachtsabends

und an die Geschichte vom Klumpsack-Plumpsack, die einzige, welche er jemals erzählen gehört hatte, und zuletzt war der ganze Baum zu Asche verbrannt —

Die Knaben spielten wieder auf dem Hofplatze und der kleinste von ihnen hatte den Stern von Goldpapier an die Brust gesteckt, den der Tannenbaum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Nun war das Alles vorbei und die Geschichte war aus, wie alle Geschichten einst aus und zu Ende sein werden. —

Der Waſſertropfen.

Du kennſt gewiß ein Vergrößerungsglas, ſo ein rundes Brillenglas, das Alles hundertmal größer macht, als es wirklich iſt. Hält man ein ſolches Glas vor das Auge und betrachtet durch daſſelbe einen Tropfen Waſſer aus dem Teiche, ſo entdeckt man allerlei wunderbare Thiergeſtalten in dem Waſſertropfen, die man ſonſt nicht darin ſieht; ſie ſind aber da, das iſt gewiß! Das wenige Waſſer gleicht dann einem mit lebendigen Krabben gefüllten Teller, die ſich mit einander herumnecken; ſie ſind aber ſo bösartig dabei, daß ſie einander Arme und Beine, Ecken und Kanten abſtoßen und abreißen, und doch freuen ſie ſich auf ihre Weiſe.

Nun gab es einmal einen alten Mann, den die Leute Kribbel-Krabbel nannten. Dieſer Mann mußte immer das Beſte von allen Dingen herausbaben, und wenn es damit nicht gehen wollte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu Hexerei.

Als er nun eines Tages ſo da ſaß, ſein Vergrößerungsglas vor das Auge hielt und einen Tropfen Waſſer dadurch betrachtete, der aus einer Lache im Graben ge-

nommen war, rief er plötzlich: »Wie's darin kribbelt und krabbelt!« denn alle die vielen Thiere im Waſſertropfen hüpften und ſprangen darin herum, zupften einander und rieben von einander.

»Das iſt ja aber ganz abſcheulich!« ſagte der alte Kribbel-Krabbel. »Sollte man ſie nicht dazu bringen können, daß ſie in Ruhe und Frieden mit einander leben und jeder das Seinige wahrt?« Und er dachte darüber nach und grübelte lange, und als es damit nicht gehen wollte, mußte er zuletzt zum Hexen ſeine Zuflucht nehmen. »Ich werde ihnen Farbe geben, damit ſie deutlicher zu unterſcheiden ſind,« ſagte er, und darauf träufelte er ein ganz kleines Tröpfchen Rothwein in den Waſſertropfen. Das war aber von dem allerfeinſten Hexenblut zu zwei Groſchen, und alle die wunderbaren Thiere wurden roſenroth davon und ſahen nicht anders aus als eine ganze Stadt voll nackter Wilden.

»Was machſt Du da?« fragte ein anderer alter Zauberer, der keinen Namen hatte, was eben das Feine an ihm war.

»Kannſt Du errathen, was es iſt?« fragte Kribbel-Krabbel, »ſo ſchenke ich Dir's; das iſt aber nicht leicht, wenn man's nicht weiß.«

Der Zauberer ohne Namen guckte durch das Vergrößerungsglas und es ſah nun im Waſſertropfen wirklich aus, als wenn in einer Stadt alle Menſchen nackt umherliefen. Das war ſchrecklich, aber noch entſetzlicher war es anzuſehen, wie die kleinen Thiere ſich puffen und ſtießen, wie ſie ſich zerrten und rauften, biſſen und ſchlugen. Was oben war, ſollte unterſt ſein, und was unterſt war, oben.

»Sieh! ſieh! ſein Bein iſt länger als meins!« Auf!

und weg war's. — Hier war Einer, der hatte einen kleinen Knoten hinterm Ohr, einen kleinen unſchuldigen Knoten nur, aber er ſchmerzte ihn, und darum ſollte er noch mehr ſchmerzen. Die anderen Thiere zupften ihn, ſie hackten ihn, ſie fraßen ihn zuletzt ganz und gar um des kleinen Knoten willen. — Dort ſaß Eine ſo ſtill wie eine Jungfer; aber die Jungfer ſollte heraus, ſie zogen ſie hervor, riſſen an ihr und fraßen auch ſie zuletzt.

»Das iſt überaus ſpaßhaft!« ſagte der Zauberer.

»Aber was meinſt Du denn, daß es iſt?« ſagte Kribbel-Krabbel. »Kannſt Du es errathen?«

»Das iſt nicht ſchwer,« erwiederte der Zauberer. »Das iſt Kopenhagen oder eine andere große Stadt; ſie ſind einander alle ähnlich. Eine große Stadt iſt's!«

»Grabenwaſſer iſt's,« ſagte Kribbel-Krabbel.

Holger der Däne.

In Dänemark steht ein altes Schloß, das heißt »Kronborg,« was so viel bedeutet als »die Burg der Krone.« Dies alte Schloß liegt dicht am Oeresund, da, wo die großen Schiffe alle Tage zu Hunderten vorbeisegeln, englische, russische und preußische, und die grüßen allemal das alte Schloß mit Kanonen: Bum! und das alte Schloß antwortete wieder mit Kanonen: Bum! denn so begrüßen sich die Kanonen; das heißt bei ihnen so viel als Gott zum Gruß! und schön' Dank! — Des Winters segeln keine Schiffe bei dem alten Schloß vorbei; alsdann ist alles Wasser mit Eis belegt bis an das schwedische Land, aber ordentlich wie eine große Landstraße, auf welcher die dänische und schwedische Flagge nebeneinander flattern und Dänen und Schweden einander guten Tag und schönen Dank sagen, doch nicht mit Kanonen, sondern mit freundlichem Handdruck, und der Eine holt Weißbrot und Kringeln bei dem Anderen: denn fremde Kost schmeckt am besten! Aber das Beste von Allem bleibt doch das alte Kronborg, und unter demselben sitzt im Keller, zu dem

Niemand kommen darf, der alte Holger der Däne. Er iſt in Eiſen und Stahl gekleidet und ſtützt den Kopf auf ſeinen ſtarken Arm. Sein langer Bart hängt über den Marmortiſch weg, wo er feſt gewachſen iſt. Holger ſchläft und träumt, aber Alles, was droben in Dänemark vor ſich geht, das kann er im Traume ſehen. Jeden Weihnachtsabend erſcheint ein Engel vom Himmel bei ihm, um ihn zu ſagen, daß Alles, was ihm träumte, eingetroffen iſt, und daß er fortſchlafen könne, weil Dänemark noch nicht ernſtlich in Gefahr gekommen ſei. Geht's aber einſt wirklich ſo, dann wird der alte Holger ſich erheben, daß der Tiſch davon berſtet, wenn er ſeinen Bart losreißt. Alsdann erſcheint er wieder oben auf der Erde und ſchlägt ſo gewaltig um ſich, daß es in der ganzen Welt zu hören ſein wird.

Alle dieſe Sagen von Holger dem Dänen erzählte ein alter Großvater ſeinem Enkel, und der kleine Junge wußte beſtimmt, daß Alles, was Großvater erzählte, wahr ſei. Und während der Alte ſo erzählend daſaß, ſchnitzte er an einem hölzernen Bilde, das Holger den Dänen vorſtellen und als Galion am Vorderſteven eines Schiffes angebracht werden ſollte. Denn der alte Großvater war Bildſchnitzer, das iſt ein Mann, welcher Galione für große Seeſchiffe ausſchneidet, je nach dem Namen, den das Schiff führen ſoll. Jetzt hatte er nun Holger den Dänen geſchnitzt, und der ſtand ſtolz und tapfer da mit ſeinem langen Bart und hielt in der einen Hand ſein Schwert, während er die andere Hand auf das däniſche Reichswappen ſtützte.

Der alte Großvater erzählte darauf noch ſo Manches von merkwürdigen däniſchen Männern und Frauen, daß ſein kleiner Enkel am Ende meinte, er wiſſe nun

eben so viel als Holger, der doch nur von diesen Sachen träume, und als der Kleine zu Bette gekommen war, dachte er so sehr an Das, was er gehört hatte, daß er sein Kinn an die Bettdecke drückte und einen ebenso langen Bart zu haben meinte als Holger der Däne.

Aber der alte Großvater blieb bei seiner Arbeit sitzen und flunkte noch an dem letzten Teile, welcher das dänische Reichswappen war; und als er dasselbe nun vollendet hatte und das ganze Schnitzwerk betrachtete und an alles Dasjenige dachte, was er selbst gehört und heute dem kleinen Sohnchen erzählt hatte, da nickte er beifällig mit dem Kopf, trocknete seine Brillengläser ab, setzte die Brille wieder auf, und sprach bei sich selbst. »Ja, ja! in meiner Zeit kehrt Holger der Däne wohl nicht wieder, aber der Bursche da kann ihn zu sehen bekommen und mit dabei sein, wenn's einst recht gilt.« — Und der alte Großvater nickte noch einmal mit dem Kopf, und je länger er seinen Holger den Danen betrachtete, desto deutlicher wurde es ihm, daß er ein gutes Bild geschnitzt hatte. Denn es kam ihm ordentlich vor, als wenn das Bildwerk Farbe bekam: der Harnisch glänzte wie Eisen und Stahl, die Herzen in dem dänischen Wappen wurden röther, und die Löwen hüpften mit den Kronen auf den Häuptern.

»Ist's nicht das herrlichste Wappen in der ganzen Welt?« brach der Alte aus. »Die Löwen bedeuten Kraft und Stärke, die Herzen Milde und Liebe.« Und er sah den oberen Löwen an und gedachte des Königs Knud, der das mächtige England an den dänischen Königsstuhl knüpfte; er sah den zweiten Löwen an und gedachte König Waldemar's, der das dänische Reich vereinigte und die wendischen Lande über

wand; er sah den dritten Löwen an und gedachte der Königin Margarethe, die Dänemark, Norwegen und Schweden beherrschte. Als er aber auch die rothen Herzen wieder betrachtete, da glänzten sie noch heller als zuvor, sie wurden zu beweglichen Flammen, und seine Gedanken folgten einer jeden derselben.

Die erste Flamme führte ihn in einen dunklen Kerker. Da saß sie, die Gefangene, das herrliche Weib, Christian des Vierten Tochter: Eleonore Ulfeld, und die Flamme setzte sich wie eine Rose auf ihre Brust und entfaltete sich in ihrem Herzen, dem edelsten und besten Herzen aller dänischen Frauen.

»Ja, das ist das eine der neun Herzen in dem dänischen Reichswappen,« sagte der alte Großvater.

Und seine Gedanken folgten der anderen Flamme, die ihn auf das Meer hinausführten, wo die Kanonen brüllten und die Kriegsschiffe in Rauch und Dampf gehüllt lagen. Und die Flamme heftete sich wie ein Ordensband an Hvitfeldt's Brust, als er zur Rettung der eigenen Flotte sich und sein Schiff in die Luft sprengte.

Und die dritte Flamme führte ihn in Grönlands armselige Hütten, wo Hans Egede wirkte mit Liebe im Herzen und Liebe in Werken. Die Flamme setzte sich auf seine Brust, in dem ein Herz für das dänische Wappen schlug.

Der vierten Flamme eilten die Gedanken des Großvaters voraus, denn er wußte schon, wohin sie deutete. In der Stube der alten Bauerfrau stand Friedrich der Sechste und schrieb seinen Namen mit Kreide an den Balken. Die Flamme zitterte auf seiner Brust, zitterte in seinem Herzen: in des Bauern Kammer ward sein Herz zu einem Herzen des dänischen Reichswappens. Und der alte Großvater trocknete Thränen

aus seinen Augen; denn er hatte König Friedrich den Guten mit den weißen Haaren und ehrlichen blauen Augen gekannt und für ihn gelebt, und er faltete seine Hände zum Gebete und sah still vor sich hin.

Da trat die Schwiegertochter herein und sagte, es sei schon spät, Großvater solle nun nicht mehr arbeiten, der Abendtisch stehe gedeckt. Aber indem ihre Augen auf das Bildwerk fielen, rief sie voll Verwunderung aus: »O, wie herrlich ist doch das Bild, das Du da gemacht hast, Großvater! Holger der Däne und unser ganzes Reichswappen! Es kommt mir vor, als wenn ich das Gesicht schon irgendwo gesehen habe.«

»Nein, das wirst Du schwerlich gesehen haben,« sagte der alte Großvater. Aber ich habe es gesehen und mich bemüht, es so zu schnitzen, wie ich mich dessen erinnere. Das war damals, als die Engländer auf der Rhede vor Kopenhagen lagen, am 2. April, als wir der Welt zeigten, daß wir noch immer die alten Dänen waren. Auf dem »Danemark«, wo ich in Steen Bille's Geschwader stand, hatte ich einen Nebenmann, vor dem sich die Kugeln ordentlich zu fürchten schienen. Er sang muntere Lieder, während er feuerte und kämpfte, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch gewesen. Ich weiß noch ganz deutlich, wie er aussah, sein Gesicht steht mir noch vor Augen, aber woher er gekommen war und wohin er ging, daß weiß ich nicht und wußte Niemand zu sagen. Oft habe ich bei mir selbst gedacht, ob es nicht Holger der Däne selber gewesen sein sollte, welcher gekommen war, uns in der Stunde der Gefahr beizustehen. Das waren so meine eigenen Gedanken, und darnach habe ich das Bild gemacht.«

Und es warf das Bildwerk seinen großen langen Schatten über die ganze Wand und einen Theil des

Bolens, als wäre es Holger der Dane ſelbſt geweſen. Die Schwiegertochter umarmte den alten Großvater und führte ihn in den großen Lehnſtuhl vor dem gedeckten Abendtiſche, und er und ſie und ihr Mann, der ja des alten Großvaters leiblicher Sohn und Vater des kleinen Buben war, der in ſeinem Bette ſchlief, ſaßen ſo traulich beiſammen und genoſſen ihr Abendmahl. Der Alte erzählte von den däniſchen Löwen, den däniſchen Herzen, von der Kraft und Stärke und von der Milde, und ganz deutlich erklärte er ſeinen Kindern, wie es noch eine andere Kraft gebe als die, welche im Schwerte liege, und er zeigte dabei auf einen Riegen, auf dem alte Bücher ſtanden, darunter auch Holberg's Schauſpiele, die ſo oft geleſen wurden, weil ſie ſo ſpaßhaft waren, daß man alle Perſonen aus alten Zeiten darin zu kennen glaubte.

»Der wußte auch um ſich zu ſchlagen!« ſagte der alte Großvater. »Er hat den Leuten die ſcharfen, kantigen Verkehrtheiten abgehauen, ſoviel er es vermochte.« Und als ſeine Augen auf den Spiegel fielen, an dem der Kalender mit dem aſtronomiſchen Thurm auf dem Titelblatte aufgeſteckt war, nickte er mit dem Kopf und ſagte: »Tyge Brahe, auch er war Einer, der das Schwert führte, nicht gegen Fleiſch und Blut, ſondern um einen beſſern Weg durch alle des Himmels Sterne zu hauen. — Und er, der von meinem Stande war, des alten Bildſchnitzers Sohn; er, den wir Alle ſelbſt geſehen haben, der Mann mit dem weißlockigen Haar und den ſtarken Schultern; er, deſſen Namen alle Zungen nennen, ja, er verſtand zu hauen, ich kann nur ſchnitzen. — Gewiß, Kinder, Holger der Däne kann auf vielerlei Wegen kommen, ſo daß in allen Ländern von Dänemarks Kraft gehört wird. — Wol-

len wir denn nicht Bertel Thorwaldsen's Gesundheit trinken!"

Aber der kleine Junge im Bette konnte ganz deutlich das alte Kronborg und den Oresund vor seinen Augen sehen; er sah auch den wahren Holger den Dänen, wie derselbe unter dem Schlosse mit dem Barte an den Marmortisch festgewachsen sitzt und von Allem träumt, was hier oben vor sich geht. Holger träumte auch von der kleinen Stube, in welcher der Bildschnitzer saß, und er hörte Alles, was dort gesprochen wurde, nickte beifällig dazu und sagte: "Seid nur meiner eingedenk, ihr Leute von Dänemark! behaltet mich in Erinnerung! ich komme in der Stunde der Gefahr!"

Und draußen schien der helle Tag; der Wind trug die Töne des Jägerhorns vom Nachbarlande nach Kronborg herüber; die Schiffe segelten vorbei und grüßten: bum! bum! und von dem Schlosse lautete die Antwort: bum! bum! Aber Holger der Däne erwachte nicht davon, denn das Alles war ja nur ein: Guten-Morgen! und Schön' Dank! — Ganz anders muß es erst knallen, wenn er davon erwachen soll. Erwachen wird er aber schon, denn von Mark und Bein ist dieser Holger der Däne.

Die glückliche Familie.

Das erste grüne Blatt hier zu Lande ist freilich nur ein Klettenblatt; hält man es vor den Leib, so ist es wie eine Schürze und legt man es auf den Kopf, so ist es bei Regenwetter so gut wie ein Schirm, so vortrefflich groß ist es. Niemals wächst die Klette allein; wo eine steht, da stehen mehrere, so daß es dann eine ganze Herrlichkeit davon giebt, und alle diese Herrlichkeit ist für die Schnecken da, für die großen weißen Schnecken, aus denen vornehme Leute sich in alten Zeiten Fricassée machen ließen und dazu sagten: »O, wie die doch schmecken!« denn sie meinten, Schneckenfricassée sei doch ein köstliches Gericht, und weil die Thiere von Klettenblättern lebten, so säete man ordentlich Klettensamen aus.

Nun gab es damals auch einen alten Edelhof, auf dem die Schnecken nicht mehr gegessen wurden; sie waren hier ganz ausgestorben, die Klettenbüsche aber nicht, die wuchsen über alle Gänge und Beete hinaus; man konnte nicht mehr Herr über sie werden, denn sie wurden zu einem ganzen Klettenwalde. Hier und da stand noch

ein Apfel- oder ein Pflaumenbaum, sonst hätte man von dem Garten gar nichts mehr erkennen können, weil alles Andere darin nur Klettenbüsche waren, und unter diesen lebte das letzte uralte Schneckenpaar.

Die Beiden wußten nicht, wie alt sie waren, wohl aber, daß ihrer vordem viel mehre gewesen, daß sie von einer ausländischen Familie abstammten und wie um ihretwillen der ganze Klettenwald angelegt worden war. Sie waren nie aus dem Garten gekommen, wußten aber doch, daß es noch ein gewisses Etwas in der Außenwelt gebe, das man den Edelhof nannte, daß man auf demselben gekocht und schwarz würde und dann auf einen silbernen Teller zu liegen kommen, was weiter aber, das wußten sie nicht. Wie es übrigens wäre, gekocht zu werden und auf einen silbernen Teller zu kommen, davon konnten sie sich keine rechte Vorstellung machen, aber herrlich sollte es sein und sehr vornehm! Weder der Maikäfer, noch der Frosch und der Regenwurm, die sie darum befragten, konnten ihnen eine nähere Aufklärung geben, weil noch Keiner von ihnen jemals gekocht gewesen war, oder auf einem silbernen Teller gelegen hatte.

Die alten weißen Schnecken waren die Vornehmsten in der ganzen Welt, das wußten sie, und auch, daß der Klettenwald um ihretwegen da war, und der Edelhof, damit sie gesotten und auf eine silberne Platte gelegt werden konnten.

Sie lebten nun sehr einsam, aber glücklich, und da sie selbst ohne Kinder waren, so hatten sie eine kleine gewöhnliche Baumschnecke zu sich genommen, die sie wie ein eigenes Kind erzogen. Aber der Kleine wollte nicht wachsen, denn er war nur von ordinärer Geburt, die alte Schneckenmutter meinte aber doch, sie könne dent-

lich ſehen, wie das Pflegeſöhnlein zunehme, und wenn Papa das nicht ſehen könne, ſo möchte er nur das kleine Schneckenhaus anfühlen. Das that der Schneckenvater denn auch und fand, daß Mama wirklich Recht hatte.

Eines Tages regnete es ſehr ſtark.

»Horch! wie's auf den Klettenblättern trommelt!« ſagte der Schneckenpapa.

»Es fallen Tropfen,« ſagte die Schneckenmama, »du ſollſt nur ſehen, es wird hier naß werden! Ich bin nur froh, daß wir ein gutes Obdach haben und der Kleine ebenfalls. Es iſt allerdings mehr für uns als für andere Geſchöpfe geſchehen, und man ſieht auch daraus, daß wir die Herrſchaften der Welt ſind. Bei der Geburt erhalten wir gleich ein Haus, und der Klettenwald iſt nur unſertwegen da. Ich möchte doch wohl wiſſen, wie weit derſelbe geht und was es außerhalb deſſelben giebt!«

»Draußen giebt es gar nichts Weiteres,« ſagte der Schneckenpapa. »Beſſer, als hier bei uns, kann es nirgends ſein, und ich wünſche mir nichts Anderes.«

Die Schneckenmama meinte aber, ſie möchte doch wohl den Edelhof kennen lernen, denn gekocht zu werden und auf einen ſilbernen Teller zu kommen, wie es alle ihre Vorfahren erlebt hätten, das müßte doch etwas ganz Apartes ſein.

»Der Edelhof iſt wahrſcheinlich eingeſtürzt und der Klettenwald darüber hingewachſen, ſo daß die Menſchen, die noch darin ſind, nicht mehr heraus kommen können,« erwiederte ihr der Schneckenpapa. »Es hat mit dem Hinauskommen auch noch gar keine Eile; du biſt aber immer ſo vorwitzig, und das fängt der Kleine nun auch ſchon an dir nachzumachen. Iſt er mir nicht ganze drei Tage lang den langen Stengel immer hin-

angekrochen, so daß mir der Kopf davon schwindelte, wenn ich ihm nachschaute!«

»Darüber mußt du nicht ungehalten sein,« sagte die Schneckenmutter. »Der Kleine kriecht so behutsam und vorsichtig, daß wir sicher Freude an ihm erleben werden, und was können wir Alten uns wohl Besseres wünschen?! Aber hast du denn schon daran gedacht, wo wir eine Frau für ihn hernehmen sollen? Meinst du nicht, es könnte doch vielleicht noch andere Schnecken von unserer Herkunft im Klettenwalde geben?«

»Schwarze Schnecken wird's hier in Menge geben,« sagte der Schneckenpapa, »schwarze Schnecken ohne Haus, aber wie simpel sind die nicht, und dabei doch so eingenommen von sich selbst! Wir werden wohl am besten thun, den Ameisen dies Geschäft zu übertragen. Die laufen ja doch immer hin und her, als wenn sie viel zu thun hätten; sie werden schon eine Frau für unsern Pflegesohn wissen.«

»Wir wüßten wohl die allerschönste für ihn,« sagten die Ameisen, »aber es geht wohl nicht, denn die ist eine Königin.«

»Thut nichts!« sagten die Alten. »Hat sie ein Haus?«

»Sie hat ein Schloß,« antwortete die eine Ameise, »das schönste Ameisenschloß mit 700 Gängen.«

»Schönsten Dank!« sagte die Schneckenmama. Unser Sohn soll wahrlich nicht in einen Ameisenhügel gesteckt werden. Wißt ihr nichts Besseres, so wollen wir das Geschäft den weißen Mücken übertragen; die fliegen weit umher in Regen und Sonnenschein; sie kennen den Klettenwald von innen und von außen.«

»Ja, wir wissen eine Frau für ihn,« sagten die Mücken. »Hundert Schritte von hier sitzt auf einem

Stachelbeerenbusch eine kleine allerliebste Schnecke mit ihrer Schale; sie ist ganz einsam und zum Heirathen alt genug. Es sind bloß hundert Menschenschritte bis dahin.«

»Laßt sie zu ihm kommen,« sagte der Schneckenpapa; »er besitzt einen ganzen Klettenwald, sie nur einen Busch.«

Und darauf holten die Ameisen das kleine Schneckenfräulein herbei. Es währte ganze acht Tage, ehe sie mit ihr ankamen, aber das war gerade das Beste dabei, denn daraus konnte man merken, daß die Braut von guter Familie war.

Nun wurde gleich Hochzeit gehalten. Sechs Johanneswürmchen leuchteten, so gut sie konnten, dazu, sonst aber ging's nur still dabei her, denn das alte Schneckenpaar konnte das Zechen und Lärmen nicht vertragen. Aber eine schöne Traurede wurde von der alten Schneckenmutter gesprochen — der alte Schneckenvater konnte nicht, weil er zu gerührt war. Nach der Trauung ward der ganze Schneckenwald dem neuvermählten Ehepaar als Mitgift übergeben, und Schneckenmama wiederholte, was sie immer gesagt hatte: dieser Besitz sei der beste in der ganzen Welt, und wenn die jungen Leute redlich und treu mit einander lebten und sich hübsch vermehrten, so würden sie und ihre Kinder gewiß einst auf den Edelhof kommen, gekocht und auf einen silbernen Teller gebracht werden.

Als die Rede der Schneckenmama zu Ende war, zogen die beiden Alten sich in ihre Häuser zurück und kamen niemals wieder zum Vorschein; sie schliefen den langen Schlaf. — Das junge Schneckenpaar übernahm daher die Regierung des Klettenwaldes und erlangte viele Nachkommen, die aber niemals gekocht wurden und auf einen silbernen Teller zu

liegen kamen. Sie zogen daraus den Schluß, daß der Edelhof eingestürzt und alle Menschen in der Welt ausgestorben sein müßten, und da Niemand von den Bewohnern des Klettenwaldes ihnen hierin widersprach, so mußte es wohl wahr sein. Und der Regen träufelte dazu auf die Klettenblätter, um Trommelmusik aufzuführen, die Sonne schien darein, den Klettenwald mit bunten Farben zu malen, und das Ehepaar mit seiner ganzen Familie fühlte sich so überaus glücklich, weil sie Alle wirklich glücklich waren.

Der Elfenhügel.

In den Spalten eines alten Baumes liefen mehre Eidechsen eifrig auf und nieder; sie konnten sich gut verstehen, denn sie unterhielten sich miteinander in der Krötensprache.

»Wie's diese Nacht in dem Elfenhügel gerummelt und gesaust hat!« sagte die eine Eidechse. »Ich habe wegen des Spektakels nun schon zwei Nächte kein Auge geschlossen; ich könnte ebensogut Zahnschmerzen gehabt haben, denn damit schläft man auch nicht.«

»Es ist Etwas los drinnen,« sagte die andere Eidechse. »Den Elfenhügel lassen sie bis zum Hahnkrähen auf vier rothen Pfählen stehen! er wird gehörig ausgelüftet, und die Elfenmädchen haben neue Tänze eingeübt, in denen mit den Füßen gestampft wird. Es muß und muß Etwas los sein drinnen.«

»Ich glaub's auch,« sagte die dritte Eidechse, »ich habe mit einem Regenwurm von meiner Bekanntschaft gesprochen, der eben aus dem Hügel kam und Nacht und Tag darin herumgewühlt hatte. Der wollte Allerlei gehört haben, denn sehen kann das elendige Thier ja

nicht, aber fühlen und hören kann's desto besser. Elfenhügels erwarten Fremde, vornehme Fremde, wen aber, das wollte der Regenwurm nicht sagen, oder er wußte es nicht. Alle Irrwische sind bestellt worden zu einem Fackelzuge, wie man sagt, und alle Gold und Silbersachen, deren es genug im Elfenhügel giebt, sind polirt und in den Mondschein gestellt worden."

„Was in der Welt mögen das für Gäste sein?" riefen alle Eidechsen auf einmal. „Was mag los sein? Hört, wie's brummt und schnurrt!"

Plötzlich öffnete sich der Elfenhügel und ein altes, flottes, aber ganz anständig gekleidetes Elfenmädchen trat heraus. Sie war die Haushälterin des alten Elfenkönigs, eine entfernte Verwante von ihm, und trug ein Bernsteinherz vor der Stirn. Tripp! trapp! ging's eiligen Fußes und hinunter ins Moor zum schwarzen Kolkraben.

„Sie werden für diese Nacht nach Elfenhügels beordert," sagte sie zum schwarzen Raben. „Wollen sie uns aber nicht die Gefälligkeit erzeigen, die übrigen Einladungen zu übernehmen, denn einigen Nutzen müssen sie führwahr doch bringen, da sie selbst keine Haushaltung führen. Wir erwarten vornehme Gäste bei uns, Zauberer, die Etwas zu sagen haben, und deshalb will der alte Elfenkönig sich von nobler Seite zeigen."

„Wer soll denn eingeladen werden?" fragte der Kolkrabe.

„Zum großen Ball kann alle Welt kommen, sogar Menschen, wenn sie nur im Schlaf sprechen, oder auch ein wenig nach unserer Art zu benehmen wissen. Zur großen Gilde aber soll strenge Auswahl stattfinden, nur die Allervornehmsten wollen wir dazu haben. Ich bin mit dem Elfenkönig in Streit darüber gewesen,

denn ich war der Meinung, daß wir schicklicherweise nicht einmal Gespenster dazu einladen können. Der Meermann und seine Töchter müssen zuerst gebeten werden, sie lieben es zwar nicht, aufs Trockne zu kommen, allein wir wollen schon Sorge tragen, daß jede auf einen nassen Stein zu sitzen kommt, dann denke ich, werden sie doch diesmal nicht absagen lassen. Alle alten Zauberer erster Klasse mit Schwänzen, den Flußgott und die Kobolde müssen wir haben, und ich meine auch, wir dürfen das Grabgespenst, das Höllenpferd und das Nachtmännchen nicht ungeladen lassen. Sie gehören freilich zur Geistlichkeit, welche nicht unsere Leute sind, aber es geschieht ihrer amtlichen Stellung wegen, sie sind uns nahe verwandt und machen oft Visiten.«

»Brah!« schrie der Kolkrabe und flog davon, um die Einladungen zu besorgen. — —

Schon tanzten die Elfenmädchen auf dem Elfenhügel; sie figurirten mit Longshawls von Nebelthau und Mondschein, was für Leute, die es leiden mögen, außerordentlich hübsch aussieht. Mitten im Elfenhügel war der große Saal gehörig aufgeputzt: der Fußboden war mit Mondlicht gewaschen und die Wände hatten sie mit Hexenfett abgerieben, daß sie glänzten wie Tulpenblätter, die man vor ein Licht hält. In der Garküche war vollauf von Fröschen am Bratspieß, von Schneckenhäuten mit kleinen Kinderfingern und Salaten von Pilzensamen und nassen Mäuseschnauzen mit Schierling, Bier dazu aus der Brauerei der Moorfrau und perlender Salpeterwein aus dem Grabgewölbe — Alles ganz solide Waare. Rostige Nägel und Kirchenfensterglas gehörten zu dem Confect.

Der alte Elfenkönig hatte seine goldene Krone mit Pulver von gestoßenen Endchen Durgriffel poliren lassen,

was für einen Elfenkönig schwer zu bekommen gewesen war. In der Schlafkammer war man noch beim Bienenaufhängen, die mit Schneckenschaum angeheitet wurden. Ja fürwahr! da gab's ein Summen und Brummen wie in einem Bienenschwarm.

»Wenn ich nun noch mit Krollhaar und Schweinsborsten räuchere, so glaube ich mit Recht sagen zu können, daß ich das Meinige zur Verherrlichung des Festes gethan habe,« sagte die alte Elfenjungfer.

»Herzens-Väterchen,« sagte die kleinste von den Elfenprinzessinnen, »sagst Du mir denn auch, wer die vornehmen Gäste sind, die wir erwarten?«

»Nun, so muß ich ja wol damit heraus,« antwortete der Elfenkönig. »Zwei von meinen Töchtern müssen sich zum Heirathen bereit halten, denn zwei davon werden ganz sicher jetzt vermählt werden. Der Zauberarzt aus Norwegen, der drüben auf dem alten Torfmoor wohnt und viele Felsensplitter von Granit und eine Goldgrube besitzt, die besser ist als man glaubt, kommt mit seinen beiden Jungen zu uns, die sich Frauen aussuchen wollen. Der Zaubergreis selbst ist so ein recht alter ehrlicher Normann, lustig und ohne viele Complimente. Ich kenne ihn von alten Tagen her, als wir Brüderschaft tranken und auch er sich eine Frau hier holte. Jetzt ist sie todt; sie war eine Tochter des Nixkönigs von Möen. Er nahm seine Frau auf Kreide, wie man zu sagen pflegt. O, wie verlangt mich, den alten Zaubergreis wiederzusehen! Die Jungen sollen ungeschlachtete, ziemlich hochnasige Laffen sein, sagt man, aber man kann ihnen ja auch Unrecht thun, und sie werden schon manierlich werden, wenn sie nur erst gut verwahrt sind. Laßt mich nur sehen, daß ihr sie gehörig einschult.«

»Wann kommen denn die Fremden?« fragte eine der Töchter.

»Das hängt vom Winde und Wetter ab,« sagte der Elfenkönig. »Sie reisen auf ökonomischem Fuß, sie kommen mit Schiffsgelegenheit. Ich wollte, daß sie über Schweden gehen sollten, allein der Alte neigt noch nicht nach der Seite; er folgt nicht dem Zeitstrome, und das mag ich gar nicht an ihm leiden!«

Im nämlichen Augenblick kamen zwei Irrwische angehüpft, der eine noch schneller als der andre, und darum kam der eine zuerst.

»Sie kommen! sie kommen!« riefen Beide.

»Reiche mir meine Krone, und dann laß mich hier im Mondschein stehen,« sagte der Elfenkönig.

Die Töchter lüfteten ihre Longshawls und verneigten sich bis zur Erde.

Da stand auf einmal vor ihnen der Zaubergreis von Dovrefjeld mit der Krone von gehäuteten Eiszapfen und polirten Tannenäpfeln auf dem Haupte und im Uebrigen angethan mit einem Bärenpelz und Schneestiefeln, die Söhne aber gingen mit bloßem Hals und ohne Hosenträger, denn sie rechneten sich zu den Kraftmenschen.

»Soll das ein Berg sein?« fragte der jüngste von den beiden Burschen, indem er auf den Elfenhügel zeigte. »Das nennen wir in Norwegen ein Loch.«

»Jungens,« sagte der alte Zaubergreis, »ein Loch geht einwärts, ein Berg aufwärts. Habt Ihr denn keine Augen mehr im Kopfe.«

Das Einzige, worüber sie sich hier unten wunderten, sagten sie, sei, daß sie die Sprache ohne Weiteres verstehen könnten.

»Stellt Euch nur nicht so an,« antwortete ihnen

der Alte, »man möchte sonst glauben, ihr wäret noch nicht recht trocken hinter den Ohren.«

Und damit traten sie in den Elfenhügel ein, wo allerdings eine feine Gesellschaft versammelt war, und das so schnell, als hätte sie der Wind zusammengeblasen. Hübsch und zierlich war für Jeden der Gesellschaft gesorgt. Die Meeresgäste saßen zu Tische in großen Badekarren: es sei hier wie zu Hause, sagten sie. Alle hielten guten Anstand, und nur die beiden jungen vornehmthuenden Zauberer legten die Beine auf den Tisch, weil sie nun einmal glaubten, Alles stehe ihnen wohl an.

»Füße vom Faß!« sagte der alte Zaubergreis, und darnach thaten die Jungen denn auch, nachdem sie sich anstandshalber ein wenig darauf bedacht hatten. Ihre Tischdamen kitzelten sie mit Tannenäpfeln, wovon sie die Taschen vollgesteckt hatten, und darauf zogen sie die Stiefel aus, um sich's bequem zu machen, und gaben sie den Damen zu halten. Aber der Vater, der alte Zauberer vom Dovrefjeld, das war allerdings ein ganz anderer Herr. Er wußte so allerliebst zu erzählen von den norwegischen Felsengrotten und den Wasserfällen, die sich mit donnerähnlichem Getöse in die tiefen Bergströme hinabstürzen, wenn der Flußgott in seine goldene Harfe dazu greift, und von den hellen Winternächten, wenn die Schneeglöcklein klangen und die Jungen mit brennenden Fackeln auf Schneeschuhen über die blanken Schneefelder und Eisflächen liefen, die so durchsichtig wären, daß man die aufgeschreckten Fische unter den Füßen schwimmen sahe. Wahrlich! er verstand so zu erzählen, daß man zu sehen und hören glaubte, wovon er sprach. Es war nicht anders, als wenn die Sägemühlen gingen, die Knechte und Mägde sängen und den norwegischen Halling dazu tanzten. Hussa! auf einmal gab der alte

Zaubergreis der alten Eisenjungfer einen Mutterbruderschmatz. Das war ein Kuß, wie er sein muß! und sie waren doch eigentlich gar nicht mit einander verwandt.

Darauf mußten die Eisenmädchen ländliche und städtische Tänze aufführen, was ihnen gar nicht übel stand, und zuletzt kam der Haupttanz oder die Kunsttour, was sie »aus dem Tanze treten« nannten. Daß dich! wie sie die Beine strecken konnten! Man wußte nicht, was oben und was unten war, nicht, was Arme, was Beine waren, denn das ging Alles durcheinander wie Sägespäne, und zuletzt drehten sie sich wie ein Kreisel so weiß im Kreise rund, daß dem Höllenpferd übel davon wurde und es deshalb vom Tische aufstehen mußte.

»Prr!« sagte der Zaubergreis, »das nenne ich die Beine brauchen! Aber was verstehen die Mädchen denn sonst noch als Tanzen, Beine-Strecken und Wirbelwind machen?«

»Das sollst Du erfahren,« sagte der alte Eisenkönig und rief darauf seine jüngste Tochter herbei. Die war so fein gebaut und so durchsichtig wie Mondschein, sie war die feinste von allen Schwestern. Sie nahm nun einen weißen Stab in den Mund, und darnach ward sie ganz unsichtbar: das war ihr Kunststück!

Aber der Zaubergreis sagte, er würde solch Kunststück von seiner Frau nicht leiden mögen, und er glaubte auch, daß seine Söhne nichts dafür geben würden.

Die zweite Tochter konnte neben sich selbst einhergehen, als wäre sie ihr eigener Schatten, und man weiß doch, daß Zauberwerk gar keinen Schatten hat.

Die dritte Tochter war von ganz anderer Art. Sie hatte bei der Bauerfrau im Moorhofe gelernt, und sie war es, die sich darauf verstand, Erlenknollen mit Johanneswürmern zu spicken.

»Sie wird eine gute Hausfrau werden,« sagte der Zaubergreis und blinzelte dazu mit den Augen, weil er sich nicht im Trinken übernehmen mochte.

Nun trat die vierte Tochter hervor. Sie hatte eine große goldene Harfe, und als sie den ersten Accord darauf anschlug, hoben alle Gäste das linke Bein in die Höhe; denn alles Zauberwerk ist links, und als sie zum zweiten Mal in die Saiten griff, mußten Alle thun, was sie haben wollte.

»Das ist ein gefährliches Mädchen,« sagte der Zaubergreis, seine beiden Söhne aber verließen den Elfenhügel, denn sie waren's nun satt und müde drinnen.

»Und was versteht die folgende Tochter?« fragte der alte Zauberer von Dovrefjeld.

»Ich habe gelernt,« antwortete sie, »die Norweger lieben, und nie werde ich mich verheirathen, wenn ich nicht nach Norwegen kommen kann.«

Die kleinste von den Elfenschwestern aber raunte dem Zaubergreis ins Ohr: »Das sagt sie nur so, weil sie irgendwo gelesen hat, daß, wenn auch die ganze Welt vergeht, doch die norwegischen Felsen gleich Bausteinen stehen bleiben, und deshalb will sie nach Norwegen, denn ihr bangt so sehr vor dem Untergehen.«

»Ho! ho! rief der Zaubergreis, lauft's da hinaus! Und was weiß denn die siebente Tochter?«

»Die sechste kommt vor der siebenten,« sagte der Elfenkönig, denn er war perfekt im Rechnen. Die sechste Tochter aber drückte sich; sie wollte nicht gern zum Vorschein kommen.

»Ich kann den Leuten wahrsagen,« antwortete sie endlich, aber um mich kümmert sich Niemand, ich habe Zeit genug, an meinem Leichentuche zu nähen.« —

Darauf trat die siebente und letzte Elfentochter her-

vor, und was mochte ſie denn wol können? Sie wußte Mährchen zu erzählen, und zwar ſo viele, als man nur hören wollte.

»Hier ſind alle meine fünf Finger,« ſagte der Zaubergreis; »erzähle mir eine Geſchichte von jedem derſelben.«

Das Elfenmädchen ergriff ſeine Hand, und der Zaubergreis lachte ſo ſehr darüber, daß es ihm im Leibe davon kollerte. Und als das Elfenmädchen an den Ringfinger gekommen war, der einen goldenen Reif um den Leib trug, als wenn er eine Vorahnung davon gehabt, daß er verlobt werden ſollte, ſagte der Zaubergreis: »Halte feſt, was Du haſt! die Hand ſoll Dein ſein, denn Dich will ich ſelbſt zur Frau haben.«

Aber das Elfenmädchen erwiederte ihm, ſie habe noch erſt eine Geſchichte vom Ringfinger und von dem kleinen Peter Spielmann zu erzählen.

»Das wollen wir zum Winter aufſparen,« ſagte der Zaubergreis; »dann werden wir von den Fichten und Birken, von den Waldfrauen und dem klingenden Froſte hören. Du wirſt ſchon ans Erzählen kommen, denn das verſteht noch Keiner ſo recht da droben. Dann wollen wir beim Scheine der leuchtenden Kieferſpäne in der Steingrotte beiſammen ſitzen und Meth trinken aus den goldenen Hörnern der alten nordiſchen Könige. Nikur hat mir einige davon geſchenkt, und wenn wir dann ſo traut bei einander ſitzen, ſo wird der Berghirte kommen, um ſeinen Beſuch zu machen und uns alle Lieder der Säkermädchen vorſingen. Das ſoll eine Feſtzeit werden! Der Lachs wird im Sprudel hüpfen und an die Steinkammer ſchlagen, aber hinein ſoll er nicht kommen. Kurz im alten Norwegen iſt gut leben, das magſt Du nur glauben. — Aber wo ſind denn die Jungen geblieben?«

Ja, wo waren die losen Burschen wohl? — Sie liefen auf dem Felde umher und bliesen die Irrwische aus, welche so schicklich daherkamen, um einen Fackelzug zu Ehren der fremden Gäste aufzuführen.

»Paßt sich das für euch, so umherzustreichen!« sagte der Zaubergreis zu den beiden Burschen. »Ich habe nun eine Mutter für euch ausgewählt und ihr könnt unter den Tanten wählen.«

Aber die Söhne sagten, sie wollten lieber eine Rede halten und Brüderschaft trinken, heirathen möchten sie nicht. Und nun fingen sie wirklich an zu reden, tranken Brüderschaft mit der ganzen Gesellschaft und hielten Nagelprobe, zum Beweise, daß sie ihr Glas rein ausgetrunken hatten. Darauf zogen sie den Rock aus und legten sich auf den Tisch, um zu schlafen; denn geniren wollten sie sich nicht. Der Zaubergreis aber tanzte in der Stube umher mit seiner jungen Braut und wechselte Stiefel mit ihr, was für feiner gehalten wird als Ringe wechseln.

»Da kräht der Hahn!« rief die alte Elfenjungfer, welche Haushälterin war. »Wir müssen die Laden zumachen, damit uns die Sonne nicht lebendig verbrennt.«

Und auf einmal schloß sie den Elfenhügel zu.

Draußen aber liefen die Eidechsen wieder auf und nieder an dem gespalteten Baume und die eine sagte zu der andern:

»O, wie mag ich doch den alten norwegischen Zauberer gern leiden!«

»Ich halte mehr auf die Jungen,« antwortete der Regenwurm, aber er hatte ja keine Augen, der arme Schelm!

Die rothen Schuhe.

Es war einmal ein kleines Mädchen, das war recht nett und fein, aber des Sommers mußte die Kleine immer barfuß gehen, weil ſie arm war, und des Winters mit Holzſchuhen, wovon ihr die Fußbiege ſo roth wurde, daß es zum Erbarmen anzuſehen war.

Mitten im Dorfe wohnte die alte Mutter Schuhmacher; ſie ſaß und flickte, ſo gut es gehen wollte, aus rothen Tuchlappen ein Paar Schuhe zuſammen, die wirklich nur ganz plump ausſahen, aber ſie meinte doch, die wären ganz hübſch, und die ſollte das kleine Mädchen haben, das Suſanne hieß.

Gerade an dem Tage, da ihre Mutter begraben wurde, bekam Suſanne die rothen Schuhe und hatte ſie zum erſten Male an. Das war nun freilich kein Traueranzug, aber ſie hatte einmal keine anderen, und da folgte ſie denn mit nackten Beinen und rothen Schuhen dem armſeligen Sarge von Strohflechten. —

Nun mußte es ſich treffen, daß zur nämlichen

Stunde ein großer alter Wagen vorbeikam, in dem eine große alte Dame saß. Die sah das kleine arme Mädchen und es dauerte sie; daher sagte sie zu dem Pastor: »Geben Sie mir das kleine Mädchen; ich will für sie sorgen.« —

Und Susanne meinte, das kame Alles von den rothen Schuhen, aber die alte Dame sagte, die wären ganz abscheulich, und warf sie ins Feuer. Susanne wurde dagegen rein und hübsch gekleidet; sie mußte lesen und nähen lernen, und die Leute sagten, sie wäre ein kleines hübsches Mädchen, der Spiegel aber sagte, sie sei schön.

Eines Tages reiste die Königin durch das Land und hatte ihre jüngste Tochter bei sich, das war eine Prinzessin, und alles Volk strömte herbei nach dem Schloß, wo denn auch Susanne war, und die junge Prinzessin stand in seinem weißem Kleide an einem offenen Fenster und ließ sich beschauen, sie trug weder Schleppe noch goldene Krone, aber sie hatte schöne rothe Saffianschuhe an, die freilich viel niedlicher waren als die, welche Mutter Schuhmacher für Susanne zusammengeflickt hatte, und was in der Welt ist wohl mit rothen Schuhen zu vergleichen! —

Nun war Susanne so groß geworden, daß sie confirmirt werden sollte; ein neuer Anzug ward für sie genäht und auch neue Schuhe sollte sie haben. Der reiche Schuhmachermeister in der Stadt nahm die Maße von ihrem kleinen Fuß in seiner eigenen Stube, wo viele Schränke mit zierlichen Schuhen und blanken Stiefeln standen; aber die alte Dame sah nicht gut, und deshalb hatte sie keinen rechten Genuß davon.

Mitten unter all den neuen Schuhen standen auch ein Paar rothe, die ganz so waren, wie sie die Prin-

geſſin getragen hatte, und wie ſchön waren die nicht gewesen! Der Meiſter ſagte auch, ſie wären für ein prächtiges Fräulein gemacht, aber verpaßt worden.

»Die ſind wohl von Glanzleder!« ſagte die alte Dame, »denn ſie ſcheinen ſo.«

»Ja, die ſcheinen!« ſagte Suſanne. Und die Schuhe wurden probirt und gekauft, aber die alte Dame wußte nichts davon, daß ſie roth waren, ſonſt hatte ſie nimmermehr zugegeben, daß Suſanne in rothen Schuhen zur Confirmation ginge.

Alle Leute ſahen Suſanne nach den Füßen, und als ſie über die Kirchendiele nach dem Chor hinaufging, kam es ihr vor, als wenn ſogar die alten Begräbnißbilder, die Portraits von verſtorbenen Predigern und Predigerfrauen mit ſteifen Halskragen und langen ſchwarzen Kleidern, die Augen auf ihre rothen Schuhe hefteten, und nur an dieſe dachte ſie, als der Paſtor nun die Hand auf ihre Stirn legte und von der heiligen Taufe ihrem Bunde mit Gott ſprach und daß ſie nun ein großgewordenes chriſtliches Mädchen ſein ſollte. Und die Orgel klang ſo feierlich, die hübſchen Kinderſtimmen fielen ein und der alte Cantor ſang. Aber Suſanne hatte keine andere Gedanken als an ihre rothen Schuhe. —

Nachmittags erfuhr die alte Dame von den Nachbaren, daß die Schuhe roth geweſen, und ſie ſagte, das ſei häßlich, das ſei unpaſſend, Suſanne ſolle von nun an immer ſchwarze Schuhe tragen, auch wenn ſie ſchon alt wäre.

Nächſten Sonntag war Abendmahl, und Suſanne betrachtete die ſchwarzen Schuhe, betrachtete die rothen Schuhe, betrachtete die rothen Schuhe noch einmal und zog die — rothen Schuhe an.

Es war helles Sonnenscheinwetter. Susanne und die alte Dame gingen den Fußsteig durch das Kornfeld; da staubte es ein wenig.

An der Kirchenthür stand ein alter Soldat, der sich auf seine Krücke stützte, er hatte einen langen sonderbaren Bart, der mehr roth als weiß war, denn der Soldat war wirklich ein Rothbart. Er verbeugte sich bis zur Erde und fragte die alte Dame, ob er den Staub von ihren Schuhen wischen dürfte. Und Susanne hielt auch ihren kleinen Fuß zum Abstauben hin. »Was für herrliche Tanzschuhe das sind!« sagte der Soldat. »Sitzt fest, wenn ihr tanzt!« rief er, und dabei schlug er mit der Hand auf Susanne's Schuhsohlen.

Und die alte Dame reichte dem Soldaten einen kleinen Groschen und ging mit Susanne in die Kirche.

Alle Leute drinnen sahen nach Susanne's Schuhen und die Kirchenbänke sahen ebenfalls darnach. Und Susanne kniete vor dem Altare und setzte den goldenen Abendmahlskelch an die Lippen, aber sie dachte nur an die rothen Schuhe, es schien ihr, als wenn sie im Kelche herumschwämmen. Sie vergaß darüber den Gesang mit zu singen und das Vaterunser zu beten.

Nun kamen die Leute aus der Kirche und die alte Dame stieg in ihren Wagen, Susanne hob den Fuß, um auch einzusteigen. Da sagte der alte Soldat, welcher nahe dabei stand: »Seht doch die herrlichen Tanzschuhe!« und Susanne konnte es gar nicht sein lassen, sie mußte einige Tanzpas machen, und als sie damit angefangen hatte, tanzten die Beine von selbst weiter, es war, als wenn die Schuhe Gewalt über sie übten. Sie tanzte um die Kirchenecke herum, denn sie konnte nicht zum Aufhören kommen, der Kutscher mußte ihr nachlaufen und sie beim Arm fassen; er hob sie in den Wagen, aber

die Füße tanzten immer fort, so daß sie sogar die alte Dame im Wagen empfindlich stießen. — Endlich zog man die Schuhe aus und die Füße kamen wieder zur Ruhe.

Die rothen Schuhe wurden nun in einen Schrank gesetzt, aber Susanne konnte nicht umhin sie zu besehen.

Bald darauf wurde die alte Dame krank, man sagte, sie werde sterben. Sorgliche Pflege hatte sie nöthig und Niemand war näher dazu, die alte Dame zu hegen und zu pflegen, als Susanne. Aber in der Stadt wurde eben ein Ball gegeben und Susanne war dazu eingeladen. Sie blickte die alte Dame an, die ja doch nicht leben konnte, und sie sah die rothen Schuhe an, und es schien ihr gar keine Sünde darin zu liegen. Sie zog die rothen Schuhe an, und das konnte sie auch wohl thun, aber sie ging auch zu Ball darin und fing an zu tanzen. —

Allein wenn sie rechts wollte, so tanzten die Schuhe links, und als sie hinauf wollte, tanzten die Schuhe hinunter, die Treppen hinab, die Straße entlang, aus dem Thor hinaus und gerade in den dunkeln Wald hinein. —

Da schien Etwas durch die Bäume, und Susanne meinte, es sei der Mond, denn es hatte ein Angesicht, aber es war der alte Soldat mit dem rothen Bart, der saß da auf einem Baume und sagte: »O, was für herrliche Tanzschuhe!«

Da erschrak Susanne und wollte die Schuhe abwerfen, allein sie hingen fest: sie riß die Strümpfe herunter, aber die Schuhe waren ihr an die Füße festgewachsen, und tanzen sollte und mußte sie über Berg und Thal, in Regen und Sonnenschein, bei Tag und bei Nacht, aber des Nachts war es am schrecklichsten.

Sie tanzte in den offenen Kirchhof hinein, aber die Todten dort tanzten nicht, sie hatten etwas viel Besseres zu thun als zu tanzen. — Sie wollte sich auf das Grab eines Armen setzen, wo das bittre Sorgenkraut wächst, aber für sie gab es weder Ruhe noch Rast, und als sie an die offene Kirchthür kam, sah sie einen Engel in langem weißem Gewande und mit Fittigen, die ihm von der Schulter bis an die Erde reichten, sein Antlitz war streng und ernst, und in der Hand hielt er ein breites funkelndes Schwert.

»Tanzen sollst Du!« sagte er, »tanzen auf Deinen rothen Schuhen, bis Du blaß und gelb wirst und Deine Haut zusammenschrumpft wie an einem Skelett. Tanzen sollst Du von Thür zu Thür, und wo eitle Kinder wohnen, da sollst du anklopfen, bis sie Dich hören und sich vor Dir fürchten. Tanzen sollst Du immerdar! tanzen! tanzen!«

»Gnade!« rief Susanne, aber sie konnte nicht hören, was der Engel antwortete, denn die Füße trugen sie von dem Kirchhofe auf das Feld hinaus, über Weg und Steg, und immer und ewig mußte sie tanzen.

Eines Morgens tanzte sie an einer Thür vorbei, die sie gut kannte. Aus dem Hause ertönten Trauergesänge; es wurde ein Sarg herausgetragen, der mit Blumen geschmückt war. — Da wußte Susanne, daß die alte Dame gestorben war, und nun schien es ihr, als wäre sie von Allen verlassen und verflucht vom Engel Gottes. —

Aber tanzen sollte sie und tanzen mußte sie, tanzen auch in tiefer Nacht. Die Schuhe trugen sie fort über Dornen und Gestrüpp, sie riß sich wund daran, sie tanzte auf die wilde Haide hinaus bis an ein einsam liegendes Haus. Hier, wußte sie, wohnte der Nach-

richter, und sie klopfte mit den Fingern an die Fensterscheiben und sagte:

»Komm' heraus! komm heraus! denn ich kann nicht hinein; ich muß tanzen.«

Und der Nachrichter antwortete ihr: »Du weißt wohl nicht, wer ich bin? Ich schlage bösen Menschen den Kopf ab, und ich sehe, daß mein Beil sich rührt.«

»Schlage mir nicht den Kopf ab,« bat Susanne, »sonst kann ich ja meine Sünden nicht bereuen, aber haue mir die Füße ab mit den rothen Schuhen!«

Und darauf beichtete sie alle ihre Sünden, und der Nachrichter hieb ihr die Füße ab mit den rothen Schuhen daran, die Schuhe aber tanzten mit den kleinen Füßen über das Haidefeld und in den dunkeln Wald hinein.

Und der Nachrichter schnitzte ihr Stelzfüße und Krücken, lehrte sie einen Bußgesang, wie ihn Armesünder singen, und Susanne küßte die Hand, welche ihr die Füße abgehauen hatte, und ging hinaus über die wilde Haide.

»Nun habe ich genug gelitten um der rothen Schuhe willen,« sagte sie. »Nun will ich in die Kirche gehen, damit die Leute mich sehen,« und sie ging freudig hin bis an die Kirchthüren, aber als sie bis dahin gekommen war, tanzten die rothen Schuhe ihr voran in die Kirche hinein, so daß sie darüber erschrak und wieder umkehrte.

Eine ganze Woche trauerte sie darüber und vergoß viele Thränen; als aber der Sonntag gekommen war, sagte sie: »Nun habe ich genug gelitten und gekämpft! Ich denke, ich bin ebensogut als Viele von Denen, die in der Kirche sitzen und sich brüsten.« Und getrost wollte sie nun in die Kirche gehen, aber sie kam nicht

weiter als bis an die Thür, da sah' sie wie die rothen Schuhe vorantanzten, daß sie sich recht darüber entsetzte, und sie kehrte abermals um und bereute recht von Herzen ihre Sünden.

Nun ging sie nach dem Predigerhause und bat, sie in Dienst zu nehmen; fleißig wollte sie sein und Alles willig thun, was sie nur konnte; auf Lohn sähe sie nicht, wenn sie nur ein Obdach fände bei guten Menschen. Der Predigerfrau dauerte das arme Mädchen: sie gab demselben den begehrten Dienst. Und Susanne war arbeitsam und sinnig, still saß sie da, wenn der Pastor Abends aus der Bibel vorlas. Alle Kleinen hatte sie lieb, aber wenn die jungen Töchter von Putz und Staat sprachen und eine Königin sein wollten, dann schüttelte Susanne den Kopf.

Den nächsten Sonntag gingen Alle im Hause nach der Kirche und sie fragten Susanne, ob sie nicht mitgehen wollte, doch sie sah so traurig aus, die Thränen standen ihr in den Augen, und sie stützte sich auf ihre Krücken. Die Anderen gingen nun in die Kirche, aber Susanne schlich in ihre stille Kammer. Die war nicht größer, als daß Bett und Stuhl Platz darin hatten, und hierher setzte Susanne sich mit ihrem Gesangbuch in der Hand. Und als sie nun mit frommem Sinn las, da trug der Wind die Töne der Orgel bis an ihr Ohr, und sie schlug den thränenschweren Blick gen Himmel und sagte: »O, mein Gott, erlöse mich!«

Da brach die Sonne so freundlich durch die Wolken und gerade vor ihr stand wieder der Engel im weißen Gewande, aber er hielt nicht mehr das scharfe Schwert in seiner Hand, sondern einen blühenden Rosenzweig. Und er berührte damit den Boden, und derselbe ward so hoch, und wo er Etwas damit anrührte, da er-

glänzte ein Gestirn des Himmels: er berührte auch die Wände, und sie erweiterten sich so sehr, daß Susanne die Orgel sehen konnte, die gespielt wurde, sie sah' die alten Bilder mit den Predigern und Predigerfrauen, die Gemeinde saß in den geputzten Kirchenstühlen und sang aus ihren Psalmbüchern. Denn die Kirche selbst war eingekehrt bei dem armen Mädchen in der stillen Kammer, oder sie war dahin gekommen: sie saß in ihrem Stuhl neben den anderen Zuhörern, und als der Gesang zu Ende war und sie nun aufblickte, da sagten sie zu ihr: »Das war recht von Dir gethan, daß du kamst!«

»Das ist die Gnade Gottes!« sagte sie.

Und die Orgel spielte so feierlich, die Kinderstimmen des Chors ertönten so sanft und süß! der helle Sonnenschein strahlte so warm durch die hohen Fenster in den Kirchenstuhl, wo Susanne saß, ihr Herz wurde so voll von Lust, Frieden und Freude, daß es brach — Ihre Seele flog auf Sonnenflügeln zu Gott, und da gab es Niemand, der nach den rothen Schuhen fragte.

Der Schatten.

In den warmen Ländern brennt die Sonne freilich ganz anders als bei uns, die Menſchen werden mahagonibraun davon, und in den allerwärmſten Ländern gar zu Negern. Aber es waren doch nun die warmen Länder, wohin ein gelehrter Mann aus den kalten gekommen war, und da meinte er denn ebenſo herumbummeln zu können, wie er es in der Heimath gethan hatte. Ja wohl! das wurde ihm bald abgewöhnt! Er ſo gut wie alle vernünftigen Leute mußten hübſch zu Hauſe bleiben. Die Fenſterladen und Thüren waren geſchloſſen den ganzen Tag über; es ſah aus, als wenn Alles ſchlief oder Niemand zu Hauſe war. Die ſchmale Straße mit den hohen Häuſern, in welcher der gelehrte Herr wohnte, war nun auch gerade ſo angelegt, daß die Sonne vom Morgen bis Abend hinein brannte; es war wirklich kaum auszuhalten! Der gelehrte Mann aus den kalten Ländern war übrigens ein junger Mann und ein kluger Mann; es kam ihm hier vor, als wenn er in einem heißen Ofen ſäße; die Hitze griff ihn ſo an, daß er ganz mager davon wurde,

und ſogar ſein Schatten ſchwand ein. Erſt, wenn die Sonne untergegangen war, lebte Alles wieder auf.

Es war ordentlich ein Vergnügen anzuſehen, wie der Schatten, ſobald Licht in die Stube gebracht wurde, die ganze Wand hinauf und bis an den Boden reichte, ſo groß machte derſelbe ſich dann; denn er mußte ſich ausſtrecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der gelehrte Mann ging dann auf den Altan hinaus, um ſich dort auszuſtrecken, und ſowie die Sterne herrlich am klaren Himmel erſchienen, ward ihm mehr und mehr, als wenn er zu neuem Leben geboren würde. Auf allen Altanen der Straße kamen dann Leute zum Vorſchein, denn in den warmen Ländern hat jedes Fenſter einen Altan: Luft muß man ſchöpfen, auch wenn man gewöhnt iſt, mahagonibraun zu ſein. Ueberall wurde es dann lebendig, Schuſter und Schneider, kurz alle Leute kamen auf die Straße, Tiſche und Stühle wurden hinausgetragen, Lichter brannten darauf, man ſprach, man ſang, man ſpazierte, Wagen fuhren, Eſel gingen mit ihrem Glöckchen Klingelingding um den Hals, Leichen wurden begraben unter feierlichem Geſang, die Straßenbuben ſchoſſen Knallerbſen ab und die Kirchenglocken läuteten. Ja, da war dann Leben auf den Straßen! Nur in dem einen Hauſe, das gerade gegenüber dem Hauſe ſtand, wo der gelehrte Mann wohnte, blieb es ganz ſtill. Und doch war das Haus bewohnt, denn auf dem Altan ſtanden herrlich blühende Gewächſe, die ja in der Hitze nicht hätten gedeihen können, wenn ſie nicht begoſſen worden wären, und Jemand mußte das doch beſorgen. Die Thür ward auch drüben des Abends geöffnet, aber es blieb dunkel in der Stube, obgleich Muſik von daher ertönte. Dem fremden Gelehrten kam das ganz ſonder-

bar vor; er fand die Musik vortrefflich, doch konnte das ein Irrthum sein, denn er fand Alles vortrefflich in dem warmen Lande, wenn nur die heiße Sonne nicht gewesen wäre. Der Wirth sagte, er wisse nicht, wer das Haus gegenüber gemiethet hätte, man sähe keine Menschen darin, und was das Spiel anbelangte, so fand er dasselbe höchst langweilig. »Das ist gerade, als wenn Jemand ein Stück einübt, womit es nicht gelingen will; immer das nämliche Einerlei. Ich werde es schon herausbringen,« sagte er, »aber es kommt niemals soweit.«

Einmal erwachte der Fremde mitten in der Nacht; er schlief bei offenen Altanthüren, die Gardinen flatterten in dem Zugwinde, und es schien ein so sonderbarer Glanz von dem nachbarlichen Altan herüber zu kommen, daß alle Blumen dort wie ein Feuerwerk mit den schönsten Farben strahlten, und mitten unter ihnen stand eine schlanke liebliche Jungfrau in gleichem Strahlenglanz. Es stach ihn das Licht in die Augen, er öffnete sie, soweit er konnte, aber er kam eben aus dem Schlaf. Mit einem Sprunge war er aus dem Bette und schlich sich hinter die Gardine, aber die Jungfrau war fort und auch mit dem Glanze war es nun vorbei. Die Blumen leuchteten gar nicht, standen aber wie immer sehr gut; die Altanthür war angelehnt, und tief aus den inneren Zimmern ertönte die Musik wieder so sanft und lieblich, daß man in süße Träumereien darüber versinken konnte. Das mußte doch gewiß Zauberei sein! und wer wohnte in dem stillen einsamen Hause? Wo war der eigentliche Eingang zu demselben? Die ganze untere Etage bestand aus Kaufmannsläden, und da konnte doch unmöglich auch die rechte Hausthür sein! —

Eines Abends saß der Fremde auf seinem Altan, in der Stube hinter ihm brannte das Licht, und daher war es ganz natürlich, daß sein Schatten bis an des Nachbars Wand reichte, ja wirklich! da saß er mitten unter den Blumen des Altans, und wenn der Fremde sich rührte, bewegte sich auch der Schatten.

»Ich glaube, mein Schatten ist das einzige lebendige Wesen dort drüben,« sagte der gelehrte Mann. »Seht doch, wie gemüthlich er dort bei den Blumen sitzt! Die Altanthür steht halb offen, daher sollte der Herr Schatten so klug sein, hinein zu gehen, sich dort umzusehen und mir dann zu erzählen, was er gesehen hätte.«

»Ja, Du mußt wahrhaftig Nutzen schaffen,« fuhr er scherzend fort, mit sich selbst zu sprechen. »Sei nur so gefällig hinein zu treten! Nun, wirst Du gehen!« und dabei nickte er dem Schatten zu und der Schatten nickte wieder. »Nun so geh' denn, aber bleibe nicht ganz weg!« Und der Fremde stand auf, und der Schatten auf des Nachbars Altan stand auch auf, und der Fremde drehte sich um, und der Schatten drehte sich um, ja, hätte Jemand es recht bemerkt und gesehen, so hätte er deutlich wahrnehmen können, wie der Schatten gerade in dem nämlichen Augenblick in die halb offen stehende Altanthür des Nachbars gegenüber hineintrat, als der Fremde in seine Stube zurückging und die lange Gardine hinter sich fallen ließ.

Den andern Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und Zeitungen zu lesen. — »Was ist das?« sagte er, als er in den Sonnenschein kam, »ich habe ja keinen Schatten! — So wird er denn am Ende gestern Abend wirklich davongegangen sein; das ist doch recht langweilig.«

Und es beunruhigte ihn der Vorfall, nicht um des Schattens willen, sondern weil er wußte, daß es eine Geschichte von einem Mann ohne Schatten giebt, die alle Leute in den kalten Ländern kennen; wenn er nun dort hin käme und seine Erlebnisse erzählte, so würde man von ihm sagen, daß er Anderen nacherzähle, was er doch gar nicht nöthig hatte. Er nahm sich daher vor, lieber gar nicht von der Sache zu sprechen, was gewiß sehr vernünftig von dem gelehrten Mann gedacht war.

Als der Abend gekommen war, ging er wieder auf den Altan hinaus; das Licht hatte er ganz richtig hinter sich auf den Tisch gestellt, denn er wußte wohl, daß der Schatten immer seinen Herrn zum Schirmbrett haben will, aber er konnte ihn nicht herauslocken. Er machte sich groß, er machte sich klein, doch es war kein Schatten da, und es kam auch keiner. Er sagte hm! hm! aber auch das half nichts.

Verdrießlich war's, aber in den warmen Ländern wächst Alles außerordentlich schnell, und nach Verlauf von acht Tagen merkte der gelehrte Mann, daß ihm ein neuer Schatten aus den Beinen wuchs, wenn er im Sonnenschein ging: die Wurzeln waren vermuthlich sitzen geblieben. Nach drei Wochen hatte er einen ganz leidlichen Schatten wieder, der, als er nach dem Norden zurückreiste, auf der Ueberfahrt mehr und mehr zunahm, bis er endlich so groß wurde, daß die Hälfte hinreichend gewesen wäre.

So war der gelehrte Mann denn wieder in die Heimath zurückgekehrt, und er schrieb nun Bücher von dem Wahren, dem Guten und dem Schönen, das es in der Welt giebt, und es verstrichen Tage und Jahre, viele Jahre. — —

Da saß er eines Abends auf seiner Stube, als ganz leise an die Thür geklopft wurde.

»Herein!« sagte er, aber es kam Niemand. Er ging hin, um die Thür aufzumachen, und vor ihm stand ein so hagerer Mensch, daß ihm ganz sonderbar dabei zu Muthe ward. Im Uebrigen war aber der fremde Mensch sehr fein gekleidet; es mußte wohl ein recht vornehmer Herr sein.

»Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?« fragte der Gelehrte.

»Dachte ich's nicht,« sagte der feingekleidete Herr, »daß Sie mich nicht wiedererkennen würden! Ich bin mir auch so verändert vorgekommen; ich habe mir Fleisch und Kleider zugelegt. Sie haben's wohl nicht gedacht, mich jemals in solchem Wohlstand wiederzufinden? — Kennen Sie denn Ihren alten Schatten nicht mehr? — Gewiß, Sie haben nicht geglaubt, mich noch einmal wiederzusehen! Mir ist es ganz besonders glücklich ergangen, seit ich nicht bei Ihnen war; ich bin in jeder Weise ein behäbiger Mann geworden. Soll ich mich jetzt von meinem früheren Dienst loskaufen, so kann ich's,« und dabei rasselte er mit einem ganzen Klunker von goldenen Petschaften, die an seiner Uhr hingen, und steckte die andere Hand in eine schwere goldene Kette, die er um den Hals trug . . . o Himmel! wie glänzten alle seine Finger von ächten Diamantringen! Und das Alles war gediegenes Gold und Edelgestein vom klarsten Wasser.

»Nein! ich kann gar nicht zu mir selbst kommen vor Erstaunen,« sagte der gelehrte Mann. »Was ist doch das Alles?«

»Etwas Gewöhnliches ist es jedenfalls nicht,« sagte der Schatten. »Aber Sie selbst gehören ja auch nicht

zu den Gewöhnlichen, und ich, Sie wissen es, bin von jeher in Ihre Fußtapfen getreten. Sobald Sie mich für reif hielten, allein in die Welt hinaus zu gehen, ging ich meinen eigenen Weg. Ich bin jetzt in den allerbrillantesten Umständen, aber es befiel mich eine Art von Sehnsucht, Sie einmal wiederzusehen, ehe Sie stürben, denn sterben müssen Sie doch! Ich wollte auch diese Lande noch einmal besuchen; man hängt ja an seinem Vaterlande! — Ich weiß, daß Sie einen anderen Schatten bekommen haben. Ist Etwas zu entrichten dafür an Sie oder an ihn? Sie wollen nur so gut sein, es mir zu sagen.«

»Bist Du's denn wirklich?!« rief der gelehrte Mann aus. »Nie hätte ich gedacht, daß man seinen Schatten als Mensch sollte wiederkehren sehen können.«

»Sagen Sie mir, was ich zu bezahlen habe,« wiederholte der Schatten, »denn ich möchte ungern bei Jemanden in Rückstand stehen.«

»Wie kannst Du nur so sprechen?« sagte der gelehrte Mann. »Von welcher Schuld könnte hier die Rede sein? Hatte Du Dich immerhin so frei und ungebunden wie jeder Andere. Ich freue mich unendlich über dein Glück. »Setze Dich, alter Freund, und erzähle mir nur ein Wenig von dem, was Dir widerfahren ist, und wie es bei dem Nachbar gegenüber in dem warmen Lande aussah.«

»Recht gern will ich Ihnen davon erzählen,« sagte der Schatten und nahm Platz auf einem Stuhl. »Sie müssen mir denn aber auch geloben, daß Sie hier zu Niemanden in der Stadt davon sprechen wollen, daß ich früher Ihr Schatten gewesen bin. Ich habe nämlich im Sinn, mich zu verheirathen; ich kann mehr als eine Familie ernähren.«

»Sei unbeſorgt,« ſagte der gelehrte Mann; »ich werde Niemanden ſagen, wer Du eigentlich biſt. Hier iſt meine Hand! Ich gelobe es, und ein Wort ein Mann!«

»Ein Wort ein Schatten!« ſagte der Fremde; denn ſo mußte er ſich ja nothwendig ausdrücken.

Es war übrigens recht wunderbar anzuſehen, wie der Schatten ſo ganz und gar Menſch geworden war. Ganz ſchwarz war er gekleidet, ſein ganzer Anzug war von dem allerfeinſten Tuch; dazu lackirte Stiefel und ein Klapphut, von dem nur Poll und Rand zu ſehen waren, von Dingen, die wir ſchon kennen, als goldenen Petſchaften, Halsketten und Diamantringen, nicht zu reden. Gewiß! der Schatten war in jeder Hinſicht gut gekleidet, und das trug denn beſonders dazu bei, daß er wie ein Menſch ausſah.

»Ich will nun erzählen,« ſagte der Schatten, und dabei ſetzte er ſeine Füße mit den lackirten Stiefeln ſo hart er es vermochte auf den Aermel des neuen Schattens vom gelehrten Mann, welcher zu deſſen Füßen lag, und das geſchah entweder aus Hochmuth, oder um den neuen Schatten zum Anhänger zu machen. Derſelbe blieb denn auch ganz ruhig liegen, um genau zuzuhören; denn ihn mochte wohl zu erfahren verlangen, wie er es anzufangen haben, auch einmal ſein eigener Herr zu werden.

»Wiſſen Sie, wer das nachbarliche Haus gerade gegenüber bewohnte?« fragte der Schatten. »Das war die Schönſte von allen Schönen in der Welt, es war die Poeſie. Ich blieb drei Jahre in ihrem Hauſe, und das iſt eben ſo erfolgreich, als wenn man drei tauſend Jahre lebte und Alles läſe, was geſchrieben wird. Denn

Das sage ich und Das ist gewiß: ich habe Alles gesehen und ich weiß Alles.« — —

»Die Poesie?« sagte der gelehrte Mann, »ja! ja! die lebt etwas einsiedlerisch in großen Städten. Ich sah sie einen Augenblick, aber der Schlaf saß mir damals in den Augen. Sie stand auf dem Altan und glänzte wie das Nordlicht. — Bitte, erzähle doch weiter! — Du warst auf dem Altan, Du tratst hinein, und dann . . . ?

»War ich im Vorgemach,« sagte der Schatten. »Sie haben immer nur nach dem Vorgemach geschaut. Da gab es aber gar kein Licht, es herrschte eine Art Halbdunkel darin; aber die anderen Thüren gegenüber einer langen Reihe von Zimmern standen offen, und dort war's so hell und erleuchtet, daß ich vor lauter Licht gestorben sein würde, wäre ich bis zu der Schönheit selbst gelangt. Aber ich war besonnen; ich ließ mir gute Weile, und das soll man allzeit thun.«

»Was sahst Du denn dort?« fragte der gelehrte Mann.

»Ich sah Alles und will es Ihnen erzählen,« antwortete der Schatten. »Aber — und es geschieht wirklich nicht aus Stolz — als nunmehriger freier und selbstständiger Mann und bei den Kenntnissen, die ich mir erworben, meiner vortrefflichen Umstände nicht einmal zu gedenken, wünschte ich sehr, daß Sie mich künftig Sie nennen wollten.«

»Um Entschuldigung,« sagte der gelehrte Mann; »es war die alte Gewohnheit, die so fest bei mir sitzt. Sie haben vollkommen Recht und ich werde dessen eingedenk sein. Erzählen Sie mir denn nun auch Alles, was Sie gesehen haben.«

»Alles,« ſagte der Schatten, »denn ich ſah Alles und weiß Alles.«

»Wie ſah es aus in den inneren Sälen der Poeſie?« fragte der Gelehrte. »War es da wie im grünen Walde? war es wie in einer heiligen Kirche? waren die Säle wie der ſternhelle Himmel, wenn man auf den hohen Bergen ſteht?«

»Alles war da,« ſagte der Schatten. »Ich ging ja nicht ganz hinzu! Ich blieb in dem Halbdunkel, aber ich ſtand doch ſo, daß ich Alles in den Sälen überſehen konnte, und deshalb weiß ich Alles. Ich befand mich im Vorhofe, in den ſogenannten Vorhallen der Poeſie.«

»Was aber ſahen Sie dort? Paſſirten alle Götter der Vorzeit durch dieſe Säle? kämpften dort die alten Helden? ſpielten liebe Kinder drinnen und erzählten ihre Träume?«

»Ich wiederhole Ihnen,« antwortete der Schatten, »daß ich dort geweſen bin und Alles geſehen habe, was zu ſehen war. Wären Sie da geweſen, Sie würden nicht zum Menſchen geworden ſein, allein das ward ich und lernte meine Natur, mein Angebornes, meine Verwandtſchaft mit der Poeſie kennen. Während ich bei Ihnen in Dienſt ſtand, dachte ich daran nicht, aber jedesmal, wenn die Sonne aufging und immer wenn ſie unterging — Sie wiſſen es — ward ich ſo ſonderbar groß, und bei Mondſchein war ich faſt deutlicher als Sie ſelbſt. Damals kannte ich meine Natur noch nicht, aber im Vorgemache der Poeſie wurde ſie mir klar und ich ward ein Menſch. Gereift kam ich wieder hinaus, aber Sie waren nicht mehr in den warmen Ländern; ich ſchämte mich, als nunmehriger Menſch, ſo einher zu gehen, wie ich's that. Mir thaten Stiefel, Kleider,

kurz der ganze Firniß noth, woran man die Menſchen erkennt. Ich wählte einen Weg, ja, Ihnen darf ich's ſagen, ich nahm meine Zuflucht zu den Unterröcken einer Küchenfrau; darunter verbarg ich mich! Erſt, wenn der Abend gekommen war, ging ich aus und durchſtrich die Straßen im Mondſchein. Ich machte mich lang, klimmte die Mauern hinan, das kitzelt ſo einzig im Rücken; ich ſtieg hinauf, ich ſtieg hinunter, guckte in die Stuben, in die Sale, in die Dachkammern; ich guckte, wo kein Anderer hingucken konnte, und ich ſah, was kein Anderer ſehen ſollte. Im Grunde iſt's eine garſtige Welt, worin wir leben; ich wollte in der That kein Menſch ſein, wenn es nicht einmal für Etwas gehalten würde, Menſch zu ſein. Ich ſah das Allerundenkbarſte bei Frauen, bei Männern und bei den ſüßen lieben Kindern; ich ſah,« ſagte der Schatten, »was kein Menſch wiſſen darf, was aber Jeder ſo gern wiſſen möchte: das Böſe am Nachbarn. Hätte ich eine Zeitung darüber geſchrieben, ſie wäre geleſen worden; aber ich ſchrieb gerade an die Perſon ſelbſt, und es gab ein Lärmen ohne Ende in allen Städten, wohin ich kam. Sie fürchteten mich ſo ſehr, daß ſie mich entſetzlich liebten; die Profeſſoren machten mich zum Profeſſor, die Schneider ſchenkten mir neue Kleider, und ich bin reichlich damit verſehen; der Wardein ſchlug Münzen mir zu Ehren, und die Frauen ſagten, ich wäre doch ein überaus ſchöner Mann. So wurde ich denn zu dem Herrn, der ich jetzt bin, und damit will ich Adieu ſagen. Hier haben Sie meine Karte; ich wohne an der Sonnenſeite und bin immer zu Hauſe bei Regenwetter.« — Damit entfernte ſich der Schatten.

»Das iſt doch eine ganz merkwürdige Begebenheit!« ſagte der gelehrte Mann.

Jahr und Tag waren verſtrichen, da kam der Schatten wieder.

»Wie geht's?« fragte er.

»Ach!« ſagte der Gelehrte, »ich ſchreibe über das Wahre, Schöne und Gute, aber Keiner mag davon hören. Ich bin ganz verzweifelt darüber, denn ich nehme mir die Sache ſo zu Herzen.«

»Das thue ich gar nicht,« ſagte der Schatten; »ich werde fett, und darnach muß man trachten. Sie verſtehen ſich nicht auf die Welt; Sie werden ganz hinfällig bei Ihrem Grübeln: Sie müſſen reiſen! Ich mache jeden Sommer eine Reiſe. Wollen Sie mit reiſen? Ich möchte wohl einen Geſellſchafter haben. Wollen Sie mit reiſen als mein Schatten? Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, Sie bei mir zu haben: ich bezahle die Reiſekoſten.«

»Das iſt zuviel,« ſagte der gelehrte Mann.

»Wie man's nehmen will,« ſagte der Schatten. »Ihnen wird das Reiſen ſehr zuträglich ſein. Wollen Sie meinen Schatten abgeben, ſo ſoll Ihnen die ganze Reiſe Nichts koſten.«

»Das geht zu weit!« ſagte der gelehrte Mann.

»Die Welt iſt nun einmal ſo und wird auch ſo bleiben,« ſagte der Schatten, und damit empfahl er ſich.

Dem gelehrten Mann ging es nun gar nicht gut, Sorgen und Kummer umgaben ihn, und was er von dem Wahren, Guten und Schönen ſagte und ſchrieb, das war für die meiſten Menſchen wie Roſen für die Kuh; er wurde zuletzt ganz krank und elend.

»Sie ſehen wirklich aus wie ein Schemen,« ſagten die Leute zu ihm, und ihm ſchauderte dabei, denn er dachte über die Worte nach.

»Sie müssen in's Bad reisen,« sagte der wiederkehrende Schatten, der ihn zu besuchen gekommen war. »Es ist nichts Anderes übrig. Ich will Sie mitnehmen aus alter Bekanntschaft; ich stehe für die Reise und Sie machen die Beschreibung davon und den Unterhalter für mich. Ich muß nothwendig die Bäder gebrauchen, denn mein Bart will nicht wachsen; das ist auch eine Krankheit, denn einen Bart muß man haben. Sein Sie nun so vernünftig, das Anerbieten anzunehmen. Wir reisen ja als Gefährten zusammen!«

Und so reisten sie denn! Der Schatten war Herr und der Herr spielte den Schatten. Sie fuhren miteinander, sie ritten, sie gingen zusammen, neben einander und hinter einander, je wie die Sonne stand. Der Schatten wußte sich immer an der Herrenseite zu halten, und darauf achtete der Gelehrte gar nicht; er war ein herzensguter Mann und dabei überaus freundlich und mild. Eines Tages sagte er zu dem Schatten: »Da wir nun Reisegefährten geworden, wie wir es sind, und auch von Jugend an mit einander aufgewachsen sind, sollen wir uns denn nicht auch duzen? Das ist doch zutraulicher!«

»Da sagen Sie Etwas!« antwortete der Schatten, der ja nun der eigentliche Herr geworden war. »Das ist recht offen und wohlgemeint von Ihnen gesprochen. Ich will nun ebenso offenherzig und rückhaltslos sein. Sie als Gelehrter wissen unstreitig, wie eigenthümlich die Natur aller Dinge ist. Einige Menschen können nicht vertragen, ein Stück Löschpapier anzurühren, ohne daß ihnen übel davon wird, anderen geht's durch alle Nerven, wenn man mit einem Nagel an eine Fensterscheibe schreibt. Mich kommt ein eben solches Gefühl an, wenn ich Sie Du zu mir sagen höre; ich fühle

mich wie zur Erde gedrückt und in meine frühere Lage zurückgebracht. Sie sehen also, daß es ein eigenes Gefühl und kein Stolz ist, welches mir verbietet, mich von Ihnen duzen zu lassen. Aber ich will recht gern Du zu Ihnen sagen; so ist ja doch die Hälfte gethan!«

Und nun sagte der Schatten Du zu seinem vormaligen Herrn. —

»Das ist doch zu arg, daß er mich duzt, während ich ihn Sie nennen soll!« sagte der gelehrte Mann bei sich selbst, aber er mußte nun wohl ausharren.

Sie kamen nach einem Badeorte, der von vielen Fremden besucht war, darunter auch von einer Königstochter, die von dem Uebel befallen war, daß sie zu scharf sah, was denn allerdings auch ganz ängstlich und bedenklich sein mußte.

Gleich hatte sie es durchschaut, daß der Neuangekommene eine ganz andere Person als alle anderen Badegäste war. »Es heißt, er ist hier, um seinen Bart zum Wachsen zu bringen,« sagte sie, »aber ich sehe die wahre Ursache seines Kommens: er kann keinen Schatten werfen.«

Neugierig war sie indessen geworden, und daher trat sie gleich einen Spaziergang an in der allgemeinen Promenade, wo sie auch sogleich eine Unterhaltung mit dem fremden Herrn anknüpfte. Als eine Königstochter brauchte sie nicht viele Umstände zu machen, und daher sagte sie geradezu zum Fremden: »Ihre Krankheit besteht darin, daß Sie keinen Schatten werfen können.«

»Ihre Königliche Hoheit müssen sich sehr auf der Besserung befinden,« antwortete der Schatten. »Ich weiß, daß Ihr Uebel ist, daß Sie zu scharf sehen, aber es hat sich schon verloren; Sie sind geheilt! Ich habe gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatten. Sehen

Sie denn nicht die Perſon, die immer neben mir geht? Andere Leute haben einen gewöhnlichen Schatten, aber ich liebe das Alltägliche nicht. Man giebt ſeinem Diener feineres Tuch zur Livree, als man ſelbſt trägt, und ſo habe ich denn meinen Schatten zum Menſchen aufſtutzen laſſen, ja, Sie werden ſehen, daß ich ſogar auch ihm einen Schatten zugelegt habe. Das koſtet viel Geld, aber ich mag nun einmal gern Etwas für mich haben.«

»Was?« ſagte die Prinzeſſin bei ſich ſelbſt, »ſollte es mit mir wirklich ſchon ſo weit gekommen ſein? Dies Bad iſt das erſte in der Welt! Das Waſſer hat in unſeren Tagen ganz außerordentliche Heilkraft; aber ich werde darum doch nicht abreiſen, denn nun fängt es erſt an, hier recht ſpaßhaft zu werden. Der fremde Badegaſt gefällt mir ganz beſonders wohl. Wenn nur ſein Bart nicht gar zu bald wachſen wollte! ſonſt wird er uns gewiß gleich verlaſſen.«

Abends tanzte die Königstochter im großen Balſaale mit dem Schatten. Sie war leicht, aber er noch leichter; einen ſolchen Tänzer hatte die Prinzeſſin noch nie gehabt. Sie erzählte ihm, aus welchem Lande ſie war, und er kannte das Land, hatte das Land bereiſt, aber damals war die Prinzeſſin noch nicht da geweſen; er hatte von oben und von unten in die Fenſter geguckt, er hatte ſowohl das Eine als das Andere dort geſehen, und darum konnte er der Königstochter in jeder Weiſe Rede ſtehen und Andeutungen machen, über die ſie erſtaunte. Er mußte der weiſeſte Mann in der ganzen Welt ſein; ſie wurde ganz von Achtung vor ihm durchdrungen, und als ſie zum zweiten Male mit ihm tanzte, verliebte ſie ſich in ihn, und das hatte der Schatten gleich weg, denn es war nicht anders, als wenn ſie

ihn durch und durch ſchauen wollte. Sie tanzten noch zum dritten Mal mit einander, und da hätte die Prinzeſſin ihm bald Alles geſtanden, aber ſie war beſonnen, ſie gedachte ihres Reiches und der vielen Menſchen, über die ſie regieren ſollte. »Ein weiſer Mann iſt er,« dachte ſie bei ſich ſelbſt, »das iſt gut, und herrlich tanzte er, das iſt auch gut. Ob er aber auch gründliche Kenntniſſe beſitzt? das iſt ebenſo wichtig; man muß ihn ſondiren. Und darauf fing ſie ſo allmälig an, ihn um Etwas vom Allerſubtiliſten zu fragen; ſie ſelbſt hätte keine Antwort darauf geben können und der Schatten machte ein ganz ſonderbares Geſicht dazu.

»Darauf wiſſen ſie nichts zu antworten?« ſagte die Königstochter.

»Das gehört zu den Studien meiner Kinderjahre,« antwortete der Schatten. »Ich glaube, daß ſogar mein Schatten dort an der Thür Antwort darauf geben kann.«

»Ihr Schatten?« wiederholte die Prinzeſſin. »Das würde einzig in ſeiner Art ſein.«

»Ich weiß es nicht gewiß,« ſagte der Schatten, »aber ich ſollte es meinen. Er hat mich nun ſo viele Jahre begleitet und aufgemerkt; ich ſollte es daher meinen. Aber Ihre Königliche Hoheit wollen erlauben, daß ich Sie darauf aufmerkſam mache, wie er ſich ſo ſehr fühlt, als Menſch einhergehen zu dürfen, daß, wenn man ihn bei rechter Laune erhalten will, was nothwendig iſt, wenn er gut antworten ſoll, er ganz als Menſch behandelt werden muß.«

»Das gefällt mir an ihm,« ſagte die Königstochter.

Und darauf ging ſie hin zu dem gelehrten Mann an der Thür und unterhielt ſich mit ihm von Sonne

Mond und Sternen und von der inneren und äußeren Mission, und der Gelehrte gab sehr vernünftige und geschickte Antworten auf Alles, was die Prinzessin ihn fragte.

»Was das doch für ein ausgezeichneter Mann sein muß, der einen so weisen Schatten hat!« dachte die Prinzessin. »Es wird ein wahres Glück und Heil für mein Land und Volk sein, wenn ich ihn zu meinem Gemahl erwähle! Ich werde es auch thun!«

Und sie wurden bald einig, die Königstochter und der Schatten, aber Niemand — so sagte sie — dürfte etwas davon erfahren, bis sie in ihr Reich gekommen wären.

»Niemand! nicht einmal mein Schatten!« sagte der Schatten, und dabei hatte er nun seine besonderen Absichten.

Nun waren sie in dem Lande, über das die Königstochter regierte, wenn sie zu Hause war.

»Höre, mein guter Freund,« sagte der Schatten zu dem gelehrten Mann, »nun bin ich so glücklich, als es nur irgend Einer werden kann. Nun will ich auch etwas ganz Außerordentliches für Dich thun. Du sollst immer bei mir auf dem Schlosse wohnen, mit mir ausfahren in meinem königlichen Wagen und hunderttausend Thaler jährlichen Gehalt beziehen, aber Du mußt Dich dann von Allen und Jedem Schatten nennen lassen; Du mußt nicht verrathen, daß Du jemals ein Mensch gewesen bist, und einmal alljährlich, wenn ich im Mondschein auf dem Altan sitze, um mich sehen zu lassen, mußt Du als mein Schatten zu meinen Füßen liegen. Denn ich kann Dir sagen, ich werde die Königstochter heirathen; heute Abend wird das Vermählungsfest gefeiert werden.«

»Das geht über alle Gränzen, mir so Etwas zuzumuthen!« sagte der gelehrte Mann. »Nein! nie und

nimmer werde ich mich dazu hergeben. Das heißt ja das ganze Land betrügen und die Königstochter obendrein! Nein und wieder nein! Ich werde Alles an den Tag bringen; ich werde sagen, daß ich ein Mensch und Du nur mein Schatten bist, der in Kleider gesteckt worden ist.«

»Das wird Dir Niemand glauben,« sagte der Schatten. »Sei daher vernünftig, oder ich lasse die Wache rufen.« —

»Ich gehe gerade zu der Königstochter,« sagte der gelehrte Mann.

»Aber ich gehe erst,« sagte der Schatten, »und Du gehst in Arrest.« — — und das mußte er auch, denn die Schildwachen gehorchten dem Schatten, weil sie wußten, daß die Königstochter ihn heirathen wollte.

»Du zitterst!« sagte die Königstochter, als der Schatten zu ihr hineinkam. »Ist Etwas vorgefallen? — Du mußt nicht krank werden für heute Abend, nun, da wir Hochzeit haben sollen!«

»Ich habe das Schrecklichste erlebt, was zu erleben ist,« sagte der Schatten. »Denke Dir« — ja, so ein armes Schattenherz kann nicht viel ertragen! — »denke Dir, mein Schatten ist verrückt geworden; er bildet sich ein, er sei ein Mensch und daß ich — ich bitte Dich! daß ich sein Schatten bin!«

»Das ist ja ganz entsetzlich!« rief die Prinzessin. »Er ist doch wohl in Verwahrsam gebracht?«

»Das ist er,« antwortete der Schatten, »aber ich befürchte, er wird nie wieder von seinem Wahne geheilt werden.«

»Armer Schatten!« sagte die Prinzessin. »Er ist gewiß zu bedauern! Es ist am Ende eine wahre Wohlthat, ihn von dem bischen Leben zu befreien, das

noch in ihm iſt, und wenn ich's mir recht überlege, ſo denke ich, es wird ſogar nothwendig ſein, daß man ihn in aller Stille auf die Seite bringt.«

»Das iſt freilich hart,« ſagte der Schatten, »denn er war immer ein treuer Diener,« und dabei that er einen tiefen Seufzer.

»Sie ſind ein edler Charakter,« ſagte die Königstochter. —

Abends war die ganze Stadt erleuchtet, die Kanonen wurden gelöſt und die Soldaten präſentirten das Gewehr. Es war Vermählungsfeſt. Die Königstochter und der Schatten traten auf den Altan hinaus, um ſich dem Volke zu zeigen und noch ein Hurrah zu bekommen.

Der gelehrte Mann aber hörte von dem Allen nichts, denn ihn hatte man abgethan.

Der kleine Tuk.

Da haben wir den kleinen Tuk! Er hieß eigentlich nicht Tuk, aber als er noch nicht recht sprechen konnte, nannte er sich selbst Tuk, das sollte Karl bedeuten, und gut, daß man's nur weiß! Er hatte seine kleine Schwester Gustave zu warten, welche viel jünger war als er, und sollte auch seine Lection überlesen; aber zwei Dinge auf einmal, das geht nicht recht. Der arme Junge saß da mit der kleinen Schwester auf dem Schoß und sang ihr alle die Lieder vor, die er konnte, und dabei richtete er immer die Augen nach dem Geographiebuch, das offen vor ihm auf dem Tische lag. Zu morgen sollte er alle Städte im Stifte Seeland nennen können und Alles von denselben wissen, was man davon weiß.

Nun kam die Mutter nach Hause, denn sie war ausgewesen, und nahm die kleine Gustave auf den Arm. Tuk lief ans Fenster und las so eifrig in seinem Geographiebuche, daß er sich bald die Augen ausgesehen hätte, denn es war nahe vor Dunkelwerden und die Mutter wußte nicht Rath, Licht zu brennen.

»Da geht die alte Waschfrau aus der Twete ne-

ben an,« sagte die Mutter, indem sie aus dem Fenster sah, »sie kann sich kaum selbst fortschleppen und muß doch noch den Wassereimer von der Pumpe tragen. Spring' Du hinunter, mein Tuk, und sei ein guter Junge' hilf der alten Frau den vollen Eimer tragen.«

Und Tuk sprang sogleich hinunter und half tragen, aber als er wieder herauf kam, war es ganz dunkel geworden, an Licht war nicht zu denken; er sollte zu Bett auf seine alte Schlafbank. — Da lag er nun und dachte an seine Geographiestunde, das Stift Seeland und Alles, was der Lehrer davon gesagt hatte. Er hätte nothwendig noch lernen sollen, aber das konnte ja nun nicht mehr angehen. Das Geographiebuch deckte er unter sein Kopfkissen, weil er gehört hatte, daß das behexend helfen sollte, die Lection in den Kopf zu bringen; doch darauf kann man sich nicht verlassen.

Da lag er nun so und dachte an das Stift Seeland und die vielen Städte darin, und es kam ihm vor als wenn ihn Jemand auf Augen und Mund küßte, er schlief und schlief doch wieder nicht recht, es war, als wenn die alte Waldfrau ihn mit ihrem sanften Auge ansah und sagte: »Das wäre eine große Sünde sein, wenn Du Deine Lection nicht wissen könnest. Nun will ich Dir helfen, und der liebe Gott wird es allzeit thun.«

Und auf einmal fing das Buch unter des kleinen Tuk Kopfkissen an zu knistern und zu krabbeln.

»Kukeleku!« das war ein Auerhuhn von Kjöge. »Ich bin ein Kjögerhuhn!« und dabei sagte es, wie viele Einwohner und von der Seeschlacht im Kjöger Meerbusen, und das sei nun nicht der Mühe werth, weiter davon zu sprechen.

Kribbel, krabbel ging's wieder! Bums! da fiel Einer und das war ein hölzerner Papagei, der Papagei vom Vogelschießen in Prästö. Der sagte, es wären ebensovici Einwohner in Prästö, als er Nägel im Leibe hätte. »Thorwaldsen hat auf der Ecke bei mir gewohnt,« fügte er etwas stolz hinzu. »Ich habe eine vortreffliche Lage.«

Aber der kleine Tuk lag keinesweges, er war auf einmal zu Pferde gekommen und in Galopp ging's weiter. Ein prächtig gekleideter Ritter mit goldenem Helm und wehendem Federbusch hatte ihn vor sich genommen, und sie eilten zusammen durch den Wald nach der alten Stadt Wordingborg. Das war eine große und volkreiche Residenzstadt; hohe Thürme prangten auf der Königsburg und die Kerzen strahlten weit hinaus durch die Schloßfenster. Drinnen war Sang und Tanz, König Waldemar und stattliche junge Hoffräulein führten einen Rundtanz auf. — Es wurde Morgen, und so wie die Sonne erschien, sank die Stadt hin und von der Königsburg der eine Thurm nach dem andern, so daß zuletzt nur noch ein einziger von der Burgfeste auf dem Walle übrig blieb, wo das Schloß einst gestanden hatte, und die Stadt war nun so klein und so armselig geworden. Die Schulknaben kamen mit ihren Büchern unter dem Arm und sagten zweitausend Einwohner, aber das war nicht wahr, denn so viele waren gar nicht da.

Und der kleine Tuk lag in seinem Bette, er glaubte zu träumen und nicht zu träumen, aber Jemand war doch um und bei ihm.

»Kleiner Tuk! kleiner Tuk!« wurde gerufen, es war ein Seemann, eine ganz kleine Person, als wenn's ein Seecadet gewesen wäre, aber es war kein Cadet. »Ich soll vielmal grüßen von Korsör, das ist eine Stadt, die im Aufblühen ist, ein lebhafter Ort! Da giebt's

Dampfſchiffe und Poſtwagen. Sonſt ſollte Korsör immer ein wiederliches Loch ſein, aber das war nur eine Meinung. »Ich liege am Meer,« ſagte Korsör, »habe Chauſſeen und Parkanlagen, und ich habe einen Dichter geboren, der launig war, das ſind nicht alle Dichter. Ich habe ein Schiff um die Welt ſegeln laſſen wollen; ich that es nicht, konnte es aber gethan haben, und dann rieche ich ſo herrlich gerade beim Thor nach den allerſchönſten Roſen.

Der kleine Tuk ſah die Roſen und es wurde ihm roth und grün vor den Augen, als aber ſein Blick zur Ruhe kam, ſah er einen waldigen Hügel dicht an der klaren Fehrde und darüber lag eine prächtige alte Kirche mit zwei ſpitzigen Thürmen. Aus dem Waldhügel ſprangen Quellen in dichten Strahlen hervor, und neben denſelben ſaß ein alter König mit der goldenen Krone auf dem langen Haare. Das war König Hroar an den Quellen, das war die Stadt Roeskilde, wie man ſie nun nennt. Und über den Hügel gingen alle Könige und Königinnen Dänemarks Hand in Hand in die Kirche hinein, die goldene Krone auf dem Haupte, und die Orgel ſpielte ſo traurig dazu und die Quellen rieſelten ſo ſachte. Der kleine Tuk ſah Alles, hörte Alles, »Vergiß nur die Landſtände nicht!« ſagte König Hroar.

Plötzlich war das ganze Traumbild wieder verſchwunden, wie man ein Blatt in einem Buche umſchlägt, und darauf ſtand eine alte Frau vor ihm, eine Gärtnerin, die eben aus der Stadt Sorö gekommen war, wo das Gras in den Straßen wächſt. Sie hatte ihre grobleinene Schürze über Kopf und Rücken geſchlagen, es mußte geregnet haben, denn ſie war durchnäßt. »Ja das hat es auch!« ſagte ſie und hatte gleich allerlei witzige Einfälle aus Holberg's Komödien bei der Hand

und zierlich, hatten große Fenſterſcheiben und glatte Wände; man konnte wol ſehen, daß ſie nichts mit dem alten Hauſe zu thun haben wollten: ſie dachten, wie lange ſoll der alte Rumpelkaſten hier noch zum Spektakel in der Straße ſtehen? Und dann ſteht der Erker ſoweit vor, daß aus unſeren Fenſtern kein Menſch ſehen kann, was auf der Seite paſſirt! Die Treppe iſt ſo breit wie bei einem Schloß und ſo hoch wie bei einem Kirchthurm. Das eiſerne Geländer ſieht ja aus wie die Thüre zu einem Begräbniß und dabei hat es meſſingene Knöpfe! Das iſt doch garſtig!«

Gerade gegenüber in der Straße ſtanden auch neue zierliche Häuſer und die dachten ebenſo wie die anderen, aber hier ſaß an einem Fenſter ein kleiner Junge mit rothen Backen und hellen Augen, dem das alte Haus recht gefiel, ſowohl bei Sonnenſchein als im Mondenglanz. Entdeckte er an der Mauer des alten Hauſes eine Stelle, wo der Kalk abgefallen war, ſo konnte er die wunderlichſten Bilder erſinnen, wie die Straße ſich vordem ausgenommen hätte mit Hausktreppen, Erkern und ſpitzigen Giebeln; er ſah Soldaten mit Hellebarden und Dachrinnen mit Lindwürmern und Drachen. Das was freilich ein Haus, das zu ſehen der Mühe werth war! Und in demſelben wohnte ein alter Mann, welcher in Plüſchhoſen und einem Rock mit großen metallenen Knöpfen ging und eine Perrücke trug, der man es wirklich anſehen konnte, daß ſie eine wirkliche Perrücke war. Alle Morgen kam zu ihm ein Knecht, welcher das Haus rein machte und das Nöthige beſtellte, ſonſt war der alte Mann in Plüſchhoſen ganz allein in dem alten Hauſe. Mitunter kam er ans Fenſter, um auszuſehen, dann nickte der kleine Junge ihm zu und der alte Mann nickte wieder, und ſo wurden die Beiden

Bekannte und Freunde, obgleich sie nie miteinander gesprochen hatten, was ja auch nicht nöthig war.

Der kleine Junge hörte die Eltern sagen, der alte Mann da drüben stände sich sehr gut, aber er lebe so entsetzlich einsam.

Am nächsten Sonntag wickelte der kleine Junge Etwas in Papier und ging damit hinunter nach der Pforte, und als der Knecht vorbei kam, der Bestellungen machte, sagte er: »Höre, willst Du dem alten Mann da drüben dies von mir geben? Ich habe zwei Zinnsoldaten, dies ist der eine, den soll er haben, denn ich weiß, daß er so schrecklich einsam ist.«

Und der alte Knecht sah ganz vergnügt aus, nickte und brachte den Zinnsoldaten hinüber in das alte Haus. Bald nachher kam ein Bote und sollte fragen, ob der kleine Junge nicht Lust hätte, selbst herüber zu kommen zum Besuch, was ihm auch die Eltern erlaubten, und so kam er denn selbst hinüber in das alte Haus.

Und die Messingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten stärker als sonst, man hatte glauben können, sie wären polirt worden zu Ehren des Besuchs, und es war, als wenn die Trompeter, welche auf der Thür in Tulpen ausgeschnitzt zu sehen waren, aus allen Kräften bliesen, so pauschig waren ihre Backen. »Trateratra! der kleine Junge kommt!« trompeteten sie, und alsbald ging die Thür auf. Der ganze Gang war mit alten Bildern von Rittern in Harnischen und Frauen in seidenen Kleidern behängt; die Harnische rasselten und die seidenen Kleider knitterten. Dann kam die Treppe, die ging ein großes Stück hinauf und ein kleines Stück hinunter — dann stand man auf dem Altan, der freilich etwas gebrechlich war von großen Löchern und langen Spalten, aber es wuchsen Gras und Blätter aus allen

Oeffnungen heraus, und Altan und Mauer waren grün geworden vor Alter. Hier gab's auch Blumentöpfe mit Gesichtern und Eselsohren, und die Blumen darin wuchsen wild nach Belieben. Aus einen Blumentopf liefen die Nelkenranken über alle Beete weg, der eine Schuß reihte sich an den andern, und ganz deutlich sprachen sie: die freie Luft hat mich geliebkost, die Sonne hat mich geküßt und eine Blume zum Sonntag mir versprochen, eine kleine frische Sonntagsblume!

Darauf kamen sie in die Kammer, wo die Wände mit Schweinsleder bezogen waren, worauf verblichene goldene Blumen gemalt standen

»Die Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!«

sagten die Wände.

Lehnstühle mit hoher Rücklehne, Schnitzwerk und zwei Armen standen zu beiden Seiten. »Setzen Sie sich, Nehmen Sie Platz!« sagten die Stühle. »Hu! wie knackt's in mir! Nun werde ich wohl Gicht im Rücken bekommen, wie der alte Schrank dort!«

Und nun kam der kleine Junge in die Stube, wo die Erkerfenster waren und der alte Mann.

»Bedanke mich für den Zinnsoldaten, mein kleiner Freund,« sagte der alte Mann. »Und dann danke ich Dir auch, daß Du mich besuchen willst.«

»Knack! knack!« das sollte sein Dank! Dank! sagten alle Meubles, es waren ihrer so viele hier, daß sie einander fast im Wege standen, um den kleinen Jungen zu sehen.

Mitten auf der Wand hing eine Schilderei mit einer jungen Dame, die so fröhlich aussah, aber ganz nach alter Weise gekleidet war, mit gepudertem Haar und weit abstehenden Reifröcken. Sie sprach kein Wort,

aber mit ihren sanften Augen blickte sie den kleinen Jungen so fest an, daß er den alten Mann gleich fragte: »Wo hast Du sie her?«

»Vom Trödler,« sagte der alte Mann. »Der hat so viele Bilder aushängen, aber Niemand bekümmert sich darum, Niemand kennt sie, denn die sie vorstellen, sind todt. Aber in alten Tagen habe ich dies junge Mädchen gekannt, doch nun ist auch sie todt seit fünfzig Jahren schon.«

Und unter dem Bilde hing hinter Glas und Rahmen ein Bouket von welken Blumen; die waren gewiß auch schon funfzig Jahre alt, so vertrocknet sahen sie aus. Und der Perpendikel an der großen Wanduhr ging hin und her, der Zeiger drehte sich, und Alles, was in der Stube war, wurde noch älter, aber es merkte es nicht.

»Daheim sagen sie, Du seist so entsetzlich einsam,« sagte der kleine Junge.

»O,« antwortete er, »die alten Gedanken mit ihrem Gefolge besuchen mich, und nun kommst auch Du zu mir! — mir geht es sehr gut.«

Und darauf nahm er von einem alten Bücherschranke ein Liederbuch herab, worin ganze Aufzüge abgemalt waren: die wunderbarsten altmodischen Carrossen, wie man sie nun nicht mehr sieht, Soldaten wie der Kreuzbube auf den Spielkarten und Bürger mit flatternden Fahnen: die Schneider hatten eine mit der Schere darin, die von zwei Löwen gehalten wurde, die Schuster eine ohne Stiefel, aber mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte, denn die Schumacher müssen Alles so haben, daß ein Paar daraus wird. Das war ein Liederbuch, wie's keine mehr giebt!«

Der alte Mann ging in die andere Stube, um

Eingemachtes, Aepfel und Nüsse zu holen. — Ja, fürwahr! da war gut sein in dem alten Hause.

»Ich kann's hier nicht aushalten!« sagte der Zinnsoldat, welcher auf der Dragkiste stand. »Hier ist es so einsam und traurig! Wer kann das aushalten, wenn man an Familienleben gewöhnt ist? der Tag wird Einem so lang und der Abend noch länger. Hier ist es gar nicht so wie bei Dir, wo Dein Vater und Deine Mutter so freundlich sprachen und Du und alle ihr lieben Kinder so herrlichen Spetakel machtet. Ach, wie lebt der alte Mann doch einsam! Meinst Du, daß ihn Jemand küßt, daß ihn Jemand mild ansieht oder ihm einen Weinachtsbaum bringt? Ach nein! er bekommt Nichts, nur ein Begräbniß! — Ich halte es hier nicht aus!«

»Du mußt Dir's nur nicht so traurig vorstellen,« sagte der kleine Junge. »Mir scheint's hier vortrefflich zu sein, und die alten Gedanken und ihr Gefolge besuchen Euch ja doch.«

»Die sehe ich nicht und kenne sie nicht,« sagte der Zinnsoldat. »Ich kann's und kann's nicht aushalten!«

»Das wirst Du doch müssen,« sagte der kleine Junge.

Da kam der alte Mann mit der allerfreundlichsten Miene und brachte schöne eingemachte Sachen, Aepfel uud Haselnüsse, und nun dachte der kleine Junge nicht weiter an den Zinnsoldaten. —

Glücklich und vergnügt kam der kleine Junge wieder nach Hause, und es verstrichen Tage und es verstrichen Wochen, es wurde hinübergenickt und herübergenickt nach und von dem alten Hause, und darnach kam der kleine Junge wieder den Nachbar zu besuchen.

Und die geschnitzten Trompeter bliesen wieder. »Trateratra! der kleine Junge ist da! trateratra!« Schwert

und Rüſtung auf den Ritterbildern raſſelten, die ſeidenen Kleider knitterten und die alten Stühle klagten wieder über Gicht im Rücken, gerade ſo wie das erſte Mal, denn drüben im alten Hauſe war der eine Tag wie der andere, die eine Stunde wie die andere.

»Ich halte es nicht aus!« ſagte der Zinnſoldat; »ich habe Zinn geweint! Hier iſt es gar zu traurig! laß mich lieber in den Krieg gehen und Arm und Beine verlieren: das iſt doch eine Veränderung! — Nun weiß ich, was es heißt, Beſuche von alten Gedanken und ihrem Gefolge zu haben, denn die meinigen haben mich beſucht und Du kannſt glauben, das iſt kein Vergnügen, wenn's lange währt. Ich hätte zuletzt von der alten Scharteke von Dragkiſte hinab ſpringen mögen. Ich ſah Euch Alle drüben ſo deutlich, als wenn ich bei Euch geweſen wäre. Es war wieder Sonntag und Ihr ſtandet Alle um den Tiſch, um Euer Morgengebet zu halten wie Ihr es jeden Morgen thut. Ihr Alle ſtandet andächtig da mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren ebenſo feierlich geſtimmt. Da ging die Thür auf und die kleine, noch nicht zweijährige Schweſter Marie, welche immer tanzt, wenn ſie Muſik und Geſang hört, von welcher Art, das iſt ihr einerlei, wurde herein gelaſſen, was eigentlich nicht hätte ſein ſollen. Gleich fing ſie wieder an zu tanzen, konnte aber nicht recht in Tact kommen, denn die Töne waren ſo langgehalten; ſie ſtand auf dem einem Bein und hielt den Kopf vorüber, aber es wollte Alles nicht paſſen. Ihr bliebt Alle ganz ernſthaft, ob es Euch auch ſchwer genug wurde, aber ich lachte innerlich über die kleine Schweſter, fiel dabei vom Tiſch und ſtieß mir eine Beule, womit ich mich noch herumſchleppe, denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber das Ganze

geht mir nun wieder durch den Kopf, und das ſind ja wohl die alten Gedanken mit ihrem Gefolge? Sage mir, ob Ihr noch des Sonntags Betſtunde haltet, und erzähle mir von der kleinen Marie! Wie geht's meinem Kameraden, dem anderen Zinnſoldaten. Ja, der kann von Glück ſprechen, aber ich, ich halte es nicht aus, das iſt gewiß!«

»Du biſt verſchenkt worden,« ſagte der kleine Junge; »Du mußt bleiben. Kannſt Du das nicht einſehen?«

Und der alte Mann brachte eine Schublade, worin es viel zu ſehen gab: Balſamdoſen und Riechfläſchchen, große vergoldete Kanten und Oblatenſchachteln: große Schubladen wurden nacheinander ausgezogen und das Clavier wurde aufgemacht; das war inwendig mit Landſchaften beklebt und klang ſo heiſer, als der alte Mann darauf ſpielte und ein Lied dazu ſummte.

»Das Lied wußte ſie zu ſingen,« ſagte er und nickte das Bild an, das er bei dem Trödler gekauft hatte, und des alten Mannes Augen wurden ſo klar und ſo hell.

»Ich will in den Krieg! ich will in den Krieg!« rief der Zinnſoldat ſo laut, als er konnte, und ſtürzte ſich gerade auf die Diele hinunter.

Wo war er geblieben? Der alte Mann ſuchte und der kleine Junge ſuchte, aber weg war er und weg blieb er. »Ich werde ihn ſchon wiederfinden,« ſagte der alte Mann, doch er fand ihn niemals wieder. Die Bretter des Fußbodens waren offen und voll Löcher; der Zinnſoldat war in eine Spalte gefallen und lag nunmehr im offenen Grabe.

Und der Tag ging zu Ende und der kleine Junge nach Hauſe, die Woche ging zu Ende und es verſtrichen viele Wochen. Die Fenſterſcheiben waren nun zugefroren;

um ein Guckloch zu haben und nach dem alten Hause hinübersehen zu können, mußte der kleine Junge das Eis mit seinem Athem aufthauen. An dem alten Hause waren alle Schnörkel und Inschriften voll Schnee, der bis über die Thürtreppe lag, als wenn Niemand zu Hause wäre, und wirklich war Niemand mehr zu Hause, denn der alte Mann war gestorben.

Bald hielt ein Wagen vor der Thür, in diesen trug man ihn in seinem Sarg; er sollte nach seinem Begräbniß auf dem Lande gebracht werden. Da fuhren sie nun mit ihm davon! Niemand folgte dem Leichenwagen; alle seine Freunde waren ja todt! —

Einige Tage darnach wurde Auction in dem alten Hause gehalten und der kleine Junge konnte aus seinem Fenster sehen, wie alte Ritter und alte Damen, Blumentöpfe mit langen Ohren, die alten Stühle und die alten Schränke fortgetragen wurden und Einiges hierhin, Anderes dorthin kam. Das Portrait, welches bei dem Trödler gefunden worden war, kam wieder dahin, und hier blieb es hängen, denn kein Mensch kannte die junge Person mit den gepuderten Haaren und Niemand kehrte sich an das alte Bild.

Als der Frühling gekommen war, wurde das alte Haus heruntergerissen; es sei ein alter Rumpelkasten, sagten die Leute. Von der Straße her konnte man gerade in die Stube mit dem schweinsledernen Bezug sehen und wie derselbe in Stücken herunter hing und abgerissen wurde, und an dem Altan hingen die grünen Ranken wild um die herabstürzenden Balken. Zuletzt wurde der Platz, auf dem das alte Haus gestanden hatte, aufgeräumt und geebnet.

»Das half!« sagten die Nachbarhäuser.

* * *

Darauf wurde ein neues Haus mit großen Fenstern und weißpolirten Wänden auf dem leeren Platze aufgebaut, aber vor demselben, da wo eigentlich das alte Haus gestanden hatte, legte man einen kleinen Garten an, in welchem sich wilde Weinstöcke an der Wand des Nachbarn hinaufrankten. Vor dem Garten wurde ein eisernes Gitter mit großer Pforte eingegraben; die Leute standen still, um durch das stattliche Gitterwerk hinein zu schauen. Und die Sperlinge hingen sich dutzendweise an die Weinranken und schnatterten einander in den Mund, aber nicht von dem alten Hause, das hier gestanden hatte; denn dessen konnten sie sich gar nicht mehr erinnern, es war schon so viele Jahre her, daß der kleine Junge unterdessen zum Manne herangewachsen war, zum tüchtigen Manne, an dem seine Eltern Freude erlebten. Er hatte sich nun eben verheirathet und mit seiner kleinen Frau das Haus hier mit dem Garten vor der Thür bezogen; er stand neben ihr und sah wie sie eine Feldblume einpflanzte, die sie so hübsch gefunden hatte, und mit ihren zarten Finger die Erde um die Blume festdrückte. »Au!« sagte sie, »was war das? Ich stach mich! es saß etwas Spitziges in der weichen Erde.«

Das war — ja denkt einmal! das war der Zinnsoldat, er, der dem alten Mann weggekommen war, sich unter Bauholz und Schutt herumgetummelt und zuletzt viele Jahre in der Erde gelegen hatte!

Und die junge Frau trocknete den Soldaten erst mit einem grünen Blatte ab, dann mit ihrem feinen Taschentuch, das so wunderherrlich roch. Dem Zinnsoldaten ward es dabei, als wenn er aus langer Betäubung wieder erwachte.

»Laß mich sehen!« sagte der junge Mann, lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. »Der kann es nun

nicht ſein,« ſagte er, »aber er gemahnt mich an eine Geſchichte mit einem Zinnſoldaten, die ich in meiner Jugend als kleiner Junge erlebte.« Und darauf erzählte er ſeiner Frau von dem alten Hauſe, dem alten Manne und dem Zinnſoldaten, den er dem Alten geſandt hatte, weil derſelbe ſo einſam und verlaſſen geweſen, und er wußte das Alles ſo genau zu erzählen, wie es wirklich paſſirt war, daß der jungen Frau Thränen in die Augen kamen über das alte Haus und den alten verlaſſenen Mann.

»Es kann doch ſein, daß es der nämliche Zinnſoldat iſt,« ſagte ſie. »Ich will ihn verwahren und Alles behalten, was Du mir erzählt haſt, aber des alten Mannes Grab mußt Du mir auch zeigen.«

»Ja, wenn ich es wüßte!« ſagte der junge Mann. »Niemand weiß es, und alle ſeine Freunde ſind längſt todt. Keiner pflegte ſeine Ruheſtätte und ich war damals ja ein kleiner Junge.«

»Wie ſchrecklich einſam er doch geweſen ſein muß!« ſagte die junge Frau.

»Schrecklich einſam!« ſagte der Zinnſoldat. »Aber herrlich iſt es, nicht vergeſſen zu werden.«

»Herrlich!« wiederholte Etwas ganz in der Nähe, aber nur der Zinnſoldat wurde gewahr, daß es ein Stück von dem ſchweinsledernen Bezug war, das ohne alle Vergoldung dalag und wie feuchte Erde ausſah, aber eine Meinung hatte es doch und die ſprach es frank und frei aus.

»Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder beſteht!«

Aber der Zinnſoldat wollte nicht daran glauben.

Der Flachs.

Der Flachs ſtand in Blüthe. Er hat ſo ſchöne blaue Blümchen, die ſo weich ſind wie die Flügel eines Nachtfalters. Die Sonne beſchien den Flachs und der Regen begoß ihn, was eben ſo gut für ihn war, als wenn kleine Kinder gewaſchen werden und dann einen Kuß von der Mutter bekommen. Sie werden davon ja ſehr ſchön, und das wurde der Flachs auch.

»Die Leute ſagen, ich ſtehe ſo vorzüglich gut,« ſprach der Flachs, »und ich werde ſo lang; es wird ein tüchtiges Stück Leinen aus mir kommen. Was bin ich doch glücklich! Ich bin gewiß der Allerglücklichſte von Allen! Ich habe es ſo gut und es wird Etwas aus mir werden! Was der Sonnenſchein doch munter macht und der Regen gut ſchmeckt und erfriſcht! Ich bin unendlich glücklich, unſtreitig der Allerglücklichſte!«

»Jawohl! jawohl! jawohl!« ſagten die Zaunpfähle. »Du kennſt die Welt nicht, aber das thun wir als knorrige Jungen,« und dabei knackten ſie ſo jämmerlich.

»Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Wir geh'n nach Haus;
Das Lied iſt aus!«

»Nein, es iſt nicht aus!« ſagte der Flachs. »Die Sonne ſcheint morgen, der Regen thut ſo gut; ich kann's hören, wie ich wachſe, ich kann fühlen, daß ich blühe. Ich bin der Allerglücklichſte in der ganzen Welt!«

Aber eines Tages kamen Leute daher und nahmen den Flachs bei'm Kopf und riſſen ihn aus mit der Wurzel: das that weh! ſie legten ihn in Waſſer, als hätten ſie ihn erſäufen wollen, und darauf kam er über Feuer, als hätten ſie ihn braten wollen; das war gräulich!

»Man kann nicht immer gute Tage haben,« ſagte der Flachs; »man muß etwas durchmachen, ſo wird man klug.«

Aber es erging ihm noch ganz ſchlimm, denn er wurde gerauft und geröſtet, gerungen und geſchwungen, gebrochen und gehechelt — ja, was wußte er davon, wie das Alles hieß, was ſie mit ihm vorhatten! und zuletzt kam er ſogar auf den Recken, und da ging's ſchurre, ſchnurre, rurr! ſo daß es unmöglich war, die Gedanken dabei zuſammenzuhalten.

»Ich bin überaus glücklich geweſen,« dachte er bei allen ſeinen Qualen. »Man muß ſich des Guten freuen, das man genoſſen hat. Froh ſein, darum gilt's!« und das ſagte er noch, als er auf den Weberſtuhl kam, wo er zu einem einzigen Stück ſchöner Leinwand wurde — aus all' dem Flachs, allen den vielen Pflanzen nur ein einziges Stück! —

»Das iſt ja einzig in ſeiner Art! Das hätte ich nie gedacht! Wie mir doch das Glück günſtig iſt! Ja, die Zaunpfahle, die wußten wohl Beſcheid mit ihrem einfältigen

»Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Das Lied iſt aus;
Wir geh'n nach Haus!«

Das Lied ist noch lange nicht aus, es fängt erst recht an, es ist ohne Gleichen! Habe ich Viel ausstehen müssen, so bin ich denn nun auch zu Etwas dafür geworden; ich bin ganz unstreitig der Glücklichste von Allen! — Wie bin ich nicht so stark und so weich, so weiß und so lang geworden! Das ist doch ganz etwas Anderes als eine Pflanze sein, selbst wenn man auch blüht! Man wird nicht gewartet und bekommt nur Wasser, wenn es regnet. Jetzt werde ich dagegen gehörig bedient: das Mädchen kehrt mich alle Morgen und giebt mir mit der Gießkanne ein Regenbad alle Abend, ja, die Pastorin selbst hat mir eine Lobrede gehalten und gesagt, ich sei das beste Stück Leinen im ganzen Kirchspiel. Gewiß! ich kann nicht glücklicher werden als ich's bin!«

Darauf kam das Leinen in's Haus und unter die Schere; man schnitt und stach mit der Nähnadel darein, daß es ein Vergnügen anzusehen war. Aus dem Leinen wurden nun zwölf Stück Wäsche, zwölf Hemden, die alle Menschen nöthig haben, ganze zwölf Stück!

»Nein, seht doch, nun bin ich erst recht zu Etwas geworden! Das also war meine Bestimmung! Wie herrlich! Nun stifte ich Nutzen in der Welt, und Das ist's ja doch, wonach man trachten soll! das ist die wahre Genugthuung! Wir sind zwölf Stück geworden, aber wir sind doch Alle Eines und Dasselbe, wir sind ein Dutzend. Welch' beispielloses Glück!«—

Jahre verstrichen — da konnte das Leinen nicht mehr halten.

»Einmal muß es ja vorbei sein!« sagte jedes Stück. »Ich hätte gern noch etwas länger gehalten, allein man muß nichts Unmögliches begehren.« Und

nun wurden sie in Fetzen gerissen, so daß sie glaubten, es sei aus mit ihnen, denn sie wurden zerhackt, zu Brei gerührt und gekocht; sie wußten selbst nicht wie ihnen geschah', und zuletzt waren sie zu feinem weißen Papier geworden.

»Das nenne ich eine Ueberraschung, eine wirklich großartige Ueberraschung!« sagte das Papier. »Jetzt bin ich feiner als vorher, und nun werde ich beschrieben werden! Was läßt sich nicht Alles schreiben! Welch endloses Glück ist mir beschert!« — Und das Papier wurde beschrieben, die herrlichsten Geschichten kamen darauf zu stehen, die Leute hörten, was darauf geschrieben stand, und das war Alles so richtig und so gut, daß die Menschen klüger und besser davon wurden; es wurde zum wahren Segen, was diese Papiere in Worten enthielten.

»Das ist mehr, als ich mir hätte träumen lassen, als ich noch ein kleines blaues Blümchen auf dem Felde war! Wie hätte es mir einfallen können, daß ich dazu bestimmt sein sollte, Freude und Kenntnisse unter den Menschen zu verbreiten! Ich begreife es selbst noch nicht, aber es ist doch nun einmal wirklich so. Gott weiß, daß ich selbst weiter Nichts dazu beigetragen habe, als was ich um meiner eigenen Erhaltung willen nach meinen schwachen Kräften thun konnte, und doch bereitet er mir eine Freude nach der anderen! Jedesmal, wenn ich meine, das Lied sei aus, geht es zu etwas Höherem und Besserem über. Nun werde ich wohl auf Reisen gehen und in die Welt gesandt werden, damit alle Menschen mich lesen können. Das ist das Wahrscheinlichste. Sonst hatte ich blaue Blumen, jetzt habe ich die schönsten Gedanken. Ich bin und bleibe der Allerglücklichste auf der Welt!«

Aber das Papier kam nicht auf Reiſen, ſondern zum Buchdrucker. Hier wurde Alles, was darauf geſchrieben ſtand, zu einem Buch geſetzt, ja zu vielen hundert Büchern, denn ſo konnten viel mehr Leute Nutzen und Vergnügen davon haben, als wenn das eine Stück Papier, auf welchem das Geſchriebene ſtand, die Welt in der Runde hätte durchlaufen müſſen und ſchon auf halbem Wege vergriffen geweſen wäre.

Das iſt auch ſo am Vernünftigſten, dachte das beſchriebene Papier. Das war mir gar nicht eingefallen! Ich bleibe zu Hauſe und werde in Ehren gehalten wie ein alter Großvater; ich bin's, auf dem es geſchrieben ſteht, aus der Feder floſſen die Worte gerade in mich hinein. Ich bleibe und die Bücher laufen durch die Welt! Nun kann etwas Rechtes ausgerichtet werden, und o! wie froh und glücklich fühle ich mich!

Darauf wurde das Papier zuſammengelegt, in ein Packet gebunden und auf den Rieg gelegt. »Es thut gut, auf ſeinen Werken zu ruhen,« ſagte das Papier. »Es iſt ſehr richtig, wenn man ſich ſammelt und zum Nachdenken kommt über Das, was Einem inwohnt. Erſt nun weiß ich recht genau, was in mir ſteht. Sich ſelbſt kennen lernen, das iſt der wahre Fortſchritt. Was mag denn nun wohl weiter kommen? denn weiterkommen ſoll man, immer weiter!«

Eines Tages nun wurde alles Papier auf den Heerd gelegt, es ſollte verbrannt und nicht an den Höker verkauft werden, um Butter und Zucker hineinzuwickeln. Alle Kinder im Hauſe umſtanden den Heerd; ſie wollten die Funken ſehen, welche umherlaufen und einer nach dem andern verlöſchen — das ſind die Kinder, die aus der Schule kommen, und der letzte Funken, das iſt der Schulmeiſter; oft meint man, daß er

fortgegangen ist, aber dann kommt er erst etwas später als die Anderen.

Und alles Papier lag in einem Bunde auf dem Feuer. Himmel! wie loderte es in die Höhe! Und auf einmal war's eine einzige Flamme, die stieg so hoch, wie der Flachs seine kleine blaue Blume nur hatte heben können, und glänzte so hell, wie das weiße Leinen nie geglänzt hatte. Alle die geschriebenen Buchstaben wurden in einem Augenblick ganz roth, und alle Worte und Gedanken gingen in Flammen auf.

»Nun steige ich gerade zur Sonne hinauf,« sagte die Flamme, und es war, als wenn tausend Stimmen es zugleich ausgesprochen hätten. Die Flamme stieg den ganzen Schornstein hinauf und schlug oben hinaus, und feiner noch als die Flammen, dem menschlichen Auge unsichtbar, schwebten ganz kleine Wesen, so viele, als Blumen auf dem Flachs gewesen waren, in der Luft. Sie waren noch leichter als die Flamme, die sie trug, und als diese erloschen und von dem Papier nur die schwarze Asche noch übrig war, tanzten sie noch einmal darüber hin und wo sie Etwas berührten, da sah man ihre Spuren. Das waren die rothen Fünkchen, die Kinder, welche aus der Schule kamen mit dem Schulmeister hinterher. Es war ein Vergnügen zu sehen und die Kinder standen um die todte Asche herum und sangen:

»Schnipp! Schnapp! Schnurr!
Wir geh'n nach Haus,
Denn das Lied ist aus!«

Aber die kleinen unsichtbaren Wesen sagten: »Das Lied ist niemals aus, und Das ist gerade das Beste

daran. Ich weiß es, und darum bin ich der Allerglücklichſte von Allen.«

Doch die Kinder konnten es weder hören noch verſtehen, und das ſollten ſie auch nicht; denn Kinder müſſen nicht Alles wiſſen.

Die Springer.

Floh, Heuſchrecke und Springbock wollten einmal ſehen, wer von ihnen den höchſten Sprung machen könnte, und da luden ſie denn die ganze Welt ein und wer ſonſt kommen wollte, dem Feſte beizuwohnen. Das waren drei artige Springer, als ſie ſich in der Stube verſammelt hatten.

»Ich gebe Dem meine Tochter, der am höchſten ſpringt,« ſagte der König, »denn es iſt doch gar zu armſelig, wenn die Herren um Nichts und wieder Nichts ſpringen ſollen.«

Der Floh ſtellte ſich zuerſt ein. Er hatte ſehr gefällige Manieren und grüßte nach allen Seiten, denn er hatte Jungfernblut in ſich und war gewöhnt, nur mit Menſchen umzugehen; das thut viel!

Darauf kam die Heuſchrecke. Die war freilich bedeutend ſchwerer, hatte aber doch ein ganz gutes Weſen an ſich und trug eine grüne Uniform, die ſie mit auf die Welt gebracht hatte. Sie ſagte auch, ſie ſtamme von einem uralten Geſchlechte im Lande Aegypten ab und ſtehe hier zu Lande ſo hoch in Ehren, daß

ſie gerade vom Felde genommen ſei, um in ein Kartenhaus von drei Etagen geſetzt zu werden, das aus lauter bunten Karten gemacht wäre, welche die bunte Seite nach innen kehrten, und ſowohl Thüren als Fenſter habe, die der Coeurdame aus dem Leibe geſchnitten wären. »Ich ſinge ſo gut,« ſagte ſie, »daß ſechszehn eingeborne Heimchen, welche von der Kindheit an gepfiffen und doch kein Kartenhaus erlangt haben, als ſie mich hörten, ſich noch dünner geärgert haben als ſie es ſo ſchon waren.«

Beide Ankömmlinge, ſowohl der Floh als die Heuſchrecke, wußten ſich ſomit gehörig zu präſentiren und waren der Meinung, daß ſie ohne Weiteres eine Prinzeſſin heirathen könnten.

Der Springbock ſagte gar nichts, aber man wollte wiſſen, daß er deſto mehr dachte, und als der Hofpudel ihn nur ein wenig angeſchnüffelt hatte, erbot er ſich ſogleich, für die gute Herkunft des Springbocks einſtehen zu wollen. Der Rathsherr, welcher drei Orden für's Stillſchweigen bekommen hatte, verſicherte auch zu wiſſen, daß der Springbock prophezeien könne und daß man an ſeinem Rücken zu ſehen vermöge, ob's einen ſtrengen oder milden Winter geben werde, und das kann man doch nicht einmal dem am Rücken abſehen, der den Kalender ſchreibt!

»Ich will nicht weiter davon ſprechen,« ſagte der alte König, »indeſſen denke ich mein Theil dabei.«

Jetzt war es aber um den Sprung zu thun. Der Floh ſprang zuerſt und ſo hoch, daß Niemand ſehen konnte, wo er blieb, und deshalb behaupteten die Anderen, er habe gar nicht geſprungen, was wirklich recht lumpig war.

Die Heuſchrecke ſprang nur halb ſo hoch als der

Floh, flog aber dem König gerade in's Geſicht. Das wäre ekelig, ſagte dieſer.

Der Springbock ſtand lange ſtill und bedachte ſich; man glaubte zuletzt, er könne gar nicht ſpringen.

»Wenn ihm nur nicht übel geworden iſt,« ſagte der Hofpudel und ſchnüffelte wieder an dem Springbock herum. Husch that derſelbe einen kleinen ſchiefen Sprung, der Prinzeſſin, welche auf einem niedrigen Schemel von Gold ſaß, gerade auf den Schoß.

Da ſagte der König: »Der höchſte Sprung, der hier gethan werden kann, geht zu meiner Tochter hinauf, denn das iſt das Feine von der Sache, aber es gehört Kopf dazu, darauf zu fallen. Der Springbock hat bewieſen, daß ein guter Kopf auf ihm ſitzt und daß er nicht auf die Naſe gefallen iſt.« —

Und nun bekam der Springbock die Prinzeſſin.

»Ich ſprang doch am höchſten,« ſagte der Floh. »Aber es mag darum ſein! Mag die Prinzeſſin das Gänſegerippe ſammt ſeinem Pfleck und Pech behalten! Ich bin doch am höchſten geſprungen; aber es gehört in dieſer Welt ein guter Leib dazu, mich zu bemerken.«

Und damit ging der Floh und trat in fremde Kriegsdienſte, wo er, wie man ſagt, todtgeſchlagen ſein ſoll.

Die Heuſchrecke aber ging hinaus in den Graben und ſtellte Betrachtungen darüber an, wie es eigentlich in der Welt hergehe. »Ja, der Floh hat Recht,« ſagte ſie, »ein guter Leib gehört dazu, um Etwas in dieſer Welt zu werden!« Und darauf fing ſie an, ihr Klagelied zu ſingen, aus dem wir dieſe Geſchichte hergenommen haben, die jedoch vielleicht auch unwahr ſein kann, obgleich ſie gedruckt ſteht.

Die Glocke.

Wenn in den ſchmalen Straßen der großen Stadt Abends die Sonne untergegangen war und die goldenen Wolken noch oben zwiſchen den Schornſteinen hindurch leuchteten, vernahm bald der Eine, bald der Andere einen ſonderbaren Laut, der dem Geläute einer Kirchenglocke ähnlich war, aber nur einen Augenblick lang, denn das Lärmen in den Gaſſen und das Geraſſel der Wagen verhinderte ihn, den Laut länger zu hören. »Nun läutet die Abendglocke!« ſagte man; »die Sonne geht unter!«

Die, welche außerhalb der Stadt wohnten, dort, wo die Häuſer weiter auseinander liegen und durch Gärten und Wieſen getrennt ſind, ſahen die Pracht des Abendhimmels länger und hörten das Geläute der Glocke deutlicher, das von einem Kirchthurme, tief im fillen duftenden Walde, herzukommen ſchien; die Leute blickten dahin, um auf den Ton der fernen Glocke zu lauſchen, und wurden davon feierlich geſtimmt. —

Nun verſtrich eine lange Zeit. Der Eine ſagte zu dem Anderen: »Ob wohl eine Kirche dort im Walde

liegen mag? Die Glocke hat doch einen wunderbar ſchönen Klang! Sollen wir nicht einmal hinauswandern, um ſie genauer in Augenſchein zu nehmen?« — Und die reichen Leute fuhren, die armen gingen zu Fuß in den Wald hinaus, aber der Weg dahin wurde ihnen ſonderbar lang, und als ſie an einige Pappelweiden gekommen waren, die am Ausgange des Waldes wuchſen, ſetzten ſie ſich unter dieſelben, ſchauten die langen Zweige an und meinten, nun recht im Grünen zu ſein. Der Conditor aus der Stadt kam hinaus und ſchlug ein Zelt auf, und bald kam noch ein zweiter Zuckerbäcker, der zog eine Glocke auf über ſeinem Zelte, das auswendig getheert war, um Regen vertragen zu können, in der aber der Klöpfel fehlte. — Wenn die Leute dann aus dem Grünen zurückkehrten, ſagten ſie, ſie wären ſo romantiſch geweſen, was mehr bedeutet als bloßes Theetrinken im Freien. Drei Perſonen verſicherten, bis an das Ende des Waldes vorgedrungen zu ſein, und wie ſie immer den ſonderbaren Ton der Glocke dabei vernommen hätten, der ihnen dort als aus der Stadt kommend geſchienen hätte. Der Eine von ihnen ſchrieb ein Gedicht darüber, daß die Glocke wie die Worte einer Mutter an ihr liebes kluges Kind getönt habe, und daß keine Melodie ſchöner ſein könne als der Klang der wunderbaren Glocke.

Der Kaiſer des Landes wurde ebenfalls aufmerkſam auf dieſe Begebenheit und gelobte, daß Der, welcher entdecken könnte, woher das Geläute käme, den Titel »Allerwelts-Glöckner« erhalten ſollte, auch wenn es gar nicht von einer Glocke herrühre.

Nun zogen denn Viele in den Wald hinaus, um die gute Verſorgung zu erlangen, aber nur Einer von ihnen kehrte mit einer Art Aufklärung zurück. Keiner

von Allen war tief genug in den Wald eingedrungen, und Dieſer eben ſo wenig, aber er erzählte, der Ton käme von einer großen Eule her, die in einem hohlen Baume ſäße; das ſei ſo ein Weisheitsvogel, der den Kopf an dem Baumſtamme reibe; ob aber der Laut aus dem Eulenkopfe oder aus dem hohlen Baume komme, das könne er noch nicht mit Gewißheit angeben. — Und ſo wurde denn dieſer Entdecker als der Allerwelts-Glöckner angeſtellt und ſchrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule im hohlen Baum. Aber man war nun eben ſo klug als zuvor.

Nun war eben Confirmationstag geweſen; der Prediger hatte eine hübſche und eindringliche Anrede gehalten, die Confirmanden waren ſehr gerührt davon geworden, es war ja auch ein wichtiger Tag für ſie. Von Kindern werden ſie auf einmal zu erwachſenen Leuten, die kindliche Seele ſollte gleichſam in eine verſtändigere Perſon hinüberfliegen. — Es war an dem Tage das ſchönſte Sonnenſcheinwetter, das man ſich nur wünſchen konnte; die Confirmanden ſpazierten aus der Stadt, und aus dem nahen Walde ertönte die große unbekannte Glocke. Allen kam nun gleich die Luſt an, in den Wald zu gehen, doch wollten Drei von ihnen nicht mit. Die Eine von dieſen ſollte nämlich nach Hauſe, um ein Ballkleid anzupaſſen; denn eben dieſem Kleide und dieſem Balle hatte ſie es zu verdanken, daß ſie zur Confirmation geſtanden hatte, ſie wäre ſonſt nicht angenommen worden; der Andere war ein armer Knabe, der ſeinen Confirmationsrock und die Confirmationsſtiefeln von des Hauswirths Sohn geliehen hatte, die zur beſtimmten Stunde wieder abgeliefert werden ſollten, und der Dritte ſagte, er ginge nach keinem fremden Ort, wenn ſeine Eltern nicht mit

wären, er ſei immer ein gehorſames Kind geweſen und wolle es auch bleiben, ſelbſt als Confirmand, und darüber ſollte man nicht lachen; aber die Anderen lachten doch!

Drei von ihnen gingen alſo nicht mit, die Uebrigen aber trabten fort. Die Sonne ſchien, die Vögel ſangen und die Confirmanden ſtimmten mit ein und hielten einander bei der Hand; denn noch waren ſie ja keine Angeſtellte und Alle miteinander noch Confirmanden vor dem lieben Gott.

Bald wurden aber zwei von den Kleinſten müde und kehrten wieder um nach der Stadt, zwei kleine Mädchen ſetzten ſich nieder, um Kränze zu binden, und kamen auch nicht weit, aber die Anderen erreichten die Pappelweiden, wo der Conditor ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, und ſagten: »Sieh, nun ſind wir hier! Die Glocke iſt ja eigentlich gar nicht da; das iſt nur ſo Etwas, was man ſich einbildet.«

Da ertönte in demſelben Augenblick tief aus dem Walde die Glocke ſo ſchön und feierlich, daß vier oder fünf von den Confirmanden ſich entſchloſſen, weiter in den Wald hinein zu gehen. Dort war's ſo dicht und laubicht, daß es Mühe koſtete, durchzudringen, Waldglöckchen und Anemonen wuchſen faſt allzu hoch und Winden und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum da, wo die Nachtigal ſchlug und die Sonnenſtrahlen ſpielten. O, wie herrlich war es doch im tiefen Walde! aber das war kein Weg für Mädchen; die würden hier nur ihre Kleider zerriſſen haben. Große bemooſte Felsblöcke von allen Farben lagen umher, friſches Quellwaſſer rieſelte hervor und tönte ſo ſonderbar gluck! gluck!

»Das mag doch wohl nicht die Glocke ſein?« ſagte

Einer von den Confirmanden und legte ſich auf die Erde, um zu horchen. »Das muß man gehörig unterſuchen,« ſagte er, blieb zurück und ließ die Anderen weitergehen. —

Sie kamen an ein Haus von Baumrinden und Reiſig, ein großer Fruchtbaum voll wilder Aepfel neigte ſich über daſſelbe, als wollte er ſeinen reichen Segen auf das Dach ausſchütten, auf welchem Roſen blühten. Die langen Zweige breiteten ſich über den Giebel des Hauſes aus, und in demſelben hing eine kleine Glocke. War das die, welche man gehört hatte? Darüber waren Alle einig; nur Einer von ihnen meinte, dieſe Glocke ſei zu klein, um in weiter Ferne vernommen zu werden, wie ſie es gehört hatten, und daß ganz andere Töne dazu erforderlich wären, um das menſchliche Herz zu bewegen. Der ſo vernünftig ſprach, war ein Königsſohn, und deshalb ſagten die Anderen, ſo Einer wolle immer klüger ſein!

Darum ließen ſie ihn allein gehen, und wie er nun immer tiefer in den Wald hineinkam, wurde auch ſein Herz immer mehr und mehr erfüllt von der großartigen Einſamkeit, die ihn umgab. Doch konnte er noch fortwährend das kleine Glöcklein klingeln hören, worüber die Anderen ſo erfreut geworden waren, und mitunter, wenn der Wind vom Conditorzelte herwehte, vernahm er auch den Geſang am Theetiſche. Allein die dumpfen Glockentöne ſchallten doch ſtärker; es war, als wenn eine Orgel geſpielt wurde, und der Laut kam von der linken Seite, wo das Herz ſitzt.

Da rauſchte es im Buſche und vor dem Königsſohne ſtand ein kleiner Junge in Holzſchuhen und in einem Jäckchen mit ſo kurzen Aermeln, daß man recht ſeine langen Handgelenke ſehen konnte. Doch die Beiden erkannten ſich gleich wieder, denn der Knabe war eben

der Confirmand, welcher nicht hatte theilnehmen können an der Waldtour, weil er die geliehenen Confirmationskleider wieder zurückgeben sollte. Das hatte er gethan und war in seinem armseligen Anzuge allein wieder fortgegangen, denn die Glocke tönte so stark und so tief, daß es ihn drängte, auch in den Wald hinaus zu kommen.

»Da können wir ja zusammen gehen,« sagte der Königssohn; aber der arme Confirmand in Holzschuhen wurde ganz verlegen, er zog an den kurzen Aermeln seines Jäckchens und sagte, er befürchte, nicht so schnell gehen zu können, und er meinte auch, die Glocke müßte rechts zu suchen sein, denn diesen Platz hätte ja Alles, was herrlich und schön wäre.

»Dann werden wir uns gar nicht begegnen,« sagte der Königssohn und nickte dem armen Jungen zu, der in den dunkelsten und dichtesten Theil des Waldes hineinging, wo Dornen seine armseligen Kleider zerrissen und Angesicht, Hände und Füße bluten machten. Der Königssohn holte sich auch einige tüchtige Risse, aber die Sonne leuchtete doch auf seinem Wege, und ihm wollen wir nun folgen, denn ein kecker Bursch war er doch jedenfalls.

»Die Glocke will und muß ich finden,« sagte er »und sollte ich auch bis an's Ende der Welt gehen müssen!«

Die widerlichen Affen saßen grinsend in den Gipfeln der Bäume und fletschten die Zähne. »Wollen wir ihn abwichsen?« sagten sie; »wollen wir ihn durchledern? Er ist ein Königssohn!«

Aber der junge Königssohn ging unbekümmert und unverdrossen weiter in den Wald hinein, dahin wo wundervolle Blumen wuchsen: Schwertlilien und

blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Aepfelbäume, deren Früchte ganz wie Seifenblasen glänzten; denkt einmal, wie diese Bäume im Sonnenlichte strahlen mußten! Die schönsten grünenden Wiesen, auf welchen Rehe und Hirsche im Grase spielten, waren von stolzen Eichen und Buchen umkränzt, und wo ein Baum eine gespaltene Rinde hatte, da keimten Gras und lange Ranken aus den Spalten hervor. Hier gab es auch lange Waldstrecken mit stillen Seen, in denen weiße Schwäne schwammen und mit den Flügeln schlugen. Der Königssohn stand oft still, um zu lauschen, bisweilen glaubte er, daß die Glockentöne aus einem dieser tiefen Seen zu ihm heraufklängen, aber bald merkte er doch, daß die Töne nicht von da, sondern noch tiefer aus dem Walde herkamen.

Nun ging die Sonne unter, die Luft strahlte roth wie Feuer, und es ward still und schauerlich in der großen Waldung. Da fiel der Königssohn auf die Knie, betete sein Abendgebet und sagte: »Nie werde ich finden, was ich suche! Die Sonne geht unter und die Nacht bricht an. Vielleicht kann ich doch noch einmal die runde rothe Sonne sehen, ehe sie ganz hinter die Erde hinabsinkt. Ich will auf die Felsen steigen, die sich so hoch wie die Bäume erheben.«

Und er griff in Ranken und Wurzeln und klimmte an dem nassen Gestein hinauf, wo Wasserschlangen sich wanden und Kröten ihn gleichsam anbellten; aber hinauf gelangte er, ehe die Sonne noch ganz untergegangen war. — — O, welche Pracht eröffnete sich hier seinen Blicken! Das Meer, das große gewaltige Meer, das seine langen Wogen an die Küste trug, dehnte sich vor ihm aus und die Sonne stand wie ein glänzender

Altar darüber, da, wo Erde und Himmel ſich begegnen, Alles zerfloß in glühenden Farben, Wald und Meer ſangen Lobgeſänge, und ſein Herz ſtimmte mit ein: die ganze Natur war zu einer großen Kirche geworden, worin Bäume und ſchwebende Wolken die Säulen, Gras und Blumen die ſammtene Decke waren und der Himmel ſelbſt die hohe Kuppel bildete. Dort erloſchen die rothen Farben, als endlich die Sonne auch hier verſchwand, aber Millionen Sterne wurden ſichtbar, Millionen Diamantlampen leuchteten, und der Königsſohn breitete ſeine Arme aus nach dem Himmel, nach dem Meer und nach dem Walde. —

Da trat aus dem Seitengange rechts der arme Confirmand mit den kurzen Aermeln und in Holzſchuhen hervor. Er war ebenſo ſchnell dahin gelangt auf ſeinem Pfade, und die Beiden eilten einander nun entgegen, hielten ſich bei der Hand in der großen Kirche der Natur und der Poeſie, und über ihnen klang die unſichtbare heilige Glocke, ſelige Geiſter umſchwebten ſie im Tanze zu einem jubelnden Halleluja. —

Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die immer so vornehm that; sie bildete sich ein, sie sei eine Nähnadel.

»Seht mir bloß ein wenig zu, was Ihr anfaßt!« sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. »Verliert mich nicht! falle ich hinunter, bin ich im Stande nie wiedergefunden zu werden, so fein wie ich bin!«

»Das läßt sich halten!« sagten die Finger und faßten die Stopfnadel um den Leib.

»Seht Ihr wohl? ich komme mit!« sagte die Stopfnadel und schleppte einen langen Faden hinter sich her, in dem aber kein Knoten geschlungen war.

Die Finger richteten die Nadel gerade auf der Köchin Pantoffel, an welchem das Oberleder entzweigerissen war und nun wieder zusammengenäht werden sollte.

»Das ist eine niederträchtige Arbeit!« sagte die Stopfnadel. »Ich komme nicht hindurch! ich breche ab!« und damit zerbrach sie. »Habe ich's nicht gesagt?« klagte die Stopfnadel; »ich bin zu fein zu dergleichen Arbeit.«

»Nun taugt ſie zu Nichts mehr,« meinten die Finger, aber ſie wurde doch beibehalten: die Köchin träufelte Lack auf die abgebrochene Nadel und ſteckte ſie vorn in ihr Halstuch.

»Seht!« rief die Stopfnadel, nun bin ich eine Tuchnadel geworden! Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren kommen würde. Wenn nur Etwas an Einem iſt, wird man immer zu Etwas,« und dabei lachte ſie innerlich, denn man kann es einer Stopfnadel äußerlich nicht anſehen, wenn ſie lacht. Da ſaß ſie nun und ſpreizte ſich, als wenn ſie in der Kutſche führe, und ſah nach allen Seiten hin.

»Darf ich mir die Ehre nehmen zu fragen, ob Sie von Gold ſind?« fragte ſie die Stecknadel, welche neben ihr ſaß. »Sie haben ein ſchönes Anſehen und Ihren eigenen Kopf, aber klein iſt er nur! Sie müſſen ſich Mühe geben, daß er größer wird, denn nicht Jede eignet ſich dazu, am Ende mit Lack betröpfelt zu werden!« und dabei richtete die Stopfnadel ſich ſo ſtolz in die Höhe, daß ſie aus dem Tuche glitt und in den Goßſtein fiel, als die Köchin eben beim Ausſpülen war.

»Nun gehen wir auf Reiſen!« ſagte die Stopfnadel »Wenn ich nur nicht dabei verloren gehe!« Das that ſie indeſſen doch. —

»Ich bin zu fein für dieſe Welt!« ſagte die Stopfnadel, als ſie im Rinnſtein ſaß. Aber ich weiß, wer ich bin, und das bleibt immer ein kleines Vergnügen.« Und die Stopfnadel hielt ſich aufrecht und verdarb ihren guten Humor nicht. —

Es ſchwammen nun in dieſer Lage allerlei Dinge über ſie hin, als Holzſplitter, Stroh, Zeitungsfetzen u. ſ. w.

»Wie die davonfegeln!« ſagte die Stopfnadel; »ſie wiſſen nicht, was unter ihnen ſteckt! Ich ſtecke! ich ſitze

hier! Will man nur den Holzsplitter einmal ansehen! der denkt an Nichts in der Welt als an Splitterwerk wie er es selbst ist. Da fließt der Strohalm! wie der herumschwebt und sich wendet und dreht! Denke nur nicht gar zu sehr an Dich selbst, Du möchtest Dich sonst an den Eckstein stoßen! — Und da fließt die Zeitung! Vergessen ist, was darin gestanden hat, und doch macht sie sich breit! — Ich aber sitze geduldig und still; ich weiß, was ich bin, und das werde ich auch bleiben!«

Eines Tages kam in dem Rinnstein Etwas zum Vorschein, das ganz herrlich glänzte, daher glaubte die Stopfnadel, es sei ein Diamant, aber es war nur eine Glasscherbe von einer Bierflasche. Weil das Ding jedoch glänzte, so redete die Stopfnadel es an und gab sich als Tuchnadel zu erkennen. »Sie sind wohl ein Edelstein?« sagte sie. Das Stück Glas antwortete: »Ja so Etwas von der Art bin ich,« und nun meinte Eins vom Andern, es wäre dieses recht Kostbares, und sie unterhielten sich mit einander über den Hochmuth der Welt.

»Ich habe in einer Schachtel bei einer Jungfer gewohnt,« sagte die Stopfnadel, und diese Jungfer war eine Köchin. Sie hatte an jeder Hand fünf Finger, aber so eingebildet, wie diese fünf Finger, habe ich noch Nichts gekannt, und doch waren sie nur da, um mich zu halten, aus der Schachtel zu nehmen und wieder hinein zu legen.«

»Waren sie vornehm?« fragte die Glasscheibe.

»Vornehm?« sagte die Stopfnadel, »nein, aber hochmüthig! Sie waren fünf Gebrüder, Alle geborene »Finger«. Sie hielten sich stolz aneinander, obgleich sie von verschiedener Länge waren. Der Baumsteiger war kurz und dick und ging nicht in Reih und Glied,

er hatte nur einen Knick im Rücken und konnte nur einen Diener machen, aber er ſagte, wenn er einem Menſchen abgehauen würde, ſo tauge derſelbe nicht mehr zum Kriegsdienſt. Der Pflaumenſchüttler kam in Süß und Sauer, zeigte nach Sonne und Mond und drückte wenn die Finger ſchrieben. Der Pflaumenſammler ſah allen Anderen über den Kopf; der Pflaumenträger hatte einen goldenen Reif um den Leib, und der Pflaumenfreſſer beſchickte nichts Rechtes und war ſtolz darauf.«

»Und nun ſitzen wir hier und glänzen,« ſagte die Glasſcherbe, aber im nämlichen Augenblick kam mehr Waſſer in den Rinnſtein, es ſtrömte nach beiden Seiten über und riß das Stück Glas mit fort.

»Sieh' da, nun wurde die befördert!« ſagte die Stopfnadel »Ich bleibe ſitzen; ich bin zu fein, aber das iſt mein Stolz und der iſt achtbar. Sie blieb auch ganz ſtolz ſitzen und hatte noch viele Gedanken.

»Ich möchte glauben, daß ich von einem Sonnenſtrahl abſtamme, ſo fein bin ich! Sucht mich nicht auch immer die Sonne unter dem Waſſer auf! Ach! ich bin leider ſo fein, daß meine eigene Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge noch, daß ausgeriſſen iſt, ich könnte weinen, obgleich ich's noch nie gethan habe, denn weinen iſt nicht fein.«

Einmal kamen Straßenjungen daher und wühlten im Rinnſtein, wo ſie alte Nägel, Pfennige und dergleichen fanden. Das war nun eine recht ſchmutzige Arbeit, aber die Jungen hatten ihr Vergnügen daran.

»Au!« ſagte der Eine; der ſich an der Stopfnadel ſtach, »Das iſt auch ein tüchtiger Kerl!«

»Ich bin kein Kerl, ſondern ein Fräulein,« ſagte die Stopfnadel, aber Niemand hörte es. Der Lack

war abgefallen und die Stopfnadel ganz ſchwarz geworden. Aber Schwarz macht dünner, und deshalb meinte ſie noch feiner geworden zu ſein als vorher.

»Da kommt eine Eierſchale angeſegelt!« ſagten die Straßenjungen, und darauf ſteckten ſie die Stopfnadel in die Eierſchale.

»Weiße Wände und ſelbſt ſchwarz!« ſagte die Stopfnadel, »das kleidet gut; ſo kann man mich doch ſehen! Wenn ich nur nicht ſeekrank werde, denn ſonſt muß ich mich brechen!« Aber ſie wurde nicht ſeekrank und brach ſich auch nicht.

»Es iſt gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen eiſernen Magen hat und dann auch daran denkt, daß man etwas mehr als Menſch iſt. — Nun iſt meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man iſt, deſto mehr kann man vertragen!«

»Bratſch!« ſagte die Eierſchale; ein Frachtwagen war über ſie hingefahren. »Hu! wie das drückt!« ſagte die Stopfnadel. »Nun werde ich doch ſeekrank! Ich breche mich, ich breche mich!« Aber ſie brach ſich doch nicht, obgleich ein Frachtwagen über ſie hingegangen war; ſie lag der Länge nach im Rinnſtein und da mag ſie auch liegen bleiben.

Die Hirtin und der Schornſteinfeger.

Habt Ihr wohl jemals einen recht alten hölzernen Schrank mit allerlei Schnörkeln und Laubwerk daran geſehen? Gerade ein ſolcher Schrank ſtand in der Wohnſtube, er war von der Urgroßmutter ererbt und von oben bis unten mit ausgeſchnitten Roſen und Tulpen bedeckt. Die allerwunderbarſten Schnörkel ſah man da, und zwiſchen ihnen reckten kleine Hirſche den Kopf mit dem zackigen Geweihe hervor. Aber mitten auf dem Schranke war ein ganzer Kerl ausgeſchnitt, der recht häßlich grinſte, denn lachen konnte man's nicht nennen; er hatte Ziegenbockbeine, kleine Hörner vor dem Kopf und einen langen Bart. Die Kinder des Hauſes nannten ihn daher den ziegenbockbeinigen Oberund-untergeneralkriegscommandirſergeanten. Das war ein ſchwer auszuſprechendes Wort, und nicht Alle haben einen ſo langen Titel. Ihn im Holz ausſchnitzen zu laſſen, das war ein ſonderbarer Einfall geweſen, aber er war nun einmal da und hatte die Augen beſtändig auf eine allerliebſte Hirtin von Porzellan gerichtet, die auf dem Tiſche unter dem Spiegel ſtand.

Ihre Schuhe waren vergoldet, das Kleid mit einer rothen Rose aufgeheftet; sie hatte einen goldgelben Schäferhut auf und einen Hirtenstab in der Hand, kurz sie war bildschön. — Dicht neben ihr stand ein kleiner Schornsteinfeger, der war so schwarz wie der Ofen, aber ebenfalls von Porzellan. Im Grunde war er ebenso rein als alle Anderen, denn einen Schornsteinfeger sollte er bloß vorstellen und der Porzellanarbeiter hatte ihn ebensogut zu einem Prinzen machen können.

Da stand er nun mit seiner Leiter so niedlich auf dem Tische und hatte ein Gesicht so roth und weiß wie Milch und Blut, was eigentlich ein Versehen war, denn ein bischen schwarz hatte er doch wohl sein können. Er hatte seinen Platz ganz nahe bei der Hirtin; sie waren Beide so gestellt, wie sie standen, und als sie nun ihre Plätze eingenommen hatten, verlobten sie sich mit einander. Sie paßten ja auch für einander, waren Beide junge Leute von demselben Porzellan und zerbrechlich.

Nicht weit von ihnen stand noch eine dritte Figur, welche dreimal größer war als die Verlobten, ein alter Chinese nämlich, der mit dem Kopfe nicken konnte. Er war auch von Porzellan und gab sich für den Großvater der kleinen Hirtin aus, was er aber schwerlich beweisen konnte. Er behauptete, Gewalt über sie zu haben, und darin hatte er dem ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeanten, der um die Hirtin freiete, einen Wink gegeben.

»Da wirst Du einen Mann bekommen!« sagte der alte Chinese, »einen Mann, der, wie ich fast glauben möchte, von Mahagoniholz ist. Er kann Dich zu einer ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeantin machen und hat den ganzen Schrank voll

Silberzeug außer den anderen Sachen, die er in geheimen Schubladen verwahrt.«

»Ich will nicht in den schwarzen Schrank,« sagte die kleine Hirtin, »ich habe gehört, er soll elf Porzellanfrauen darin stehen haben.«

»So kannst Du die zwölfte werden,« sagte der Chinese. »Diese Nacht, sobald's im alten Schranke knackt, sollt Ihr Hochzeit halten, so wahr ich ein Chinese bin!« Und darauf nickte er mit dem Kopfe und fiel in Schlaf.

Aber die kleine Hirtin weinte und sah' ihren Porzellanliebsten, den porzellanenen Schornsteinfeger an.

»Ich möchte Dich bitten, mit mir in die weite Welt zu gehen,« sagte sie, »denn hier können wir nicht bleiben.«

»Ich will Alles, was Du willst,« sagte der kleine Schornsteinfeger. »Laß' uns lieber gleich gehen; ich denke, Dich von meiner Profession ernähren zu können.«

»Wenn wir nur glücklich vom Tisch hinunter wären;« sagte sie. »Ich werde nicht eher wieder froh, bis wir in der weiten Welt sind.«

Und der junge Schornsteinfeger tröstete sie und zeigte ihr, wie sie ihren Fuß auf die Kanten und das vergoldete Laubwerk der Tischbeine setzen sollte, seine Leiter nahm er auch zu Hülfe, und so kamen sie glücklich auf den Fußboden hinunter. Als sie sich aber nach dem alten Schranke umsahen, war dort Alles in Bewegung. Die Hirsche steckten die Köpfe noch weiter heraus als sonst, richteten ihre Geweihe in die Höhe, drehten den Hals nach allen Seiten, und der ziegenbockbeinige Oberunteruntergeneralkriegscommandirsergeant sprang hoch auf und rief hinunter zu dem Chinesen: »Nun laufen sie davon! Nun laufen sie davon!«

Da erſchraken die Fliehenden ein wenig und ſprangen geſchwind in die Schublade des Fenſterſchemels.

Da lagen drei bis vier Spiele Karten, die nicht vollſtändig waren, und ein kleines Puppentheater, das, ſo gut wie's angehen konnte, aufgeſtellt war. Es wurde eine Vorſtellung gegeben; alle Damen ſowohl Rauten- und Herzen- als Kreuz- und Spatendamen, ſaßen in der vorderſten Reihe und fächelten mit ihren Tulpen, und hinter ihnen ſtanden alle Buben und zeigten, daß ſie einen Kopf hatten oben und unten. Das Stück handelte von zwei Liebenden, die ſich nicht heirathen durften, worüber die Hirtin bitterlich weinte; denn das war ja ganz ihre eigene Leidensgeſchichte.

»Das halte ich nicht länger aus!« ſagte ſie. »Ich muß aus der Schublade hinaus!« Als ſie aber auf den feſten Boden kamen und nach dem Tiſch hinaufſahen, war der Chineſe erwacht und ſchüttelte ſich hin und her mit ſeinem ganzen Körper.

»Nun kommt der alte Chineſe!« ſchrie die kleine Hirtin und warf ſich nieder auf ihre porzellanenen Knie, ſo entſetzlich betrübt war ſie.

»Mir geht ein Gedanke auf,« ſagte der Schornſteinfeger. »Sollen wir nicht in die große Potpourrivaſe kriechen, die dort in der Ecke ſteht? Da können wir auf Roſen und Lavendel liegen und ihm Salz in die Augen werfen, wenn er kommt.«

»Das wird nichts nützen,« ſagte die Hirtin. »Ohnehin weiß ich, daß der alte Chineſe und die Potpourrivaſe verlobt geweſen ſind, und es bleibt immer etwas Theilnahme übrig, wenn man in ſolcher Verbindung mit einander geſtanden hat. Nein! nein! es bleibt dabei, wir müſſen in die Welt hinaus.

»Haſt Du wirklich Muth, mit mir in die Welt

hinaus zu gehen?« fragte der Schornsteinfeger. »Hast Du recht bedacht, wie groß sie ist und daß wir niemals hierher zurükkehren werden?«

»Das habe ich,« sagte sie.

Der Schornsteinfeger blickte sie ganz fest an und sagte: »Mein Weg geht durch den Schornstein. Hast Du wirklich Muth, mit mir durch den Ofen, den eisernen Kasten und das Rohr zu kriechen? Dann gelangen wir in den Schornstein und da verstehe ich mich zu benehmen. Wir klettern so hoch, daß sie uns nicht nachkommen können, und oben ist ein Loch, das in die weite Welt hinaus führt.

Darauf führte er die Hirtin nach der Ofenthür.

»Da sieht's schwarz aus,« sagte sie, ging aber doch willig mit ihm durch Kasten und Rohr, stockfinstere Nacht herrschte.

»Jetzt sind wir im Schornstein,« sagte er, »und sieh nur, dort oben glänzt ein freundlicher Stern.«

Es war auch ein wirklicher Stern, der vom Himmel gerade auf sie herableuchtete, als wollte er ihnen den Weg zeigen. Und sie krabbelten und krochen immer weiter; es war ein gräulicher Weg, den sie, immer höher steigend, zu machen hatten, aber der kleine Schornsteinfeger half und zeigte der Hirtin die besten Stellen, wohin sie ihre feinen Porzellanfüße setzen mußte, und so erreichten sie glücklich den Schornsteinrand, auf den sie sich niedersetzten, um nach der ermüdeten Reise auszuruhen.

Der Himmel mit allen seinen Sternen breitete sich über ihnen aus und alle Dächer der Stadt waren unter ihnen, sie sahen weit umher, weit in die Welt hinein! Die arme Hirtin hatte sich's so nicht vorgestellt, sie legte den Kopf an ihren Schornsteinfeger und weinte so hef-

tig, daß ſich das Gold an ihrem Gürtel davon ablöſte.

»Das iſt zu viel!« ſagte ſie, »das kann ich nicht ertragen! Die Welt iſt gar zu groß! Stände ich doch nur wieder auf dem Tiſch unter dem Spiegel! Ich werde niemals froh, ehe ich nicht wieder dahin zurückgekommen bin. Ich bin Dir in die weite Welt hinaus gefolgt, nun kannſt Du mir gern wieder nach der Heimath folgen, wenn Du etwas von mir hältſt.«

Der Schornſteinfeger ſuchte ſie zu beruhigen, ſprach vom alten Chineſen und dem ziegenbockbeinigen Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeanten, aber ſie ſchluchzte ſo heftig und küßte ihren kleinen Schornſteinfeger ſo innig, daß er ſich in ihren Willen fügen mußte, obgleich es thöricht war.

Sie krabbelten alſo mit vieler Mühe wieder durch den Schornſtein hinunter, krochen durch Kaſten und Rohr, wo es gar nicht angenehm war, und ſtanden endlich wieder in dem dunklen Ofen. Hier blieben ſie hinter der Ofenthür ſtehen um zu lauſchen, wie's in der Stube ausſah. Es war ganz ſtill drinnen, ſie guckten daher aus dem Zugloch — — ach! da lag der alte Chineſe mitten auf dem Fußboden: er war vom Tiſche hinunter gefallen, als er ihnen hatte nachfolgen wollen, und war in drei Stücke zerſprungen: der ganze Rücken war losgegangen und der Kopf in eine Ecke gerollt. Der ziegenbockbeinige Oberunduntergeneralkriegscommandirſergeant aber ſtand noch immer wo er geſtanden hatte, und dachte nach. —

»Das iſt doch gräßlich!« ſagte die kleine Hirtin, »der alte Großvater hat ſich in Stücke geſchlagen und wir ſind Schuld daran! das überlebe ich nicht!« und dabei rang ſie die kleinen Hände.

»Er läßt sich wieder zusammensetzen,« sagte d. Schornsteinfeger, »er kann recht gut genietet werden Sei nur nicht so heftig! Wenn sie ihn zusammenleime und ihm eine Niete im Nacken anbringen, so wird e wieder so gut wie neu und kann uns noch viel Unan genehmes sagen.«

»Meinst Du?« sagte die kleine Hirtin, und nu krochen sie wieder auf den Tisch; und stellten sich hi wo sie vorher gestanden hatten.

»Soweit kamen wir denn!« sagte der Schornsteinfeger »wir hätten uns füglich alle die Mühe sparen können.

»Wenn wir doch den alten Großvater nur wiede zusammengeleimt hätten!« sagte die Hirtin. »Wir das viel kosten können?«

Ganz wurde der Chinese auch wieder, denn die Haus leute ließen ihm den Rücken anleimen und brachten ein Niete am Halse an; er ward wieder so gut wie neu aber nicken konnte er nicht mehr.

»Sie sind wohl großherzig geworden, seitdem Si in Stücke gegangen waren?« sagte der ziegenbockbeinig Oberunduntergeneralkriegscommandirsergeant. — »Da scheint mir doch Nichts gewesen zu sein, um so groß darnach zu thun. Soll ich sie nun haben oder sol ich sie nicht haben?«

Und der Schornsteinfeger und die kleine Hirtin blick ten den alten Chinesen so rührend an, denn sie befürch teten, er möchte mit dem Kopf nicken, aber das konnte er nicht und es war ihm unangenehm, einem Fremden zu erzählen, daß er eine Niete im Nacken habe. Das porzellanene Paar blieb also bei einander, sie segneten Großvaters Nackenniete und fuhren fort, einander lieb zu haben, bis sie entzwei gingen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Es war entſetzlich kalt; es ſchneite und fing ſchon an ganz dunkel zu werden, es war der letzte Abend im Jahr, Neujahrsabend! In dieſer Kälte und in ſolcher Dunkelheit ging ein armes kleines Mädchen mit bloßem Kopfe und nackten Füßen auf der Straße umher. Die Arme hatte zwar Pantoffeln angezogen, als ſie von Hauſe weggegangen war, aber was konnten die wohl helfen. Es waren ein Paar alte Schlaufen, die Mutter hatte ſie zuletzt getragen, ſo groß waren ſie; und die verlor die Kleine, als ſie ſchnell über die Straße laufen wollte, weil zwei Wagen ſo fürchterlich ſchnell vorbeijagten. Der eine Pantoffel war nicht wiederzufinden und mit dem andern lief ein Junge davon, er ſagte, den wolle er als Wiege gebrauchen, wenn er ſelbſt Kinder bekäme.

Da ging nun das arme Mädchen mit nackten Füßen, die roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze trug ſie eine Menge Schwefelhölzchen, und ein Bund davon hielt ſie in der Hand. Niemand hatte ihr den ganzen Tag über Etwas abgekauft, Niemand

ihr einen Pfennig gegeben; hungrig und verfroren ging sie umher und sah so jammervoll aus, das arme Geschöpf! Schneeflocken fielen in ihre langen gelben Haare die sich so hübsch um den Nacken lockten, aber für dergleichen hatte sie freilich keine Gedanken. Von allen Fenstern strahlten Lichter und dabei verbreitete sich ein so angenehmer Geruch von Gänsebraten! Es war ja auch Neujahrsabend! Daran dachte sie!

Dort in eine Ecke zwischen zwei Häusern — das eine stand etwas weiter vor in die Straße — setzte sie sich nieder und kauerte sich zusammen. Die kalten Füße hatte sie an sich gezogen, aber sie fror noch mehr und nach Hause durfte sie nicht gehen; sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft, nicht einen Almosen bekommen! der Vater würde sie geschlagen haben, und kalt war's ja auch daheim, wo sie nur das Dach über sich hatten und wo der Wind hereinpfiff, obgleich sie die größten Löcher mit Stroh und alten Lumpen zugestopft hatten. Ach! ein kleines Schwefelhölzchen würde ihr gutthun! Dürfte sie nur ein einziges aus dem Bund herausziehen, es an der Mauer streichen und die Finger daran wärmen! Sie wagte es: ritsch! wie sprühte es! Das war eine warme helle Flamme wie ein kleines Licht. Die Kleine glaubte, vor einem großen eisernen Ofen mit Messingknöpfen und Kasten zu sitzen, als sie die Hand um das wunderbare Licht hielt. Das Feuer brannte so schön, erwärmte so herrlich! — Wie konnte das doch zugehen? Sie streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — — da erlosch die Flamme; der Ofen verschwand, und das kleine Mädchen saß da mit dem Ueberreste des ausgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites Schwefelholz wurde gestrichen; das

brannte und leuchtete so hell, und wo der Schein davon auf die Mauer fiel, da wurde dieselbe so durchsichtig wie Flor. Die Kleine konnte gerade in die Stube hineinsehen, wo der Tisch glänzend weiß mit feinem Porzellan gedeckt stand; köstlich dampfte die mit Pflaumen und Aepfeln gefüllte Bratgans, und was noch das Allerköstlichste davon war, die Gans watschelte mit Messer und Gabel im Leibe über die Diele und geradeswegs hin zu dem armen Mädchen. Da erlosch auch das zweite Schwefelhölzchen und nur die dicke kalte Mauer war noch zu sehen.

Sie zündete ein neues an. — Da saß sie auf einmal unter dem schönsten Weinachtsbaum. Der war noch größer und prächtiger als der, den sie durch die Glasthür beim reichen Kaufmann gesehen hatte. Viel tausend Lichter brannten in den grünen Zweigen und bunte Bilder, wie sie in den Ladenfenstern der Galanteriehändler aushängen, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte beide Arme darnach aus, da — erlosch das Schwefelhölzchen, die vielen Weinachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie nun als klare Sterne, einer davon fiel herab und ließ im Fallen einen langen Feuerstreifen am Himmel zurück. —

»Nun stirbt Jemand!« sagte das arme Mädchen, denn die alte Großmutter, welche die Einzige gewesen, die es gut mit der Kleinen meinte, aber nun gestorben war, hatte gesagt: »Wenn ein Stern vom Himmel fällt, so geht eine Seele zu Gott.«

Wiederum strich sie ein Schwefelhölzchen an der Mauer, das weit umher leuchtete: im Glanze sah sie die alte Großmutter klar und deutlich stehen, wie sie glänzte und so sanft und liebevoll lächelte.

»Großmutter!« rief die Kleine, »o nimm mich mit!

Ich weiß, daß Du wieder verschwunden bist, wenn das Schwefelhölzchen ausgeht — verschwunden gleich wie der warme Ofen, die köstliche Bratgans und der schöne Weinachtsbaum!« Und sie strich eilig alle noch übrigen Schwefelhölzchen vom Bunde, das sie in der Hand hielt, um die Großmutter recht festzuhalten, und die Schwefelhölzchen leuchteten mit solchem Glanze, daß es heller wurde als der helle Tag. Noch nie war Großmutter so hübsch und so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihren Arm und flog in Glanz und Freude mit demselben so hoch, so hoch! dahin, wo es keine Kälte, keinen Hunger und keine Furcht und Angst mehr gab; sie waren — bei Gott! — —

Aber in der Ecke bei dem Hause saß am anderen Morgen das kleine Mädchen mit rothen Wangen und lächelndem Angesicht — todt, todt gefroren am letzten Abend im alten Jahre. Der Neujahrsmorgen ging über der kleinen Leiche auf, die noch mit den Schwefelhölzchen dasaß, von denen das eine Bund fast ganz aufgebrannt war. »Sie hat sich daran wärmen wollen,« sagte man. Niemand wußte, was sie Herrliches gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der alten Großmutter eingegangen war zu den Freuden des neuen Jahres. — —

H. C. Andersen's

sämmtliche Märchen

für Kinder.

Mit

dem Portrait des Verfaſſers in Stahlſtich

und

achtzehn Illuſtrationen nach Originalzeichnungen

von

G. Osterwald, L. Richter und L. Löffler.

Dem Däniſchen nacherzählt.

Vier Theile in einem Bande.

Vierter Theil.

Braunſchweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1856.

Inhalt.

	Seite
Die Nachbarfamilien	1
Die alte Straßenlaterne	15
Die Galoſchen des Glücks	
I. Der Anfang	25
II. Wie es dem Juſtizrath erging	27
III. Des Nachtwächters Abenteuer	37
IV. Ein Hauptmoment. — Eine Declamationsnummer. — Eine ganz ungewöhnliche Reiſe	43
V. Die Verwandlung des Copiſten	53
VI. Das Beſte, was die Galoſchen brachten	63
Die ſchönſte Roſe der Welt	69
Es iſt ein Unterſchied	73
Der glückliche Humor	79
Es iſt ganz gewiß !	85
Geſchichte des Jahres	89
Herzeleid	102
Alles auf den rechten Platz	105
Der Kobold und der Höker	118
Nach Jahrtauſenden	123
Unter dem Weidenbaum	126
Am jüngſten Tage	148

Die Nachbarfamilien.

Hätte man nicht glauben ſollen, daß etwas Wichtiges vorgehe im Dorfteiche? — Aber es war Nichts los! Alle Enten, als ſie ſo in aller Frühe auf dem Waſſer umherſchwammen oder auf dem Kopf ſtanden, denn das konnten ſie, ſchwammen auf einmal aus Land; man konnte die Spuren von ihren Füßen im naſſen Sande ſehen und ſie noch weit weg ſchreien hören. Das Waſſer kam ordentlich in Bewegung, welches erſt eben blank wie ein Spiegel geweſen war, ſo daß man jeden Baum und Buſch, der in der Nähe ſtand, und das alte Bauerhaus mit den Löchern im Giebel und dem Schwalbenneſte darin hatte ſehen können, beſonders aber den blühenden Roſenſtock, der faſt ganz über dem Waſſer hing, in dem man das Ganze wie ein gemaltes Bild ſah, nur daß Alles auf dem Kopfe ſtand. Als das Waſſer aber in Bewegung kam, lief Eins ins Andere und das ganze Bild war verſchwunden. Zwei Federn, welche die aufſliegenden Enten verloren hatten, wogten auf und nieder und nahmen plötzlich einen Anlauf, als wenn ein ſtarker Wind geweht hätte, obgleich es

doch ganz ſtilles Wetter war. Darauf lagen ſie wieder ruhig, das Waſſer glättete ſich wieder und man konnte aufs Neue den Giebel mit dem Schwalbenneſte und den Roſenbuſch darin ſehen: jede Roſe ſpiegelte ſich, alle waren ſo ſchön, aber ſie wußten ſelbſt nichts davon, denn Niemand hatte es ihnen geſagt. Die Sonne ſchien in die feinen Blätter hinein, die voll Duft waren, und es ging den Roſen wie uns Menſchen, wenn wir uns in Gedanken recht glücklich fühlen.

»Wie iſt es doch ſo ſchön, auf der Welt!« ſagte jede Roſe. »Das Einzige, was ich mir noch wünſchen möchte, wäre, daß ich die Sonne küſſen könnte, weil ſie ſo warmt und glänzt. Auch die Roſen da unten im Waſſer möchte ich liebkoſen, ſie ſind uns ja ganz ähnlich! und die niedlichen Vöglein im Neſte. Ueber uns wohnen auch ſolche Vöglein, die ſtecken den Kopf aus dem Neſte und fangen an zu piepen, noch haben ſie keine Federn wie ihr Vater und ihre Mutter. Ja, gute Nachbarn ſind's, die wir haben, ſowohl die über uns als die unter uns. O, wie iſt das Daſein doch ſo ſchön!«

Die kleinen Jungen oben und unten — die unteren waren freilich nur der Wiederſchein im Waſſer — waren Sperlinge; Vater und Mutter waren ebenfalls Sperlinge; ſie hatten das leere Schwalbenneſt vom vorigen Jahre in Beſitz genommen; darin wohnten ſie mit ihren Jungen.

»Sind das junge Enten, die wir da herumſchwimmen ſehen?« fragten die jungen Sperlinge, als ſie die beiden Entenfedern auf dem Waſſer treiben ſahen.

»Sprecht doch vernünftig, wenn Ihr fragen wollt!« ſagte die Mutter. »Seht Ihr denn nicht, daß es Federn ſind, lebendiges Kleiderzeug, wie ich's auf mir

habe? Aber das unſrige iſt feiner, doch möchte ich die da unten hier im Neſte haben, denn ſie wärmen. Ich möchte doch wiſſen, worüber die Enten ſo erſchraken. Es muß Etwas im Waſſer geweſen ſein, denn über mich waren ſie es doch gewiß nicht, obgleich ich etwas laut Piep! zu Euch ſagte. Die dickköpfigen Enten ſollten's billig wiſſen, aber die denken an Nichts, als ſich ſelbſt zu beſehen und zu riechen. Ich bin der Nachbarſchaft mit ihnen von Herzen überdrüſſig.«

»Hört doch die niedlichen Vögel dort oben!« ſagten die Roſen, »die fangen nun auch an zu ſingen; ſie können's noch nicht recht, aber es wird ſchon gehen, wenn ſie etwas größer werden. Was das ein Vergnügen für die Eltern ſein muß! Es iſt doch wirklich recht erfreulich, ſolche Nachbarn zu haben wie wir?«

Da kamen im Galopp ein Paar Pferde daher. Sie ſollten in die Tränke, ein Bauerburſche ſaß auf dem einen; er hatte alle ſeine Kleider abgelegt und nur noch einen alten breiten Hut auf. Der Burſche pfiff, als wenn er ein Vogel geweſen wäre, und ritt in die allertiefſte Stelle des Teiches hinein. Als er an dem Roſenbuſch vorbeikam, riß er eine Roſe ab und ſteckte ſie an ſeinen Hut, um recht gepunzt zu ſein, und ritt wieder davon. Die anderen Roſen blickten ihrer Schweſter nach und fragten, wohin die wohl reiſen werde, aber keine von ihnen wußte es zu ſagen.

»Ich möchte auch wohl in die Welt hinein kommen,« ſagte die eine Roſe zu der anderen, aber hier zu Hauſe im eigenen Grünen iſt's auch ganz herrlich wohnen. Den Tag über iſt es ſo warm und des Nachts glänzt der Himmel noch ſchöner, das ſehen wir an den vielen kleinen Löchern, die darin ſind.«

Das waren die Sterne, welche die Rosen für Löcher ansahen; sie wußten es nicht besser.

»Wir machen das Haus lebhaft,« sagte die Spatzenmutter, »und Schwalbennester bringen Glück, sagen die Menschen, darum sind sie auch froh, uns zu haben. Aber die Nachbarn dort, so ein Rosenbusch dicht an der Mauer bringt nur Feuchtigkeit ins Haus. Ich denke auch, er wird schon fortgeschafft werden: dann kann doch Korn da wachsen! Rosen sind nur gut, um sie zu besehen und zu beriechen, oder höchstens um sie auf den Hut zu stecken. Jedes Jahr, das weiß ich von meiner Mutter, fallen sie ab, die Bauerfrau salzt sie dann ein und giebt ihnen einen französischen Namen, den ich nicht aussprechen kann und um den ich mich auch wenig kümmere, und darauf werden sie aufs Feuer gelegt, wenn's irgendwo gut riechen soll. Das ist ihr ganzer Lebenslauf: sie sind nur für Augen und Nase da. Nun wißt Ihr's!«

Als es Abend geworden war und die Mücken in der warmen Luft umherschwärmten, kam die Nachtigall angeflogen und sang den Rosen ein Lied von dem Schönen in der Welt, das dem Sonnenlichte gleiche und nie vergehen könne. Aber die Rosen glaubten, die Nachtigall singe ein Loblied auf sich selbst, was man ja auch hatte denken können; es fiel ihnen gar nicht ein, daß sie besungen würden, sie freuten sich aber über das Flöten des lieblichen Vogels und wünschten, daß auch alle jungen Sperlinge Nachtigallen werden möchten.

»Ich habe recht gut verstanden, was der Vogel sang,« sagte ein junger Sperling, »nur das eine Wort nicht. Was ist denn Das, das Schöne?«

»Das ist eigentlich Nichts,« sagte die Spatzenmutter; »das ist nur, was man so das Aussehen nennt.

Drüben auf dem Landgut, wo die Tauben ein eigenes Haus haben und alle Tage mit Korn und Erbsen gefüttert werden — ich habe mit ihnen gegessen und Ihr sollt auch dazu kommen; denn sage mir, mit wem Du umgehst, so will ich Dir sagen, was Du giltst, heißt das Sprüchwort — da drüben auf dem Landgut also hielten sie ein Paar Vögel mit grünem Hals und Kamm; den Schwanz konnten die Vögel so groß machen, daß er wie ein Rad aussah und in allen möglichen Farben schillerte, so daß Einem die Augen davon weh thaten. Die hätten nur ein wenig gerupft werden müssen, damit sie nicht besser aussähen als wir Anderen; ich hätte sie auch gehackt, wenn sie nur nicht zu groß gewesen wären.«

»Ich will sie hacken!« sagte das kleinste Spatzenkind, obgleich es noch nicht einmal gefiedert war.

Drinnen im Bauerhause wohnten ein Paar junge Leute, die einander recht lieb hatten und dabei gesund und stark waren, auch ihr Haus reinlich und hübsch hielten. Jeden Sonntagmorgen ging die junge Frau hinaus und schnitt eine ganze Handvoll Rosen ab, die sie mitten auf ihren Schrank stellte.

»Nun kann ich sehen, daß es Feiertag ist,« sagte der junge Mann, gab seiner lieben Frau einen süßen Kuß,« und dann setzten Beide sich, das Evangelium mit einander zu lesen, hielten sich bei der Hand, und die Sonne schien in die Stube auf die frischen Rosen und das junge Ehepaar.

»Das länger anzusehen, langweilt mich,« sagte die Spatzenmutter, welche vom Neste gerade in die Stube hineingeglotzt hatte und nun davonflog.

Ebenso machte sie's den folgenden Sonntag, denn immer kamen frische Rosen in die Stube und im-

aber blühte der Rosenbusch gleich schön. Die Jungen, denen nun die Federn gewachsen waren, wollten so gern mit hinausfliegen, allein die Mutter gebot: »Ihr bleibt da!« und so mußten sie im Neste bleiben. Die Alte flog fort, aber wie sie's nun gemacht haben mochte, genug, sie saß auf einmal fest in einer Schlinge von Pferdehaaren, die einige Burschen an einen Baumzweig gebunden hatten. Die Schlinge zog sich fest um das Bein des Sperlings, so fest, als hätte sie es abschneiden wollen. Das war ein Schmerz! das war eine Angst! Die Burschen sprangen herbei und packten den gefangenen Vogel mit ihren harten Händen. »Es ist nur ein Sperling!« sagten sie, ließen ihn aber doch nicht wieder fliegen. Sie trugen ihn nach Hause, und so oft der Sperling piepte, schlugen sie ihn auf den Schnabel.

In der Stube war ein alter Mann, der Seife zu machen verstand, sowohl für den Bart als für die Hände, auch Seifenkugeln und Seifenvierecke. Das war so ein umherziehender alter Lustigmacher, und als der den Spatz sah, womit die Burschen ankamen und diese sagten, sie gäben gar nichts um den alten Vogel, sagte er: »Wollen wir ihn schön machen?« Ein Schauder überlief die Spatzenmutter. Darauf nahm der Mann aus seinem Hausirerkasten, in dem die schönsten Farbenstücke lagen, glänzendes Flittergold heraus und die Burschen mußten ein Ei herbeischaffen. Davon nahm er das Weiße des Eies, beschmierte den Vogel über und über damit und klebte das Flittergold darauf. Nun war der Sperling ein Goldvogel geworden, aber er dachte an solchen Staat nicht, sondern zitterte vor Schrecken an allen Gliedern. Der Seifenmacher riß nun noch einen rothen Lappen vom Unterfutter seines

Rocks, zackte ihn mit der Scheere aus und heftete ih dem Sperling auf den Kopf.

»Jetzt sollt Ihr den Goldvogel fliegen sehen,« sagt er und ließ den grauen Spatz los, der vor Entsetze gerade in den hellen Sonnenschein hinausflog. Wie de nun glänzte im Sonnenschein! Alle grauen Sperling und sogar eine große Krähe waren so erstaunt über de Anblick, daß sie sämmtlich herbeikamen, um zu sehe was das für ein ausländischer Vogel sein möge.

»Wo bist Du her! wo bist Du her!« schrie di Krähe.

»Warte doch ein wenig!« sagten die Sperlinge Aber der Goldvogel hörte nicht, ermattet von der aus gestandenen Angst, flog er gerade nach dem Neste unt war nahe daran, zur Erde zu sinken, denn immer ka men mehr Vögel, große und kleine, und einige davon flogen auf ihn ein, um ihn zu hacken. »Seht Den!« schrieen Alle. »Seht Den! seht Den!« schrieen auch die Jungen, als die Mutter zum Neste kam. »Das ist be stimmt ein Pfauenjunges! Der hat ja alle die Farben, die in die Augen stechen, wie unsere Mutter sagte! Piep! das ist etwas Schönes!« Und darauf hackten sie Alle zusammen so heftig mit ihren kleinen Schnäbeln, daß es der geängstigten Mutter ganz unmöglich wurde, in das Nest zu gelangen. Sie war so von Schrecken betäubt, daß sie nicht einmal Piep! sagen konnte, ge schweige denn: ich bin eure Mutter! Die anderen Vö gel fielen nun alle über sie her, rupften ihr alle Federn aus, bis sie blutend und todtmatt in den Rosenbusch hinabsank.

»Das arme Thier!« sagten die Rosen. »Komm her! wir wollen Dich verbergen; lege Deinen kleinen Kopf an uns!«

Die Spatzenmutter breitete noch einmal die Flügel aus, zog sie krampfhaft wieder ein und war todt, todt bei der Nachbarfamilie, den hübschen frischen Rosen! — —

»Piep!« sagten die Jungen in dem Neste, »wo die Mutter nur bleiben mag! Ich kann's gar nicht begreifen! Das sollte doch wohl nicht ein Kniff von ihr gewesen sein, daß wir uns nun selbst ernähren sollen! Das Haus hat sie uns als Erbtheil überlassen, aber wer von uns soll's allein besitzen, wenn wir selbst Junge bekommen?«

»Ich kann Euch Anderen hier nicht mehr haben, wenn ich mich einrichte mit Weib und Kind,« sagte das kleinste von den Jungen.

»Ich werde wohl mehr Frauen und Kinder bekommen als Du!« sagte ein anderes.

»Aber ich bin der Aelteste!« sagte ein drittes. Alle geriethen nun in Streit mit einander, sie schlugen mit den Flügeln, hackten mit den Schnäbeln und blutend wurde das eine nach dem anderen aus dem Neste gestoßen. Da lagen nun die Vertriebenen mit ihrem Zorne, der Kopf hing ganz nach der einen Seite und dabei schielten sie mit dem einen Auge nach dem verlorenen Neste. Das war so ihre Art zu schmollen!

Ein wenig konnten sie fliegen, und stellten jetzt weitere Uebungen an. Dabei kamen sie auch mit einander überein, daß sie, um sich in der Welt wiedererkennen zu können, Piep! sagen und dreimal mit dem linken Fuß dazu kratzen wollten: das sollte ihr Losungszeichen sein.

Das Junge, welches das Nest behauptet hatte, machte sich nun recht breit darin, denn es war ja zum Hausbesitzer geworden, aber lange dauerte die Herrlich-

keit nicht. In der Nacht schien das rothe Feuer durch die Fenster, Flammen schlugen aus dem Dache heraus, das trockne Stroh loderte auf, das ganze Haus verbrannte und der Sperling zugleich. Nur das junge Ehepaar kam glücklich davon.

Als die Sonne am anderen Morgen aufgegangen war und Alles ringsum wieder so erfrischt schien, wie nach einem gesunden Schlafe, war vom Bauerhause Nichts mehr übrig als einige verkohlte Balken, die sich an den Schornstein lehnten, der als sein eigener Herr auf der Brandstätte stehen geblieben war. Es rauchte stark aus dem Schutt, aber den Rosenbusch hatte das Feuer nicht erreicht, noch stand er blühend da, jeder Zweig, jede Rose spiegelte sich noch immer in dem stillen Teiche. —

»Wie doch die Rosen da vor dem abgebrannten Hause schön stehen!« sagte ein des Weges kommender Mann. »Das ist doch ein so liebliches Bild, wie man sich's nur denken kann; wahrhaftig, das muß ich haben!« Und nun zog er ein kleines Buch mit weißen Blättern aus seiner Brusttasche hervor, nahm eine Bleifeder in die Hand und zeichnete die rauchenden Trümmer, die verkohlten Balken, welche sich an den morschen Schornstein lehnten, der mehr und mehr nach der einen Seite neigte, und im Vordergrunde den großen blühenden Rosenbusch, der Schuld daran war, daß das Bild abgezeichnet wurde.

Weiter auf den Tag hin flogen zwei von den Sperlingen vorbei, die hier aus dem Ei gekommen waren. »Wo ist das Haus geblieben?« sagten sie. »Wo ist das Nest? Piep! Alles ist aufgebrannt und unser starker Bruder daneben. Das hat er davon, daß er das Nest behielt! Die Rosen sind gut davongekommen,

die haben noch rothe Backen; was bekümmern die ſich auch wohl um des Nachbarn Unglück! Ich mag gar nichts mehr von ihnen hören und hier iſt es nun auch ſo häßlich.« Damit flogen ſie weiter.

Einſt im Herbſt wurde es ſo ſchönes Sonnenſcheinwetter, als wäre es mitten im Sommer geweſen. Auf dem Hof und vor der großen Treppe des Gutsbeſitzers war es ganz trocken und ſchwarze, weiße und violette Tauben flatterten und trippelten im warmen Sonnenſchein umher. Eine alte Taube kollerte und rief den Jungen zu: »gruppirt Euch! gruppirt Euch!« denn das nimmt ſich viel hübſcher aus.

»Was iſt das für ein kleiner Grauer, der da zwiſchen uns herumhüpft?« fragte eine alte Taube mit grünrothen Augen. »Kleiner Grauer!« rief ſie, »kleiner Grauer!«

»Das ſind Sperlinge,« ſagte eine andere Taube, »ganz artige Thierchen. Wir haben immer den guten Ruf gehabt, daß wir ſanftmüthig ſind, drum wollen wir ſie in Frieden aufſammeln laſſen, was wir liegen laſſen; ſie ſprechen nicht viel und kratzen ſo nett mit den Beinen.«

Ja freilich kratzten ſie, kratzten dreimal nach einander mit dem linken Bein und ſagten Piep! dazu, denn es waren die Sperlinge von dem abgebrannten Hauſe.

»Hier iſt's überaus gut freſſen,« ſagten die Sperlinge.

Und die Tauben umkreiſten einander, brüſteten ſich und hatten ihre Gedanken für ſich.

»Sieh doch die Kropftaube da?« ſagte die eine Taube zu der anderen. »Sieh nur, wie ſie Erbſen ſchlingt! die bekommt zu viel! ſie nimmt die beſten! Gurre! gurre! gurr! Sieh doch nur, wie kahl ihr Kopf

ſchon wird! O, ſieh doch das boshafte Thier! Gurre! gurre!« und aller Tauben Augen wurden roth vor Aerger. »Gruppirt Euch! gruppirt Euch! — Du kleiner Grauer! Gurre! gurre! gurr!« ſo ging's unaufhörlich fort unter den ſanften Tauben und Täubchen, und über tauſend Jahre wird es noch ebenſo gehen.

Die Sperlinge fraßen indeſſen gut und horchten auch gut, ſie gruppirten ſich ſogar mit den Tauben, aber das ſtand ihnen nur ſchlecht an. Zuletzt waren ſie geſättigt und daher verließen ſie die Geſellſchaft, ſprachen gegenſeitig ihr Urtheil über die Tauben aus und hüpften durch das Stacket in den Garten hinein. Als ſie hier die Thür des Gartenſaales offen ſtehen ſahen, hüpfte der eine Sperling auf die Thürſchwelle. Uberſatt war er und daher auch vorwitzig. »Piep!« ſagte er, »das darf ich!« »Piep!« ſagte ein anderer, »das darf ich auch und noch mehr!« und hüpfte in den Saal hinein. Es waren keine Menſchen in dem Saal, das ſah ein dritter Sperling wohl und deshalb flog er noch weiter hinein und ſagte: »Draußen ſein, oder ganz hinein! Das iſt übrigens ein recht artiges Menſchenneſt, und was hier nicht Alles aufgeſtapelt iſt!«

Grade vor den Augen der Sperlinge ſtanden ja auch die blühenden Roſen, ſpiegelten ſich in dem Dorfteich und die angebrannten Balken und Sparren lehnten ſich an den wankenden Schornſtein der Brandſtätte! — Was? Wie in Allewelt konnte alles Das in den Gartenſaal des Landguts hineingekommen ſein? —

Und alle drei Sperlinge wollten über Roſen und Schornſtein wegfliegen, aber ſie flogen gegen die flache Wand an. Was ſie geſehen hatten, war nur ein Gemälde geweſen, ein großes prächtiges Bild, das der Ma-

ler nach ſeiner kleinen Zeichnung mit Farben im Großen ausgeführt hatte.

»Piep!« ſagten die Sperlinge. »Kannſt Du's begreifen? ich nicht! Das iſt gar nichts! Das ſieht mir ja aus, als wenn's Etwas wäre! Nur zum Schein iſt's, piep!« und darauf flogen ſie hinaus, denn es traten Menſchen in den Saal.

Nun verſtrichen Jahr und Tag, die Tauben, dieſe tollköpfigen Thiere, hatten gegurrt und gegurrt, die grauen Sperlinge den Winter über gefroren, den Sommer hindurch luſtig gelebt, ſie waren alle verſprochen oder verheirathet, oder wie man's nun nennen will; Junge hatten ſie und jede hielt natürlich die ihrigen für die ſchönſten und klügſten; einer flog hierhin, der andere dahin und ſie erkannten ſich wieder an der Loſung Piep und dem dreimaligen Kratzen mit dem linken Bein. Der Aelteſte von ihnen, das war nun ſo ein altes Haus, der hatte keine Jungen im Neſt und wünſchte ſo ſehr, einmal nach einer großen Stadt zu kommen; daher flog er nach Kopenhagen.

Hier gab es ein großes Haus mit vielen bunten Fenſtern, das lag dicht am Kanal, wo die Schiffer Aepfel und neue Töpfe verkaufen. Die buntgemalten Fenſter waren breiter unten als oben, und wenn die Sperlinge durch dieſelben guckten, ſo kamen ihnen die Stuben drinnen wie lauter Tulpen vor, denn ſie waren mit allen möglichen Farben angeſtrichen und voller Schnörkeleien, unter welchen weiße Menſchengeſtalten ſtanden, die theils aus Marmor, theils aus Gyps gemacht waren, was den Sperlingen aber ganz einerlei war. Oben auf dem Hauſe ſtand ein metallener Wagen, der von metallenen Pferden gezogen wurde, die

eine metallene Siegesgöttin lenkte. Das war Thorwaldsen's Museum.

»Wie das scheint!« sagte das Sperlingfräulein. »Das ist ja wohl das Schöne! Piep! hier ist's doch etwas größer als am Pfauenschwanz!« denn sie erinnerte sich noch von der Mutter her, was die für schön gehalten hatte. Das junge Fräulein flog nun gerade hinunter auf den Hofplatz des bunten Hauses, wo es auch so prächtig aussah; denn hier waren Palmen und Blumen an den Wänden zu sehen und inmitten des Hofplatzes stand ein blühender Rosenbusch, der seine langen Zweige über einen Grabstein neigte. Der Sperling flog auch dahin, denn hier gab es mehrere Kameraden; Piep! und dreimal gekratzt mit dem linken Bein. Dieser Willkommen war viele Male binnen Jahr und Tag wiederholt worden, aber kein anderer Sperling hatte ihn verstanden, denn was einmal getrennt ist, findet sich nicht alle Tage wieder. Der Gruß war aber dem Fräulein zur Gewohnheit geworden, und heute gab es hier zwei alte Sperlinge und ein Junges, die mit Piep! und dreimaligem Kratzfuß darauf antworteten.

»Ei sieh! guten Tag! guten Tag!« — Das waren die drei alten Sperlinge aus dem Schwalbenneste und ein junges von der Verwandtschaft. »Treffen wir uns hier wieder?« sagten sie. »Das ist eine vornehme Stätte, aber hier giebt's nicht viel zu fressen; es ist Alles lauter Schein!«

Und es kamen viele Menschen aus den Sälen, in denen die prächtigen Marmorgestalten standen, und gingen hin zu dem Grabe, in welchem der große Meister ruhete, der die weißen Figuren geformt hatte, und Alle, die kamen, standen da mit hellleuchtenden Augen um das Grabmal Thorwaldsen's. Einige von ihnen lasen die

abgefallenen Rosenblätter auf und verwahrten sie sorgfältig. Leute aus weiter Ferne waren darunter: aus dem großen England, aus Deutschland und aus Frankreich. Die schönste von allen Damen pflückte eine von den Rosen ab und legte sie an ihren Busen. Da glaubten die Sperlinge, als sie dies sahen, daß die Rosen hier zu Lande regierten und daß das ganze bunte Haus um der Rosen willen erbaut worden sei. Das wäre doch ein wenig zu viel, meinten sie, weil aber alle Menschen soviel aus den Rosen machten, so wollten sie auch nicht zurückstehen. »Piep!« sagten sie, fegten den Boden mit ihren Schwanzfedern und guckten mit dem einen Auge nach dem Rosenbusch hinauf. Recht lange dauerte ihre Betrachtung nicht, denn sie hielten sich völlig überzeugt, daß die Rosen hier die alten Nachbarn vom Dorfteich waren, und darin hatten die Sperlinge sich auch nicht geirrt. Der Maler, welcher den Rosenbusch am alten abgebrannten Bauerhause abzeichnete, hatte später Erlaubniß erhalten, ihn ausgraben zu lassen und hatte ihn dem Baumeister des neuen Hauses geschenkt, denn schönere Rosen waren nirgends zu finden, und der hatte ihn auf Thorwaldsen's Grab gepflanzt, wo die Rosen nun als ein Bild des Schönen dufteten und ihre Blätter hergaben, damit sie als ein Andenken von Kopenhagen in ferne Länder getragen werden konnten.

»Habt Ihr eine Anstellung in der Stadt erhalten?« fragten die Sperlinge. Die Rosen nickten ihnen zu, denn sie hatten die grauen Nachbarn vom Dorfteich erkannt und waren so erfreut, sie wieder zu sehen.

»Wie herrlich ist's doch zu leben und zu blühen, alte Freunde wieder zu finden und alle Tage von holden Gesichtern angelächelt zu werden! Hier ist's, als wäre jeder neue Tag ein großer Festtag.«

»Piep!« ſagten die Sperlinge, »ja! ja! ihre Herkunft vom Dorfteich iſt uns bekannt. Piep! wie die zu Ehren gekommen ſind! Nun, das muß man ſagen, Einige kommen denn auch im Schlaf dazu! Was Schönes an ſolch' einer rothen Kiette zu finden iſt, das weiß ich gar nicht, und da ſint denn doch ein welkes Blatt, das kann ich ſehen!«

Und der Sperling pickte an dem welken Blatte bis es abfiel, grüner und friſcher aber ſtand der Baum nun da; die Roſen dufteten im Sonnenſchein auf Thorwaldſen's Grabe und lehnten ihre Schönheit an den Namen des unſterblichen Künſtlers an.

Die alte Straßenlaterne.

Kennſt Du die Geſchichte von der alten Straßenlaterne? Die iſt gar nicht ſo beſonders unterhaltend, aber man kann ſie ſchon einmal erzählen hören. Das war ſo eine alte, ehrliche Straßenlaterne, die in vielen, vielen Jahren Dienſte gethan hatte, dann aber caſſirt werden ſollte. Es war der letzte Abend, wo ſie auf dem Leuchtpfahl ſaß, um die Straße zu erhellen, und ihr war zu Muthe dabei, wie einer alten Balletfigurantin, die den letzten Abend tanzt und weiß, daß ſie morgen in die Rumpelkammer ſoll. Die Laterne hatte entſetzliche Furcht vor dem morgenden Tage, wo ſie zum erſten Male in ihrem Leben zu Rathhaus ſollte, um von

sämmtlichen Stadtschöffen untersucht zu werden, in wiefern sie noch brauchbar oder nicht mehr brauchbar war. Da sollte denn auch entschieden werden, ob sie nach der Vorstadt gesandt werden müßte, um künftig dort zu erleuchten, oder in eine Fabrik auf dem Lande, oder gerade zum Eisengießer, um umgegossen zu werden. Bei dem Letzteren konnte ja etwas Neues aus ihr gemacht werden, aber es peinigte sie doch der Gedanke, daß sie nicht wußte, ob ihr die Erinnerung daran bleiben werde, daß sie einst Straßenlaterne gewesen war. Wie es aber auch damit werden mochte, so stand doch jedenfalls fest, daß sie von dem alten Nachtwächter und seiner Frau, die sie als ihre Angehörigen zu betrachten gewöhnt war, getrennt werden würde. Sie ward Laterne, als der Nachtwächter Nachtwächter geworden war. Die Frau war damals etwas vornehm, nur wenn sie an der Laterne des Abends vorbeiging, sah sie sich um, den Tag über niemals. Nun dagegen, wo sie alle Drei, Wächter, Frau und Laterne, alt geworden waren, hatte die Frau sie in den letzten Jahren auch gepflegt, sie abgeputzt und ihr Thran gegeben. Ehrliche Leute waren dies Ehepaar; sie hatten die Laterne um keinen Tropfen betrogen. — Es war der letzte Abend in der Straße, und morgen sollte sie zu Rathhaus, das waren zwei trübe Gedanken für die Laterne und daher kann man wohl denken, wie sie brannte! Aber sie hatte auch andere Gedanken, sie hatte Vieles gesehen, wozu sie geleuchtet hatte, vielleicht ebenso viel als die sämmtlichen Stadtschöffen, aber davon sprach sie nicht, denn sie war eine honnette alte Laterne, sie wollte Niemanden beleidigen, am allerwenigsten ihre Obrigkeit. Sie erinnerte sich an so mancherlei Dinge; bisweilen flackerte die Flamme darin auf, als hätte sie ein Gefühl davon gehabt, daß Mancher

auch ihrer noch gedachte. Da war nun z. B. der junge hübsche Mann, der vor vielen Jahren zu ihr gekommen war mit einem Briefe in der Hand; das war so schönes rosenrothes Papier mit goldenem Schnitt und derselbe war so niedlich von Damenhand geschrieben gewesen, daß der junge Mann ihn zweimal gelesen, ihn inbrünstig geküßt, mit funkelnden Augen die Laterne angesehen und gesagt hatte, er sei der glücklichste Mensch auf der ganzen Welt. Ja, nur er und ich wußten, was in dem ersten Briefe von der Geliebten stand. — Ich erinnerte mich auch noch eines Paars anderer Augen, so sonderbar fliegen die Gedanken herum! Hier in der Straße fand ein Begräbniß statt; die junge hübsche Frau, welche gestorben war, lag in ihrem Sarge in einem mit Sammet überzogenen Leichenwagen, der überall mit Blumen und Kränzen bestreut war, und es brannten so viele Fackeln, daß ich ganz dabei verschwand. Die ganze Vorstraße war wie mit Menschen besäet, und alle folgten dem Leichenzuge; als aber die Fackeln verschwunden waren, stand noch Einer weinend da am Leuchtpfahl, und ich werde nie den Blick vergessen, womit er zu mir hinauf sah. — Noch viele ähnliche Gedanken durchkreuzten die alte Straßenlaterne, welche diesen Abend zum letzten Male brannte. Eine Schildwache, die abgelöst wird, kennt doch ihren Nachfolger und kann ihm einige Abschiedsworte sagen, aber die Straßenlaterne nicht, obgleich sie ihm diesen und jenen Wink hätte geben können von Regen und Schnee, wieweit der Mondschein auf die Straße hinausreichte und woher der Wind wehete.

Auf dem Rinnsteinbrette standen Drei, die sich der Straßenlaterne vorstellen wollten, weil sie der Meinung waren, daß die Laterne das vacante Amt zu vergeben hätte. Der Eine davon war ein Häringskopf, denn ein

Solcher leuchtet im Dunkeln, und daher meinte er, es könne viel Thran gespart werden, wenn man ihn auf den Leuchtpfahl stecken wolle. — Der Zweite war ein Stück Zunder, das ebenfalls im Dunkeln glänzt und immerhin noch besser als ein alter Klippfisch, das sagte es selbst, und überdies war es der letzte Rest von einem Baume, der einst der Stolz des Waldes gewesen sein sollte. — Der Dritte endlich war ein Johanniswürmchen. Wo das Thierchen hergekommen war, konnte selbst die Laterne nicht begreifen; aber das Würmchen war da, und daß es leuchtete, konnte auch nicht in Abrede gestellt werden. Der Zunder und der Häringskopf erboten sich indessen, eidlich erhärten zu wollen, daß das Johanniswürmchen nur zu gewissen Zeiten leuchtete und also gar nicht in Betracht kommen könnte.

Die alte Laterne gab ihnen den Bescheid, daß Keiner von ihnen hell genug leuchtete, um eine Straßenlaterne abgeben zu können, aber das wollten die Anstellung Suchenden ihr nicht glauben, und als sie nun auch erfuhren, daß die Laterne die vacante Bedienung nicht selbst zu verleihen hätte, da sagten sie, das sei sehr erfreulich, weil die Laterne ja gar zu hinfällig wäre, um noch wahlfähig zu sein.

Als die empfindlich Gewordenen noch so sprachen, kam der Wind um die Straßenecke gesaust und fuhr gerade durch den Rauchfang der alten Laterne. »Was hat das zu bedeuten?« sagte er. »Wie ich höre, willst Du morgen weg! Ist dies der letzte Abend, da ich Dich hier antreffe? — Wenn dem so ist, sollst Du erst noch ein Andenken von mir haben; ich will Deinen Hirnschädel auslüften, damit Du dich nicht bloß klar und deutlich erinnern kannst, was Du gehört und gesehen hast, sondern auch so hellsehig wirst, daß, wenn Etwas in Deiner

Nähe erzählt oder vorgelesen wird, Du es auch sollst sehen können.«

»Das wäre viel für mich,« sagte die alte Straßenlaterne; »danke auch recht sehr! Wenn ich nur nicht umgegossen werden soll!«

»Das wird diesmal noch nicht geschehen,« sagte der Wind. »Nun blase ich Dein Gedächtniß an. Kannst Du viele solche Geschenke erlangen, so wirst Du ein heiteres Alter erleben.«

»Wenn ich doch nur nicht umgegossen werde!« seufzte die Laterne wieder. »Oder kannst Du mir auch mein Gedächtniß sichern?«

»Alte Leuchte, sei vernünftig!« sagte der Wind und fing an zu heulen. Da kam der Mond zum Vorschein. »Was geben Sie?« fragte der Wind.

»Ich gebe nichts,« sagte der Mond; »ich bin ja im Abnehmen! und die Laternen haben nie für mich geleuchtet, wohl aber ich oft für sie.« — Darauf ging der Mond wieder hinter Wolken; er mochte sich nicht länger plagen lassen. — Da fiel gerade auf den Rauchfang ein Wassertropfen herab, als wenn's vom Dache träufelte, aber der Tropfen sagte, er käme aus den grauen Wolken und sei auch ein Geschenk, vielleicht gar das allerbeste. »Ich dringe in Dich ein, damit Du das Vermögen erlangst, in einer einzigen Nacht, wenn Du es wünschest, so zu verrosten, daß Du in Staub zerfällst.« — Das schien aber der Laterne eine sehr bedenkliche Gabe zu sein, und dem Winde ebenfalls. »Bietet Niemand mehr? bietet Niemand höher?« blies er so derbe wie er es vermochte, als plötzlich ein Sternschuß am Himmel leuchtete und einen langen hellen Streifen hinterließ.

»Was war das?« rief der Häringskopf. »Fiel

nicht ein Stern herunter und gerade in die Laterne? Nun, wenn auch so Hochstehende sich um das Amt bewerben wollen, so können wir Anderen uns nur nach Hause scheren.« Das that er denn auch und die anderen beiden Candidaten ebenfalls. Die alte Laterne aber leuchtete auf einmal ganz hell. »Das war ein schönes Geschenk!« sagte sie. »Die hellen Sterne, worüber ich mich immer so sehr gefreut habe, die so herrlich leuchten, wie ich es nie gekonnt, wenngleich dies mein höchstes Streben und Trachten gewesen, die haben meiner, der armen alten Straßenlaterne, gedacht und mir eine Gabe zukommen lassen, die darin besteht, daß Alles, was ich mich selbst recht deutlich erinnere und sehe, auch von Anderen, die ich lieb habe, gesehen werden kann. Welches Vergnügen wird das nicht für mich sein! Denn nur halb genießt man eine Freude, die man nicht mit Anderen theilen kann.«

»Das sind achtungswerthe Gesinnungen,« sagte der Wind, »allein Du weißt es wohl nicht, daß ein Wachslicht zu Deinem Glück erforderlich ist. Ohne daß ein Wachslicht in Dir brennt, kann kein Anderer etwas bei Dir sehen. Das haben die Sterne nicht bedacht und meinen nun einmal, daß Alles, was scheint, wenigstens ein Wachslicht in sich hat. Doch nun bin ich müde,« sagte der Wind; »ich will mich legen«, und darauf legte er sich auch.

Den folgenden Tag — ja, den folgenden Tag können wir füglich übergehen — den folgenden Abend lag die Laterne im Lehnstuhl, und wo? bei dem alten Nachtwächter. Er hatte sich von dem gesammten Schöffencollegium zum Lohn für langen und getreuen Dienst die Bewilligung erbeten, die alte Laterne behalten zu dürfen. Die Schöffen lachten ihn aus, als er diese

kühne Bitte wagte, bewilligten aber doch das demüthigst angebrachte Gesuch und gaben dem alten Nachtwächter die cassirte Straßenlaterne, und nun lag sie denn im Lehnstuhl, dicht bei dem warmen Ofen, und schien ordentlich größer geworden zu sein, denn sie füllte beinahe den ganzen Lehnstuhl aus. Die alten Leute saßen bei ihrem Abendbrot und warfen milde Blicke auf die alte Laterne, der sie gern auch Platz an ihrem Tische eingeräumt hätten. Sie bewohnten freilich nur eine Kellerstube, zwei Ellen tief unter der Erde, man mußte durch eine gepflasterte Vordiele gehen, um in die Stube zu gelangen; aber rein und ordentlich war es darin, um das Bett hingen Gardinen und vor den kleinen hohen Fenstern standen zwei sonderbare Blumentöpfe; der Matrose Christian hatte sie aus Ostindien oder Westindien mitgebracht, es waren zwei Elephanten von Steinzeug, denen der Rücken fehlte, aber statt dessen blühete in dem einen Topf der schönste Schnittlauch, im anderen ein Storchschnabel aus der hineingelegten Erde hervor. An der Wand hing ein großes buntes Bild, das den Wiener Congreß vorstellte — da hatten sie alle Könige und Kaiser auf einmal! —" Die bornholmer Uhr mit ihren schweren Bleilöthen ging tick! tack! und immer voraus, aber das sei besser, als wenn sie zu spät ginge, sagten die alten Leute. Sie aßen ihr Abendbrot und die alte Straßenlaterne lag, wie gesagt, im Lehnstuhl, dicht am warmen Ofen. Der Laterne schien die Welt ganz umgekehrt zu sein, als aber der alte Wächter sie ansah und davon zu sprechen anfing, was die Beiden Alles mit einander erlebt hatten in Regen und Wind, in den kurzen hellen Sommernächten und wenn der Schnee stöberte, da war Alles wieder in Ordnung für die alte Laterne, denn wovon der Wächter sprach, das

ſtand ihr auch klar vor Augen, ſo gut hatte der Wind in ihr ausgefegt!

Die beiden alten Leute waren ſo fleißig und emſig, daß ſie keine Stunde verbummelten. Sonntags Nachmittags wurde ein Buch hergenommen, am liebſten eine Reiſebeſchreibung, und der alte Mann las dann laut aus demſelben vor von den großen Waldungen und den Elephanten in Afrika, die dort frei umhergehen, was die alte Frau aufmerkſam anhörte und dann auch wohl mitunter einen Blick auf ihre eigenen Elephanten am Fenſter warf, die hier Blumentöpfe abgaben. »Ich kann es mir ganz deutlich vorſtellen,« ſagte ſie, und die Laterne wünſchte dann, daß doch ein Wachslicht zur Hand ſein möchte, damit es in ihr angezündet und die alte Frau dann Alles ſo handgreiflich vor Augen haben möchte, wie ſie es ſelbſt ſehen konnte: die hohen Bäume, die dichtverſchlungenen Zweige, die nackten ſchwarzen Menſchen zu Pferde und ganze Rudel von Elephanten, die mit breiten Pfoten Schilfrohr und Büſche zertraten.

»Was können alle meine Fähigkeiten mir nützen, wenn kein Wachslicht da iſt!« ſeufzte die Laterne. »Sie haben nur Thran und Talglicht, und das verſchlägt nichts!«

Eines Tages brachte der Nachtwächter eine ganze Handvoll Wachslichtchen nach Hauſe: die größten Stücke davon wurden gebrannt und die kleinen brauchte die alte Nachtwächterin, um ihren Nähfaden damit zu wächſern. Wachslicht war nun da, aber es fiel den beiden Alten nicht ein, ein Stück davon in der Laterne anzuzünden.

»Hier ſtehe ich nutzlos mit meinen ſeltenen Gaben!« ſagte die Laterne; »ich habe Alles in mir, aber ich kann es nicht mit ihnen theilen! Sie wiſſen es nicht, daß

ich die weißen Kalkwände in die schönsten Tapeten verwandeln kann, zu grünen Wäldern, zu Allem, was sie sich wünschen können! — Aber sie wissen es nicht!«

Die Laterne stand übrigens blank gescheuert in einer Ecke, wo sie immer in die Augen fiel. Die Leute sagten freilich, es sei ein altes Gerümpel von Leuchte, aber daran kehrten die beiden Alten sich nicht, denn sie hielten die Laterne in Ehren.

Einmal — es war gerade an des alten Nachtwächters Geburtstage — kam die alte Frau hin zu der Laterne, schmunzelte und sagte: »Nun soll er illuminirt werden!« Die Laterne knackte im Rauchfang und dachte, nun geht ihnen ein Licht auf! Aber die alte Frau gab nur Thran, kein Wachslicht, zum Besten, die Laterne brannte den ganzen Abend und es ward ihr nun völlig klar, daß die Gabe, welche die Sterne ihr verliehen hatten, die beste von allen Gaben, die ihr gereicht worden waren, ein todter Schatz für dieses Leben bleiben werde. Da träumte ihr — und wenn man solche Gabe besitzt, so läßt sich's gut träumen —, die beiden alten Leute wären gestorben und sie selbst sei zu einem Eisengießer gekommen und sollte umgeschmolzen werden, wie ihr ganz ängstlich dabei wurde wie damals, als sie zu Rathhaus mußte, um von den Stadtschössen besichtigt zu werden, aber doch, obgleich sie die Kraft besaß, augenblicklich in Rost und Staub zu verfallen, es geduldig über sich ergehen ließ, in den Schmelzofen zu kommen und darnach zum schönsten gußeisernen Leuchter ward, worin nun irgend Jemand ein Wachslicht stellen konnte; denn der Leuchter hatte die Form eines Engels, der ein Blumenbouquet in den Händen hielt, und gerade mitten in das Bouquet wurde das Wachslicht gesetzt und der Leuchter auf einen grünen Tisch gestellt in einem Zimmer,

das recht so gemüthlich eingerichtet war, wo viele Bücher ſtanden und ſchöne Bilder an der Wand hingen, denn es war das Zimmer eines Dichters, und Alles, was er dachte und ſchrieb, das ging ringsherum auf: es zeigten ſich dunkle ſtille Wälder, von der Sonne beleuchtete Wieſen, auf welchen Störche einhergingen, und ein hohes Schiffsverdeck auf dem wogenden Meere.

»Welche Gaben beſitze ich doch!« ſagte die alte Straßenlaterne, als ſie wieder erwachte. »Faſt möchte ich wünſchen, umgeſchmolzen zu ſein, — doch nein! das darf nicht geſchehen, ſo lange die alten Nachtwächterleute noch leben. Sie halten von mir wegen meiner Perſönlichkeit. Ich bin ihnen ja an Kindes Statt! ſie haben mich geſcheuert, haben mir Thran gegeben, und ich habe es ebenſo gut als die Mitglieder des Congreſſes, die doch nur ſo etwas Vornehmes agiren.«

Von der Zeit an wurde ſie ruhiger, und das konnte die alte ehrliche Straßenlaterne auch wohl verdient haben!

Die Galoschen des Glücks.

I. Der Anfang.

In der Osterstraße zu Kopenhagen wurde in einem der Häuser, die nicht weit vom Königsneumarkt entfernt liegen, eine große Gesellschaft gegeben — dazu muß man sich mitunter verstehen; dann ist's abgethan, und man wird wieder eingeladen. — Die eine Hälfte der Gesellschaft saß schon an den Spieltischen, die andere erwartete, welchen Erfolg die Anrede der Dame des Hauses: »Nun müssen wir Anderen sehen, was wir uns vornehmen können!« haben würde. Soweit war man denn gekommen und die Unterhaltung schleppte sich, so gut es eben gehen wollte, weiter. Unter Anderem kam auch die Rede auf das Mittelalter. Einige hielten dasselbe viel besser als unsere Zeiten, ja, der Justizrath Karg vertheidigte diese Meinung so eifrig, daß Madame sich gleich auf seine Partei schlug und Beide nun gegen Oersted's im Volkskalender aufgestellten Ansichten von den alten und neuen Zeiten, und worin unserem Zeitalter im Wesentlichen der Vorzug gegeben wird, auftraten. Der Justizrath erklärte die Zeit des Königs Hans für die schönste und glücklichste.

Während das Gespräch sich über diesen Gegenstand hin und her drehete und nur augenblicklich unterbrochen wurde, als ein Abendblatt abgegeben ward, das nichts Lesenswerthes enthielt, wollen wir uns in das Vorzimmer begeben, wo Ueberzieher, Stöcke, Regenschirme und Galoschen ihren Platz hatten. Hier saßen zwei weibliche Gestalten, eine junge und eine alte. Man hätte glauben können, es seien Mädchen, die gekommen waren, um ihre Herrschaft, dieses oder jenes alte Fräulein, oder die gnädige Frau Wittwe, nach Hause zu begleiten, betrachtete man sie aber etwas genauer, so begriff man bald, daß sie keine gewöhnliche Dienstboten sein mochten, denn dazu waren ihre Hände zu fein, ihre Haltung zu königlich, und ihre Kleider hatten auch einen ganz eigenthümlich dreisten Schnitt. Zwei Feen waren es; die Jüngere war freilich nicht Fräulein Fortuna selbst, doch eins der Kammermädchen ihrer Kammerfrauen, welche die geringeren Glücksgaben austragen; die Aeltere sah außerordentlich ernsthaft aus: es war die Trauer. Sie bestellt alle ihre Gewerbe in eigener hoher Person; dann weiß sie, daß sie gehörig ausgerichtet worden sind.

Die beiden Feen erzählten einander, wo sie den Tag über gewesen waren. Das Kammermädchen hatte nur einige unbedeutende Botschaften des Glücks ausgerichtet: sie hatte einen neuen Hut vom Regenguß gerettet, einem ehrlichen Manne einen Gruß von einer vornehmen Null verschafft u. s. w., was sie aber noch zu besorgen hatte, war etwas ganz Ungewöhnliches.

»Ich muß Dir nur erzählen,« sagte sie, »daß es heute mein Geburtstag ist, und demselben zu Ehren ist mir ein Paar Galoschen anvertraut worden, welches ich der Menschheit überbringen soll. Diese Galoschen besitzen die Eigenschaft, daß Jeder, der sie anzieht, au-

genblicklich an dem Orte und in der Zeit sich befindet, wo er am liebsten sein möchte, jeder Wunsch in Rücksicht auf Zeit und Ort wird gleich erfüllt und der Mensch so endlich einmal glücklich hienieden.«

»Glaubst Du wirklich daran?« sagte die Trauer. »Nein, er wird vielmehr sehr unglücklich dadurch werden und den Augenblick segnen, wo er sich wieder von den Galoschen befreien kann.«

»Wo willst Du hin!« sagte die andere Fee. »Jetzt stelle ich sie hier bei der Thür hin. Einer irrt sich jedenfalls und zieht die fremden Galoschen an. Er wird der Glückliche sein!«

Das war das Gespräch der beiden Feen.

II. Wie es dem Justizrath erging.

Es war schon spät geworden. Justizrath Karg, noch mit seinen Gedanken in die Zeiten des Königs Hans vertieft, wollte nach Hause gehen, und nun mußte es sich so fügen, daß er, als er in seine Ueberschuhe treten wollte, sich versah und in die Galoschen des Glücks fuhr. So beschuht, trat er hinaus auf die Osterstraße, aber er war durch die Zauberkraft der Galoschen sogleich in die Zeiten des Königs Hans zurück versetzt worden, und daher trat sein Fuß schon bei den ersten Schritten in Schlamm und Schmutz, weil es damals in dem erst neulich zur Residenz gewordenen Kopenhagen noch keine gepflasterte Straßen gab.

»Das ist ja ein gräulicher Schmutz hier!« sagte der

Justizrath. »Die Vorstraße ist wie verschwunden und alle Laternen sind schon ausgegangen!«

Der Mond war noch nicht hoch genug am Himmel und die Luft ohnehin etwas trübe, so daß in diesem Halbdunkel alle Gegenstände unkenntlich wurden. An der nächsten Straßenecke hing indessen eine Laterne vor einem Madonnenbilde, doch gab dieselbe nur eine so mäßige Beleuchtung, daß der Justizrath sie erst bemerkte, als er gerade darunter stand und seine Augen auf das gemalte Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde fielen.

»Das ist wohl ein Kunstcabinet,« dachte er, »von dem sie das Schild abzunehmen vergessen haben.«

Ein paar Menschen in der Tracht aus dem Zeitalter des Königs Hans gingen an ihm vorüber.

»Wie seltsam sehen die aus! Die guten Leute kommen wahrscheinlich von einer Maskerade.«

Plötzlich erschallte eine starke Musik von Trommeln und Pfeifen und hin und wieder flackerte ein Feuer auf. Der Justizrath blieb stehen und sah nun einen gar wunderbaren Aufzug vorbeikommen. Voran ging ein ganzer Trupp Trommelschläger, die ihre Instrumente recht artig zu behandeln wußten; ihnen folgten Trabanten mit Bogen und Armbrüsten. Der Vornehmste im Zuge war ein Geistlicher. Erstaunt fragte der Justizrath, was diese Mummerei zu bedeuten habe und wer jener Mann sei.

»Das ist der Bischof von Seeland,« antwortete man.

»Du lieber Gott, was sieht den Bischof an!« seufzte der Justizrath kopfschüttelnd. Unmöglich konnte der Mann in dem Aufzuge doch der Bischof sein. Noch über das, was er eben gesehen hatte, nachgrübelnd, ging er die Osterstraße zu Ende und über den Hohenbrücken-

markt. Die Brücke nach dem Schloßplatze war nicht zu finden; er entdeckte nur eine tiefsließende Au und stieß endlich hier auf zwei Ruderknechte, die mit einem Kahn am Ufer lagen.

»Will der Herr nach dem Holm hinüber?« fragten sie.

»Nach dem Holm?« fragte der Justizrath, der ja nicht wußte, in welchem Zeitalter er umherirrte; »ich will nach der kleinen Marktstraße auf Christianshafen.«

Die Ruderknechte sahen ihn an.

»Sagt mir nur, wo die Brücke ist,« fuhr er fort. »Schändlich ist's, daß die Laternen nicht brennen, und ein Schmutz ist's hier, als wenn man in einem Morast zu waten hätte.«

Je länger er mit den Ruderknechten sprach, desto unverständlicher wurden sie ihm.

»Ich verstehe Euer Bornholmisch nicht,« sagte er zuletzt und kehrte ihnen verdrießlich den Rücken. Die Brücke nach dem Schloßplatz konnte er nicht finden; ein Geländer war auch nicht da. »Ist's nicht zum wahren Skandal, wie es hier aussieht!« sagte er. Nie noch war ihm sein Zeitalter erbärmlicher vorgekommen, als diesen Abend. »Ich glaube, ich nehme mir eine Droschke,« dachte er, aber wo waren die Droschken? keine war zu sehen.

»Ich werde nach dem Königsneumarkt zurückkehren müssen, da halten hoffentlich noch Wagen, sonst gelange ich wohl nie nach Christianshafen!«

Er schlug nun wieder den Weg nach der Osterstraße ein und war dieselbe beinahe zu Ende gekommen, als der Mond durch die Wolken brach.

»Mein Gott, was haben sie da für ein Gerüste

gebaut!« rief er, als er das Oſterthor gewahr wurde, das damals am Ende der Oſterſtraße lag.

Endlich fand er doch eine Nebenpforte, und trat durch dieſelbe auf den jetzigen Neumarkt hinaus, der damals ein Wieſenplan mit einigem Gebüſche war, und quer über denſelben lief ein breiter Kanal oder Strom. Einige jämmerliche hölzerne Buden für hallander Schiffer, nach welchen der Platz den Namen »Hallandsaas« führte, lagen am anderen Ufer des Kanals.

»Entweder ſehe ich eine Fata morgana, oder ich habe einen Rauſch!« jammerte der Juſtizrath. »Was in Allerwelt hat doch dies Alles zu bedeuten?«

Er kehrte von Neuem um, in dem feſten Glauben, er ſei krank. Als er wieder in die Oſterſtraße gekommen war, betrachtete er die Häuſer etwas genauer: die meiſten waren von Tafelwerk und hatten nur Strohdächer.

»Nein, mir iſt nicht wohl!« klagte er. »Und doch trank ich nur ein Glas Punſch! Aber ich kann keinen Punſch vertragen, und unrecht war es auch, uns warmen Lachs dazu zu geben. Das werde ich auch bei nächſter Gelegenheit der Frau Agentin ſagen. Sollte ich wohl dahin gehen, um ihnen meine Noth zu klagen? Das würde doch etwas albern ſein, und wer weiß, ob ſie noch auf ſind!«

Er ſuchte nach dem Hauſe, doch das war ganz verſchwunden.

»Erſchrecklich iſt es doch!« jammerte er, »ich kann die Oſterſtraße nicht wieder erkennen! Kein einziger anſtändiger Laden iſt zu ſehen, lauter alte Kaſten ſind's, als wenn ich in Roskilde oder Ringſted wäre! Ach, ich bin krank! was kann es helfen, daß ich mich genire, es zu ſagen! Wo in Allerwelt iſt doch das Haus des Agen-

ten? Es sieht sich ja gar nicht mehr ähnlich! Jedenfalls ist aber noch Jemand auch drinnen. Ach Gott! ich bin doch ganz gewiß krank!«

Nun stieß er auf eine halb offene Thür, aus welcher ein mattes Licht durch die Ritze drang. Es war das Licht einer Herberge jener Zeit, einer Art von Bierhaus. Die Stube darin glich einigermaßen den holsteinischen Dielen; eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Schiffern, kopenhagener Bürgern und ein paar Gelehrten saß hier in eifriger Unterhaltung bei ihren zinnernen Bierkannen und bekümmerte sich nur wenig um den eben Eintretenden.

»Um Vergebung,« sagte der Justizrath zu der Wirthin, die ihm geschäftig entgegen kam, »mir ist plötzlich so unwohl geworden; wollten Sie mir nicht gefälligst eine Droschke nach Christianshafen verschaffen?«

Die Frau musterte ihn mit großen Augen und schüttelte mit dem Kopf; darauf redete sie ihn in deutscher Sprache an. Der Justizrath glaubte, sie verstände nicht Dänisch und wiederholte daher sein Ersuchen auf Deutsch. Dies und die fremdliche Tracht bestärkten die gute Frau in der Meinung, der fremde Mann sei ein Ausländer, daß er sich aber übel befand, hatte sie gleich begriffen und brachte ihm deshalb einen Krug Wasser, das allerdings etwas nach der See schmeckte, obgleich es aus dem Brunnen geholt war.

Der Justizrath stützte den Kopf auf die Hand, seufzte tief und grübelte über alle die unbegreiflichen Dinge, die ihn hier umgaben.

»Ist das vielleicht die ‚Kjöbenhavenspost' von heute?« fragte er, um doch Etwas zu sagen, als er die

Wirthin einen großen Bogen Papier zur Seite schieben sah.

Sie verstand die Frage nicht, reichte ihm indessen das Blatt hin, welches eine Lufterscheinung in Holzschnitt darstellte, die in der guten Rheinstadt Köln gesehen worden war.

»Das ist ein sehr altes Stück,« sagte der Justizrath, ganz erheitert durch den Anblick einer solchen Antiquität. »Wie sind Sie doch zu dem seltenen Blatt gekommen? Das ist äußerst interessant, wenngleich das Ganze nur eine Fabel ist. Man erklärt solche Lufterscheinungen aus dem Wiederschein des Nordlichts in den höheren Gegenden des Dunstkreises der Erde; wahrscheinlich werden sie von der Elektricität erzeugt.«

Diejenigen, welche ihm am nächsten saßen und seine Rede gehört hatten, schauten ihn verwundert an; Einer von ihnen erhob sich, nahm ehrerbietig den Hut ab und sagte: »Ihr seid gewiß ein gelehrter Mann, Monsieur.«

»O nein!« antwortete der Justizrath, »ich kann bloß über Dies und Jenes mitsprechen, wie man's ja heut' zu Tage von jedem Gebildeten verlangt.«

»Modestia ist eine schöne Tugend,« sagte der Mann. »Ich muß übrigens zu Eurer Rede sagen; mihi secus videtur, doch suspendire ich hier gern mein Judicium.«

»Darf ich fragen, mit wem zu sprechen ich das Vergnügen habe?« fragte der Justizrath.

»Ich bin Baccalaureus der heiligen Schrift,« erwiderte der Mann.

Diese Antwort genügte dem Justizrath vollkommen; der Titel paßte zur Tracht. »Es wird ein alter Dorfschulmeister sein,« dachte er, »so ein origineller Kauz, wie man sie noch im nördlichen Jütland antreffen kann.«

»Hier ist zwar nicht der rechte locus docendi,« hob der akademische Würdenträger wieder an, »doch bitte ich Euch, weiter zu reden. Ihr habt gewiß große Belesenheit in den Alten.«

»So etwas wohl,« entgegnete der Justizrath. »Ich lese gern alte nützliche Schriften, aber ich verschmähe deshalb die neueren nicht, nur die »Alltagsgeschichten« sind mir zuwider, denn davon haben wir genug in der Wirklichkeit.«

»Alltagsgeschichten?« wiederholte der Baccalaureus fragend.

»Ja, mein Herr, ich meine die neuesten Romane,« sagte der Justizrath.

»O,« lächelte der geistliche Mann, »es liegt doch viel klüger Sinn in ihnen und sie werden bei Hofe gelesen. Der König liebt besonders die Geschichte von Herrn Iffven und Herrn Gaudian, welche von König Arthur und seinen Kämpen von der Tafelrunde handelt; er hat darüber gescherzt mit seinen hohen Hofherren.«*)

»Den Roman habe ich noch nicht gelesen,« sagte

---

*) Baron Holberg erzählt in seiner Geschichte des dänischen Reichs: König Hans habe eines Tages, als er den Ritterroman vom König Arthur gelesen, gegen seinen Liebling, den bekannten Seehelden Otto Rud, geäußert, die Herren Iffven und Gaudian seien tapfere Ritter gewesen, wie man sie nun nicht mehr finde, worauf ihm aber der Admiral geantwortet, wenn es nur noch Kämpen wie König Arthur gäbe, so würde es auch an Rittern wie die Herren Iffven und Gaudian nicht fehlen.

der Justizrath; »es muß ein ganz neuer sein, den Heiberg*) herausgegeben hat.«

»Nein,« erwiederte der Baccalaureus, »nicht von Heiberg, sondern von Gottfried von Gehmen zum Druck besorgt.«

»Ach so, ist das der Verfasser!« sagte der Justizrath.

»Es ist dies ein sehr alter Namen, denn Gottfried von Gehmen war ja der erste Buchdrucker in Dänemark.«

»Ja, er ist unser erster Buchdrucker,« bestätigte der geistliche Herr.

So ging es eine Zeit lang gut. Einer von den guten Bürgersleuten fing an, von der schrecklichen Pestilenz zu sprechen, welche vor ein paar Jahren gewüthet habe, und meinte damit die Pest vom Jahre 1484. Der Justizrath nahm an, es sei die Cholera, von der die Rede war, und somit lief dieser Discurs noch recht gut ab. — Der Freibeuterkrieg von 1490 lag so nahe, daß er berührt werden mußte; die englischen Seeräuber hätten schändlicherweise die auf der Rhede liegenden Schiffe genommen, wurde gesagt, und der Justizrath, der sich recht in die Begebenheiten vom Jahre **) 1801 hineingelebt hatte, stimmte weidlich mit ein in die allgemeine Verwünschung der Engländer. Mit der übrigen Unter-

*) Anspielung auf die »Alltagsgeschichten« von anonymer Hand, deren Herausgabe Prof. Heiberg übernahm, weil die Verfasserin seine Mutter ist. Noch neulich ist eine Fortsetzung von diesen Erzählungen erschienen.

**) Seeschlacht vom 2. April 1801 gegen Nelson.

haltung ging es indessen nicht so ganz glücklich, denn jeden Augenblick entstanden Mißverständnisse. Der liebe Baccalaureus war gar zu unwissend, die gewöhnlichsten Bemerkungen des Justizraths klangen ihm viel zu gewagt und überspannt. Sie sahen einander an, und wenn es gar zu schlimm wurde, so sprach der Baccalaureus Latein, in der Meinung, dann besser verstanden zu werden, aber auch Das wollte nicht helfen.

»Wie stehts nun mit Ihm?« fragte die Wirthin, indem sie den Justizrath am Aermel zupfte, der darüber wieder zur Besinnung kam, denn während der eifrigen Unterhaltung mit den hier versammelten Gästen hatte er Alles um sich her rein vergessen.

»Gerechter Gott, wo bin ich,« rief er, seine jetzige Lage wieder erwägend.

»Claret wollen wir trinken, Meth und Bremerbier!« jubelte Einer von den Gästen, »und Ihr sollt mit uns trinken!«

Zwei Mädchen traten in die Stube, wovon das eine eine zweifarbige Mütze*) trug; sie schenkten ein und verneigten sich — — dem Justizrath lief's eiskalt über den Rücken.

»Was soll das bedeuten? was soll das bedeuten?« fragte er, aber es half nicht, er mußte mittrinken. Die wackere Gesellschaft setzte ihm ganz artig zu, so daß er darüber hätte verzweifeln mögen, und als Einer zu ihm sagte, er sei angetrunken, zweifelte er selbst nicht im Geringsten daran, sondern bat nur wiederholt, ihm eine Droschke zu verschaffen, worüber die Gesellschaft dann herzlich lachte und sagte, er spräche wohl Moskowitsch.

*) Das damals vorgeschriebene Kopfzeug der Prostituirten.

Noch nie hatte der Justizrath sich in einer so rohen und simplen Gesellschaft befunden; man hätte glauben mögen, das Land sei zum Heidenthum zurückgegangen, meinte er. »Das ist der schrecklichste Augenblick meines Lebens!« klagte er im Stillen. Doch plötzlich fiel ihm ein, daß er sich unbemerkt unter den Tisch bücken und dann zur Thür hinaus kriechen könnte. Er that es, aber als er schon bis an den Ausgang gekommen war, merkten die Anderen, was er im Schilde führte; sie packten ihn bei den Beinen, und darüber verlor er zu seinem guten Glücke die verhängnißvollen Galoschen — — damit war die ganze Verzauberung zu Ende. —

Der Justizrath sah ganz deutlich eine Laterne brennen und hinter derselben lag ein großes Haus; er erkannte es und fand wieder Alles in gewöhnlicher Ordnung; es war die Osterstraße, wie wir sie Alle kennen. Er lag mit den Beinen gegen einen Thorweg, und gerade gegenüber saß der Nachtwächter und schlief.

»Du, mein Schöpfer, habe ich hier auf der Straße gelegen und geträumt?« sagte er. »Ja, es ist die Osterstraße, so hell und bunt wie immer. Es ist doch erschrecklich, wie das eine Glas Punsch auf mich gewirkt haben muß!«

Zwei Minuten später saß er in einer Droschke welche ihn nach Christianshafen brachte. Die Angst und Noth bedenkend, worin er sich befunden hatte, pries er von Herzen die glückliche Wirklichkeit, unsere Zeit, die mit allen ihren Mängeln doch viel besser sei, sagte er, als die, aus welcher er soeben hergekommen wäre.

III. Des Nachtwächters Abenteuer.

»Da liegen wahrhaftig ein Paar Galoschen!« sagte der Wächter. »Die werden dem Lieutenant gehören, der da oben wohnt; sie liegen ja dicht bei dem Thorweg!«

Gern hätte der ehrliche Mann geklingelt, um die Galoschen abzuliefern, denn an des Offiziers Fenstern war noch Licht, aber er mochte die anderen Bewohner des Hauses nicht im Schlafe stören, und deshalb unterließ er es.

»Es muß ganz warm um die Füße sein, so ein Paar Ueberzieher an zu haben,« sagte der Nachtwächter; sie sind so geschmeidig und von so weichem Leder!« Er probirte die Galoschen, und sie schlossen sich um seine Füße, als wenn sie ihm angegossen wären.

»Wie's doch wunderbar in der Welt hergeht!« sagte er. »Nun könnte der Lieutenant sich in sein gutes Bett legen, aber thut er es wohl? er schlendert im Zimmer auf und nieder und ist ein glücklicher Mensch. Er hat weder Frau noch Kinder zu versorgen; jeden Abend geht er in Gesellschaft. Könnte ich doch mit ihm tauschen, so wäre ich ein geborgener Mann!«

Kaum hatte der ehrliche Nachtwächter diesen Wunsch ausgesprochen, so thaten auch schon die Zaubergaloschen, die er angezogen hatte, ihre Wirkung: der Wächter ging mit seiner ganzen Person in das Sein und Wesen des Lieutenants über. Da stand er nun in dem eleganten Zimmer des Offiziers und hielt ein rosenrothes Papier zwischen den Fingern, worauf ein Gedicht geschrieben stand, ein Gedicht von dem Herrn Lieutenant selber.

Denn wer hätte nicht einmal einen poetiſchen Augenblick in ſeinem Leben gehabt, und bringt man dann ſeine Gedanken zu Papier, ſo hat man ein Gedicht. Auf dem roſenrothen Papier ſtand geſchrieben:

O, wär' ich reich! das ſeufzte ich ſo oft,
Als ich, kaum ellengroß, auf Viel gehofft.
O, wär' ich reich! ich würde Offizier,
Trüg' Säbel, Uniform als Grenadier. — —
Auch die Zeit kam und ich ward Offizier,
Doch nie und nimmer ward ich reich, ich Armer!
Du halfſt mir fort, Erbarmer!

Einſt ſaß ich Abends jung und froh,
Mich küßt' ein ſiebenjährig Mädchen ſo,
Ja ſo — — denn ich war reich an Poeſie,
An Sagen, Mährchen, ſonſt ſo arm wie nie.
Das Kind nur wollte meine Poeſie. —
Da war ich reich! doch nicht an Gold, ich Armer!
Du weißt es ja, Erbarmer!

O, wär' ich reich! ſo ſeh' ich noch als Mann;
Zur Jungfrau wuchs das Kind heran.
Sie iſt ſo klug, ſo hübſch, ſo ſeelengut;
Ach, wüßte ſie, was mir im Herzen ruht!
Doch bin zum Schweigen ich verdammt, ich Armer!
Du willſt es ſo, Erbarmer!

O, wär' ich reich an Troſt und Ruhe hier!
Dann käme all' mein Leid nicht zu Papier,
Verſtehſt Du mich, Du, der ich mich geweiht,
So lies dies Blatt aus meiner Jugendzeit,
Ein dunkles Mährchen, dunkler Macht geweiht. —
Ich ſehe trübe Zukunft nur, ich Armer!
Dich ſegne der Erbarmer!

Ja, solche Gedichte schreibt man, wenn man verliebt ist, aber ein besonnener Mann läßt sich nicht drücken. Lieutenant, Liebe und Armuth, das ist ein Dreieck oder so gut wie die Hälfte des zerbrochenen Würfels des Glücks. Der Lieutenant fühlte dies lebhaft und deshalb lehnte er auch den Kopf ans Fenster und seufzte tief:

»Der arme Nachtwächter draußen auf der Straße ist weit glücklicher als ich; er weiß nicht, was ich entbehren nenne. Er hat eine Heimath, Frau und Kinder, die bei seinem Kummer weinen, sich mit ihm freuen, wenn er fröhlich ist. Wie viel glücklicher wäre ich, könnte ich in sein ganzes Dasein übergehen, denn gewiß! er ist weit glücklicher als ich.«

Sogleich war der Nachtwächter wieder Nachtwächter geworden. Denn, wie wir wissen, hatten die Galoschen des Glücks ihn zum Lieutenant gemacht, da er sich aber in dieser Lage noch weniger zufrieden fühlte, als in der bisherigen, und lieber in diese wieder zurückkehren wollte, so ward auch sein zweiter Wunsch alsbald erfüllt. Der Nachtwächter war also wieder Nachtwächter.

»Das war ein böser Traum,« sagte er, »aber bei dem Allen schnurrig genug. Es kam mir vor, als wenn ich der Lieutenant dort eben geworden wäre, doch das wollte mir nicht gefallen. Ich hatte mein Mütterchen und die Jungen nicht, die mir wie Kletten anhangen.«

Er setzte sich wiederum auf eine Kellerbank und fing an zu schlummern; der Traum wollte ihm nicht recht aus den Gedanken, denn er hatte ja noch immer die Galoschen an den Füßen. Eine Sternschnuppe spielte am Himmelsgewölbe dahin.

»Da fiel einer herunter,« sagte er, »aber was

thut's! es bleiben noch genug übrig. Ich hätte wohl Lust, die Dingerchen etwas genauer zu betrachten, besonders den Mond, denn der verschwindet Einem doch nicht so leicht unter den Händen. Wenn wir sterben, hat der Student gesagt, für den meine Frau die grobe Wäsche besorgt, fliegen wir von dem einen Stern zum anderen. Das ist nun nichts als Windbeutelei, aber ganz drollig müßte es sein, wenn's wahr wäre. Ich wollte, ich könnte einmal einen kleinen Sprung hinauf thun, so könnte mein Leib so lange hier unten auf der Kellertreppe bleiben!«

Es giebt nun einmal Dinge in der Welt, wovon man nie anders als mit großer Vorsicht sprechen darf, und noch behutsamer muß man dabei sein, wenn man mit den Galoschen des Glücks angethan ist. Hört nur wie es in diesem Falle dem guten Nachtwächter erging.

Was uns anderen Menschen betrifft, da kennen wir ja fast Alle die Geschwindigkeit, welche der Dampf erzeugt; wir haben sie entweder auf Eisenbahnen oder Dampfschiffen erfahren. Doch diese Schnelligkeit ist wie das Kriechen eines Faulthiers oder einer Schnecke gegen diejenige, womit das Licht sich verbreitet: es fliegt neunzehn Millionen mal hurtiger als der beste Wettrenner davon, und doch macht's die Elektricität noch ärger. Der Tod ist ein elektrischer Stoß ins Herz: auf den Flügeln der Elektricität schwingt sich die entfesselte Seele empor. Acht Minuten und einige Sekunden bedarf das Sonnenlicht nur, um eine Reise von mehr als zwanzig Millionen Meilen zurückzulegen, aber auf der Schnellpost der Elektricität braucht die Seele noch einige Minuten weniger, um die nämliche Fahrt zu machen. Der Raum zwischen den Himmelskörpern ist für sie nicht größer als er in einer und derselben Stadt für uns zwischen

den Häusern unserer Freunde ist, auch wenn diese einander ziemlich nahe liegen. Indessen kostet jener elektrische Herzensstoß uns den Gebrauch des Körpers, wenn wir nicht etwa, wie der Nachtwächter in der kopenhagener Osterstraße, mit den Galoschen des Glücks angethan sind.

Innerhalb einiger Sekunden hatte also der Wächter die 52,000 Meilen bis zum Monde gemacht, der, wie man weiß, aus einem Stoffe geschaffen, der weit leichter als derjenige, woraus die Erde geformt worden, und dabei weich wie eben gefallener Schnee ist. Er befand sich hier auf einem der unzählig vielen Ringgebirge, welche wir aus Dr. Mädler's großer Karte vom Monde kennen. Inwendig ging es senkrecht wie in einen Kessel hinab, wohl eine ganze deutsche Meile weit, und da unten lag eine Stadt, die nicht anders aussah, als wenn man Eiweiß in ein Glas Wasser schlägt, ebenso weich war sie und hatte Thürme, Kuppeln und segelartige Altane, Bolkone, die durchsichtig waren und von der verdünnten Luft hin und her schwankten. Unser Erdball dagegen stand wie eine feuerrothe Kugel über seinem Haupte.

Es gab hier auch eine große Menge Geschöpfe, die gewiß alle menschliche Wesen waren, doch sahen sie ganz anders aus als wir. Sie redeten auch eine Sprache; doch wer könnte erwarten, daß die Seele eines dänischen Nachtwächters die Sprache der Mondbewohner hätte verstehen sollen! dennoch war es der Fall.

Die Seleniten ließen sich sogleich mit der Nachtwächterseele in einen Dispüt über die Beschaffenheit der Erde ein und wollten nicht glauben, daß dieselbe bewohnt sein könnte. Die Luft müsse dort zu schwer sein, um irgend einem vernünftigen Moudgeschöpfe das Ath-

men darin möglich zu machen, meinten ſie. Sie hielten daher auch den Mond für den einzigen Weltkörper, der von vernünftigen Weſen bewohnt wäre, und ſich ſelbſt für die wahren Weltbürger des Univerſums.

Wir wollen uns jedoch in die Fortſetzung dieſes gelehrten Streites zwiſchen den Mondbewohnern und der Nachtwächterſeele nicht weiter miſchen, ſondern uns lieber nach dem noch immer in der Oſterſtraße weilenden ſeelenloſen Corpus des Wächters umſehen.

Leblos ſaß derſelbe da auf der Kellertreppe; der Morgenſtern war ſeiner Hand entfallen und die Augen ſtarrten den Mond an, auf dem die ehrliche Seele herumwandelte.

»Was iſt die Uhr, Wächter?« fragte ein Vorbeigehender, und als er keine Antwort erhielt, verſetzte er dem vermeintlich eingeſchlummerten Nachtwächter leiſe einen Naſenſtüber. Darüber ging aber das Gleichgewicht verloren; der Körper fiel der Länge nach hin, denn der Menſch war ja todt! Dem Austheiler des Naſenſtübers kam nun ein gewaltiger Schrecken an; der Nachtwächter war todt und blieb todt; es gab viel Gerede davon, und in der Moraenſtunde trug man den entſeelten Leichnam nach dem Hoſpital.

Das hätte nun einen netten Wirrwarr anrichten können, wenn die Seele zurückgekehrt wäre und ihren hinterlaſſenen Körper nicht hätte wiederfinden können. Sie wäre dann gewiß in ihrer Angſt zuerſt nach der Polizei geeilt, um nachzufragen, darauf nach dem Comptoir der Adreßnachrichten, um eine Ankündigung unter die Rubrik von abhanden gekommenen Sachen einrücken zu laſſen, und erſt zuletzt nach dem Hoſpital, um ihn unter den eingebrachten Verunglückten aufzuſuchen. Allein wir können mit Gewißheit annehmen,

daß die Seele am klügsten handelt, wenn sie ganz vom Körper befreit ist, der sie nur dumm macht.

Wie gesagt also, des Nachtwächters vermeintliche Leiche war nach dem Hospital getragen worden, wo sie in die Reinigungsstube gebracht ward, und das Erste, was man hier that, war natürlich, die Galoschen auszuziehen. Da mußte auch die Seele zurück; sie nahm den geraden Weg nach dem Körper und sogleich war wieder Leben im Nachtwächter. Er versicherte, es sei diese Nacht die schrecklichste gewesen, die er erlebt hätte, nicht um ein Hamburger Zweimarkstück wolle er solches Gefühl wieder haben; nun sei es aber überstanden.

Noch den nämlichen Tag wurde er als völlig genesen aus dem Hospital entlassen, die Galoschen aber vergaß er daselbst.

IV. Ein Hauptmoment. — Eine Deklamationsnummer. — Eine ganz ungewöhnliche Reise.

Jeder Kopenhagener weiß aus eigener Anschauung, wie der Eingang zum Friedrichshospital aussieht, da vielleicht aber auch einige Nicht-Kopenhagener die vorliegende Geschichte lesen werden, so müssen wir eine kurze Beschreibung davon vorausschicken.

Die Gebäude dieses Krankenhauses werden von den beiden Straßen, die sie begrenzen, durch eiserne, ziemlich hohe Gitter getrennt, in welchen die dicken Stäbe so weit von einander stehen, daß man sich in vollem Ernst erzählt, es zwängen sich besonders schlankgewachsene Can-

didaten der Medizin und Chirurgie, die auf dem Hospital ihre erſte Praxis machen, zur Nachtzeit durch die Oeffnungen des Eiſengitters, um alsdann Viſiten in der Stadt abzulegen. Derjenige Theil des Körpers, der ſich am ſchwierigſten hinauspraktiziren ließ, war, jedenfalls der Kopf, weshalb denn auch hier, wie ſo oft in der Welt, die kleinen Köpfe die glücklichſten waren.

Einer dieſer jungen Volontäre, von den man bloß in körperlicher Hinſicht ſagen konnte, daß er dickköpfig war, hatte eben die Wache an jenem Abend. Der Regen goß vom Himmel herab, doch dieſer beiden Hinderniſſe ungeachtet ſollte und mußte er in die Stadt, nur auf eine Viertelſtunde, und dies dem Pförtner auf die Naſe zu binden, ſchien ihm ganz überflüſſig, da er durch das Gitter ſchlüpfen konnte. Dort, auf der Diele lagen die Galoſchen, die der Nachtwächter vergeſſen hatte; er hatte keine Ahnung davon, daß es die Galoſchen des Glücks waren; ſie verſprachen gute Dienſte in dem böſen Wetter, daher zog er ſie an. Es galt jetzt nur darum, glücklich durch das Eiſengitter zu kommen, was er freilich noch nicht verſucht hatte. Da ſtand er nun!

»Hätte ich nur erſt den Kopf draußen!« ſagte er, und gleich, glitt derſelbe, obgleich er ſehr groß und dick war, leicht und glücklich durch die Stäbe. Das mußten ja wohl die Galoſchen zu machen verſtehen! Nun ſollte alſo nur noch der Rumpf noch folgen, aber o Jammer! das wollte nicht gehen.

»Ach!, ich bin viel zu ſtark!« ſeufzte der Candidat: »ich hätte gedacht, der Kopf wäre das Schlimmſte, aber ich bringe ihn wahrhaftig nicht hindurch!

Nun wollte er den Kopf ſchnell wieder aus der Klemme zurückziehen, doch es gelang ihm nicht. Den

Hals konnte er ziemlich frei bewegen, weiter aber auch Nichts. Sein erstes Gefühl hierüber war, daß er zornig wurde, das zweite, das sein Humor unter Null herabsank. Die Galoschen des Glücks hatten ihn in die furchtbarste Lage gebracht, und unglücklicherweise fiel es ihm nicht ein, zu wünschen, daß er aus der Klemme, in welcher er sich befand, wieder loskommen möchte; er machte allerlei Versuche, um sich zu befreien, allein er kam nicht vom Fleck. Der Regen strömte herunter und kein Mensch ließ sich auf der Straße sehen. Die Pfortenglocke konnte er nicht erreichen, wie sollte er doch aus dem fatalen Gitter wieder herauskommen! Er sah voraus, daß er hier bis zum hellen Morgen werde stehen bleiben können, da man denn den Schmied holen müsse, um die Eisenstäbe durchfeilen zu lassen. Das werde aber wiederum nicht angehen, weil die grünen Knaben der gegenüberliegenden Waisenhausschule und die blaue Matrosenjugend aus den Neubuden sich dann neugierig um ihn scharen und ihn sicher mit ihrem wilden Hurrah vielfach begrüßen und zum Gespötte Aller machen würden, die den Gefangenen im Halseisen anzugloßen und zu verhöhnen herbeilaufen würden. Das werde einen Auflauf geben, noch ärger als im verwichenen Jahre, da man die Riesenaare ausgestellt hatte. »Hu! das Blut steigt mir zu Kopf! ich möchte rasend werden!« sagte der Candidat. Ist es nicht rein zum Verzweifeln? O, hätte ich doch meinen Kopf wieder los!«

Ja seht! das hätte der gute Mediciner nur etwas früher sagen sollen, denn nicht sobald hatte er diese Worte ausgesprochen, so ward auch sein Kopf aus der Klemme befreit und er eilte nun, noch ganz verstört über den ausgestandenen Schrecken, den die Galoschen des Glücks ihm bereitet hatten, auf seine Stube. —

Man glaube aber nicht, daß Alles hiermit ein Ende hatte; nein, die Sache wurde noch viel ärger.

Die Nacht verstrich, so auch der nächste Tag; Niemand kam, die vergessenen Galoschen abzuholen.

Abends sollte auf dem Liebhabertheater in der Domherrenstraße eine Vorstellung gegeben werden. Das Haus war übervoll. Unter den vorgetragenen Deklamationen wurde auch ein neues Gedicht recitirt, das folgendermaßen lautet:

Die Brille meiner Muhme.

Großmutters Weisheit ist der Welt bekannt —
In alten Zeiten hätt' man sie verbrannt —
Denn Alles, was geschieht, weiß sie gar fein;
Selbst in das nächste Jahr blickt sie hinein
Und in die Fünfziger, doch mit der Sprache
Geht sie nicht recht heraus, wenn ich sie frage:
»Was mag wohl in dem nächsten Jahr geschehn,
Das zu bemerken wär'? Gern möcht' ich sehn
Mein Schicksal und wer dann das Land wird plagen.«
Großmutter aber spricht: »Man darf's nicht sagen.«
Doch quält' ich einmal sehr und da ging's gut.
Erst blieb sie stumm, doch faßte sie bald Muth;
Ich flehte jetzt nicht mehr zu tauben Ohren,
Ihr Liebling war ich ja, seit ich geboren.

»Dies eine Mal ich Dein Verlangen stille,«
So hub sie an und reicht mir ihre Brille.
»Geh' hin an einen Ort, wo's Dir gefällt,
»Und wo das Volk sich oft und willig stellt.
»Wo Alles hinströmt, da, da mußt Du stehen
»Und auf die Menge durch die Brille sehen.

»Gleich werden Alle dann Dir so erscheinen,
»Daß Du in Ernst und Wahrheit könntest meinen,
»Du sähʼst auf einem Tisch die Karten ausgelegt.
»Daraus kannst Du denn, wie zu thun man pflegt,
»Dir prophezeien, was selbst erst nach Jahren
»Geschehen soll — zu früh' wirst Du's erfahren.« —

Ich dankte schön, lief fort und wollte sehen,
Doch dacht' ich nach, wohin ich sollte gehen,
Ob auf den Wall? — da ist es immer kalt;
Zur Osterstraße? — wo viel Lärm erschallt;
Ob ins Theater wohl? — Fürwahr! das kam gelegen,
Die »Abendunterhaltung« bringt mir Segen.

Da bin ich denn! — Nur eine kurze Stille
Vergönnen Sie. Hier hab' ich Tantens Brille.
Bloß um zu sehn, ob Sie darin erscheinen,
Wie es Großmutter einmal so will meinen,
Ganz wie die Blätter in dem Kartenspiel,
Woraus man lesen kann was man nur will.

Ihr Schweigen darf ich als Erlaubniß deuten,
Zum Dank dafür werd' ich zum Werke schreiten;
Mein ganz Geheimniß offen, rein und klar
Mittheilen, wie ich's sehe immerdar.
Ich prophezeie Ihnen, mir, dem Land, den Reichen,
Wenn von der Wahrheit nicht die Karten weichen.

(Darauf setzte er die Brille auf und fuhr fort:)

Gar herrlich ist's, wie Sie jetzt vor mir stehen.
O, könnten Sie's nur selbst mit Augen sehen!
Hier giebt es ganze Reihen bunter Karten,

Coeurdamen, die auf ihre Herren warten.
Das Schwarze dort sind Trefles wohl und Piques,
— Jetzt komm ich zu dem rechten Ueberblick.
Piquedamen sitzen da in ihren Stuben,
Sie coquettiren sehr mit Careaububen.
Nach jener Seite etwas weit hinaus,
Da liegt ganz deutlich auch viel Geld im Haus,
Und Fremde von der Erde andrer Seite
Die kommen hier heran aus großer Weite.
Doch Andres hören wollen Sie von mir,
Ob nicht Landstände stehen vor der Thür?
Jawohl! im ferneren Verlauf der Zeiten!
Sie können sicher Sich drauf vorbereiten!
Doch spricht man ungern aus als kluger Mann,
Was Tagesblättern künftig schaden kann. —
Und vom Theater? vom Geschmack? vom Ton? -
Nein! da verdürb' ich's mit der Direction.
Die eigne Zukunft denn, ob Freud', ob Schmerzen?
Die liegen Einem freilich sehr am Herzen,
Ich sehe — — — darf nicht sagen, was zu sehn,
Sie werden's hören, wenn es erst geschehn. —
Wer mag der Glücklichste wohl sein, geschwinde?
Der Glücklichste? ob ich den leicht wohl finde?
Das ist — — doch nein, es könnte ihn geniren
Und eine Andere leicht compromittiren. —
Wer lebt am längsten, ist's die Frau? der Mann?
Das kund zu thun, geht noch viel weniger an.
Soll prophezeien ich von . . .? Nein, ach nein.
Von. . .? Ach, überall muß was entgegen sein!
Verlegen bin ich, denn leicht kann man kränken,
Doch sehen will ich, was sie Alle denken. —
Sie glauben. . . Wie? das Ganze wird zu Wasser,
Ich sei nur so wie jeder Straßenprasser.

Statt Antwort gebe ich Geklingel überall,
Das Ganze bleibe nur ein leerer Redeschwall!
Wenn so, dann, hochgeehrtester Verein,
Muß ich aus Höflichkeit auch Ihrer Meinung sein.

Das humoristische Gedicht wurde vortrefflich vorgetragen und der Declamator ärntete viel Beifall. Unter den Zuschauern befand sich auch der Volontair aus dem Krankenhause, der sein in der vorigen Nacht bestandenes Abenteuer ganz vergessen zu haben schien. Die Galoschen hatte er wieder an, denn noch hatte sich kein Eigenthümer zu denselben gemeldet, und es war so schmutzig auf den Straßen, daß dieselben ihm ganz gute Dienste leisteten.

Das Gedicht hatte auch seinen Beifall gefunden, die Idee, die demselben zu Grunde lag, beschäftigte ihn lebhaft, und er hätte um Alles gern eine solche Brille gehabt. Mit diesen Gläsern müßte man den Menschen gerade ins Herz sehen können, was eigentlich weit interessanter sei, meinte er, als voraus zu wissen, was im nächsten Jahre geschehen werde, das man doch immer noch zu früh erfahre.

»Ich denke mir nun die ganze Reihe von Herren und Damen da auf der ersten Bank, sagte er bei sich selbst, könnte man ihnen ins Herz sehen! da müßte so eine Anzahl offener Laden sein, die ich fleißig besuchen könnte, um die Geheimnisse ihres Busens zu erspähen. Bei der aufgeputzten Dame dort gäbe es gewiß eine große Modehandlung, bei jener dagegen ein leerer Raum, welcher der Reinigung bedarf. Doch auch solide Handlungen würde es geben. »Ach ja!« seufzte er, »ich kenne eine, in der Alles solide Waare ist, aber leider steht auch schon ein erwählter Ladendiener

in demselben, und das ist am Ende das einzige Schlechte an der ganzen Ausstellung. Aus diesem und jenem Laden würde eine beständige Einladung: »Treten Sie doch näher!« erschallen. »Ja, wollte der Himmel, ich könnte eintreten und als ein guter Gedanke mitten durch die Herzen gehen!«

Diese Worte reichten für die Galoschen hin, um den sehnlichen Wunsch des Volontairs in Erfüllung gehen zu lassen; seine ganze Person schrumpfte zusammen, und es begann eine höchst ungewöhnliche Reise durch die Herzen der vordersten Reihe von Zuschauern. Das erste Herz, durch welches er passirte, war das einer Dame von mittleren Jahren, aber augenblicklich glaubte er sich in das orthopädische Institut versetzt zu sehen, wie man das Haus nennt, wo der Arzt die Auswüchse der Menschen entfernt und die Leute wieder rank und schlank macht. Hier befand er sich in dem Zimmer, wo die Gypsabgüsse von verwachsenen Gliedmaßen an der Wand hingen, jedoch mit den Unterschiede, daß während dem Patienten in der Heilanstalt die Auswüchse abgenommen werden, wenn er in dieselbe aufgenommen ist, sie dagegen in diesen Herzen erst abgenommen und aufbewahrt wurden, wenn die behandelten Personen dasselbe verließen. Es waren Abgüsse von Freundinnen, ihren körperlichen und geistigen Gebrechen, welche hier gewissenhaft aufbewahrt wurden.

Schnell schlüpfte er daher in ein anderes weibliches Herz hinüber, wo es ihm wie in einer heiligen Kirche vorkam. Die weiße Taube der Unschuld schwebte über dem Hochaltar, gern wäre er auf die Knie gesunken, aber fort mußte er ins nächste Herz hinein. Doch hörte er noch die Orgeltöne nachhallen und schien davon selbst ein anderer Mensch geworden zu sein, nicht un-

würdig, das nächste Heiligthum zu betreten, das ein dürftiges Stübchen und eine Mutter auf dem Krankenbette zeigte. Durch ein offenes Fenster strahlte des lieben Gottes milde Sonne hinein. Rosen blühten in der Stube und zwei Vöglein sangen auf dem Dache, während die siechе Mutter den Segen des Himmels auf ihre Tochter herabflehte.

Jetzt kroch er auf Händen und Füßen durch eine von oben bis unten angefüllte Fleischerbude. Alles, worauf er stieß, war hier Fleisch und immer nur Fleisch; es war das Herz eines behäbigen Mannes, dessen Namen sicherlich das Adreßbuch enthalten wird.

Darauf gelangte er in das Herz der Gattin dieses respectablen Mannes, einen alten baufälligen Taubenschlag. Das Portrait des Mannes war als Wetterfahne auf demselben aufgepflanzt und stand mit den Thüren in Berührung, die auf und zuklappten, sobald der Gemahl sich hin- oder herdrehte.

Jetz war er in ein Spiegelkabinet gekommen, dessen glaserne Wände in ungeheurem Maße vergrößerten. Mitten auf der Diele saß wie ein Dalai-Lama das unbedeutende Ich der Person, ganz bestürzt, hier seine Größe zu sehen.

Hierauf wähnte er sich in eine Nadelbüchse voll spitziger Nadeln jeder Art versetzt. »Es muß das Herz einer alten unverheiratheten Jungfer sein,« dachte er, aber fehlgeschossen! Es war der Mittelpunkt eines jungen Militärs mit vielen Orden, eines Mannes von Geist und Herz, wie man sagte.

In großer Verwirrung entfloh der Volontair aus dem letzten Herzen der Zuschauerreihe. Er konnte seine Gedanken nicht wieder ordnen und glaubte daher, es

sei seine erhitzte Phantasie, die mit ihm davongelaufen wäre.

»Guter Gott!« seufzte er, »ich habe bestimmt einen Anfall zum Tollwerden! Hier ist es doch auch unerträglich heiß! das Blut steigt mir zu Kopf!« Und nun erinnerte er sich der großen Begebenheit vom vorigen Abend, als sein Kopf zwischen den Eisenstäben des Hospitalsgitters eingeklemmt gesessen hatte. »Da habe ich mir gewiß Etwas zugezogen,« sagte er. Ich muß bei Zeiten Etwas gebrauchen. Ein russisches Dampfbad würde mir gewiß ganz zuträglich sein. Gott gebe, ich läge schon auf der obersten Bank darin!«

Und damit lag er denn auf der obersten Bank des Dampfbades, wie er sich's eben gewünscht hatte, aber in vollem Anzuge, mit Stiefeln und Galoschen. Die heißen Wassertropfen träufelten ihm von der Decke ins Gesicht und machten ihm die neue Lage noch unerträglicher als die, aus welcher herauszukommen er sich eben gesehnt hatte.

»Hu!« schrie er und stürzte die Treppe hinunter, um ein Sturzbad zu bekommen. Der Aufwärter schrie ebenfalls laut auf vor Verwunderung, als er auf einmal einen völlig angekleideten Menschen in dem Badezimmer sah. Der Volontair hatte indeß die Fassung, dem Aufwärter zuzuflüstern: »Es gilt eine Wette!« Aber das Erste, was er that, als er sich wieder auf seinem Zimmer befand, war, daß er sich eine Spanische Fliege in den Nacken legte, um die Tollheit gründlich zu vertreiben.

Am andern Morgen hatte er denn einen blutigen Rücken, das war Alles, was er von den Galoschen des Glücks profitirte.

V. Die Verwandlung des Copiſten.

Dem ehrlichen Nachtwächter, den wir noch nicht vergeſſen haben, kamen indeſſen die Galoſchen wieder in den Sinn, die er auf der Straße gefunden und nach dem Krankenhauſe gebracht hatte; er holte ſie nunmehr daſelbſt wieder ab, da aber weder der Lieutenant noch ſonſt Jemand in der Oſterſtraße ſie als Eigenthum anerkennen wollte, ſo wurden ſie an das Polizeiamt abgeliefert.

»Die Galoſchen ſehen ja aus, als wenn es meine eigenen wären,« ſagte einer von den Copiſten auf dem Polizeibüreau, indem er die gefundenen Ueberſchuhe betrachtete und ſie neben die ſeinigen ſtellte. »Es gehört mehr als ein Schuſterauge dazu, ſie von einander zu unterſcheiden.«

»Herr Copiſt!« ſagte ein Polizeidiener, der einen Stoß Acten hereinbrachte.

Der Copiſt kehrte ſich um und ſprach eine Weile mit dem Mann, als er aber den Blick wieder auf die Galoſchen richtete, war er ganz irre geworden, ob die rechts oder die links ſtehenden die ſeinigen waren. »Es müſſen jedenfalls die ſein, welche noch naß ſind,« dachte er, aber es war gerade umgekehrt, und warum ſollte nicht auch die Polizei ſich irren können! Er zog alſo die ihm nicht gehörenden Galoſchen an die Füße, ſteckte einige Papiere in die Rocktaſche und nahm einen Pack Acten unter den Arm, um ſie zu Hauſe ins Reine zu ſchreiben. Nun war es aber gerade Sonntagvormittag, »ein kleiner Ausflug nach Friedrichsberg würde mir recht zuträglich ſein,« dachte er und ſo ging er.

Es konnte übrigens keinen stilleren und fleißigeren jungen Mann geben, als dieser Polizeicopist war, weshalb wir ihm denn auch den kleinen Spaziergang von Herzen gönnen, der ihm bei dem vielen Sitzen, das seine Geschäfte mit sich brachten, recht heilsam sein konnte. Anfänglich schlenderte er so des Weges, ohne an Etwas zu denken, weshalb die Galoschen denn auch keine Gelegenheit hatten, ihre Zauberkraft an ihm zu offenbaren. In der großen Schloßallee begegnete ihm ein Bekannter, ein junger Dichter, der ihm erzählte, daß er den nächsten Tag seine Sommerreise antreten wollte.

»Wollen Sie nun wieder fort!« sagte der Copist. »Sie sind doch ein glücklicher und freier Mensch! Sie können gehen, wohin es Ihnen gefällt, wir Anderen haben eine Kette am Fuß.«

»Die aber an dem Brotbaum eingelassen ist,« erwiederte der Dichter. »Sie haben nicht nöthig, für den morgenden Tag zu sorgen, und wenn Sie alt werden, erhalten Sie Pension.«

»Sie sind doch der Glücklichere und haben es am Besten,« sagte der Copist. »Ganz nach seiner Bequemlichkeit sich hinzusetzen, um ein wenig zu dichten, das ist ja ein Vergnügen! Allewelt sagt Ihnen etwas Angenehmes, und daneben sind Sie ganz unabhängig. Sie sollten es nur einmal versuchen, stundenlang über den trivialen Acten zu sitzen!«

Der Dichter schüttelte ungläubig mit dem Kopf, der Copist that desgleichen, Jeder blieb bei seiner Meinung, und so schieden sie von einander.

»Es sind doch ganz eigenthümliche Leute, die Herren Poeten,« sagte der Copist bei sich selbst. »Ich möchte es wohl einmal versuchen in eine Dichternatur zu treten, selbst ein Poet zu werden! Sicher würde ich keine solche

Klagelieder schreiben, wie die Anderen. — Heute ist es recht ein Wonnetag für einen Dichter; die Luft ist so ungewöhnlich hell, die Wolken fliegen so leicht dahin, und aus dem Grünen steigen die angenehmsten Wohlgerüche auf. Seit vielen Jahren habe ich das nicht so sehr empfunden wie in diesem Augenblick.«

Wir merken schon an diesen Ergüssen, daß der Copist zum Dichter geworden. In die Augen fallend war diese Umwandlung sonst nicht, denn es ist ein eitler Wahn, sich den Dichter als einen andern Menschen zu denken. Kann es doch unter diesen begabtere poetische Naturen geben als unter manchen Dichtern vom Fache! Der Unterschied besteht allein darin, daß der geborne Dichter ein besseres geistiges Gedächtniß besitzt, daß die Ideen und Gefühle bei ihm andauernd sind bis sie klar und deutlich in Worten hervortreten können, was bei anderen Naturen nicht in dem Maße der Fall ist. Aber von einer Alltagsnatur zu einer begabten überzugehen, das bleibt immer ein so gewaltsamer Sprung, wie ihn nun eben der Copist gethan hatte.

»Dieser liebliche Duft,« sagte er, »wie sehr erinnert er mich nicht an die Veilchen bei Tante Martha. Damals war ich ein kleiner Knabe. Du, lieber Gott, an die habe ich lange nicht mehr gedacht! Das gute alte Mädchen! sie wohnte da drüben, hinter der Börse. Der Winter mochte noch so strenge sein, immer zog sie ein paar grüne Schößlinge oder einen Weidenzweig in einer Wasserflasche. Die Veilchen dufteten, wenn ich kupferne Sechser auf dem Ofen wärmte, um nur ein Guckloch an den zugefrorenen Fenstern damit zu machen. Welch' schöne Fernsicht gewährten mir diese Löcher im Fenstereis! Im Kanal lagen die Schiffe eingefroren und verlassen von der ganzen Mannschaft, eine ächzende

Krähe machte ihre ganze Besatzung aus. Wenn aber dann der Frühling anbrach, so regte sich gleich neues Leben: unter Gesang und Lärmgeschrei sägte man das Eis entzwei, die Schiffe wurden getheert und aufgetakelt und segelten nach fremden Ländern. Doch ich bin hier geblieben, muß immer bleiben, immer auf dem Polizeibüreau sitzen und zusehen, wie Andere ihren Paß abholen, um ins Ausland zu reisen. Das ist mein Loos! Ach ja!« seufzte er tief, verstummte jedoch gleich wieder. »Guter Gott, wie steht's denn mit mir? Wann habe ich früher so gedacht und empfunden? Es muß die Frühlingsluft sein, die mich so beängstigend und doch so labend umfängt?« — Er griff in die Tasche nach seinen Papieren. »Diese Blätter werden mir bald andere Gedanken beibringen,« sagte er, indem er die ersten Zeilen mit den Augen überlief und »Frau Sigbrith, vaterländische Originaltragödie in fünf Aufzügen« daraus las. »Was ist das? und dazu meine eigene Handschrift? Habe ich dies Trauerspiel geschrieben?« »Die Intrigue auf dem Wall, oder der Buß- und Bettag, Vaudeville.« »Wie komme ich dazu? Man muß mir diese Papiere heimlich in die Tasche gesteckt haben! Und hier ist auch ein Brief dabei!« — Ganz recht! es war ein Schreiben von der Theaterdirection, daß die beiden Stücke nicht zur Aufführung angenommen werden könnten.

»Hm! hm!« klagte der Copist und setzte sich auf eine Bank; seine Gefühle waren so aufgeregt, sein Herz so weich geworden, unwillkürlich pflückte er eine Blume. Es war ein eben aufbrechendes Gänseblümchen. Was wir von dem Botaniker erst nach vielen Vorlesungen erfahren, verkündete das Blümchen in einer Minute: die Mythe seiner Geburt, die Kraft des Sonnenlichtes,

welches die feinen Blätter öffnet und zum Duften nöthigt. Da gedachte er des Kampfes im menschlichen Leben, aus dem die Gefühle unserer Brust hervorgehen. Luft und Licht sind die Bewerber um die Gunst der Blume, doch ist das Licht der glücklichere, denn zu ihm neigt sich ihr Kelch hin, verschwindet es, dann rollt sie ihre Blätter zusammen und schläft ein in der Umarmung der Luft. »Es ist das Licht, das mich schmückt!« sagte die Blume, »aber die Luft läßt dich athmen,« flüsterte die Dichterstimme.

Nicht weit davon stand ein Knabe, der mit seinem Stock in einen morastigen Graben schlug; die Wassertropfen spritzen an das grüne Laubdach der Bäume hinauf, und der Copist dachte dabei an die Millionen unsichtbaren Thierchen, welche in den Tropfen zu einer Höhe hinaufgeworfen wurden, die nach ihrer Größe das Nämliche sein mußte, als wenn wir in die Wolken geschleudert würden. Dann seinen jetzigen Zustand erwägend, sagte er: »Ich schlafe und träume! Wie sonderbar, daß man so natürlich träumen und sich doch bewußt sein kann, daß uns bloß ein Traum umgiebt! Könnte ich mich nur morgen, wenn ich wieder erwache, darauf besinnen! Ich bin ganz ungewöhnlich aufgelegt; ich habe einen klaren Ueberblick über Alles, was um mich ist, aber wenn mir auch morgen eine dunkle Erinnerung daran bleibt, wird doch gewiß Alles verworrenes Zeug sein, wie ich es schon früher empfunden habe. Es geht mit allem Klugen und Herrlichen, das man im Traum sieht, wie mit dem Golde der Unterirdischen, das, bei Tage besehen, nichts als Steine und welke Blätter ist. »Ach!« seufzte er ganz wehmüthig, indem er die zwitschernden Vögel betrachtete, die gar vergnügt von Ast zu Ast hüpften, »die haben es viel besser als

ich. Das Fliegen ist eine herrliche Kunst, glücklich Der, der damit geboren ward, ja, sollte ich in irgend ein anderes Wesen verwandelt werden, so müßte es in eine kleine Lerche sein.«

Kaum hatte der Copist diese Worte ausgesprochen, so verwandelten sich seine Rockschöße und Aermel in Flügel, die Kleider wurden zu Federn, die Galoschen zu Klauen; er merkte diese Verwandlung recht gut und lächelte innerlich darüber.

»Nun leidet es denn keinen Zweifel mehr, daß ich träume,« sagte er, »aber einen solchen Traum habe ich doch noch nie gehabt.«

Und er flog hinauf in das grüne Laubdach und fing an zu singen, aber in dem Gesange ertönte keine Poesie, denn die Dichternatur war dahin. Die Galoschen konnten wie jeder Andere, der etwas Rechtes leistet, nur eine Sache zu derselben Zeit vollbringen. Der Copist hatte gewünscht, Dichter zu sein, und er wurde es; nun wollte er ein kleiner Vogel sein, doch indem auch dieser Wunsch erfüllt wurde, hörte sogleich die erste Eigenschaft auf.

»Ist's nicht eine drollige Geschichte mit mir!« sagte er, »den Tag über sitze ich auf dem Polizeibüreau unter lauter Abhandlungen begraben, und des Nachts fliege ich im Traume als Lerche im Friedrichsberger Garten umher! Es ließe sich eine ganze Volkskomödie darüber schreiben.«

Darauf flatterte er hinunter ins Gras, drehte den Kopf nach allen Seiten und schlug mit dem Schnabel an die biegsamen Grashalme, die in Vergleich zu seiner nunmehrigen Körperkraft groß wie nordafrikanische Palmenzweige zu sein schienen.

Diese Freude war doch nur von kurzer Dauer, denn plötzlich umfing ihn stockfinstre Nacht. Ein, wie es

ihn dünkte, ungeheurer Gegenstand wurde über ihn hingeworfen; die wachstuchene Mütze eines Matrosenjungen war es, die über den Vogel geschleudert worden war. Eine Hand kam herein und ergriff den Copisten um Rücken und Flügel, daß er laut aufpfiff. Im ersten Schrecken schrie er sogar: Du unverschämter Bengel, Du! Ich bin Copist im Polizeiamte!« dem Jungen klang dies aber wie ein bloßes Pip pip! er schlug den Vogel auf den Schnabel und wanderte mit demselben davon.

In der großen Allee begegneten ihm zwei Schüler aus der gebildeten Klasse, das heißt als Menschen, denn als Geister gehörten sie zu der untersten Schulklasse; die kauften den Vogel für zwei Pfennig, und so kam der Copist nach Kopenhagen, zu einer Familie in der Gothenstraße.

»Gut, daß mir dies Alles nur träumt,« sagte der Copist, »sonst würde ich ernstlich böse. Zuerst war ich Poet, nun bin ich eine Lerche! Das habe ich allein der Poetennatur zu verdanken. Ein trauriges Schicksal ist es jedenfalls, so ein Thierchen zu sein, besonders, wenn man dabei den Gassenbuben in die Hände fällt. Mich soll doch verlangen, wie die Geschichte ablaufen wird.«

Die beiden Schüler brachten ihn in ein elegantes Zimmer, wo sie von der dicken lächelnden Madame empfangen wurden, die aber gar nicht damit zufrieden war, daß der gemeine Feldvogel, wie sie die Lerche nannte, in so vornehmer Gesellschaft erschien; indeß erlaubte sie, daß der Vogel für heute dablieb, und die Knaben wurden angewiesen, ihn in den leeren Käfig zu setzen, der am Fenster stand.

»Der Besuch kann vielleicht meinen lieben Paul

erfreuen,« sagte die Madame, indem sie holdselig einen grünen Papagei ansah, der sich auf seinem Ring in einem prächtigen Messingkäfig schaukelte. »Es ist Paul's Geburtstag,« sagte sie mit affectirter Naivetät, »daher will der kleine Feldvogel gratuliren.«

Monsieur Paul antwortete keine Silbe, sondern schaukelte sich vornehm hin und her. Dagegen fing ein goldgelber Kanarienvogel, der erst vor Kurzem aus seinem warmen duftigen Vaterlande hinübergebracht worden war, laut zu singen an.

»Schreihals!« rief die dicke Madame und warf ein weißes Taschentuch über den Käfig des goldgelben Sängers.

»Pipi! das war ein entsetzliches Schneewetter!« seufzte der Kanarienvogel und schwieg.

Der Copist oder, wie die dicke Madame sagte, der graue Feldvogel, kam in einen kleinen Käfig, dicht neben dem Kanarienvogel und nicht weit von dem lieben Paul. Die einzige menschliche Rede, die der Papagei herplappern konnte und die aus seinem Munde bisweilen recht komisch klang, war: »Nein, laßt uns nun Menschen sein!« Alles Andere, was er schrie, war ebenso unverständlich für Menschen wie das Zwitschern des Kanarienvogels, nur nicht für den Copisten, der jetzt selbst ein Vogel war; er verstand die Kameraden sehr wohl.

»Ich flog unter den grünen Palmen und dem blühenden Mandelbaume,« sang der Kanarienvogel; »ich flog mit meinen Geschwistern dahin über die prächtigen Blumen und den spiegelklaren See, in welchem die Pflanzen mir vom tiefen Grunde herauf zunickten. Auch sah ich viele buntgefiederte Papageien, die Schnurren und Abenteuer ohne Ende zu erzählen wußten.«

»Ach! das waren wilde Vögel,« antwortete der

Papagei; »sie haben keine Bildung und schwatzen nur, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Nein, laßt uns nun Menschen sein! — Warum lachst Du nicht? Wenn Madame und alle Fremden es lächerlich finden, was ich sage, so könntest Du es wohl auch! Es ist ein großer Fehler, an witzigen Einfällen keinen Geschmack zu finden. Nein, laßt uns nun Menschen sein!«

»Ach, gedenkst Du nicht mehr der schönen Mädchen, die unter dem aufgespannten Zelte tanzten, neben den blühenden Bäumen? Erinnerst Du Dich nicht mehr des kühlenden Saftes in den wildwachsenden Kräutern?«

»O ja!« sagte der Papagei. »Aber hier habe ich es weit besser; ich bekomme gutes Essen und erfreue mich einer freundlichen Begegnung. Ich weiß, daß ich ein guter Kopf bin, und mehr verlange ich nicht. Laßt uns nun Menschen sein! Du bist eine Dichterseele, wie es so heißt, ich hingegen besitze gründliche Kenntnisse und natürlichen Witz. Du hast Genie, aber ruhige Besonnenheit läßt sich nicht in lauten Tönen hören. Du thust es, und deshalb decken sie Dich zu. Mir bieten sie dergleichen nicht, denn ich habe ihnen etwas Ansehnliches gekostet. Ich imponire mit dem Schnabel und habe allezeit ein Witzwort bei der Hand. Nein, laßt uns nun Menschen sein!«

»O, mein armes blüthenreiches Vaterland!« sang der Kanarienvogel, »singen will ich von deinen dunkelgrünen Hainen, von deinen stillen Meerbusen, wo die hängenden Zweige die klare Wasserfläche küssen, singen von dem ewigen Jubel aller meiner Brüder und Schwestern dort, wo der Cactus, der Wildniß Pflanzenquelle, wächst.«

»Verschone uns doch nur mit Deinen Klagetönen,« sagte der Papagei. »Sprich lieber Etwas, das zu lachen

ich. Das Fliegen ist eine herrliche Kunst, glücklich Der, der damit geboren ward, ja, sollte ich in irgend ein anderes Wesen verwandelt werden, so müßte es in eine kleine Lerche sein.«

Kaum hatte der Copist diese Worte ausgesprochen, so verwandelten sich seine Rockschöße und Aermel in Flügel, die Kleider wurden zu Federn, die Galoschen zu Klauen; er merkte diese Verwandlung recht gut und lächelte innerlich darüber.

»Nun leidet es denn keinen Zweifel mehr, daß ich träume,« sagte er, »aber einen solchen Traum habe ich doch noch nie gehabt.«

Und er flog hinauf in das grüne Laubdach und fing an zu singen, aber in dem Gesange ertönte keine Poesie, denn die Dichternatur war dahin. Die Galoschen konnten wie jeder Andere, der etwas Rechtes leistet, nur eine Sache zu derselben Zeit vollbringen. Der Copist hatte gewünscht, Dichter zu sein, und er wurde es; nun wollte er ein kleiner Vogel sein, doch indem auch dieser Wunsch erfüllt wurde, hörte sogleich die erste Eigenschaft auf.

»Ist's nicht eine drollige Geschichte mit mir!« sagte er, »den Tag über sitze ich auf dem Polizeibüreau unter lauter Abhandlungen begraben, und des Nachts fliege ich im Traume als Lerche im Friedrichsberger Garten umher! Es ließe sich eine ganze Volkskomödie darüber schreiben.«

Darauf flatterte er hinunter ins Gras, drehte den Kopf nach allen Seiten und schlug mit dem Schnabel an die biegsamen Grashalme, die in Vergleich zu seiner nunmehrigen Körperkraft groß wie nordafrikanische Palmenzweige zu sein schienen.

Diese Freude war doch nur von kurzer Dauer, denn plötzlich umfing ihn stockfinstre Nacht. Ein, wie es

ihn dünkte, ungeheurer Gegenſtand wurde über ihn hingeworfen; die wachstuchene Mütze eines Matroſenjungen war es, die über den Vogel geſchleudert worden war. Eine Hand kam herein und ergriff den Copiſten um Rücken und Flügel, daß er laut aufpfiff. Im erſten Schrecken ſchrie er ſogar: Du unverſchämter Bengel, Du! Ich bin Copiſt im Polizeiamte!« dem Jungen klang dies aber wie ein bloßes Pip pip! er ſchlug den Vogel auf den Schnabel und wanderte mit demſelben davon.

In der großen Allee begegneten ihm zwei Schüler aus der gebildeten Klaſſe, das heißt als Menſchen, denn als Geiſter gehörten ſie zu der unterſten Schulklaſſe; die kauften den Vogel für zwei Pfennig, und ſo kam der Copiſt nach Kopenhagen, zu einer Familie in der Gothenſtraße.

»Gut, daß mir dies Alles nur träumt,« ſagte der Copiſt, »ſonſt würde ich ernſtlich böſe. Zuerſt war ich Poet, nun bin ich eine Lerche! Das habe ich allein der Poetennatur zu verdanken. Ein trauriges Schickſal iſt es jedenfalls, ſo ein Thierchen zu ſein, beſonders, wenn man dabei den Gaſſenbuben in die Hände fällt. Mich ſoll doch verlangen, wie die Geſchichte ablaufen wird.«

Die beiden Schüler brachten ihn in ein elegantes Zimmer, wo ſie von der dicken lächelnden Madame empfangen wurden, die aber gar nicht damit zufrieden war, daß der gemeine Feldvogel, wie ſie die Lerche nannte, in ſo vornehmer Geſellſchaft erſchien; indeß erlaubte ſie, daß der Vogel für heute dablieb, und die Knaben wurden angewieſen, ihn in den leeren Käfig zu ſetzen, der am Fenſter ſtand.

»Der Beſuch kann vielleicht meinen lieben Paul

erfreuen,« sagte die Madame, indem sie holdselig einen grünen Papagei ansah, der sich auf seinem Ring in einem prächtigen Messingkäfig schaukelte. »Es ist Paul's Geburtstag,« sagte sie mit affectirter Naivetät, »daher will der kleine Feldvogel gratuliren.«

Monsieur Paul antwortete keine Sylbe, sondern schaukelte sich vornehm hin und her. Dagegen fing ein goldgelber Kanarienvogel, der erst vor Kurzem aus seinem warmen duftigen Vaterlande hinübergebracht worden war, laut zu singen an.

»Schreihals!« rief die dicke Madame und warf ein weißes Taschentuch über den Käfig des goldgelben Sängers.

»Pipi! das war ein entsetzliches Schneewetter!« seufzte der Kanarienvogel und schwieg.

Der Copist oder, wie die dicke Madame sagte, der graue Feldvogel, kam in einen kleinen Käfig, dicht neben dem Kanarienvogel und nicht weit von dem lieben Paul. Die einzige menschliche Rede, die der Papapei herplappern konnte und die aus seinem Munde bisweilen recht komisch klang, war: »Nein, laßt uns nun Menschen sein!« Alles Andere, was er schrie, war ebenso unverständlich für Menschen wie das Zwitschern des Kanarienvogels, nur nicht für den Copisten, der jetzt selbst ein Vogel war; er verstand die Kameraden sehr wohl.

»Ich flog unter den grünen Palmen und dem blühenden Mandelbaume,« sang der Kanarienvogel; »ich flog mit meinen Geschwistern dahin über die prächtigen Blumen und den spiegelklaren See, in welchem die Pflanzen mir vom tiefen Grunde herauf zunickten. Auch sah ich viele buntgefiederte Papageien, die Schnurren und Abenteuer ohne Ende zu erzählen wußten.«

»Ach! das waren wilde Vögel,« antwortete der

Papagei; »ſie haben keine Bildung und ſchwatzen nur, wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein! — Warum lachſt Du nicht? Wenn Madame und alle Fremden es lächerlich finden, was ich ſage, ſo könnteſt Du es wohl auch! Es iſt ein großer Fehler, an witzigen Einfällen keinen Geſchmack zu finden. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein!«

»Ach, gedenkſt Du nicht mehr der ſchönen Mädchen, die unter dem aufgeſpannten Zelte tanzten, neben den blühenden Bäumen? Erinnerſt Du Dich nicht mehr des kühlenden Saftes in den wildwachſenden Kräutern?«

»O ja!« ſagte der Papagei. »Aber hier habe ich es weit beſſer; ich bekomme gutes Eſſen und erfreue mich einer freundlichen Begegnung. Ich weiß, daß ich ein guter Kopf bin, und mehr verlange ich nicht. Laßt uns nun Menſchen ſein! Du biſt eine Dichterſeele, wie es ſo heißt, ich hingegen beſitze gründliche Kenntniſſe und natürlichen Witz. Du haſt Genie, aber ruhige Beſonnenheit läßt ſich nicht in lauten Tönen hören. Du thuſt es, und deshalb decken ſie Dich zu. Mir bieten ſie dergleichen nicht, denn ich habe ihnen etwas Anſehnliches gekoſtet. Ich imponire mit dem Schnabel und habe allezeit ein Witzwort bei der Hand. Nein, laßt uns nun Menſchen ſein!«

»O, mein armes blüthenreiches Vaterland!« ſang der Kanarienvogel, »ſingen will ich von deinen dunkelgrünen Hainen, von deinen ſtillen Meerbuſen, wo die hängenden Zweige die klare Waſſerfläche küſſen, ſingen von dem ewigen Jubel aller meiner Brüder und Schweſtern dort, wo der Cactus, der Wildniß Pflanzenquelle, wächſt.«

»Verſchone uns doch nur mit Deinen Klagetönen,« ſagte der Papagei. »Sprich lieber Etwas, das zu lachen

giebt! Das Lachen iſt ein Zeichen des höchſten geiſtigen Standpunktes. Vermag wohl ein Pferd oder ein Hund zu lachen? Nein! wiehern und heulen können ſie, aber das Lachen ward nur den Menſchen gegeben. Ho! ho! ho!« lachte Monſieur Paul und fügte ſeinen Witz hinzu: »Laßt uns nun Menſchen ſein!«

»Du kleiner grauer Vogel des Nordens,« ſagte der Kanarienvogel, »Du biſt auch ein Gefangener geworden! Es iſt gewiß kalt in Deinen Wäldern, aber doch wohnt die Freiheit darin. Fliege hinaus! Sie haben vergeſſen Deinen Käfig zuzumachen und das obere Fenſter ſteht offen. Fliege hinaus! fliege davon!«

Das that denn auch der Copiſt und ſchnell war er aus ſeinem Kerker entkommen, als eben die Thür zum anſtoßenden Zimmer knarrte und geſchmeidig, mit hellgrünen funkelnden Augen, die Hauskatze ſich hereinſchlich, um Jagd auf ihn zu machen. Der Kanarienvogel flatterte ängſtlich im Bauer herum, der Papagei ſchlug mit den Flügeln und rief: »Laßt uns nun Menſchen ſein!« Der Copiſt empfand einen tödtlichen Schrecken, er flog fort durch das offene Fenſter, über Dächer und Straßen weg, zuletzt mußte er ſich doch ein wenig ausruhen.

Das benachbarte Haus hatte etwas Heimiſches an ſich, ein Fenſter ſtand offen darin, er flog hinein und war — in ſeinem eigenen Zimmer.

»Laßt uns nun Menſchen ſein!« ſagte er unwillkürlich, als er ſich hier auf den Tiſch geſetzt hatte, und augenblicklich war er wieder der Copiſt, aber er ſaß mitten auf dem Tiſch.

»Gott behüte!« rief er, »wie bin ich doch hier hergekommen und ſo in tiefen Schlaf gefallen! Das war

ein fataler Traum, der mich beunruhigte, im Grunde recht albernes Zeug.

VI. Das Beſte, was die Galoſchen brachten.

Als am folgenden Tage in früher Morgenſtunde der Copiſt noch im Bette lag, wurde angeklopft, und ſein Nachbar aus dem nämlichen Stockwerke, ein junger Theologe, trat herein.

»Willſt Du mir Deine Galoſchen wohl einige Augenblicke leihen!« ſagte er. »Die Sonne ſcheint ſo freundlich, ich möchte gern ein Pfeifchen im Grünen rauchen, aber es iſt doch ſo naß im Garten.«

»Willig wurden ihm die Galoſchen überlaſſen und bald befand er ſich in dem kleinen Garten, deſſen ganze Zierde in einem Pflaumen- und einem Birnbaum beſtand. Aber in Kopenhagen gilt auch das winzigſte Plätzchen dieſer Art ſchon als eine große Herrlichkeit.

»Ach reiſen! wer doch reiſen könnte!« brach er aus. »Das iſt doch das Schönſte in der Welt, das Ziel aller meiner ſehnſüchtigen Wünſche! dann würde ſich die qualvolle Unruhe legen, die mich unaufhörlich heimſucht. Aber weit hinweg müßte ich ziehen können, nach der Schweiz, nach Italien und . . .«

Nur gut, daß die Wunderkraft der Galoſchen ſogleich wirkte, ſonſt würde der junge Mann am Ende weiter in die Welt hinein gekommen ſein, als ihm und uns dienlich geweſen wäre.

Schon war er auf Reiſen, inmitten der Schweiz ſaß er mit acht Reiſegefährten in einer Diligence; der Kopf that ihm weh, der Nacken war müde und das

Blut in die Beine geſtrömt, ſo daß die Füße ihm anſchwollen und die Stiefel ſchmerzhaft drückten. Er ſchwebte zwiſchen einem ſchlummernden und wachenden Zuſtande. In der Taſche rechts hatte er ſein Creditiv, in der Taſche links ſeinen Paß, und in einem ledernen Beutel einige feſtgenähte Louisdors. Jeder Traum verkündete, daß die eine oder andere von dieſen Koſtbarkeiten verloren gegangen ſei, weshalb er dann erſchrocken auffuhr und die Hand jedesmal ein Dreieck, von der Linken nach der Rechten und die Bruſt hinauf, beſchrieb, um ſich zu vergewiſſern, daß noch alle Schätze da waren. Regenſchirme, Reiſeſtöcke und Hutſchachtel wiegten ſich in dem Netze über ihm und verhinderten ſo ziemlich jede Ausſicht aus den Schlagfenſtern, die doch ſo reizend war. Ab und zu blickte er ſchielend hinaus und ſein Herz ſtimmte mit ein in die Worte des Dichters, den wir kennen, wo er von der Schweiz ſingt:

Ja, hier iſt's ſchön und das Herz hat Ruh'! —
Ich ſeh' den Montblanc in der Ferne! —
Und reichte das Reiſegeld nur dazu,
Ich weilte hier lange ſo gerne.

Groß und erhaben war das ganze Naturgemälde, das ihn umgab. Die Tannenwälder auf den hohen Gebirgen, deren Gipfel ſich in Wolken hüllten, erſchienen wie das Geſtrüppe eines Haideſeldes. Jetzt fing es an zu ſchneien und der kalte Alpenwind fuhr daher.

»Huh!« ſchauderte der Theologe. »Wären wir nur erſt jenſeits der Alpen! dann wäre es Sommer und ich hätte das Geld für mein Creditiv gehoben. Die Angſt, welche ich um dieſe Papiere ausſtehe, verdirbt mir den Genuß der ſchweizer Naturſchönheiten. Ach, ich wollte, wir wären ſchon an der andern Seite!«

Kaum hatte er so gesprochen, und schon befand er sich mitten in Italien, zwischen Florenz und Rom, und der Trasimenische See lag wie flammendes Gold zwischen dem blauen Gebirge in der Abendbeleuchtung vor seinen Blicken. Hier, wo einst Hannibal den Flaminius aufs Haupt geschlagen hatte, reichten sich jetzt Weinreben friedlich die grünen Finger; liebliche halbnackte Kinder hüteten eine Heerde pechschwarzer Schweine unter einer Gruppe von duftenden Lorbeerbäumen dicht an der Landstraße. Vermöchten wir es, dies herrliche Gemälde wiederzugeben, Alle würden darüber jubeln. Wunderbares Italien! — Doch solches Entzücken ergriff weder den Theologen noch die Reisegefährten, die neben ihm im Wagen des Vetturino saßen.

Zu Tausenden umschwärmten sie giftige Fliegen und Mücken; vergebens schlugen sie mit Myrthenzweigen nach dem lästigen Geschmeiß, um sich ihrer zu erwehren, die Fliegen stachen sie doch, und nicht einen Reisenden gab es im Wagen, dessen Gesicht nicht angeschwollen und blutig von den Bissen der bösen Insekten gewesen wäre. Die armen Pferde waren noch ärger daran, in ganzen Schwärmen hingen die Fliegen an ihnen, und nur auf Augenblicke half es, daß der Kutscher bisweilen abstieg, um die Fliegenschwärme von den geplagten Thieren abzuwehren. — Nun sank die Sonne hinunter, eine kurze, aber frostige Kälte ging durch die ganze Natur, die nichts weniger als angenehm war, aber Berge und Wolken nahmen jenen wundervoll grünlichen Ton an, den Du, lieber Leser, besser aus eigener Anschauung als nach unserer Beschreibung kennen und bewundern lernen kannst. Die Reisenden fanden diesen Anblick ebenfalls unendlich schön, allein — der Magen war leer, der Körper müde, und alles Sehnen des Her-

zens drehte sich um ein gutes Nachtquartier. Aber wie mochte das wohl werden, obgleich man viel begieriger darnach aus dem Wagen schaute als nach den Schönheiten und Reizen der Natur.

Der Weg führte durch einen Olivenwald, dessen Bäume knotigen Weiden glichen. Hier lag das einsame Wirthshaus. Ein halbes Dutzend verkrüppelter Bettler hatte sich vor der Thür gelagert, von welchen der Flinkste, wie Marryat sagt, dem volljährigen Senior unter den Söhnen des Hungers glich. Die Anderen waren entweder erblindet, hatten lahme Beine und krochen auf den Händen, oder hatten Auszehrung in den Armen und fingerlose Hände. Es war ein Anblick des jammervollsten Elends im Gewande schmutziger Lumpen. Eccellenza, miserabili! seufzten sie, indem sie die kranken Gliedmaßen zur Schau hinhielten. Die Wirthin selbst, mit bloßen Füßen, ungekämmtem Haar und nur in eine schmutzige Blouse gekleidet, empfing die Gäste. Die Thüren des Hauses waren mit Garn zugebunden; der Fußboden in der Gaststube bot ein halbaufgerissenes Steinpflaster von Mauersteinen dar; Fledermäuse flatterten unter der Decke hin, und der Gestank drinnen war . . . . .

»Wollen Sie den Tisch unten im Stall decken,« sagte Einer von den Reisenden; »da unten weiß man doch, was man eigentlich einathmet.«

Die Fenster wurden schleunigst geöffnet, damit doch einige frische Luft hereinziehen möchte, aber schneller als diese kamen die erlahmten Arme herein und das unaufhörliche Gewimmer miserabili! miserabili! Eccellenza! An den Wänden standen viele Inschriften, von denen die meisten gegen die bella Italia gerichtet waren.

Das aufgetragene Essen bestand in einer Wasser-

ſuppe mit Pfeffer und ranzigem Oel, Salat mit gleichem Oel, verdorbene Eier und gebratene Hahnenkämme machten das Hauptgericht aus, und ſogar der Wein hatte einen Beigeſchmack, der ihn zu einer wahren Mixtur machte.

Zur Nacht wurden die Reiſekoffer und ſonſtiges Gepäck gegen die Thür geſtellt, und Einer von den Reiſenden hielt Wache dabei, während die Anderen ſchliefen. Den Theologen traf das Loos, der Wachthabende zu ſein. O, wie dunſtig war es doch drinnen! die Hitze drückend, die Mücken ſtachen und die Miserabili draußen ſtöhnten und wimmerten im Schlaf!

»Ach ja!« ſeufzte der Theologe, »das Reiſen iſt zwar ſchön, wenn man nur nicht den Körper dazu hergeben müßte, und dieſer in Ruhe bleiben könnte, während der Geiſt umherzöge. Wo ich auch hinkomme, fühle ich eine Sehnſucht, welche das Herz bedrückt. Etwas Beſſeres als das Augenblickliche iſt es, das ich begehre, das Beſte von Allen. Aber wo wäre das zu finden und was iſt überall wohl das Beſte hienieden? — Und doch weiß ich im Grunde recht wohl, was ich ſo gern erſtreben möchte: ein glückliches Ziel, das Glücklichſte von Allem was zu erlangen iſt!

Als er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, befand er ſich wieder in ſeiner Heimath; lange weiße Trauergardinen hingen vor den Fenſtern und mitten auf der Diele ſtand der ſchwarze Sarg, worin er den ſanften Todesſchlummer ſchlief. Sein letzter Wunſch war erfüllt worden; der Leib ruhte, der Geiſt wallfahrte. »Preiſe Niemanden glücklich, ehe ſein Ende gekommen iſt!« waren einſt Solon's Worte; hier wurden ſie beſtätigt.

Jeder Leichnam iſt eine Sphinx der Unſterblichkeit. Aber auch hier, auf dem ſchwarzen Sarkophage, ließ die

Sphinx die Frage unbeantwortet, welche der Lebende erst zwei Tage vorher an das Räthsel des Todes gerichtet hatte.

Du starker Tod, dein Schweigen macht mich grauen,
Und deine Spur ist nur des Friedhofs Grab.
Soll des Gedankens Leiter ich nicht trauen? —
Steh' ich als Gras nur auf, stieg einmal ich hinab?

Die Welt kennt selten unsre größten Schmerzen,
Weil stiller Gram sie ihrem Blick verbarg.
Drückt nicht so Manches schwerer auf dem Herzen
Als diese Handvoll Erde auf den Sarg? —

Zwei Gestalten bewegten sich in dem Zimmer, wir kennen sie Beide; die Fee der Trauer und die Abgesandte des Glücks. Sie neigten sich über den Todten.

»Siehst Du nun,« sagte die Fee der Trauer, »welches Glück haben wohl Deine Galoschen der Menschheit gebracht?«

»Sie brachten wenigstens Dem, der hier schlummert, ein unvergängliches Gut,« erwiederte die Fee der Freude.

»Ach nein!« entgegnete die Fee der Trauer. »Selbst schied er von hier; er ward nicht abberufen. Seine geistigen Kräfte hienieden reichten nicht hin, um die Schätze jenseits zu erringen, die er seiner Bestimmung gemäß erreichen soll. Ich will ihm eine Wohlthat erweisen!« —

Und sie nahm ihm die Galoschen von den Füßen. Da war der Todesschlummer zu Ende und der wieder ins Leben Gerufene richtete sich auf. —

Die Feen aber waren verschwunden, mit ihnen die Galoschen des Glücks, möglich, daß die Fee der Trauer sie sich angeeignet hat.

Die ſchönſte Roſe der Welt.

Es war einmal eine mächtige Königin, in deren Gärten die ſchönſten Blumen aller Jahrszeiten und aller Zonen der Erde zu finden waren. Ganz beſonders liebte die Herrſcherin aber Roſen, und deshalb hatte ſie davon die allerverſchiedenſten Arten, von der wilden Zaunroſe mit den apfelduftigen Blättern an, bis zu der ſchönſten Provinzroſe. Ueberall an den Schloßmauern rankten ſich die herrlichen Roſenbüſche empor, ſchlängelten ſich um Säulen und Fenſterbrüſtungen, ja ſelbſt in die Corridors des Schloſſes und bis an die Decken der Säle hinan, wo ſie in Farben, Geruch und Form hundertfältig wechſelten.

Drinnen in den prächtigen Schloßhallen aber wohnte Trauer und Betrübniß, denn die Königin lag auf dem Siechbette danieder, und die Aerzte verkündeten, ſie werde ſterben.

»Es giebt doch noch ein Mittel zu ihrer Rettung,« ſagte der Weiſeſte von ihnen. »Bringet ihr die ſchönſte Roſe der Welt, diejenige Roſenblume, welche das Bild der höchſten und reinſten Liebe iſt. Kommt dieſe Roſe

vor ihre Augen, ehe ſie brechen, ſo wird ſie nicht ſterben.« —

Und Jung und Alt kamen von ringsumher auf das Schloß und brachten Roſen, die ſchönſten, welche in ihren Gärten blühten; doch ſolche Roſen waren es nicht, die das bedrohte Leben der Königin zu retten vermochten. Aus dem Blumengarten der Liebe mußte die rettende Roſe kommen. — Aber welche von den dort blühenden war denn das Bild der höchſten und reinſten Liebe auf Erden? — —

Die Dichter ſangen von der ſchönſten Roſe der Welt, und jeder von ihnen nannte eine andere; Boten wurden durch das Land geſendet an alle Herzen, die in Liebe ſchlugen, an jedweden Stand und jegliches Alter. —

»Noch hat Keiner die rechte Blume genannt,« ſprach der Weiſe; »noch hat Niemand den Ort gezeigt, wo ſie in ihrer vollen Herrlichkeit erblüht iſt. Nicht ſind es die Roſen vom Sarge Romeo's und Juliens oder Walborgs, obgleich dieſe Roſen immer in Sagen und Liedern duften werden, nicht die Roſen, welche aus Winkelried's blutigen Lanzen aufſchießen, aus dem geheiligten Blute, das dem Herzen des Helden entſtrömt, der den Tod fürs Vaterland ſtirbt, obgleich kein Tod ſüßer und keine Roſe röther iſt als das Blut, welches ſo vergoſſen wird. Auch iſt es nicht jene Wunderblume, deſſen Pflege der Mann die Tage und Jahre ſeines Lebens weiht im einſamen Stübchen, um deren Preis er ſein friſches Daſein hingiebt in langen ſchlafloſen Nächten: der Wiſſenſchaft magiſche Roſe.« —

»Ich weiß es,« rief eine glückſelige Mutter, die mit ihrem zarten Kinde an das Krankenlager der Königin trat, »ich weiß es, wo die ſchönſte Roſe der Welt

zu finden iſt, die Roſe, welche das Bild der höchſten und reinſten Liebe auf Erden iſt. Sie blüht auf den Wangen meines geliebten Kindes, wenn es, geſtärkt vom Schlafe, die Augen aufſchlägt und mich mit ſeiner ganzen Liebe anlächelt.« —

»Schön iſt dieſe Roſe,« erwiderte der Weiſe, »aber eine noch herrlichere iſt zu finden.«

»»Ja, eine weit ſchönere noch,«« ſagte eine Andere von den Frauen. »»Ich habe ſie geſehen; eine erhabenere und heiligere Roſe blüht nirgendwo auf Erden, aber ſie war blaß wie die Blätter einer Theeroſe. Auf den Wangen der Königin habe ich ſie geſehen; ſie legte ihre Krone ab und ging ſelbſt in langer kummervoller Nacht mit ihrem kranken Kinde auf den Armen, betend zu Gott für das Leben deſſelben, wie nur eine Mutter in Stunden der Gefahr zu beten vermag.«« —

»Heilig und wundervoll in ihrer Macht iſt die weiße Kummersroſe,« ſprach der Weiſe, »aber dennoch iſt ſie nicht die rechte zur Rettung unſerer Königin.«

»»Nein, die ſchönſte Roſe der Welt ſah ich vor dem Altar des Herrn,«« ſagte der fromme alte Biſchof. »»Ich ſah ſie leuchten, als ob das Antlitz eines Engels ſich offenbart hätte. Junge Mädchen gingen zum Abendmahl, um ihren Taufbund zu erneuern — da erblühten und da erblaßten Roſen auf den friſchen Wangen; ein junges Mädchen ſtand da, das mit der ganzen Reinheit und Liebe ſeiner Seele zu Gott hinaufblickte: es war das lebhafte Bild der reinſten und höchſten Liebe hienieden.«« —

»Geſegnet ſei ſolche Liebe,« ſprach der Weiſe, »doch hat noch Niemand von Euch die ſchönſte Roſe der Welt genannt.«

Da trat ein Kind in das Krankenzimmer der Kö-

nigin; es war ihr kleiner Sohn, und es ſtanden ihm die hellen Thränen in den Augen und auf den Wangen. Er trug ein großes aufgeſchlagenes Buch, das in Sammet eingebunden und mit ſilbernen Haken verziert war.

»»Mutter,«« ſagte der Kleine, »»o höre doch, was ich hier geleſen habe!«« Und das Kind ſetzte ſich an das Bett der kranken Mutter und las von ihm, der ſich ſelbſt dem Tode am Kreuze hingab, um die Menſchen zu erlöſen, auch die noch ungeborenen Geſchlechter. — »»Größere Liebe giebt es nicht in der Welt!«« —

Und es flog ein Roſenſchimmer über das Antlitz der Königin; ihre Augen wurden ſo groß und klar denn ſie gewahrte, wie aus den Blättern des Buches die ſchönſte Roſe der Welt ſich entfaltete, die unvergängliche Blume, welche aus dem Blute des Heilands am Kreuze entſproſſen iſt.

»Ich ſehe ſie!« rief ſie begeiſtert und beſeligt. »Niemals ſtirbt, wer dieſe Roſe ſchaut, die ſchönſte Roſe der Welt!«

Es ist ein Unterschied.

Der Mai war gekommen; der Wind wehte zwar noch kalt, aber der Frühling war doch da; das verkündeten Busch und Baum, Feld und Wiese. Es strotzte überall von Blumen bis an den bestanzten Hag hinauf, wo der Lenz sein Erscheinen sogar an einem kleinen Apfelbaum offenbarte, der nur aus einem einzigen Schößling bestand, aber dennoch von oben bis unten mit rosenrothen Blüthen wie übersäet war, die eben aufbrechen wollten. Das Bäumchen wußte es auch selbst recht gut, wie schön es prangte, denn so etwas steckt im Blatte wie im Blute, und daher wunderte es sich gar nicht sehr darüber, als ein herrschaftlicher Wagen auf dem Wege bei ihm anhielt und das junge Fräulein sagte, dieses blühende Apfelbäumchen sei das Lieblichste, was man nur sehen könnte, es sei der Frühling selbst in seiner herrlichsten Offenbarung. — Der Schößling wurde abgebrochen; das junge Fräulein nahm ihn in die Hand und beschattete ihn mit seinem seidenen Sonnenschirm. Der Wagen kehrte nach dem Schlosse zurück, wo es hohe Säle und schön geschmückte

Zimmer gab; klare weiße Gardinen flatterten an den offenen Fenſtern, ſchöne Blumen ſtanden in glänzenden durchſichtigen Vaſen, und in eine derſelben, die wie aus neugefallenen Schnee geſchnitten anzuſehen war, wurde der Apfelbaumſchößling zu friſchen Buchenzweigen geſetzt, daß es eine rechte Luſt anzuſehen war.

Nun ward das kleine Apfelbäumchen ſtolz, was ja auch ganz menſchlich war.

Es kamen und gingen vielerlei Leute durch den Saal, und je nachdem ſie angeſehen waren, durften ſie ihre Verwunderung äußern. Einige ſagten gar nichts, Andere gar zuviel. Das Apfelbäumchen merkte daran, daß es einen Unterſchied giebt zwiſchen Menſchen, wie zwiſchen Blumen und Pflanzen. Einige Gewächſe wären zum Vergnügen erſchaffen, andere zur Nahrung, und es gäbe auch deren, die füglich ganz entbehrt werden könnten, meinte das Bäumchen, und da es gerade am offenen Fenſter ſtand, von wo es ſowohl in den Garten hinab als auf das Feld hinaus ſchauen konnte, ſo hatte es Blumen und Pflanzen in Menge zu betrachten und über dieſelben nachzudenken. Reichgeſchmückte und beſcheidene, auch einige gar armſelige Gewächſe ſtanden da.

»Ihr armen verachteten Kräuter!« ſagte das Apfelbäumchen. »Es iſt freilich ein Unterſchied gemacht worden! Und wie ſie ſich wohl unglücklich fühlen mögen! wenn anders ſolche Gewächſe ſoviel Gefühl haben wie ich und meines Gleichen. Ja freilich iſt ein großer Unterſchied gemacht worden! Doch das mußte wohl ſo ſein, ſonſt ſtänden ja alle Gewächſe in gleichem Flor da!«

Und das Apfelbäumchen blickte mit einer Art von Mitleid beſonders auf gewiſſe Blumen hinab, von denen

es eine Unzahl auf Wieſen, an Hecken und Gräben gab. Niemand band ſie zu einem Strauß; dazu waren ſie zu allgemein; man konnte ſie ſogar zwiſchen dem Straßenpflaſter wuchern ſehen, denn ſie ſchoſſen auf wie das ärgſte Unkraut und führten im Munde des Volks den häßlichen Namen Kuhblumen.

»Arme verachtete Blume!« ſagte das Apfelbäumchen, »Du biſt nicht ſchuld daran, daß Du wurdeſt, was Du biſt, daß Du ſo allgemein biſt und daß man Dir den garſtigen Namen Kuhblume gab. Aber es geht mit den Gewächſen wie mit den Menſchen: es muß ein Unterſchied da ſein.«

»Unterſchied?« ſagte der Sonnenſtrahl, indem er das blühende Apfelbäumchen, aber auch die gelben Kuhblumen auf dem Felde küßte, und alle Brüder des Sonnenſtrahls thaten desgleichen, küßten die armen Blumen wie die reichen.

Das Apfelbäumchen hatte nie über des guten Gottes unendliche Liebe für Alles, was lebt und webt, nachgedacht; es hatte nie erwogen, wie unendlich viel Schönes und Nützliches im Verborgenen blühen kann. Doch auch Das war ja ganz menſchlich. —

Der Sonnenſtrahl, des Lichtes Glanz, wußte es beſſer. »Dein Blick reicht nicht weit,« ſagte er; »Du ſiehſt nicht klar und deutlich. — Wo iſt das verachtete Gewächs, das Du ſo ſehr bemitleideſt?«

»Jene Kuhblumen,« erwiderte der Schößling. »Niemand bindet ſie zu einem Strauße; ſie werden unter die Füße getreten; es giebt zuviele davon, und wenn ſie Samen geben, ſo fliegt derſelbe gleich wollenen Flöckchen über Weg und Steg und hängt ſich ſogar an die Kleider der Menſchen. Nur Unkraut ſind ſie, und das eben ſollen ſie ja auch nur ſein. Ich freue mich wirk-

lich und bin dankbar dafür, daß ich nicht Eine von ihnen geworden bin.«

Indem das Apfelbäumchen noch ſo ſprach, kam über die Wieſe eine ganze Schaar Kinder daher; das kleinſte davon war noch ſo hülflos, daß es von den anderen getragen werden mußte, und als ſie es in ins Gras ſetzten zwiſchen die gelben Blumen, lachte es laut vor Freude, ſtieß mit den kleinen Füßen nach allen Seiten, wälzte ſich im Graſe und pflückte nur von den gelben Kuhblumen und küßte ſie in holder Unſchuld. — Die größeren Kinder brachen die Blumen von den gegilbten Stengeln, bogen dieſe zuſammen und fügten ſie in einander, reihten Glied an Glied zu langen Ketten, die ſie um den Hals, über die Schultern, um den Leib und um den Hut hingen, bis ſie zuletzt von lauter gelben Ketten prangten. — Die älteſten Kinder aber pflückten vorſichtig die abgeblühten Blumen ab und hielten ſie an dem Stengel, der die flockenartige Samenkrone, dieſe loſe und luftige Wollblume, trägt, die ein ganzes Kunſtwerk von den feinſten Federn, Dunen und Faſern darſtellt. Sie hielten die Blumen vor den Mund, um ſie mit einem Athemſtoß abzublaſen. Wem das gelänge, der bekäme neue Kleider vor Ende Jahres, hätte die Großmutter geſagt. —

So ward die ſo verachtete Kuhblume zu einem ganzen Propheten.

»Siehſt Du wohl!« ſagte der Sonnenſtrahl, »ſiehſt Du nun ihre Pracht und Macht?«

»Ja, für Kinder,« antwortete das Apfelbäumchen.

Und es kam auf der Wieſe eine alte Frau dahergegangen, die grub mit einem abgebrochenen Tiſchmeſſer ringsum die Wurzeln der Kuhblumen die Erde los und zog ſie

heraus. Einige von den Wurzeln wollte ſie zu Kaffee*) brennen, die übrigen aber zu Gelde machen, indem ſie dem Apotheker dieſelben zu Arzneimitteln verkaufte.

»Schönheit iſt doch etwas viel Erhabeneres,« ſagte das Apfelbäumchen. »Nur Auserwählte kommen in das Reich des Schönen. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen den Blumen und Pflanzen, wie unter den Menſchen.«

Aber der Sonnenſtrahl ſprach von der unendlichen Liebe Gottes für Alles, was erſchaffen worden iſt, für Alles, was Leben hat, und von der gleichmäßigen Vertheilung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit.

»Das mag nun ſo Ihre Meinung ſein,« ſagte das Apfelbäumchen.

Da traten Leute in das Zimmer und auch die junge Gräfin kam, die den Apfelbaumſchößling ſo hübſch in die durchſichtige Vaſe geſetzt und da hingeſtellt hatte, wo das Sonnenlicht ſtrahlte. Sie brachte eine Blume, oder was es nun ſein mochte, die ſie mit drei, vier großen Blättern beſchützte und gleich einer Düte um die Blume hielt, damit kein Lufthauch oder Zugwind derſelben Schaden thun möchte, und ſie trug die verborgene Blume mit ſo großer Vorſicht einher, wie es dem feinen Apfelbäumchen nicht widerfahren war. Ganz langſam entfernte ſie darauf die großen Blätter, womit ſie bis dahin die verborgene Blume geſchützt hatte, und ſiehe da! die feinflockige Samenkrone der gelben verachteten Kuhblume kam zum Vorſchein. Die war es,

*) Aus den Wurzeln der zweiten Abart von Kuhblumen, dem Löwenzahnwurz, wird in Dänemark ein Geſundheitskaffee bereitet, der in Kopenhagen ſo allgemein iſt, daß man ihn faſt in allen Haushaltungen zum Meliren mit echten Kaffeebohnen braucht.

welche die junge Gräfin mit so vieler Vorsicht gepflückt und so sorgfältig beschützt hatte, damit auch nicht einer von den geflügelten Pfeilen, die ihre Nebelgestalt bilden und so los aneinander sitzen, verloren gehen möchte. Ganz und gar hatte sie das flüchtige Blumenhaupt in seiner vollen Herrlichkeit hereingebracht, und sie bewunderte die schöne Form desselben, seine lustige Klarheit, seine eigenthümliche Zusammenfügung und ganze Schönheit, ehe es, vom leisesten Winde zerstäubt, nach allen Seiten seine Samenkörner tragen sollte.

»Seht doch, wie wundervoll herrlich der liebe Gott diese Blumenkrone gemacht hat!« sagte sie. »Ich will sie und den kleinen Apfelbaum malen. Der ist nun so unendlich lieblich in Aller Augen; aber auch diese armselige Blume ist vom Schöpfer auf andere Weise ausgezeichnet worden. So ganz verschieden stehen sie da, und doch sind Beide Kinder im großen Reiche der schönen Natur!« — —

Und der Sonnenstrahl küßte die gefiederte Samenkrone der armseligen Kuhblume, und er küßte auch das rosenfarbige Apfelbäumchen, dessen Blätter ordentlich darüber zu erröthen schienen. —

Der glückliche Humor.

Von meinem Vater habe ich das beste Erbtheil empfangen: ich bin von glücklichem Humor! — Aber wer war denn mein Vater? — Nun, das geht eigentlich den Humor nichts an; er war munter und gedeihlich, dick und rund; sein Aeußeres und sein Inneres standen gleich sehr in Widerspruch mit seinem Amte. — Und was war sein Amt, sein Geschäft unter den Menschen? — Ja, wollte man das gleich zu Anfang der Geschichte erzählen, so würden höchst wahrscheinlich viele Leser das Buch aus der Hand legen und denken: Das klingt mir doch zu unheimlich; will lieber nichts von dem Gerichte! — Und doch war mein Vater weder Nachtmann noch Nachrichter; vielmehr stellte sein Amt ihn oft an die Spitze der allerangesehensten Stadtbewohner, wo er ganz auf seinem Platze und in seinem Rechte war. Er mußte der Vorderste sein, sogar der Vormann des Bischofs und des Prinzen von Geblüte, denn er war — Fahrmann bei — der Leicheninnung. —

Nun ist's ausgesprochen, und ich darf wohl sagen, daß, wer meinen Vater so hoch vorn auf dem Omni-

bus des Todes ſitzen ſah, angethan mit dem weiten ſchwarzen Trauermantel, den dreieckigen umflorten Hut auf dem Kopfe, und daneben ſein Antlitz betrachtete, das rund und ſchmunzelnd, ein leibhaftiges Abbild der Sonne war, der konnte unmöglich an Trauer, Sorgen und Grab denken, denn dies Geſicht ſprach viel zu deutlich: »Hat Nichts zu bedeuten! Es fällt weit beſſer aus, als Ihr meint!«

Wiſſet alſo, daß ich von ihm meinen glücklichen Humor und die Gewohnheit ererbt habe, fleißig auf den Kirchhof zu gehen, was ganz vergnüglich iſt, wenn man nur mit gutem Humor dahin kommt. Und dann leſe ich nebenbei auch das Adreßblatt, was ebenfalls mein ſeliger Vater niemals verſäumte.

Ich bin nicht ganz jung mehr; ich habe weder Frau, noch Kinder, noch Bibliothek, allein ich halte, wie geſagt, das Adreßblatt. Das genügt mir; das iſt mir die beſte Zeitung, und war es auch meinem Vater. Dies Blatt trägt ſeine goldenen Früchte und enthält Alles, was einem Menſchen zu wiſſen nöthig thut, als da iſt: wer in den Kirchen predigt, und wer nach den neuen Büchern predigt, wo man ein Haus, Geſinde, Kleider, Brot und Butter haben kann; wer ausverkauft und ſelbſt ausgegangen iſt, und daneben enthält das Blatt ſo viele unſchuldige Gedichte, die durchaus unſchädlich ſind; es ſteht darin zu leſen von Wohlthaten, Eheſtand und Weheſtand, Hochzeiten und Stelldichein, worauf eingegangen und nicht eingegangen wird, und alles Dies in ſo ungekünſtelter und deutlicher Sprache, daß es Jedermann verſtändlich iſt. Ja fürwahr! man kann recht gemüthlich dabei leben und ſich in Ruhe begraben laſſen, wenn man das Adreßblatt hält, und hat dann am Ende noch ſo viel ſchönes Papier geſammelt,

daß man ſich recht weich darauf betten laſſen kann, wenn man nichts daran wendet, auf Holzſpänen zu ruhen.

Das Adreßblatt und der Kirchhof, das waren immer meine belebendſten Unterhaltungen, meine beiden geſegneten Brunnenfahrten zur Erhaltung des guten Humors.

Jedem ſteht nun das Adreßblatt offen. Aber geleiten Sie mich auch einmal auf den Kirchhof; laſſen Sie uns dort durch die Alleen wandern, wenn die Sonne ſcheint und die Bäume grünen und blühen. — Jedes Grabmal gleicht einem verſchloſſenen Buche, das den Rücken aufwärts kehrt, welcher beſagt, was das Buch enthält, ohne den Inhalt zu verrathen. Ich aber weiß es, weiß es von meinem Vater und durch mich ſelbſt. Denn ich führe ein Grabmalsbuch; das iſt eine Schrift zum Nutzen und Vergnügen von eigener Hand. Darin ſtehen ſie alle angeſchrieben, die Heimgegangenen, und noch Einige darüber.

Hinter dem weißbemalten Gitter dort, wo einſt ein Roſenſtock blühte und wo jetzt nur noch ein wenig Immergrün vom nachbarlichen Ruheplatze die langen Finger hineinſtreckt, um doch einigen Putz abzugeben, liegt ein ſehr unglücklicher Mann begraben. Und doch, als er noch lebte, ſtand er ſich gut und hatte ſein reichliches Auskommen. Aber er nahm ſich der Welt zu ſehr an, will ſagen der Kunſt. Ging er ins Theater, um mit ganzer Seele einen geiſtigen Genuß zu feiern, ſo war er gleich um das ganze Vergnügen gebracht, wenn der Maſchinenmeiſter auch nur ein einziges Licht in dem Monde vergeſſen hatte, wenn die Luftdecke vor, ſtatt hinter einer Couliſſe hing, wenn ein Palmbaum auf Seeland, ein Cactus in Tyrol, oder eine Buche im ho-

ten Norden zum Vorschein kam. Hätte ihm das nicht einerlei sein können! Es war ja nur eine Komödie, und darüber soll man sich freuen und nicht grämlich sein! — Bald klatschte ihm das Publikum zu viel, bald zu wenig. »Das ist nasses Holz,« sagte er, »es will nicht zünden.« Er machte dann Kehrt, um zu sehen, was es für Leute gab im Publikum, und entdeckte sogar, daß sie verkehrt lachten, lachten, wo sie gar nicht lachen sollten. Darüber ärgerte er sich denn und litt stummen Schmerz; seine Freude war gestört und er ein unglücklicher Mensch, bis er zuletzt ins Grab getragen wurde. —

Hier ruht dagegen in Gott ein Mann, welcher höchst glücklich war auf Erden, mit anderen Worten: ein Mann von hoher Geburt, und das war sein Glück, weil sonst gar Nichts aus ihm geworden wäre. Aber Alles ist ja so weise eingerichtet auf der Welt, daß es ein wahres Vergnügen ist, daran zu denken. Der Mann trug einen vorn und hinten bordirten Rock und war so recht an seinem Platze im Festsaale, gleich wie die perlengestickte Glockenschnur, die immer ein dickes Tau hinter sich hat, das den Dienst verrichten muß. Der Selige hatte auch solch eine Schnur zum Rückhalt, einen Substituten, der den Dienst versah und jetzt wiederum hinter einer neuen Glockenschnur angebracht worden ist. Wahrlich! so weise ist Alles eingerichtet in dieser Welt, daß man wohl guten Humors dabei sein kann. —

Hier liegt dagegen — und das ist recht traurig! ein Mann, der 67 volle Jahre grübelte, einen guten Einfall zu ersinnen. Er lebte ganz allein für diesen Gedanken, und endlich gelang es ihm denn auch damit. Er kam wirklich zuletzt auf einen guten Einfall, starb aber aus Freude darüber, so daß Niemand den guten

Einfall erfahren hat. Ich denke mir nun, daß der vereitelte Triumph ihn nicht einmal Ruhe im Grabe finden läßt; denn wenn sein guter Einfall z. B. nur für das Frühstück passen sollte, um von Effect zu sein, wie soll ihn denn der arme Todte loswerden, da er nur noch um Mitternacht wieder erscheinen darf? —

Dort, unter jenem Hügel, schläft den langen Schlaf die geizige Madame N. Während sie noch lebte, stand sie auf in der Nacht und miaute, um die Nachbaren glauben zu machen, daß sie eine Katze hielt. So geizig war sie!

Hier schlummert ein Fräulein von guter Familie. In allen Gesellschaften mußte sie ihre schöne Stimme hören lassen, und so sang sie denn: mi manca la voce! Das war die einzige Wahrheit in ihrem Leben.

Unter diesen Rasen ruht eine Jungfer anderer Art. Wenn der Canarienvogel des Herzens zu schreien anfängt, dann muß die Vernunft sich die Ohren zuhalten. Schön Gredel stand in der Ehestandsglorie; das ist eine Alltagsgeschichte, aber sie klingt recht hübsch. Doch, mögen die Todten ruhen in Frieden!

Allhier liegt begraben eine verwittwete Frau v. N. Sie that immer so süß, und hatte doch nur Gift im Herzen. Denn sie ging auf Jagd in Familienzirkeln nach Fehlern der Nächsten, gleichwie es einst der »Polizeifreund« that, wenn er in den Straßen nach Rinnsteinbrücken suchte, die nicht da waren.

Hier ist ein Familienbegräbniß. Jedes Glied dieses Stammes hielt so fest am gemeinschaftlichen Glauben, daß, wenn auch die ganze Welt und alle Zeitungen sagten: so ist's! und es kam der kleine Sohn aus der Schule und sprach: ich habe die Sache so gehört! so war sein Wort das allein richtige; denn er gehörte zur

Familie! Auch weiß man für gewiß, daß wenn es sich einmal so traf, daß der Hofhahn der Familie um Mitternacht krähte, so war es Morgen, wenn auch der Wächter und alle Stadtuhren sagten, daß es noch Mitternacht sei.

Der große Goethe schließt seinen Faust mit den Worten: »Kann fortgesetzt werden!« Das kann auch unsere Wanderung auf dem Kirchhofe. Ich komme oft dahin. Denn macht Einer meiner Freunde oder Feinde es mir zu arg, so gehe ich auf den Kirchhof, suche einen Rasenplatz aus und weihe ihn demjenigen, den ich begraben haben will, bestatte ihn auch sofort allda. Dann liegen sie da, kraft- und machtlos, bis sie als neue und bessere Menschen wiederkehren. Ihr Leben und Treiben notire ich mir gleich in meinem Grabmalebuche, und so sollten es nur alle Leute machen, lieber, als sich darüber grämen, wenn ihnen Jemand wehe that. Sofort zu Grabe mit einem solchen Menschen! um sich den guten Humor nicht von ihm verderben zu lassen, und in aller Gemüthlichkeit das Adreßblatt gelesen, dieses einzige vom Volke selbst geschriebene Blatt, wenn auch oft nur mit angehaltener Feder.

Kommt die Zeit heran, da auch mein Leben mit dem Einband des Todes versehen werden muß, so setzet als Inschrift auf seinen Titel:

Ein glücklicher Humor!

Das ist meine Geschichte!

Es iſt ganz gewiß!

»Das iſt ja eine fürchterliche Geſchichte!« ſagte eine Henne an der anderen Seite des Dorfes, wo die Begebenheit ſich nicht zugetragen hatte. »Das iſt eine gräuliche Geſchichte, die drüben im Hühnerſtall paſſirt iſt! Ich kann nicht allein ſchlafen die Nacht! Nur gut, daß wir unſerer Mehre auf dem Hühnerhauſe ſind!« Und damit hub ſie an zu erzählen, daß ſich die Federn der anderen Hühner ſträubten und der Hahn den Kamm fallen ließ. »Es iſt ganz gewiß!« ſagte ſie.

Doch wir wollen beim Anfang der Geſchichte anfangen, die ſich in einem Hühnerſtall an der entgegengeſetzten Seite des Dorfes zugetragen hatte. — Die Sonne wollte untergehen und die Hühner fingen an aufzufliegen. Eins derſelben — es hatte weiße Federn, kurze Beine, legte regelrecht Eier, und war als Henne jedenfalls eine reſpectable Perſönlichkeit — rupfte ſich mit dem Schnabel, als es zum Sitzen gekommen war, und dabei ging ihm eine kleine Feder aus, die hinunter fiel. »Ad undas!« ſagte die Henne. »Je mehr ich mich rupfe, deſto hübſcher werde ich!« und das war

nun so ein scherzhaftes Wort; denn die weiße Kriechhenne machte den Spaßvogel unter den Hühnern und war, wie gesagt, von respectablem Ruf. — Damit schlief sie ein. —

Dunkel war's im Stall; Henne saß an Henne, und die ihr zunächst huckte, schlief nicht. Sie hatte gehört und nicht gehört, wie man's ja in der Welt so machen muß, wenn man in Ruhe leben will; aber ihrer nächsten Nachbarin mußte sie's doch erzählen. »Hast Du gehört, was hier gesprochen wurde?« sagte sie. »Ich will Niemand nennen, aber es giebt hier eine Henne, die sich rupfen will, um recht hübsch zu werden. Wäre ich der Hahn, ich würde sie verachten!« —

Gerade den Hühnern gegenüber saß unter dem Dache ein Eulenpaar mit seinen Jungen. »In der Familie gab es scharfe Ohren; sie hörten jedes Wort, was von den Hühnern kam; sie rollten die Augen, und die Eulenmutter schlug mit den Flügeln und sagte: »Höret nur nicht darnach! denn Ihr habt ja wohl vernommen, was dort unten gesprochen wurde? Es giebt eine Henne, die in dem Grade vergißt, was einer Henne wohl ansteht, daß sie sich hinsetzt, um sich alle Federn auszurupfen, und das in Gegenwart des Hahns!«

»Prenez garde aux enfants!« sagte der Eulenvater. »Das ist kein Thema für Kinder.«

»Will's doch der Nachbarin erzählen,« sagte die Eulenmutter; »das ist eine Eule von achtungswerther Gesinnung.« Und damit flog sie fort. —

»Hu! hu! uhuh!« schrie sie gerade vor dem Taubenschlag des Nachbars gegenüber zu den Tauben hinein. »Habt Ihr's gehört? Uhuh! Es giebt hier eine Henne, die sich alle Federn ausgerupft hat um des

Hahnes willen. Die wird zu Tode frieren, wenn ſie nicht ſchon todt iſt. Uhuh!«

»Wo? wo?« gurrten die Tauben.

»Auf des Nachbars Hof. Ich habe es ſo gut als ſelbſt geſehen. Das iſt beinahe ein ungeziemendes Kapitel zum Erzählen, aber es iſt ganz gewiß!«

»Glauben's! glauben jedes Wort!« ſagten die Tauben und gurrten es weiter in ihren Hühnerſtall hinein: »Es giebt hier eine Henne, ja, man ſagt ſogar es ſeien zwei, die ſich alle Federn ausgerupft haben, um nicht wie die anderen Hennen auszuſehen und die Aufmerkſamkeit des Hahns auf ſich zu ziehen. Das iſt ein gewagtes Spiel! Man kann ſich erkälten und am Fieber ſterben! Sie haben ſich Beide den Tod zugezogen!«

»Wachet auf! wachet auf!« krähte der Hahn und flog auf das Plankwerk. Der Schlaf ſaß ihm noch in den Augen, aber er krähte nichts deſto weniger: »Es ſind hier im Dorfe drei Hennen geſtorben aus unglücklicher Liebe zu einem Hahn! Sie haben ſich alle Federn ausgerupft. Das iſt eine häßliche Geſchichte; ich mag ſie nicht für mich behalten! Weiter damit!«

»Bringt's weiter!« pfiffen die Fledermäuſe, und die Hühner gakelten, und der Hahn krähte: »Bringt's weiter! bringt's weiter!« Und ſo ging die Geſchichte von Hühnerſtall zu Hühnerſtall, bis ſie zuletzt wieder dahin gelangte, wo ſie hergekommen war.

»Fünf Hennen,« hieß es nun, »haben ſich alle Federn ausgerupft, um zu beweiſen, welche von ihnen am meiſten abgemagert war aus Liebesqual für ihren Hahn, und darauf ſind ſie über einander hergefallen und haben, ſich blutig und zu Tode gehackt, zu Schimpf und Schande für die ganze Familie und zum großen Verluſte ihres Herrn.« —

Die Henne, welche die eine Feder verloren hatte, konnte natürlich daran ihre eigene Geſchichte nicht mehr erkennen, und da ſie eine Henne von reſpectabler Denkungsart war, ſo ſagte ſie: »Ich verachte dieſe Hennen tief! aber es giebt mehrere von gleicher Geſinnung unter uns. Dergleichen darf nicht verſchwiegen bleiben; ich werde das Meinige dazu beitragen, daß die Geſchichte in die Zeitungen kommt; dann geht ſie über das ganze Land, und das haben die fünf Hennen und ihre ganze Familie wohl verdient.«

Wirklich las man die Sache auch nachher mit allen Umſtänden in den Zeitungen, und es iſt alſo gewiß, daß aus einer einzigen kleinen Feder ganze fünf Hühner werden können.

Geſchichte des Jahres.

Es war zu Ende Januars, als ein fürchterliches Unwetter raſte. Der Schnee flog wirbelnd durch die Straßen und Gaſſen; die Fenſter waren wie mit Schnee überzogen, von den Dächern ſtürzte er haufenweiſe herab, und die Menſchen waren ſo eilig, ſie liefen, ſie flogen und fuhren einander in die Arme, hielten ſich einen Augenblick feſt und hatten ſo lange feſten Fuß. Kutſchen und Bediente ſahen aus, wie gepudert, der hintenaufſtehende Diener kehrte den Rücken gegen die Kutſche und fuhr rücklings gegen den Wind; die Fußgänger hielten ſich, um Schutz zu ſuchen, neben dem Wagen, der nur langſam durch den tiefen Schnee kommen konnte, und als ſich endlich der Sturm legte und ein ſchmaler Fußſteig längs den Häuſern geſchaufelt wurde, ſtanden die Leute hier ſtill, wenn ſie ſich begegneten; Keiner von ihnen hatte Luſt, den erſten Schritt zu thun, in den tiefen Schnee zu treten, um den Andern vorbei zu laſſen. Schweigend ſtanden ſie eine Weile vor einander, bis endlich nach ſchweigender Uebereinkunft Jeder ein Bein preisgab und es zum Ausweichen in den Schneeberg ſetzte. —

Gegen Abend legte ſich der Wind und es ward ganz ſtill. Der Himmel ſchien reingefegt, höher und durchſichtiger, die Sterne funkelnen geworden zu ſein,

so hell glänzten sie! Denn es fror, daß es in den Häusern krachte, und da konnte der Schnee die Nacht über wohl eine so harte Kruste bekommen, daß am andern Morgen die Sperlinge darauf herumhüpften. Bald flogen die kleinen Vögel hierher, bald dorthin, um ein Futterkorn zu finden, wenn irgendwo ein Weg durch den Schnee geschaufelt wurde, und man sah es ihnen deutlich an, wie sehr sie von der strengen Kälte litten.

»Piep!« sagte der eine Sperling, »das heißt man das neue Jahr! Das ist ja viel ärger als das zu Ende gegangene! Da hätten wir ebensogut das alte behalten können! Ich bin ganz mißvergnügt darüber und habe guten Grund dazu.«

»Liefen nicht die Menschen mit Gewehren, um das alte Jahr aus- und das neue Jahr einzuschießen!« sagte ein kleiner verfrorener Sperling, »warfen sie nicht Töpfe an die Thüren und waren aus Rand und Band vor Freude, weil das alte Jahr aus war! Und ich war's eigentlich auch, denn ich erwartete, daß nun wieder warme Tage kommen würden. Aber daraus ist nichts geworden, es friert weit ärger als damals. Die Menschen haben sich in der Zeitrechnung geirrt!«

»Das haben sie« sagte ein alter Sperling, dem schon die Hölle grau geworden war. »Sie haben so Etwas, das sie den Kalender nennen, was eine bloße Erfindung ihrer eigenen Köpfe ist, und darnach soll nun Alles gehen und eintreffen, das thut's aber nicht. Wenn der Frühling kommt, dann fängt das neue Jahr an. Das ist der Herr der Natur und nach ihm richte ich mich.«

»Wann kommt der Frühling?« fragten die anderen Sperlinge.

»Der kommt, wenn der Storch ins Land zieht,«

antwortete der alte Sperling. »Das iſt freilich ein etwas unbeſtimmter Bote, und hier in der Stadt weiß Niemand etwas davon zu ſagen. Beſſer wiſſen es die Leute auf dem Lande Wollen wir hinausfliegen und warten? Da iſt man doch dem Frühling jedenfalls näher.«

»Könnte ganz gut ſein,« ſagte ein anderer Sperling, der lange umhergehüpft war und gepiept hatte, ohne recht verſtändlich zu werden. »Ich habe aber hier in der Stadt einige Bequemlichkeiten, die ich auf dem Lande leicht entbehren müßte. In der Nähe gibt es nämlich eine Menſchenfamilie, die auf den vernünftigen Einfall gekommen iſt, drei bis vier Blumentöpfe mit der Oeffnung an die Wand zu kleben Sie haben ſo große Löcher hinein gemacht, daß man durch dieſelben ein- und ausfliegen kann. Darin haben mein Mann und ich unſer Neſt gemacht und von da ſind alle unſere Jungen hinausgeflogen. Die Menſchenfamilie hat das Ganze natürlich ſo eingerichtet, um das Vergnügen zu haben, uns zu ſehen, ſonſt hätten ſie's wohl ſchwerlich gethan. Dieſe Leute werfen uns auch Broſamen hin, ebenfalls bloß zu ihrem Vergnügen, und wir haben dann freie Koſt; es wird gleichſam für uns geſorgt, und darum gedenke ich hierzubleiben, und mein Mann bleibt auch, obſchon wir unzufrieden mit unſerer Lage ſind.«

»Und wir wollen aufs Land fliegen und nach dem Frühling ausſehen!« ſagten die anderen Sperlinge, und damit flogen ſie fort. —

Auf dem Lande gab's aber erſt einen gehörigen Winter; es fror hier noch einige Grade ſtärker als in der Stadt, und der ſcharfe Wind fegte über die ſchneebedeckten Felder hin. Der Bauer ſaß mit großen Fauſthandſchuhen und Ohrenkappe angethan in ſeinem Schlit-

ten und schlug sich mit den Armen, um den Leib und sich selbst warm zu halten, die Peitsche hatte er auf den Sitz gelegt, und die mageren Pferde liefen, daß sie dabei dampften. Der Schnee knarrte, und Sperlinge hüpften in der Schlittenspur frierend herum. »Piep!« sagten sie, »wann kommt der Frühling? Es dauert so lange!«

»So lange?« hallte es hinüber das Feld und von dem hochverschneiten Hügel herab, was zwar ein Echo sein konnte, aber ebensowohl das Wort des alten Mannes, der dort oben auf dem Schneeberge saß. Er war ganz weiß, gleich wie der Bauer im groben weißen Mantel, hatte langes Haar, einen weißen Bart und große helle Augen, aber ein blasses Gesicht dabei.

»Wer ist der Alte dort oben?« fragten die Sperlinge

»Ich weiß es,« sagte eine alte Krähe, die auf einem Scheuerpfahl balancirte und so herablassend war, anzuerkennen, daß wir Alle nur Piepvögelein vor dem lieben Herrgott sind, und deshalb auch mit den kleinen Sperlingen sich einließ und Belehrungen ertheilte. »Ich weiß, wer der Alte ist. Das ist der Winter, der Alte vom vorigen Jahr. Er ist nicht todt, wie der Kalender sagt, sondern der Vormund des kleinen Gott Frühlings, der da kommen soll. Ja, der Winter führt das Regiment. Huh! das knackt wohl in Euch, Ihr Kleinen?«

»Habe ich das nicht gesagt!« versetzte der kleinste Sperling. »Der Kalender ist pure Erfindung von den Menschen; er paßt gar nicht zur Natur. Dergleichen zu machen sollten sie uns überlassen; wir sind zarter gebaut.«

Und es verstrich eine Woche und noch eine. Der Wald war und blieb dunkel, der gefrorene See lag so

ſchwer da wie geſchmolzenes Blei, die Wolken waren gar keine Wolken mehr, ſondern nur naſſe eiskalte Nebel, welche über dem Lande hingen, die großen ſchwarzen Raben flogen in ganzen Schaaren, ohne zu ſchreien — es war nicht anders, als wenn Alles ſchliefe. Ein Sonnenſtrahl fiel auf den See, der dann wie zerrinnendes Zinn anzuſehen war. Die Schneedecke glänzte nicht mehr wie bisher über Berg und Thal, aber die weiße Geſtalt, der Winter, beharrte noch auf ſeinem Platze und wandte den Blick unaufhörlich nach Süden, denn er hatte es gar nicht bemerkt, daß die Schneedecke gleichſam in die Erde verſank und hier und da ein kleiner grüner Grasplatz zum Vorſchein kam, auf dem es alsbald von Sperlingen wimmelte.

»Quiwit! kommt der Frühling nun? ſagten ſie.

»Der Frühling!« ertönte es über Feld und Wieſe und durch die ſchwarzbraunen Wälder, wo das Baummoos anfing hellgrün zu glänzen. Da kamen aus den Süden die beiden erſten Störche dahergeflogen, jeder auf ſeinem Rücken ein niedliches Kindlein tragend, und wohin die Frühlingsboten ihre Füße ſetzten, da keimten weiße Blumen aus dem Schnee hervor. Hand in Hand ſtieg das Kinderpaar hinan zu dem alten Schneemann, ſie legten ſich an ſeine Bruſt zu erneutem Gruße, und zur nämlichen Stunde waren alle Drei den Blicken entſchwunden. Denn es entſtand ein dichter Nebel, der die ganze Landſchaft umhüllte. Bald darauf erhob ſich aber ein friſcher Wind, der immer mehr zunahm und zuletzt mit kräftigen Stößen den Nebel gänzlich zerſtreute. Die Sonne fing an zu ſcheinen; der Winter war verſchwunden, und die ſchönen Kinder des Lenzes ſaßen zu Throne auf den blumenreichen Gefilden der wiederbelebten Erde.

»Das heißen wir Neujahr!« ſagten die Sperlinge. »Jetzt kommen wir wieder zu unſerm Rechte und zu Erſatz für den harten Winter!«

Wohin die beiden Frühlingsboten ſich wandten, da brachen Knospen aus den Bäumen hervor, da wurde das Gras höher und die Saaten ſchoſſen auf im lieblichſten Grün. Und ringsum ſtreute das kleine Mädchen Blumen aus, von denen es einen großen Reichthum in ſeiner Schürze barg, und ohne Ende ſprangen immer neue Blumen daraus hervor, wie eifrig das Mädchen davon austheilte. In ſeinem Eifer überſchüttete es ſogar die Aepfel- und Pfirſichbäume mit einem ganzen Blumenſchnee, daß ſie ſchon in voller Pracht daſtanden, ehe ſie noch einmal Blätter bekommen hatten.

Und das kleine Mädchen klatſchte in die Hände, und der kleine Knabe klatſchte. Da kam ein ganzes Heer von Vögeln daher und ſang quitſchernd: »Nun, ein Frühling iſt im Lande, wie die Welt noch keinen ſah!« — —

Wie ſchön war nicht auch das Alles anzuſehen! Manch's alte Mütterchen kam vor die Thür, um den Sonnenſchein zu genießen, ſchauerte ſich, ſah die gelben Blumen an, die das ganze Feld bedeckten, ebenſo wie ſie es in ihren jungen Tagen geſehen hatte, und ſprach zu der verjüngten Natur: »Welch ein herrlicher Tag iſt der heutige!«

Noch ſtand der Wald ernſt in bräunlichem Grün, Knospe an Knospe zeigend; aber das Moos brach friſch und duftend darin hervor. Veilchen blühten in ihrer ganzen Fülle, und Kuh- und Ochſenblumen, ja, in jedem Grashalm regte ſich Wachsthum. Alles Dies bildete einen Teppich, auf dem zu ſitzen ſich wohl verlohnte, und auf demſelben ſaß das junge Frühlingspaar

Hand in Hand, ſang frohe Lieder, lächelte dazu und wuchs mehr und mehr heran. —

Ein milder Regen fiel vom Himmel auf die Glücklichen herab, aber ſie bemerkten es nicht: Regentropfen und Freudenthränen floſſen in einen einzigen Wonnetropfen zuſammen. — Braut und Bräutigam küßten ſich, und wie durch ein Wunder war mit einem Male der Wald ausgeſchlagen. Als die Sonne wieder aufging, waren alle Bäume grün. —

Abends ging das junge Brautpaar Hand in Hand unter dem friſchen Laubdache, wo die Sonnenſtrahlen und der Schlagſchatten dem Grünen noch einen Farbenwechſel verliehen. In den feinen Blättern ſpiegelte ſich die jungfräuliche Reinheit, ihr erquickender Duft war der Odem der Natur. Klar und murmelnd rieſelte der Bach an dem grünen Sammet entlang und über das bunte Geſtein dahin. »Vollauf, ewig und immer iſt und bleibt es hier!« ſprach das All der Natur. Und der Kuckuck rief darein, und die Lerche ſang, daß es Frühling ſei, und nur der Weidenbaum umhüllte noch, aus übermäßiger Vorſicht, ſeine gelben Blumen mit wollenen Handſchuhen, was recht langweilig anzuſehen war.

Und ſo gingen Tage, ſo gingen Wochen hin! Die Wärme ſtrömte gleichſam vom Himmel herab, ganze Luftwogen gingen durch die Kornfelder, und mehr und mehr näherten ſich die Saaten der goldenen Reife. Des Nordens weißer Lotus breitete auf den Waldſeen ſeine großen Blätter über den Waſſerſpiegel aus, und die Fiſche ſuchten Schutz unter dem grünen Dache. An der Mittagsſeite des Waldes, wo die Sonne auf die Wand des Bauerhauſes fiel und die ausgebrochenen Roſen gehörig durchglühte, wo die Fruchtbäume von

ſaftigen ſchwarzen, faſt heißen Kirſchen ſtrotzten, ſaß nun des Sommers herrliches Weib, ſie, die wir als Kind und als Braut geſehen haben. Sie blickte in die aufziehenden Wolken, die wellenförmig und wie Berge ſchwarzblau und drückend immer höher ſtiegen. Von drei Seiten zugleich kamen die drohenden Wolkenberge heran, ſenkten ſich dann mehr und mehr, wie ein verſteinertes umgekehrtes Meer, gegen den Wald, wo Alles wie vom Zauber gebannt, ſtill und lautlos geworden war. Jeder Luftzug ruhte; alle Vögel ſchwiegen; die ganze Natur war Ernſt und Erwartung. Aber auf den Wegen und Fußſteigen eilten Gehende, Reitende und Fahrende, um ein ſchützendes Obdach zu erreichen. Da leuchtete es plötzlich, als wenn die Sonne glänzend und blendend hervorbrechen wollte, der Donner rollte, der Regen ſtürzte vom Himmel herab, es wurde finſtre Nacht, und wiederum lichter Tag, es ward ſtill, und wiederum rollte es; das junge braungefiederte Rohr auf den Moorfeldern bewegte ſich in langen Wogen; die Gipfel des Waldes bargen ſich in wäſſerigen Nebel, Dunkel, Helle, Stille und Gerolle wechſelten mit einander ab. — Gras und Korn lagen niedergeſchlagen da, als ſollten ſie ſich niemals wieder erheben. — Dann ward der Platzregen zu einzelnen fallenden Tropfen; die Sonne brach wieder durch, und von Halm und Blatt glänzten Waſſertropfen wie Perlen; die Vögel ſangen, die Fiſche ſprangen, die Mücken tanzten in der Luft, und draußen ſaß auf einem Steine am ſalzigen, gepeitſchten Meeresufer der Sommer ſelbſt, der kräftige Mann mit den ſtarken Gliedern und triefenden Haaren — verjüngt von dem friſchen Bade ſaß er nun da im erwärmenden Sonnenſchein. Und ringsumher war die ganze Natur eine neubelebte: Alles ſtand er-

quickt, kräftig und ſchön: es war Sommer, der herrliche warme Sommer war da! —

Lieblich und ſüß war der Duft, der von den Kleefeldern aufſtieg; die Bienen ſummten auf demſelben umher, Brombeerranken ſchlängelten ſich um den von Regen abgeſpülten und im Sonnenſchein glänzenden Altarſtein der alten Dingſtätte. Dahin flog die Bienenkönigin mit ihrem ganzen Schwarme, damit ſie, ungeſtört von Menſchen, Wachszellen bauen und Honig einſammeln könnten. Niemand ſah es, als nur der Sommer und ſein ſchlankes Weib: denn für ſie ſtand der Altartiſch gedeckt mit allen Gaben der Natur.

Und der Abendhimmel ſtrahlte wie golden, keine Kirchenkuppel vermochte es ſo, und der Mond ſchien zwiſchen dem Abendroth und dem Morgenroth; denn nun war es voller Sommer geworden.

Und es vergingen Wochen und es vergingen Tage! Der Ernter blanke Senſen und Sicheln glänzten in den Kornfeldern; des Apfelbaumes Zweige beugten ſich, ſchwer beladen mit rother und gelber Frucht, zur Erde; der Hopfen duftete und hing in langen Kapſeln herab, und unter Haſelbüſchen, an welchen gereifte Nüſſe in ſchweren Büſcheln ſaßen, ruhten Mann und Weib, der Sommer und ſeine ernſte Gattin. —

»Welch reicher Segen!« ſagte ſie. »Ringsumher Glückſeligkeit und Fülle! Alles iſt ſo ſchön und gut, und doch, ich weiß nicht warum, ſehne ich mich nach Ruhe, kann den rechten Ausdruck für dieſes Verlangen nicht finden. — Nun fangen ſie ſchon wieder an, die Aecker umzupflügen; Mehr und immer Mehr wollen die Menſchen gewinnen! — Sieh nur die Störche, wie ſie in der Ferne der Pflugſchaar folgen! Egyptiſcher Vogel! Du, der uns durch die Luft getragen hat!

Weißt Du noch, wie wir Beide als Kinder hier einzogen in die Länder des Nordens? Blumen brachten wir, ſchönen Sonnenſchein und grüne Wälder! Sie hat nun der Wind übel zerzauſt; ſchon werden ſie braun und dunkel wie die Wälder des Südens, tragen aber keine goldene Frucht wie dieſe.«

»Die begehrſt Du zu ſehen?« ſagte der Sommer. »So freue Dich denn!« — Und er erhob ſeinen Arm. — Da färbten ſich die Blätter des Waldes roth und gelb in wahrer Farbenpracht; die wilden Roſenhecken prangten mit feuerrothen Hagebutten; die wilden Kaſtanien fielen gereift aus den ſchwarzgrünen Schalen, und im Inneren der Wälder blühte das Veilchen zum zweiten Male.

Aber des Jahres Königin wurde mehr und mehr ſtill und blaß. »Es weht ſo kalt!« ſagte ſie; »die Nacht bringt feuchte Nebel. Mich verlangt nach dem Lande der Kindheit!«

Sie ſah die Störche alle davonfliegen, und ſie ſtreckte die Hände ſehnſuchtsvoll nach ihnen aus. Sie blickte hinauf nach den Neſtern, die nun alle leer ſtanden, und aus dem einen wuchs eine langſtengliche Kornblume, aus dem anderen die gelbe Butterblume heraus, als wären die Neſter nur zu ihrem Schutze gebaut. Da kamen nun auch die Sperlinge heran und flogen in die verlaſſenen Neſter der Störche.

»Piep! wo mag die Herrſchaft geblieben ſein? Konnte wohl nicht vertragen, daß der Wind ſie anblies, und ging lieber aus dem Lande. — Nun, Glück zur Reiſe!«

Und immer gelber wurden die Blätter des Waldes; das Laub fiel ab, und herbſtliche Winde fingen an zu brauſen; die Zeit der Nachernte war gekommen. —

Und auf dem gelben Laubfall lag die Königin des Jahres, blickte mit milden Augen den geſtirnten Himmel an, und ihr Gatte ſtand neben ihr. — Da wirbelte der Wind in den Blättern, die von den Bäumen herabregneten und — entſchwunden war die Königin! Auf dem Rücken des letzten Schmetterlings flog ſie dahin durch die kalte Luft! —

Und die naſſen Nebel kamen, der eiskalte Wind und die langen finſteren Nächte! Des Jahres König ſtand nun da mit ſchneeweißem Haar, aber er wußte das ſelbſt nicht, ſondern glaubte, es ſeien Schneeflocken, die aus den Wolken herabfielen; denn ſchon bedeckte ein weißer Teppich das grüne Feld.

Und die Kirchenglocken läuteten zum Weihnachtsfeſte.

»Die Geburtsglocken ſchallen,« ſagte der König des Jahres; »bald wird das neue Herrſcherpaar geboren werden und ich werde zu Ruhe gehen wie ſie, die Vorangeeilte, auf glänzendem Geſtirne.« —

Und in dem immergrünen Tannenwalde, wo der Schnee lag, ſtand der Weihnachtsvogel, um den jungen Bäumen die Weihe zu ertheilen, welche beſtimmt waren, das nahe Chriſtfeſt zu verherrlichen.

»Freude in den Stuben und Jubel unter dem grünen Gezweige!« ſagte der König des Jahres. Wochen hatten ihn zum Greiſe altern laſſen.

»Für mich naht die Stunde der Ruhe; das junge Jahrespaar wird nun die Krone und den Scepter tragen.« —

»Und doch iſt Dein die Macht,« ſagte der Weihnachtsvogel, »nicht die Ruhe! Laſſe den Schnee erwärmend und befruchtend auf der jungen Saat! Lerne ertragen, daß einem Anderen gehuldigt wird, während

doch Du der Herrſcher biſt; lerne vergeſſen zu ſein, und doch zu leben! Deine Stunde der Freiheit ſchlägt, wenn wiederum der Lenz anbricht!«

»Wann kommt der Frühling?« fragte der Winter.

»Wenn der Storch ins Land zieht,« antwortete der Engel.

Und der Winter mit ſchneeweißem Bart ſaß eiskalt, betagt und gebeugt da, aber ſtark wie der Sturm und die Kraft des Eiſes; hoch oben ſaß er auf dem Schneeberge und blickte gen Süden, wie es der Winter vor ihm gethan hatte. Das Eis krachte, der Schnee knarrte, der Schlittſchuhläufer flog über den blanken See dahin, und Raben und Krähen nahmen ſich gut aus auf dem weißen Grunde, denn kein Wind rührte ſich. Und in der ſtillen Luft daſitzend, faltete der Winter die Hände. Da ward ellendick alles Eis zwiſchen den Landen. —

Nun kamen wieder die Sperlinge aus der Stadt hergeflogen und fragten: »Wer iſt der alte Mann? Die Krähe ſaß wiederum da, oder ein Sohn von ihr, was ganz einerlei iſt, und antwortete: »Das iſt der Winter, der alte Mann vom vorigen Jahre. Er iſt nicht todt, wie der Kalender ſpricht, ſondern Vormund des Frühlings, der da kommen wird.«

»Wann kommt der Frühling?« fragten die Sperlinge. »Dann werden wir gute Tage haben und ein beſſeres Regiment; das alte taugte nichts!«

In Gedanken verſunken, nickte der Winter dem blattloſen Walde zu, in welchem jeder Baum die ſchönen Krummungen und Formen der Aeſte zeigte, und während des winterlichen Schlummers ſenkten ſich die eiskalten Nebel und Wolken zur Erde. — Dem Herrſcher träumte von ſeiner Jugend und dem kraftvollen

Mannesalter, und als der Tag zu dämmern begann, ſtand der ganze Wald mit ſchönem Reif überzogen da. — Das war der Sommertraum des Winters! Und der Sonnenſchein ſchüttelte den Reif von den Bäumen. —

»Wann kommt der Frühling?« fragten die Sperlinge.

»Der Frühling!« hallte es wieder von den Bergen her, wo der Schnee lag. Und die Sonne ſchien wärmer und immer wärmer; der Schnee zerrann, die Vögel zwitſcherten: »Der Frühling kommt!«

Und hoch oben in der Luft kam der erſte Storch daher, ihm folgte der zweite; auf dem Rücken Beider ſaß ein ſchönes Kind. — Und die Störche ließen ſich nieder auf das offene Feld, küßten die Erde, und küßten den alten verſtummten Mann, und wie einſt Moſes auf dem Berge, verſchwand er, getragen von den Nebeln der Berge. —

Die Geſchichte des Jahres war zu Ende. —

»Das iſt Alles ganz richtig,« ſagten die Sperlinge, »aber nicht nach dem Kalender, und alſo muß es verkehrt ſein.«

Herzeleid.

Eigentlich iſt es eine Geſchichte in zwei Theilen, die wir hier zu erzählen haben. Der erſte Theil könnte freilich wohl wegfallen, allein er gewährt Vorkenntniſſe, die immer von Nutzen ſind.

Wir befinden uns mitten im Lande auf einem Gute, deſſen Herrſchaft auf einen Tag verreiſt iſt — Da kam aus der nahen Stadt eine Madame anſpaziert, ſie trug ihr Möpschen auf dem Arm und war eigentlich gekommen, um zur Actienzeichnung auf ihre Gerberei einzuladen. Die Papiere führte ſie bei ſich, und wir gaben ihr den Rath, ſie mit einem Umſchlag und der Aufſchrift: »An den Herrn Generalkriegscommiſſair, Ritter u. ſ. w.« zu verſehen.

Sie folgte unſerm Rathe, nahm eine Feder, bedachte ſich ein wenig und bat, ihr die Aufſchrift zu wiederholen, aber langſam. Wir thaten es, und ſie fing an zu ſchreiben; doch mitten im »Generalkriegs ...« hielt ſie inne, ſeufzte und ſagte: »Ich bin nur eine Frau!« — Während ſie ſchrieb, hatte ſie den Mops auf den Fußboden geſetzt, worüber das Thier zu knur-

ren anfing. Er war ja auch um des Vergnügens und der Gesundheit willen mitgekommen, und dann schickt es sich nicht, auf den Boden gesetzt zu werden. Stumpfe Nase, breiter Bauch — das war sein Aeußeres.

»Er ist nicht billig,« sagte die Madame; »er hat keine Zähne mehr. Er ist wie ein Mitglied der Familie, er ist treu und gallig; aber zu dem Letzteren haben ihn meine Enkel gebracht. Sie spielen oft Hochzeitgeben und wollen ihn dabei zur Brautjungfer haben, was der alten Haut etwas sauer wird.«

Und sie gab ihre Papiere ab, nahm den Mops wieder auf den Arm und empfahl sich. — Das war der erste Theil dieser Geschichte, der wohl zu entbehren gewesen wäre.

Der Mops starb. — Das ist der zweite Theil. —

Es mochte eine Woche darauf sein, als wir nach der Stadt kamen und im Gasthause abtraten. Unsere Fenster sahen auf den Hof, der mittelst eines Pfahlwerks in zwei Räume getheilt war. Auf dem einen Hofraume hingen Felle und Häute, rohe und gegerbte; es befanden sich hier alle Materialien für eine Gerberei, und diese gehörte der verwittweten Madame. Ihr Mops war den Morgen gestorben und auf dem Hofe begraben worden. Die Kindeskinder der Wittwe, d. h. der Gerbermadame, denn der Mops war nicht verheirathet gewesen, machten das Grab zurecht, und es war wirklich ein schönes Grab, werth darin begraben zu werden.

Das Grabmal war eingehegt mit Topfscherben, und dann Sand darüber gestreut; oben darauf hatten die Kinder eine halbe Bierflasche gestellt, mit dem Hals aufwärts, was nichts weniger als Allegorie war.

Die Kinder tanzten um das Grab herum, und der älteste Knabe, ein praktischer Junge von sieben Jahren,

machte den Vorschlag, eine Ausstellung des Grabes für Alle von der Straße zu veranstalten. Der Zutritt sollte mit einem Hosenknopf bezahlt werden: das wäre nicht mehr, als was jeder Junge bekommen und auch für die kleinen Mädchen liefern könne, sagte er. Dieser Vorschlag ward einstimmig angenommen.

Und alle Kinder aus der Straße und der Twete kamen daher und zahlten ihren Hosenknopf als Eintrittsgeld. Mancher Junge mußte freilich denselbigen Nachmittag mit einem Hosenträger sich behelfen; aber dafür hatte man auch Möpschens Grabmal gesehen, was wohl soviel werth war.

Aber draußen vor dem Gerberhofe stand, dicht an der Pfortenthür, ein kleines armselig gekleidetes Mädchen, so lieblich von Wuchs, mit goldlockigem Haar und Augen so hell und blau, daß es eine Freude war. Die Kleine sagte kein Wort, weinen that sie auch nicht, guckte aber so weit in den Hof hinein, als sie nur konnte, so oft die Pfortenthür geöffnet wurde. Sie hatte keinen Knopf in Vermögen, das wußte sie, und blieb deshalb traurig vor der Pforte stehen, bis Alle sich satt gesehen hatten und fortgegangen waren. Da hockte sie sich nieder, hielt die kleinen braunen Hände vor die Augen, und brach in Thränen aus. Sie allein hatte Möpschens Grabmal nicht gesehen! Das war ein Herzeleid, wie es Erwachsene oft ertragen müssen. —

Wir sahen es von oben mit an, und — von oben gesehen — wie manche unserer und anderer Leute Sorgen, kann man darüber lächeln.

Das ist die ganze Geschichte! und wer sie nicht verstanden hat, der möge Actien zeichnen für die Gerberei der verwittweten Madame.

Alles auf den rechten Platz.

Es ist schon mehr als hundert Jahre her.

Da lag hinter dem Walde, an dem großen Landsee, ein altes adeliges Gut, rings umgeben von tiefen Gräben, in denen Schilf, Rohr und Perrückenköpfe wuchsen. Dicht neben der Brücke des Thores stand ein alter Weidenbaum, dessen lange Zweige weit über das Schilf des Burggrabens hinaushingen.

Vom nahen Hohlwege her erschallten Hörner und das Getrappel von Pferdehufen, und darum eilte das kleine Hirtenmädchen die Gänse von der Brücke zu treiben. Denn die Jagdgesellschaft kam im Galopp dahergesaust, so übermäßig geschwind, daß die kleine Gänsehüterin sich selbst auf einen der hohen Brückensteine flüchten mußte, um nur nicht niedergerissen zu werden. Noch halb Kind war sie, fein und zart gebaut, aber es lag ein herrlicher Ausdruck in ihrem Gesichte, und sie hatte schöne helle Augen. Darnach sah jedoch der Junker nicht; in der fliegenden Hast, in welcher er dahergesprengt kam, kehrte er die Gerte in der Hand um und stieß in rohem Uebermuthe das Mädchen mit dem Peitschenstiel vor die Brust, daß sie hinten über fiel.

»Alles auf den rechten Platz!« rief er. »In den Koth mit Dir!« — Und darauf lachte er; denn das sollte so ein rechter Spaß sein, und die Anderen lachten ebenfalls; die ganze Jagdgesellschaft jauchzte, und die Hunde bellten darein. — Ja, das war so recht wie ein altes Sprichwort sagt:

»Reiche Vögel fahren sausend einher!«

Doch Gott mochte wissen, wie reich der Junker denn wirklich noch war!

Die arme Hüterin griff nach einem Halte, als sie hinabstürzte, und erhaschte einen der herabhängenden Zweige des Weidenbaums. Daran hielt sie sich über dem Schlamm des Grabens, und sobald Herrschaft und Hunde durch das Thor verschwunden waren, bemühte sie sich aus allen Kräften, wieder in die Höhe zu kommen; aber der Zweig brach am Stamme ab, und sie stürzte schwer zurück in das Grabenschilf, als eine kräftige Hand von oben her sie faßte. Diese Hülfe in der Noth kam von einem hausirenden Wollenkrämer, der den Auftritt aus einiger Entfernung angesehen hatte und nun herbeigeeilt war, um das arme Mädchen zu retten.

»Alles auf den rechten Platz!« sagte er scherzend dem Junker nach, indem er die Hüterin aufs Trockne zog. Den abgeknickten Weidenzweig wollte er auch wieder auf den rechten Platz beugen, allein es wollte ihm nicht damit gelingen, und darum streifte er ihn vollends vom Stamme und steckte ihn in die weiche Erde des Grabenrandes. »Stehe da und wachse, wenn Du es kannst,« sagte er, »und werde dann da droben auf dem Hofe einstmals eine rechte Hohlpfeife!« Er gönnte dem bösen Junker einen gehörigen Spießruthengang,

und damit ging er auf das Gut, doch nicht in die herrschaftlichen Zimmer, wozu er viel zu gering war, sondern nach der Dienstbotenstube. Und sie besahen seine Waaren und kauften davon. Aber von oben her, aus dem Speisesaal, erscholl ein Schreien und Gebrülle oder Gesang — sie konnten's nicht besser! — ertönte wildes Gelächter und Geheul der Meute. Da gab es Völlerei und Säuferei; Wein und Braunschweiger Mumme schäumten in Humpen und Bierkannen, und die Leibhunde fraßen mit; — dieser und jener Bestie gab der Junker einen Schmatz, nachdem er ihr erst mit dem langen Ohrlappen die Schnauze abgewischt hatte. — Nun ward auch der Wollenkrämer mit seinem Waarenkorbe in den Saal gerufen, doch nicht, um mit ihm zu handeln, sondern nur um Spott mit ihm zu treiben; denn bei der Jagdgesellschaft war der Wein ein- und der Verstand ausspassirt.' Sie gossen Wein in einen Strumpf für ihn, auf daß er mittrinken könnte, aber schnell sollte er es machen! Das war so unendlich pfiffig ausgedacht und recht zum Ergötzen! — Ganze Viehheerden, Frohnbauern und Bauernhöfe wurden auf eine Karte gesetzt und verloren. — —

»Alles auf den rechten Platz!« sagte der Wollenkrämer, als er diesem Sodom und Gomorrha, wie er es nannte, glücklich wieder entronnen war. Auf offener Landstraße, da bin ich auf dem rechten Platze; da droben war mir's nicht geheuer. Und das kleine Gänsemädchen nickte ihm zum Abschiede freundlich zu von der Feldscheide her, worauf sie sich gesetzt hatte, um ihm nachzublicken.

Und es verstrichen Tage und Wochen, und siehe da, der abgebrochene Weidenzweig, den der Wollenkrämer am Burggraben eingesteckt hatte, blieb immer frisch

und grün und trieb endlich gar neue Sprößlinge. Das kleine Hütermädchen ſchloß daraus, daß der Zweig Wurzel geſchlagen haben müſſe, und freute ſich herzlich darüber; denn es wäre ja ihr eigener Baum, meinte die Kleine.

Ja gewiß! mit dem Weidenzweige ging es vorwärts, aber mit allem Uebrigen auf dem Gute deſto ſchneller rückwärts durch Zechgelage und Spiel; denn das ſind zwei Räder, auf denen nicht gut zu ſtehen iſt.

Noch waren nicht ſechs Jahre vergangen, da mußte der Junker mit Sack und Pack als ein armer Mann vom Gute wandern; ein Wollenhändler kaufte daſſelbe, und das war gerade der nämliche Wollenkrämer, der hier einſt zum Geſpötte hatte dienen müſſen, dem man Wein in einen Strumpf gegoſſen hatte, damit er ihn ſchnell trinken ſollte. — Aber Ehrlichkeit und Strebſamkeit bringen Gedeihen, und nun war der Wollenhändler Gutsherr geworden. Von dem Tage an kamen hier keine Karten mehr auf den Tiſch. »Das Buch der gemalten vier Könige iſt eine ſchlechte Lecture«, ſagte er. »Das kommt daher, weil der Teufel, als er einſt eine Bibel ſah, ein ebenſolches Buch machen wollte, und da erfand er die Spielkarten.«

Der nunmehrige Gutsbeſitzer nahm ſich eine Frau, und wer mag das wohl geweſen ſein? Keine Andere als das kleine Hütermädchen, das immer anſtändig, gut und fromm geblieben war, und in den neuen Kleidern ſah die Kleine ſo fein und hübſch aus, als wenn ſie immer eine vornehme Jungfrau geweſen wäre.

Herrlich und gut ging es nun auf dem alten Burghofe her. Mama ſtand ſelbſt der Haushaltung vor und Papa der ländlichen Wirthſchaft. Es war nicht anders, als wenn der Segen vom Himmel floß; denn

wo Wohlstand herrscht, da kehrt der Wohlstand ein. Das alte Herrenhaus wurde aufgeputzt und angestrichen, der Graben gereinigt und überall wurden Obstbäume angepflanzt. Reinlich und schön sah es aus im Hause; die Fußböden waren so blank wie eine Speckbank. In der großen Wohnstube saß Abends die Madame mit allen ihren Mädchen, um Flachs und Wolle zu spinnen, und jeden Sonntagabend wurde aus der Bibel laut vorgelesen, und zwar vom Justizrath, dem vormaligen Wollenhändler, selber, doch that er dies erst in seinen alten Tagen. Die Kinder wuchsen heran und genossen den besten Unterricht, waren aber nicht alle gleich gut begabt, wie es so in den meisten Familien vorkommt.

Der Weidenzweig draußen aber war unterdessen zu einem stattlichen Baume aufgeschossen und stand frei und unbeschnitten da. »Das ist unser Stammbaum!« sagten die alten Eheleute; »der soll in Ehren gehalten werden!« sagten sie zu den Kindern, auch zu den nicht aufgeweckten derselben.

Und nun waren ganze hundert Jahre verflossen, unsere Zeiten waren gekommen und der ganze alte Gutshof war wie ausgewischt und vertilgt. Eine längliche Wasserpfütze und einiges altes Gemäuer, das waren die alleinigen Ueberreste der einstmaligen tiefen Burggräben und daneben stand eine herrliche alte Weide, deren Zweige herabhingen. Das war der sogenannte Stammbaum, der recht zu beweisen schien, wie herrlich auch ein Weidenbaum sein kann, wenn er sich selbst überlassen bleiben darf. Zwar war sein Stamm nun von der Wurzel bis an die Krone gespalten, der Sturmwind hatte ihn etwas aus der Richtung gebracht, aber er hielt sich doch noch aufrecht, und aus allen Ritzen des Stammes, in die Wind und Wetter Staub hin-

eingeweht hatten, sproßten Gras und Blumen hervor, ganz besonders aber am obern Ende des Stammes, wo die großen Aeste sich theilten. Hier war gleichsam ein kleiner glänzender Garten von Himbeeren und Hafergras, ja eine ganz kleine Vogelbeere hatte sogar dort Wurzel geschlagen und schoß frei und schlank mitten aus dem alten Weidenbaum auf, der sich in dem trüben Wasser abspiegelte, wenn der Wind die grünen Wasserpflanzen nach der einen Seite getrieben hatte. Ein kleiner Fußsteig, der quer über das Feld lief, ging dicht hier vorbei. —

Hoch oben auf der Anhöhe am Walde, wo die schöne Aussicht war, lag nun das neue Gutsgebäude groß und prächtig da, mit Fensterscheiben so hell und klar, daß man hätte glauben mögen, es wären gar keine Fenster. Die große Aufgangstreppe sah aus wie eine Laube von Rosen und großblätterigen Stauden. Der Grasplatz vor dem Hause war so sauber gehalten, als wenn jeder Grashalm Morgens und Abends nachgesehen würde. Und drinnen im Hause, in den Gemächern und Sälen hingen köstliche Gemälde an den Wanden, und Stühle und Sophas mit seidenen und sammtenen Ueberzügen standen hier stolz, als wenn sie auf eigenen Füßen gehen könnten. Die Tische waren mit marmornen Platten belegt, und Bücher in Saffianband und mit goldenem Schnitt standen in schönen Schränken mit gläsernen Thüren zur Schau. — Ja, fürwahr! das mußten reiche Leute sein, die hier wohnten — es war die Baronsfamilie!

Das Eine paßte hier zum Anderen. »Alles auf den rechten Platz!« sagten auch sie, und darum waren auch alle Bilder, die einst zur Zierde des alten Gehöftes gedient hatten, nun in die Bedientenstuben ver-

wiesen worden. Recht altes Gerümpel war es ja auch, ganz besonders aber zwei alte Portraits, das eine einen alten Mann in rosenrothem Staatsrocke und lockenreicher Perrücke vorstellend, das andere eine Frau mit gepudertem, hochfrisirtem Haar und einer rothen Rose in der Hand, aber beide gleichmäßig mit einem Kranze von Weidenlaub umgeben. Beide Bilder waren voll runder Löcher, was daher kommt, daß die kleinen jungen Barone immer ihre Flitzbögen auf die beiden alten Leute abschossen. — Das waren der selige Justizrath und die Justizräthin, wovon das ganze Baronengeschlecht abstammte.

»Sie gehören nicht so recht zu unserer Familie,« sagten die kleinen Barone. »Er war ein Wollenhändler und sie ein Gänsemädchen; sie waren nicht wie Papa und Mama!«

Die Bilder seien altes Geschraffel, sagte man, und — »Alles auf den rechten Platz!« darum kamen Aeltervater und Aeltermutter in die Bedientenkammer. —

Der Pastorensohn war Hauslehrer auf dem Gute. Eines Tages ging er mit den kleinen Baronen und ihrer ältesten Schwester, die erst eben eingesegnet worden war, spazieren und auf dem Fußsteige kamen sie bis an den alten Weidenbaum. Während des Gehens pflückte das junge Mädchen allerlei Feldblumen und band daraus einen Strauß, ein schönes Ganze, das bei ihr auf dem rechten Platze war. Doch hörte sie dabei auf Alles, was gesprochen wurde, und freute sich, wenn der Lehrer von den Wunderkräften der Natur, von den großen Männern und berühmten Frauen der Weltgeschichte erzählte. Denn sie war begabt mit hellem Verstande, geadelt an Seele und Gedanken, und in ihrem jungen

Busen schlug ein Herz, das alles von Gott Erschaffene mit Liebe umfaßte.

Als die Spazierengehenden bei dem Weidenbaum angelangt waren, wünschte der kleinste Baron sich eine Weidenholzpfeife, wie er einmal früher eine solche gehabt hatte, und ihm zum Gefallen brach der Hauslehrer einen Zweig vom Baume.

»O, thun Sie das nicht!« rief die junge Baronin; doch es war schon geschehen. »Diese Weide ist ja unser alter berühmter Stammbaum! Ich habe ihn deshalb so lieb! Man lacht mich freilich aus darüber, doch das mag sein! Man hat eine Sage von diesem Baum.« —

Und darauf erzählte sie Alles, was wir schon von dem Weidenbaum gehört haben, von dem Burghofe, von der Gänsehüterin und dem Wollenkrämer, welche sich einst hier getroffen hätten und die Stammältern des vornehmen Geschlechts und der jungen Baronesse sein sollten.

»Sie wollten sich nicht adeln lassen, die braven alten Leute,« sagte sie, »sie hatten sich das Sprichwort: »Alles auf den rechten Platz!« zum Wahlspruch genommen und meinten, sie würden das nicht sein, wenn sie sich für Geld erhöhen ließen. Mein Großvater, der baronisirt wurde, das war ihr Sohn. Er soll ein sehr gelehrter Mann gewesen sein, bei Prinzen und Prinzessinnen in hohem Ansehen gestanden und alle Hoffeste mitgemacht haben. Den Anderen daheim ist er der Beste; aber ich weiß nicht wie es kommt, daß ich an dem alten Paar immer Etwas finde, das mich anzieht. Es muß doch recht gemüthlich und patriarchalisch auf dem alten Burghofe hergegangen sein, wo die Hausmutter mit allen ihren Dienstmägden am Spinnrocken saß, wenn der Alte ihnen aus der Bibel vorlas.«

»Gewiß sind es herrliche und verständige Leute gewesen,« sagte der Pastorensohn, und so kamen die Spazierengehenden unbemerkt in ein Gespräch über Adel und Bürgerthum, und fast gewann es den Anschein, als wenn der Pastorensohn nicht zu den Bürgerlichen gehörte, so feierlich sprach er über den Adelstand und den Vorzug einer adeligen Herkunft.

»Unstreitig ist es ein Glück,« sagte er, »einem Geschlechte anzugehören, das sich berühmt gemacht hat, gleichsam einen Blutstropfen in sich zu haben, der ein Sporn zum Fortschreiten im Tüchtigen wird; es ist herrlich, einen Geschlechtsnamen zu führen, der einer Einlaßkarte zu den Kreisen der ersten Familien gleichkommt. Adel bedeutet edel; es ist das Goldstück, das den Stempel seines Gehaltes trägt. — Es ist nun so Ton der Gegenwart, und viele Dichter schlagen natürlich diesen Weg ein, Alles, was von Adel ist, als dumm und schlecht zu schildern, während es bei den Armen desto heller glänzt, je weiter man hinunterstelgt. — Ich bin nicht dieser Meinung, denn diese Ansichten sind durchaus verkehrt und irrig. In den höheren Ständen stößt man auf viele schöne und ergreifende Charakterzüge; meine Mutter erzählte mir ein Beispiel davon, und ich könnte mehre hinzufügen. Sie war einst zum Besuche in einem vornehmen Hause der Stadt — ich glaube, meine Großmutter war die Amme der gnädigen Frau gewesen. Die Mutter stand in der Stube in Gespräch mit dem hochadeligen Herrn, als derselbe eine alte, auf Krücken gehende Frau auf den Hof kommen sah, welche das kleine Almosen abzuholen kam, das man ihr alle Sonntage zu reichen pflegte. »Da kommt die alte arme Frau; ach, das Gehen wird ihr so schwer!« sagte er, und ehe meine Mutter noch einmal recht ver-

ſtanden hatte, wen er meinte, war er ſchon aus der Thür und die Treppen hinab, er, die ſiebzigjährige Excellenz, eilte ſelbſt der armen alten Frau entgegen, um ihr den beſchwerlichen Gang um die wenigen Schillinge zu erſparen! — Das war freilich nur ein kleiner Zug, aber als Gabe für die lahme alte Frau findet er Wiederhall im Herzen, iſt ein Zeugniß menſchenfreundlicher Geſinnung, und dahin ſoll der Dichter deuten, eben in unſeren Tagen; denn ſolche Züge erquicken das Gemüth, ſtimmen milder und machen verſöhnlich. — Wo aber ein Menſch, weil er von Geburt iſt und eine Stammtafel aufzuweiſen hat gleich einem arabiſchen Renner, ſich blaht, wenn er auf der Straße einhergeht, und in der Stube naſerümpfend ausruft: »Hier waren Leute von der Gaſſe!« weil ein Bürgerlicher drinnen geweſen, da iſt der Adel in Fäulniß gerathen, zur Maske geworden, wie ſie einſt Thespis ſich machte; man lacht über einen ſolchen Menſchen und übergiebt ihn den Biſſen des Spottes.

Alſo ſprach der Paſtorenſohn, zwar etwas ſehr lange, aber er hatte auch unterdeſſen die Weidenpfeife für den jüngſten Baron ganz fertig geſchnitzt. —

Auf dem Gute gab es große Geſellſchaft von Eingeladenen aus der ganzen Umgegend; da ſah man mit Geſchmack und ohne Geſchmack gekleidete Damen; der große Saal war ganz von Gäſten angefüllt. Die Prediger aus der Umgegend bildeten eine ehrerbietige Gruppe in der einen Ecke des Saals, als wäre ein Begräbniß geweſen; aber es war ja ein Feſt, nur war es noch nicht in Gang gekommen.

Es ſollte ein großes Concert gegeben werden, und darum hatte der kleine Baron auch ſeine Weidenpfeife mitgebracht, aber ſie wollte heute nicht geben, und

Papa konnte auch keinen Ton darauf herausbringen, und darum taugte sie gar nicht mehr. —

Musik und Gesang gab es hier von der Art, die den ausführenden Personen den meisten Spaß macht, übrigens aber auch vortrefflich war.

»Sie sind auch Virtuose?« sagte ein Cavalier, der seiner Eltern Sohn war. »Sie blasen Flöte und schnitzen sich ihr Instrument selber? — Das ist das Genie, welches Alles umfaßt und zur Rechten sitzt! Nicht wahr, Sie haben die Absicht, uns Alle mit dem kleinen Instrumente zu entzücken?« Und damit überreichte er dem Pastorensohn die kleine Pfeife, welche derselbe aus dem Zweige vom Weidenbaume an dem Wasser geschnitzt hatte, und verkündete laut und deutlich vor der ganzen Gesellschaft, der Hauslehrer wolle der Versammlung ein Solo auf der Flöte vortragen.

Er sollte verspottet werden; das war leicht zu verstehen, und daher weigerte sich der Hauslehrer, dem Junker den Willen zu thun. Aber nun bestürmte man ihn von allen Seiten, lud ihn ein, sich auf dem neuerfundenen Instrumente hören zu lassen, und da nahm er denn zuletzt die Weidenpfeife und setzte sie an den Mund. —

Potz! das war eine sonderbare Flöte; sie gab einen so anhaltenden Ton, wie ihn Dampflocomotiven hören lassen, ja noch weit stärker, denn er schrillte über den ganzen Hofplatz, Garten und Wald, meilenweit ins Land hinein, und mit dem Pfeifen zog ein Sturm daher, der Alles auf den rechten Platz hinsauste. Der Papa fuhr zum Fenster hinaus, auf den Hof, und kam ins Hüterhäuschen, der Hüter in den herrschaftlichen Saal — nein! dahin durfte er doch nicht kommen, aber in die Bedientenstube, mitten unter die in seidenen

Strumpfen einhergehende Dienerschaft, worüber die stolzen Kerle ganz verdutzt wurden, daß nämlich eine so geringe Person wie der Viehhüter sich bei ihnen zu Tische setzen durfte. —

Im Gesellschaftssaale aber flog die jüngere Baronin auf den obersten Platz am Tischende, wo sie würdig war zu sitzen, der Pastorensohn aber kam neben ihr zu sitzen, und Beide saßen da, als wenn sie ein Brautpaar gewesen wären. — Ein alter Graf aus den ältesten Geschlechtern des Landes, blieb unerschütterlich auf seinem Ehrenplatze, denn die Pfeife pfiff nur, wie sich's geziemt. — Der witzige Cavalier, der das Flötenspiel veranlaßt hatte, er, der Sohn seiner Eltern, flog kopfüber unter die Hühner, doch kam er nicht allein dahin. —

Eine ganze Meile in das Land hinein schallte das Geschrill der Weidenpfeife, und es geschahen die merkwürdigsten Dinge. Ein reicher Kaufmann, der mit Vieren zu fahren pflegte, flog ganz aus seinem Wagen und bekam nicht einmal einen Platz auf dem Bedientensitz. Zwei reiche Bauern, die in unseren Tagen über ihr eigenes Kornfeld hinausgewachsen waren, wurden in eine Mergelgrube verweht. — Das war gewiß eine gefährliche Pfeife, aber glücklicherweise bekam sie gleich beim ersten Ton einen Riß, was wirklich ein glücklicher Zufall war; denn nun wurde sie in den Sack gesteckt und Alles kam wieder an seinen rechten Platz. Am folgenden Tage wurde nicht weiter von der Begebenheit gesprochen, und daher hat man das Sprüchwort: »die Pfeife in den Sack stecken.« Alles kam nun auch wieder in die alte Ordnung, nur daß auf dem Barenssaale die beiden alten Bilder, der Wollenkrämer und das Gänsemadchen, nun im Staatszimmer hingen, wohin

ſie der Sturmwind geblaſen hatte, und weil ein rechter Kunſtkenner den Ausſpruch that, die Stücke ſeien von Meiſterhand, ſo blieben ſie auch ferner hangen und wurden ſogar aufgeſtutzt. Man hatte ja vorher nicht, gewußt, daß ſie etwas taugten, und woher hätte man's auch wiſſen ſollen! Nun hingen ſie alle auf dem Ehrenplatze. Denn »Alles auf den rechten Platz!« und dahin kommt es auch zuletzt. Die Ewigkeit iſt lang, länger noch als dieſe Geſchichte!

Der Kobold und der Höker.

Es war einmal ein echter Student, der wohnte auf einem Dachstübchen und hatte Nichts; auch war einmal ein Höker, der bewohnte die erste Etage, und ihm gehörte das ganze Haus. Mit diesem hielt es der Kobold, denn hier gab es zu Weihnachten Reisbrei mit Butter und Zimmt. Das konnte der Höker heißen, und darum blieb der Kobold bei ihm; was klug und lehrreich war. —

Eines Abends kam der Student durch die Hinterthür in den Laden, um für sich selbst ein Licht und ein Stück Käse zu kaufen, denn er hatte Niemand zum Einholen und that es also selbst. Er bezahlte, was er empfangen hatte, und der Höker nickte ihm einem Gutenabend zu, und die Hökermadame that desgleichen. Das war eine Frau, die mehr als das Kopfnicken verstand: sie hatte auch Redegaben! — Der Student blieb noch eine Weile im Laden stehen, um das Blatt zu lesen, welches der Höker um das Stück Käse gewickelt hatte. Es war ein Blatt aus einem alten Buche, das ein besseres Loos verdient hatte, als zerrissen zu werden, denn es enthielt allerlei Gedichte.

»Dort liegt mehr davon!« sagte der Höker

»Ich habe es für einige Kaffeebohnen von einer al-

men Frau gekauft; wollen Sie mir zwei Schillinge geben, so steht der ganze Rest zu Dienſten.«

»Zugeſtanden« ſagte der Student. »Geben Sie mir das Buch und behalten Sie das Stück Käſe dafür, ich kann mein Butterbrodt unbelegt verzehren. Es wäre wahrlich Sünde, wenn das ganze Buch zerriſſen werden ſollte. Sie ſind ein vortrefflicher, ein praktiſcher Mann, aber von Poeſie verſtehen ſie nicht mehr als das Butterfaß dort.«

Das war etwas unhöflich geſagt, beſonders über das Butterfaß, aber der Höker lachte darüber, und der Student auch; es war ja nur ſo ein Wort im Scherze geweſen! Allein dem Kobold wurmte es, daß man dem Höker, der doch der Hausherr war und die beſte Butter verkaufte, ſolche Anzüglichkeiten ſagen durfte.

Als es Nacht geworden, der Laden geſchloſſen und Alle bis auf den Studenten zu Bette gegangen waren, holte der Kobold ſich die Maultaſche der Madame, die ſie ja nicht brauchte, ſo lange ſie ſchlief, und wo er die Taſche hinlegte, da nahm das Ding die Sprache und Stimme der Madame an, aber nur ein Ding, und das war gewiß ſehr gut, weil ſie ſich ſonſt gegenſeitig in die Rede gefallen wären.

Und der Kobold legte die Maultaſche der Hökermadame auf das Butterfaß, in dem das alte Zeitungspapier lag. »Iſt es wirklich ſo,« fragte er darauf, »daß Sie nicht wiſſen, was Poeſie iſt?«

»Allerdings weiß ich es,« ſagte das Butterfaß.

»Das iſt ſo Etwas, das immer zuunterſt in den Zeitungen zu leſen ſteht und gewöhnlich abgeſchnitten wird. Ich ſollte meinen, daß ich mehr davon in mir habe als der Student, und bin doch nur ein leeres Faß gegen den Höker!«

Und der Kobold hing die Maultasche auf die Kaffeemühle, die alsbald zu mahlen anfing, dann auf die Buttertonne, den Geldkasten — — und Alle waren der Meinung des Butterfasses, und worüber die Majorität einig ist, das müsse man respectiren.

»Nun soll fürwahr der Student seinen Theil bekommen!« sagte der Kobold, schlich die Hintertreppe hinan und kam bis an das Dachstübchen, das der Student bewohnte. Als er durchs Schlüsselloch guckte, sah er, daß der Student noch Licht hatte und in dem zerrissenen Buche las, das er vom Höker erhandelt hatte. Aber wie wunderbar hell war die Stube erleuchtet! Aus dem alten Buche kam eine Flamme, die immer höher und zuletzt zu einem ganzen Baume wurde, der seine Zweige über den Studenten ausbreitete. Jedes Blatt war frisch, jeder Blüthenkelch ein liebliches Mädchengesicht, einige mit schwarzstrahlenden, andere mit klaren blauen Augen, jede Frucht des Baumes ein glänzendes Gestirn, und dazu ertönte eine wunderbar herrliche Musik.

Eine solche Herrlichkeit hatte der kleine Kobold sich nie denken können, geschweige denn jemals gesehen oder vernommen. Darum blieb er denn auch auf den Fußspitzen stehen, guckte und guckte, bis endlich der Student das Licht auslöschte und sich schlafen legte. Der kleine Kobold blieb noch eine Weile an der Thür stehen, weil es so süß und melodisch aus dem Dachstübchen ertönte, als wäre es des Studenten Wiegenlied zum Einschlafen gewesen.

»Hier ist es doch ganz wundervoll sein,« sagte der kleine Kobold; »das habe ich gar nicht vermuthet! Ich glaube, ich bleibe von nun an bei dem Studenten!« Und er dachte und grübelte und überlegte sich's recht vernünftig, und seufzte zuletzt: »Aber ach! der Student

kann keinen Reisbrei zu Weihnachten geben!« Damit ging er wieder hinunter zum Höker, und es war nur gut, daß er endlich wieder zurückkehrte, denn das Butterfaß hatte beinahe Madames Maultasche verbraucht, indem es immer von einer und der nämlichen Sache sprach, und eben in Begriff war, sich umzusehen, um, was es eben gesagt hatte, von der andern Seite wiederzugeben, als glücklicherweise der Kobold eintrat und die Maultasche wieder auf Madames Kleiderstuhl hinlegte. Aber der ganze Laden, von dem Butterfaß und dem Geldkasten bis an das Bundholz, war von dem Augenblick an vollkommen der Meinung des Butterfasses, und schätzte dasselbe in so hohem Grade, daß, wenn nachher der Höker Abends die Anzeigen über Kunst und Theater las, jeder Ladenbürger das Butterfaß zu hören glaubte

Nur der kleine Kobold saß von nun an nicht mehr so ruhig in seiner Ecke, um auf die im Hökerladen verhandelten Weisheitslehren zu horchen. Wenn das Licht auf dem Dachstübchen zum Vorschein kam, ward dem Kleinen allemal, als wenn er von einem dicken Ankertau angezogen würde, er sollte und mußte hinauf, um durchs Schlüsselloch zu gucken, und dann umwehte ihn ein Gefühl der Herrlichkeit, wie es das Brausen des Meeres in uns erweckt, wenn der Allmächtige darüber hingeht. Ihm kam das Weinen an, obgleich er sich eigentlich nicht bewußt war, worüber er denn weinte, und doch erquickten ihn diese Thränen! Wie herrlich mußte es nicht sein, beim Studenten unter dem glänzenden Baume zu sitzen! Doch das ging ja nicht an, und er war nur froh, die ganze Herrlichkeit durchs Schlüsselloch mit ansehen zu können. —

So stand der kleine Kobold immer noch alle Abende da, als schon der Herbstwind durch die Dachluken wehte

und es kalt zu werden anfing; aber er empfand diese Kälte erst, wenn das Licht im Dachstübchen erlosch und die lieblichen Töne im Winde verhallten. Hu! dann aber fror er und kroch wieder hinab in seine Ecke wo es so gemüthlich und behaglich war, und als nun auch wieder Weihnachten herankam und der Reisbrei mit Zimmt und Butter — da war der Höker wieder Meister.

Allein mitten in der Nacht erwachte der Kobold von einem entsetzlichen Lärmen; es wurde an die Fensterladen gedonnert, der Nachtwächter schrillte, und kurz, es war Feuer ausgebrochen, die ganze Straße brannte lichterloh! — Wo war denn aber das Feuer? war es hier im Hause ausgebrochen oder beim Nachbar? Welche allgemeine Verwirrung! welch' Entsetzen! Die Hökermadame verlor so sehr alle Fassung, daß sie die goldenen Ringe aus den Ohren nahm und in die Tasche steckte, um doch Etwas zu retten. Jeder wollte das Beste in Sicherheit bringen, auch der kleine Kobold; eilends war er die Treppe hinan und beim Studenten, der ganz gelassen aus seinen Dachfenster dem Feuer zusah, das beim Nachbar gegenüber brannte. — Der kleine Kobold ergriff das auf dem Tisch liegende wundervolle Buch, steckte es in seine rothe Mütze, hielt diese mit beiden Händen fest auf dem Kopf, und — der beste Schatz des Hauses war gerettet! Darauf lief er hinaus, kletterte auf das Dach, auf den Schornstein, und saß da, beleuchtet von dem brennenden Hause gegenüber, mit beiden Händen die rothe Mütze festhaltend, worin der Schatz des Hauses lag. Hier erst wurden ihm seine wahren Herzensgesinnungen klar und wem er eigentlich angehörte. Als aber das Feuer gelöscht worden war, wurde er nachdenkend und sagte endlich bei sich selbst: »Ja, ich will Beiden

angehören! Vom Höker kann ich mich nicht ganz lossagen, um des Reisbreies willen!«

Das war ja denn auch ganz menschlich von dem kleinen Kobold gewählt. Wir Anderen gehen auch zum Höker — von wegen des Reisbreies!

Nach Jahrtausenden.

Ja, nach Jahrtausenden werden sie daher kommen auf Dampfflügeln durch die Luft, über das Weltmeer, die jungen Bewohner Amerikas, um das alte Europa zu besuchen! Nach den Ruinen und Alterthümern werden sie reisen, und nach den versinkenden Städten, wie wir in unseren Tagen die hypermodernden Herrlichkeiten Südasiens aufsuchen.

Nach Jahrtausenden kommen sie!

Themse, Donau und Rhein rauschen noch immer; noch steht der Montblanc mit seinen schneeigen Gipfeln aufrecht; die Nordlichter beleuchten noch ferner die Länder des Nordens. Aber Geschlechter auf Geschlechter sind zu Staub geworden, Reihen augenblicklicher Gewalthaber sind vergessen gleich ihren Vorfahren, die schon jetzt unter den Hügeln schlummern, wo der reiche Mehlhändler, auf dessen Boden sie begraben liegen, sich eine Bank zimmert, um auf seine wogenden Kornsaaten hinauszublicken.

»Nach Europa!« erschallt es von Amerikas jungen Völkern, »nach dem Lande der Urväter! nach dem schönen Lande der Phantasie! nach Europa!«

Das Luftschiff kommt! es ist mit Reisenden überfüllt, denn die Fahrt geht schneller als durch das Wasser, und der elektromagnetische Draht auf dem Meeresboden hat schon telegraphirt, wie zahlreich die Luftkaravane ist. Schon erblickt man Europa aus der Ferne, Irlands Küsten sind es, die man sieht, aber die Passagiere schlafen noch, sie wollen erst geweckt werden, wenn man über England ist. — Allda betreten sie den europäischen Boden, in der Heimath Shakespeare's, wie es geistvolle Söhne nennen, im Lande der Politik und des Mondscheins, wie Andere sagen.

Einen ganzen Tag weilt die Reisegesellschaft hier. So viel Zeit hat das emsige Geschlecht für das große England und Schottland übrig!

Dann geht's weiter durch den Kanaltunnel nach Frankreich, dem Lande Karl's des Großen und Napoleon's. Molière wird genannt; Gelehrte sprechen von einer klassischen und romantischen Schule aus grauer Vorzeit, und man jubelt über Helden, Skalden und Männer der Wissenschaft, die unsere Tagr nicht kennen, die aber in Paris, auf dem Krater Europas, noch geboren werden sollen.

Jetzt zieht der Luftdampfer hin über das Land, von dem Colombo auszog, wo Cortez geboren wurde und Calderon Dramen in schwellenden Versen sang. Schönäugige Frauen bewohnen noch diese blumenreichen Thäler, und in uralten Weisen werden Cid und die Alhambra genannt.

Durch die Luft, über das Meer nach Italien, nach der alten ewigen Roma geht es nun. Ausgewischt ist sie, die Campagna eine Wüste. Von der Peterskirche zeigt man eine einsam stehende Mauerruine, aber ihre Echtheit wird bezweifelt.

Nach Griechenland, um eine Nacht zu schlafen in dem reichen Hotel hoch oben auf dem Gipfel des Olymps! so ist man dagewesen, und es geht weiter nach dem Bosporus, um hier einige Augenblicke anzuhalten und die Stätte zu besehen, wo einst Byzanz gelegen hat. Arme Fischer spannen nun ihre Netze aus, wo nach den Sagen die Gärten des Harems in der Türkenzeit gelegen haben.

Ueber Ruinen von mächtigen Städten, längs der kräftigen Donau, über Städte, die unsere Zeit nicht kannte, fliegt man dahin, und hier und da, an erinnerungsreichen Stätten, wie sie die Zeiten gebären, senkt sich der Luftdampfer und steigt wieder empor.

Dort drüben liegt Deutschland, das einmal vom dichtesten Eisenbahnnetze durchwebt und umsponnen war, das Land, in dem Luther das Wort des freien Glaubens sprach, Göthe sang und Mozart das Scepter der Töne führte. Große Namen leuchteten einst hier im Gebiete der Wissenschaften und Künste, Namen, die man nicht mehr kennt. — Einen Tag für Deutschland und einen Tag für den Norden, das Vaterland Oersted's und Linné's, und für Norwegen, das Land der alten Helden und jungen Normänner. — Island wird auf der Rückfahrt berührt; der Geiser kocht nicht mehr und der Hekla ist ausgebrannt, aber gleich einer ewigen Steintafel der Sage steht die alte Felseninsel da im brausenden Meere. —

»In Europa giebt es Vieles zu sehen,« sagte der junge Amerikaner. »Wir waren eine ganze Woche dort und darin läßt es sich nachweisen wie der große Reisende« — hier wird ein Namen genannt, der den kommenden Zeiten angehört — »es bewiesen hat in seinem berühmten Werke; »Ganz Europa in acht Tagen!«

Unter dem Weidenbaum.

Die Umgegend von Kjöge ist sehr kahl. Zwar die Stadt liegt an den Ufern der Ostsee, was immer recht hübsch ist; es könnte aber doch hübscher sein als es ist. Denn ringsum sieht man nur das offene Feld, und bis zum nächsten Walde ist es weit. Wo man aber zu Hause ist, da findet man immer Etwas, wornach man sich später an den schönsten Oertern der Welt sehnen kann. Auch müssen wir gestehen, daß es am Ausgange von Kjöge, wo sich zwei armselige Gärten bis an die kleine Aue erstrecken, die in den Meerbusen fällt, recht nett sein kann, besonders im Sommer. Das fanden auch die beiden Nachbarkinder Knud und Johanne, die hier zu spielen pflegten und durch die Stachelbeerbüsche zu einander hinüberkrochen. In dem einen Garten stand ein Fliederbaum, in dem anderen ein Weidenbaum, und unter dem letzteren mochten die beiden Kinder vorzugsweise gern spielen; dazu hatten sie auch Erlaubniß, obgleich die Weide dicht an der Aue stand, wo die Kleinen leicht ins Wasser fallen konnten. Aber Gottes Auge wachte über sie, sonst hätte es schlimm ausgesehen. Die Kinder waren doch auch sehr vorsichtig, und besonders hatte der Knabe so große Furcht vor Wasser, daß ihn des Sommers Niemand zum Badengehen am Strande überreden konnte, wo doch die anderen Kinder so gern herumplätschern mochten. Sie neckten

ihn daher auch, nannten ihn einen Coujon vor Waſſer, und er mußte es hinnehmen. Nun träumte aber einmal Nachbars Johanne, ſie habe in einem offenen Boote auf dem Meerbuſen geſegelt, und da ſei Knud zu ihr hinausgewatet, ſo weit, daß ihm das Waſſer bis an den Hals, dann gar über den Kopf gegangen, und von dem Augenblicke an, da ſie ihm dies erzählt hatte, duldete Knud nicht mehr, daß man ihn einen Coujon vor Waſſer nannte; er berief ſich auf Johannes Traum; das war ſein Stolz; aber zu Waſſer ging er nicht. —

Die dürftigen Eltern der beiden Kinder, ſprachen einander fleißig zu, und Knud und Johanne ſpielten dann in den Gärten und auf der Landſtraße, wo die Erdwälle mit ganzen Reihen von Weiden bepflanzt waren, aber nicht hübſch ausſahen, weil man ſie an der Krone abgekappt hätte; ſie ſollten aber nicht bloß zum Vergnügen, ſondern auch zum Nutzen ſein. Beſſer ſchien den beiden Geſpielen der alte Weidenbaum in ihrem Garten; unter demſelben ſaßen ſie manch ehrlich Mal, wie man zu ſagen pflegt.

Drinnen in der Stadt Kjöge giebt es einen großen Marktplatz, wo in den Jahrmarkttagen ganze Straßen von Buden mit Seidenband, Stiefeln und allen erdenklichen Waaren aufgeſchlagen werden. Dann giebt es hier allemal ein Gedränge von Menſchen, und gewöhnlich auch Regen, ſo daß die wollenen Kleider der Bauern und Bäuerinnen einen gehörigen Dunſt verbreiteten. Dazwiſchen duftete aber der Geruch von den allerſchönſten Honigkuchen, und für die beiden Kinder war das Beſte dabei, daß der Mann, der die ſüßen Kuchen verkaufte, immer während des Jahrmarkts bei Knuds Eltern logirte. Dann fiel natürlich auch ein kleiner Kuchen für ihn ab, wovon Johanne ihr Theil bekam,

Was aber faſt noch beſſer war, der Kuchenbäcker wußte auch Geſchichten zu erzählen von jedwedem Dinge, ſogar von ſeinem eigenen Honigkuchen. Eines Abends brachte er eine ſolche Erzählung hervor, die ſo tiefen Eindruck auf die beiden Kinder machte, daß ſie dieſelbe nie wieder vergeſſen konnten, und darum wird es wohl am Beſten ſein, daß wir ſie auch zu hören bekommen, zumal, da ſie nur kurz iſt.

»Auf dem Budentiſch lagen zwei Honigkuchen,« ſagte der Marktmann, »der eine hatte die Geſtalt einer Mannsperſon mit einem Hute, der andere ſtellte ein Jungfer vor ohne Hut, aber ſie hatte ſtatt deſſen ein Stück Blattgold auf dem Kopfe. Beide Figuren hatten das Geſicht an der Seite, die nach oben kehrte; von der Seite ſollte man ſie ſehen, nicht von der Kehrſeite, wovon man niemals die Leute beſehen ſoll. — Der Mann hatte eine bittere Mandel an der linken Seite ſitzen, das war ſein Herz; die Jungfer dagegen war lauter Honigkuchen. Die beiden Puppen waren zur Probe ausgeſtellt und lagen nebeneinander; zuletzt gewannen ſie ſich lieb, aber die eine ſagte der anderen nichts davon, und das muß doch ſo ſein, wenn aus Liebe etwas werden ſoll.

»Er iſt eine Mannsperſon und darum muß er das erſte Wort ſprechen, dachte die Jungfer, wollte aber auch damit zufrieden ſein, wenn ſie nur wüßte, daß ihre Liebe Erwiderung fände.

»Er dagegen war gewaltiger in ſeinen Gedanken, was ja immer bei Männern ſo zu ſein pflegt. Ihm träumte, er ſei ein lebendiger Gamin, habe vier Schillinge in der Taſche; und da kaufte er die Jungfer und aß ſie auf. —

»Und sie lagen Tage und Wochen auf dem Budentische und wurden endlich trocken, und der Jungfer Gedanken wurde feiner und weiblicher. 'Es ist mir genug, mit ihm ausgelegen zu haben,' dachte sie, und damit bekam sie einen Knick in der Taille. —

»'Hätte sie gewußt, wie sehr ich sie liebte, so würde sie wohl etwas länger gehalten haben,' dachte er.

»Seht, Kinder, das ist die ganze Geschichte und hier sind sie alle beide!« sagte der Kuchenbäcker. »Sie sind merkwürdig durch ihre Lebensgeschichte und die stumme Liebe, die niemals zu Etwas führt. Da habt ihr sie!« Und er gab Johannen die Mannsperson und Knud die Jungfer, aber sie waren so gerührt von der Erzählung, daß sie es nicht übers Herz bringen konnten, das liebende Kuchenpaar zu verzehren.

Den folgenden Tag gingen sie mit ihren beiden Honigkuchen nach dem Kuchhofe in Kjöge, wo die Kirchhofmauer mit dem schönsten Epheu bewachsen ist, das Sommer und Winter grün bleibt und die Mauer mit einer reichen Decke schmückt. Und sie stellten die beiden Honigpuppen im Sonnenschein im Grünen auf und erzählten den anderen Kindern die Geschichte von der stummen Liebe, die zu nichts taugt, d. h. die Liebe, denn die Geschichte war herrlich; das fanden Alle, und als sie nun nach den Puppen sehen wollten, ach! da hatte ein unverschämter großer Junge — und das aus Bosheit — die geknickte Jungfer aufgefressen. — Die Kinder weinten darüber und darauf — es geschah gewiß, damit die arme Mannsperson nicht allein in der Welt dastehen sollte — verzehrten sie ihn auch, aber die Erzählung vergaßen sie nie wieder.

Immer waren die beiden Kinder beieinander, unter dem Fliederbaum und unter der Weide, und dann sang

das kleine Mädchen mit seiner silberglockenhellen Stimme die allerliebsten Lieder. In Knud war kein Sterbenston zu finden; aber er kannte die Worte, und das war doch wenigstens Etwas. Die Leute in Kjöge, sogar Eisenhändlers Madame, standen still, um Johannen zu hören, wenn sie sang. »Das ist doch eine ewig-süße Stimme, womit das kleine Ding begabt ist!« sagte die Madame.

Das waren gesegnete Tage, aber es blieb nicht immer so. Die Nachbarn trennten sich: die Mutter des kleinen Mädchens war gestorben; der Vater zog nach Kopenhagen, wo er eine Versorgung erhalten konnte; er sollte irgendwo eine Botenstelle antreten, die ein gutes Auskommen abwarf. Die Nachbarn schieden unter Thränen von einander, besonders weinten die Kinder viel. Aber die Alten versprachen, sich gegenseitig zu schreiben, wenigstens alle Jahre einmal. — Knud kam nun in die Lehre bei einem Schuhmacher; sie konnten den langen Jungen ja nicht länger sich so herumtreiben lassen! und darauf wurde er confirmirt. —

Ach, wie gern wäre er an dem feierlichen Tage nach Kopenhagen gekommen und hätte die kleine Johanne wiedergesehen! Aber er kam nicht dahin, und war noch nie da gewesen, obgleich es nur fünf Meilen von Kjöge liegt. Die Thürme hatte er doch bei hellem Wetter über den Meerbusen gesehen, und am Confirmationstage sah er ganz deutlich das goldene Kreuz auf dem Thurm der Frauenkirche glänzen. —

O, wie sehr gedachte er Johannens! Ob sie wohl auch noch seiner sich erinnern sollte? — Ja, sie that es! Am Weihnachten kam ein Brief an Knud's Eltern; es ging sehr gut in Kopenhagen und ein großes Glück wäre Johanna zu Theil geworden, wegen ihrer schö-

nen Stimme. Sie sei bei der Komödie angestellt worden, hieß es im Briefe, bei der Komödie, worin gesungen würde. Etwas Geld bekäme sie schon jetzt, und davon sende sie den lieben Nachbaren in Kjöge einen ganzen Thaler zum Vergnügen in den Weihnachten. Sie sollten ihre Gesundheit trinken, und mit eigener Hand hatte sie als Nachschrift hinzugefügt: »Freundlichen Gruß an Knud!«

Alle weinten sie darüber, und doch waren es so gute Nachrichten, die sie erhalten hatten! aber sie weinten aus Freude! — Alle Tage hatte Johanne ihm in Gedanken gelegen, und nun sah er, wie sie auch seiner noch gedachte. Und als die Zeit nun immer näher herankam, da er Geselle werden sollte, da wurde es ihm immer klarer und deutlicher, daß er Johanne doch so lieb hätte, und daß sie einst seine kleine Frau werden müßte, und dann spielte ein Lächeln um den Mund und stärker noch zog er den Pechdraht an und stemmte den Spannriemen fester. Tief stach er sich dabei mit der Ahle in den Finger, aber das machte nichts! Er wollte zuverlässig nicht die stumme Rolle spielen! dazu war ihm die Geschichte mit den beiden Honigfiguren noch viel zu gut in Erinnerung!

Und darauf wurde er denn Geselle und der Ranzen geschnürt. Endlich! endlich sollte er zum ersten Male nach Kopenhagen und er hatte schon einen Meister dort. Wie Johanne wohl überrascht und froh werden würde! Sie war nun siebzehn Jahre und er neunzehn. Er wollte schon in Kjöge einen goldenen Ring für sie kaufen, aber er bedachte sich wieder und meinte, in Kopenhagen würde er ihn viel hübscher kaufen können. — Nun wurde Abschied von den beiden Alten genommen, und raschen Schrittes begab er sich

im Herbſt, bei Regen und Wind, auf den Weg. Die Blätter fielen von den Bäumen und, bis auf die Haut durchnäßt, langte er in dem großen Kopenhagen und bei dem neuen Meiſter an. —

Den kommenden Sonntag wollte er bei Johannens Vater Beſuch machen. Die Geſellenkleider wurden angezogen und der neue Hut aus Kjöge aufgeſetzt, der ihm ſo gut kleidete; bisher hatte er immer nur eine Mütze getragen. — Und er fand das Haus, das er ſuchte, und kam die vielen Treppen hinan. Zum ſchwindlig werden ſei es, wie die Menſchen hier in der irrſamen Stadt auf einander geſtellt würden, dachte er bei ſich ſelbſt.

In der Wohnſtube ſah es ganz wohlhabend aus, und Johannens Vater nahm ihn freundlich auf. Der Hausfrau war Knud ja ein Unbekannter, aber ſie reichte ihm doch die Hand und bot ihm eine Taſſe Kaffee.

»Es wird Johannen Freude machen, Dich wieder zu ſehen,« ſagte der Vater. »Du biſt ja ein netter junger Menſch geworden; Du ſollſt ſie ſehen! Das iſt ein Mädchen, an dem ich Ehre und Freude erlebe, und will's Gott noch mehr zu erwarten habe. Sie bewohnt ihr eigenes Zimmer und giebt uns Miethe dafür.«

Und der Vater ſelbſt klopfte ganz höflich an ihre Thür, als wäre es ein Fremder geweſen, und darauf traten ſie hinein. — Gott, wie allerliebſt ſah es hier doch aus! Ein ſolches Zimmer hatte ſicher und beſtimmt ganz Kjöge nicht aufzuweiſen; die Königin konnte es ja nicht beſſer haben! Die Fenſtergardinen reichten bis an die Erde herab; der Lehnſtuhl war von echtem Sammet; rundumher ſtanden friſche Blumen; an den Wänden

hingen Kupferstiche in goldenen Rahmen und ein Spiegel, in den man gerade hätte hineingehen können, denn er war so groß als eine Thür. — Knud sah das Alles auf einmal, und sah doch nur Johannen. Sie war zum erwachsenen Mädchen geworden, aber ganz anders, als Knud sie sich vorgestellt hatte, weit schöner! In Kjöge wäre keine Mamsell zu finden wie sie, so fein wie sie wäre! — Sonderbar befremdet sah sie Knud an, doch währte das nur einen Augenblick, da flog sie ihm entgegen, als hätte sie ihn küssen wollen; sie that es zwar nicht, aber es war nahe daran. Ja, fürwahr, sie war froh, ihren Jugendgespielen wiederzusehen! Standen ihr nicht die hellen Thränen in den Augen? Und nun hatte sie so viel zu fragen und sich nach so vielem zu erkundigen, von Knud selbst bis zum Fliederbaum und zum Weidenbaum, die sie Fliedermama und Weidenpapa nannte, als wenn die Bäume Menschen gewesen wären. Dafür halten konnte sie sie ja auch eben so gut als es mit den Honigkuchen geschehen war, von denen sie ebenfalls sprach mit ihrer stummen Liebe, in der die beiden Figuren auf dem Budentische gelegen, bis sie endlich einen Knick bekommen hätten, und lachte recht herzlich darüber. Aber Knud brannte das Blut in den Adern, die Wangen glühten, sein Herz schlug stärker als sonst. — Nun, stolz war sie doch gar nicht geworden und, das merkte er wohl, sie war auch die Veranlassung, daß die Eltern ihn baten, den Abend zu bleiben, und sie schenkte den Thee und brachte ihm selbst eine Tasse. Nach dem Thee nahm sie ein Buch und las laut daraus vor, und es war Knud, als wenn das Alles über seine Liebe zu Johannen geschrieben worden wäre, so genau paßte es zu seinen Gedanken. — Als Johanne aufgehört hatte zu lesen, sang sie eine ganz

gewöhnliche Arie, aber durch ihre Stimme ward der Gesang zu einer ganzen Geschichte, als wenn sie ihr Herz durch denselben ausgegossen hätte. Ja, sie mußte Knud ganz gewiß lieb haben! Die Thränen liefen ihm über die Backen; er konnte nicht dafür, und er vermochte nicht ein einziges Wort hervorzubringen. Er kam sich selbst recht einfältig vor, und doch drückte sie ihm die Hand und sagte: »Du hast ein gutes Herz, Knud; bleibe Dir immer gleich!«

Das war ein unvergleichlicher Abend! gar nicht, um darauf zu schlafen, und Knud schlief auch nicht. — Beim Gutenacht hatte Johannens Vater zu ihm gesagt: »Nun wirst Du uns wohl nicht ganz vergessen! Lasse nur nicht den ganzen Winter zu Ende gehen, ehe Du uns einmal wieder besuchst!« und da konnte er ja wohl den nächsten Sonntag wiederkommen, meinte er und nahm es sich vor. — Aber des Abends, wenn die Arbeit gethan war, es wurde auch bei Licht gearbeitet, ging Knud noch zur Stadt, ging nach der Straße, wo Johanne wohnte, und sah hinauf nach ihren Fenstern, wo fast immer Licht war, und eines Abends konnte er ganz deutlich den Schatten ihres Angesichts auf den Gardinen sehen. — Das war ein glücklicher Abend! — Aber der Meisterin gefiel es nicht, daß der neue Geselle immer des Abends spazieren gehe; sie schüttelte bedenklich den Kopf darüber, doch der Meister lachte und sagte: »Es ist ja ein junges Blut!«

»Sonntag sehen wir uns und ich sage ihr, wie sie mir beständig in Gedanken liegt, und daß sie meine kleine Frau werden muß. Freilich bin ich nur ein armer Schuhmachergeselle; aber ich kann Meister werden, wenigstens Meister ohne Gesellen; ich will arbeiten und streben! Ja, ich sage es ihr, denn es kommt nichts bei

der ſtummen Liebe heraus; das haben wir an den Honigpuppen geſehen!«

Und der Sonntag kam und mit ihm kam Knud, aber wie ungelegen! Sie wollten Alle ausgehen, ſie mußten es ihm ſagen. Johanne drückte ihm die Hand und fragte: »Biſt Du ſchon in der Komödie geweſen? — Du mußt einmal dahin. Mittwoch ſinge ich; haſt Du dann Zeit, ſo will ich Dir ein Billet ſenden. Mein Vater weiß, wo Dein Meiſter wohnt.« —

Wie liebevoll das doch von ihr gedacht war! Mittwochs langte auch ein verſiegeltes Papier an, worin nichts geſchrieben ſtand, aber das Komödienbillet lag darin, und des Abends ging Knud zum erſten Male in ſeinem Leben ins Theater. Und was ſah er hier? ach! er ſah Johanne und wie ſie ſo unbeſchreiblich ſchön, ſo lieblich war! Zwar wurde ſie mit einer anderen Perſon verheirathet, doch das war ja nur Komödienſpiel, was nur ſo vorgeſtellt wurde; das wußte Knud, und ſonſt hätte ſie es auch nicht übers Herz bringen können, ihm ein Billet zu ſenden, damit er es mit anſehen ſollte. Und alle Zuſchauer jubelten, klatſchten und riefen laut Beifall, und Knud rief Hurrah!

Sogar der König lächelte auf Johannen herab, als wenn auch er ſich über ſie freute. Gott im Himmel, wie Knud ſich klein bei dem Allen fühlte! Aber er liebte ſie ſo herzlich, und ſie hielt ja auch auf ihn, und Männer ſollen das erſte Wort ſprechen; ſo dachte ja die Kuchenjungfer! In der Geſchichte lag wahrlich Viel! —

Sobald es wieder Sonntag geworden war, ging Knud zu Johannen; ſeine Gedanken waren ſo feierlich geſtimmt, als wenn er hätte zum Abendmahl gehen ſol-

len. Johanne war allein und empfing ihn; es konnte ſich nicht beſſer getroffen haben.

»Gut daß du kommſt,« ſagte ſie. »Bald hätte ich den Vater zu Dir geſandt, aber ich hatte ſo eine Ahnung, daß Du heute Abend kommen würdeſt, denn ich muß Dir ſagen, daß ich Freitag nach Frankreich reiſe. Das iſt nothwendig, wenn etwas Rechtes aus mir werden ſoll.«

Und es war Knud, als wenn ſich die ganze Stube mit ihm umdrehte, als wenn das Herz ihm brechen mußte, aber keine Thräne kam aus ſeinen Augen. Doch war es deutlich zu ſehen, wie betrübt er wurde; Johanne ſah es, und ſie war dem Weinen nahe. »Du ehrliche, treue Seele!« ſagte ſie, und damit hatte ſie Knud die Zunge gelöſt, und er geſtand ihr, wie innig er ſie liebe, und bat ſie, ſeine kleine Frau zu werden, und indem er ſo ſprach, ſah er, daß Johanne ſich entfärbte und leichenblaß wurde. Sie ließ ſeine Hand los und ſagte ernſt und traurig: Mache Dich nicht ſelbſt und auch mich unglücklich, Knud! Immer will ich Dir eine gute Schweſter bleiben, darauf kannſt Du Dich verlaſſen, aber nicht mehr, und ſie ſtreichelte ihn mit ihrer zarten Hand über die heiße Stirn, »Gott verleiht uns Kraft zu Vielem, wenn wir nur ſelbſt wollen!« —

Da trat die Stiefmutter herein. »Knud iſt rein außer Faſſung, weil ich reiſen ſoll,« ſagte ſie. »Sei doch ein Mann!« und dabei klopfte ſie ihn auf die Schulter. Es war, als wenn ſie bloß von der Reiſe geſprochen hätten und von nichts Anderem. »Freund,« ſagte ſie, »nun ſollſt Du gut und vernünftig ſein wie damals, als wir Beide noch Kinder waren und unter dem Weidenbaum mit einander ſpielten.«

Knud war zu Muthe, als wenn ein Stück von der

Welt losgegangen wäre; seine Gedanken glichen einem losen Faden, der vor dem Winde hin und herflattert. Er blieb den Abend da, wußte nicht, ob sie ihn gebeten hatten oder nicht, aber freundlich waren sie gegen ihn und gütig. Johanne reichte ihm den Thee und sang wiederum eine Arie, aber es war nicht mehr der alte Ton und doch so unendlich schön, als wenn das Herz davon vergehen müßte, und darauf trennten sie sich. — Knud gab ihr nicht die Hand, doch sie ergriff die seinige: »Gieb mir doch die Hand zum Abschiede, mein alter Spielgenosse!« sagte sie und lächelte durch Thränen, die ihr über die Wangen flossen, und sie wiederholte es und nannte ihn Bruder! — Ja, das sollte wohl was Rechtes helfen! Das war der Abschied! —

Johanne segelte nach Frankreich, Knud ging auf den schmutzigen Straßen in Kopenhagen umher. Die anderen Gesellen der Werkstatt fragten ihn, worüber er so nachdenklich sei? Er solle doch mit ihnen ausgehen und sich ein Vergnügen machen; er sei ja noch ein junger Mensch!

Und sie gingen miteinander in einen Tanzsaal. Hier gab es viele hübsche Mädchen, aber freilich keine Johanne, und wo er sie zu vergessen schien, da stand sie ihm gerade ganz leibhaftig vor Augen. »Gott verleiht Kraft zu Vielem, wenn wir nur selbst wollen!« hatte sie gesagt, und es überkam sein Gemüth eine Andacht, daß er unfreiwillig die Hände faltete. — Und die Geigen tönten, und die Mädchen tanzten rund im Kreise herum. Er erschrak fast darüber; es schien ihm, als wenn er sich an einem Ort befinde, wohin er Johanne nicht hätte führen können, und doch war sie bei ihm, um ihn, in seinem Herzen. Darum ging er hinaus — lief durch die Straßen — ging an dem Hause

vorbei, in dem sie gewohnt hatte. Aber es war dunkel da — überall war es dunkel, leer und einsam! Die Welt ging ihren Gang und Knud ging den seinigen.

Und es ward Winter. Die Gewässer froren zu und es war, als wenn sich Alles zum Begräbniß anschickte.

Als aber der Frühling wieder ins Land kam und das erste Dampfschiff abging, da befiel ihn ein so unwiderstehlicher Drang zum Hinwegkommen, daß er sich vornahm, in die Welt hinein zu wandern, nur ja nicht nach Frankreich!

Und er schnürte wieder sein Ränzel und wanderte nach Deutschland hinein, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ohne Rast und ohne Ruh. Erst als er das alte prächtige Nürnberg erreicht, schien es ihm erträglich zu werden, und er vermochte es über sich, hier zu bleiben.

Welch' eine sonderbare alte Stadt war das nicht! als wenn sie aus einer alten Bilderchronik herausgeschnitten wäre! Die Straßen liegen, wie es ihnen selbst gefällig ist; die Häuser lieben es nicht in Reihen zu stehen; Erker mit hohen Thürmen, Schnörkeleien und Bildsäulen springen auf die Straßen hinaus, und hoch oben von den wunderlich geformten Dächern laufen zu Drachen oder langleibigen Hunden gestaltete Regenrinnen auf die Straßen hinaus!

Hier stand nun Knud auf dem Markte, das Ränzel auf dem Rücken, da, wo die alten Springbrunnen sind, mit den herrlichen Säulen, biblische und geschichtliche Personen zwischen den Wasserstrahlen. Eine hübsche Dienstmagd schöpfte eben Wasser aus dem Brunnen; sie reichte Knud einen Labetrank, und da sie die Hand voll

Roſen hatte, ſchenkte ſie ihm eine davon, was der Wanderer als eine gute Vorbedeutung anſah.

Aus der nahen Kirche ertönte die Orgel. Das war ein ſo herrlicher Klang für Knud, daß er den Gottesdienſt in der Kirche in Kjöge zu vernehmen wähnte. Er trat in den großen Dom, wo die Sonne durch die gemalten Fenſter zwiſchen den hohen Pfeilern hindurchſchien, und es kam ſtille Andacht über ihn und Frieden in ſeine Seele. —

Und er ſuchte und fand einen guten Meiſter; bei ihm blieb er und lernte hier die Sprache.

Die alten, um die Stadt liegenden Begräbnißſtätten ſind nun in kleine Küchengärten umgewandelt worden, aber ihre hohen, mit ſtarken Thürmen verſehenen Mauern blieben ſtehen; der Reifſchläger dreht das Seil auf der Gallerie von Balken, die längs der Mauer bis an die Stadt hinläuft, und aus allen Ritzen und Spalten wachſen hier Hollunder hervor, die ihre Zweige über die untenſtehenden niedrigen Häuſer ausbreiten. In einem derſelben wohnte der Meiſter, bei dem Knud in Arbeit getreten war, und auch über das Fenſter ſeiner kleinen Schlafkammer hingen Hollunderzweige herab.

Hier wohnte Knud einen Sommer und einen Winter; als aber der Frühling anbrach, konnte er es nicht länger aushalten. Die Bäume blühten und dufteten ſo heimathlich, als wenn er wieder in Kjöge geweſen wäre, und darum verließ er den Meiſter, um zu einem andern weiter in die Stadt hinein zu ziehen, wo es keine Fliederbäume gab.

Dicht an einer der gemauerten Brücken, der brauſenden Waſſermühle gegenüber, war es, wo er nun auf die Werkſtatt kam. Draußen gab es nur den reißenden Fluß, der von Häuſern eingeengt wurde, die ſämmtlich

mit alten gebrechlichen Altanen behängt waren, so daß es den Anschein hatte, als wenn die Häuser bemüht wären das morsche Anhängsel ins Wasser abzuschütteln. Hier wuchsen keine Hollunder; man sah nicht einmal einen Blumentopf mit etwas Kraut. Aber an der andern Seite stand ein großer alter Weidenbaum, der sich gleichsam an den Häusern festhalten mußte, um nicht vom strömenden Flusse mit fortgerissen zu werden, ganz genau so wie der Weidenbaum an der Kjöge Aue.

Ja fürwahr! von der Fliedermama war er nun zum Weidenpapa gekommen! Besonders im Mondlichte hatte dieser Baum Etwas an sich, das ihn so recht empfinden ließ

— — ein Däne zu sein
bei Mondenschein!

was aber nicht vom Monde, sondern vom Weidenbaum herrührte.

Er konnte es nicht aushalten! — Warum nicht? — Fragt den Weidenbaum und den blühenden Hollunder! Und also sagte er auch diesem Meister wieder Lebewohl und der Stadt Nürnberg, um weiter in die Welt hinein zu wandern.

Gegen keinen Menschen sprach er von Johannen; in sich, in der verschlossenen Brust trug er seinen Kummer, und legte großes Gewicht auf den geheimen Sinn der Erzählung von den beiden Honigkuchen. Nun ward es ihm klar, warum der Mann eine bittere Mandel an der linken Seite gehabt hatte. Fühlte er doch selbst den bitteren Geschmack davon, und Johanne, die immer so Freundliche und Lächelnde, sie war lauter Honigkuchen! — Der Riemen vom Ränzel schien ihn zu drücken und das Athmen zu erschweren; er löste ihn, aber es wollte nicht helfen. — Die Welt um ihn her

war nur halb für ihn da, die andere Hälfte trug er in sich — — so war ihm zu Muthe. —

Erst als er die hohen Berge erblickte, ward die Welt wieder größer, seine Gedanken kehrten sich nach Außen, und ihm traten Thränen in die Augen. Die Alpen schienen ihm die eingezogenen Flügel der Erde zu sein. Wie, wenn sie dieselben entfaltete, diese gewaltigen Schwingen mit den schwarzen Wäldern, brausenden Gewässern, Wolken und Schneefeldern ausbreitete! — Am jüngsten Tage schlägt die Erde ihre großen Flügel auseinander, steigt hinan zu Gott und zerstiebt wie eine Seifenblase vor seiner Herrlichkeit. »O, Gott gebe, es wäre der jüngste Tag schon angebrochen!« seufzte Knud.

Schweigend durchwanderte er das Land, das ihm als ein grünender Obstgarten erschien. Von den hölzernen Altanen der ländlichen Häuser nickten ihm grüßend die klöppelnden Mädchen zu, die Berggipfel glühten in der Abendsonne, und als er die grünen Seen zwischen den dunklen Wäldern erblickte, gedachte er des Meerbusens von Kjöge, und es lag Wehmuth, kein Schmerz, in seiner Brust. —

Da, wo der Rhein gleich einer langen Woge sich dahinwälzt, herabstürzt, zermalmt und in schneeweißes Gewölk verwandelt wird, als wäre hier die Schöpfung der Wolken — wo der Regenbogen als ein losgebundenes Band darüber flattert, da gedachte er der Wassermühle bei Kjöge, wo das Wasser braust und zerstiebt. —

Gern wäre er in der stillen Rheinstadt geblieben, aber hier gab es so viele Fliederbäume und Weiden, daß er lieber weitergehen wollte. Ueber hohes, gewaltiges Gebirge, durch gesprengte Felsenpfade und Wege, entlang, die wie Schwalbennester an die steinernen

Wände geklebt schienen, wo die Bergwasser in den Tiefen brausten, die Wolken unter ihm hingen, über Disteln, Alpenrosen und Schnee ging er in den warmen Sonnenschein hinein und sagte dem Norden Lebewohl, als er unter die Kastanienbäume kam und zwischen Weinbergen und Maisfeldern seinen Wanderpfad fortsetzte. Eine Scheidewand zwischen ihm und allen seinen Erinnerungen, lag nun das himmelhohe Gebirge da, und so mußte es sein, sollte ihm einmal wieder innere Ruhe zu Theil werden.

Vor ihm lag eine große Stadt; man nannte sie Milano, und bald fand er auch hier einen deutschen Meister, der ihn in Arbeit nahm. Es war ein altes braves Ehepaar, bei dem er auf die Werkstatt gekommen, das ihn bald lieb gewann, den stillen Gesellen, der nur wenig sprach, aber desto fleißiger arbeitete und fromm und gottesfürchtig war. Auch schien es wirklich, als wenn der liebe Gott ihm endlich die schwere Last von der Brust genommen hatte.

Seine größte Freude war es hier, die große Marmorkirche zu ersteigen; die schien ihm wie aus Schnee der Heimath, zu Bildsäulen, Thürmen und blumengeschmückten Hallen geformt zu sein. Von jedem Vorsprung herab und aus jedem Schallloche lächelten ihn die weißen Standbilder an. Ueber sich hatte er hier den blauen Himmel, zu seinen Füßen die Stadt und die weitausgedehnte lombardische Ebene, gen Norden die hohen Berge mit dem ewigen Schnee. Dann gedachte er des Kirchhofs in Kjöge mit den immergrünen Ranken auf der rothen Kirchhofsmauer, aber er sehnte sich nicht mehr dahin zurück: hier, hinter den Bergen, wollte er bleiben und einst begraben werden. —

Ein Jahr schon hatte er in Mailand verlebt, es

war das dritte, seitdem er das Vaterland verlassen, da führte ihn der Meister in die Stadt, nicht nach der Arena, um die Kunstreiter zu sehen, nein! in das große Opernhaus, und das war auch ein Saal, der es werth war, ihn einmal zu sehen. Sieben Etagen hinauf hingen seidene Gardinen, und von der Erde bis an die Decke saßen die feinsten Damen mit Blumenbouquets in der Hand, als wenn sie hätten zu Ball gehen wollen, und die Herren waren in vollem Staat, viele mit Gold und Silber behängt. Es war so hell im Hause wie bei Sonnenschein, und die Musik rauschte schön und herrlich. Alles war hier viel prachtvoller als in Kopenhagen, aber dort war Johanne gewesen, und hier — wie, war es Zauberei? der Vorhang rollte auf, und auch hier stand Johanne in Silberstoff und Seide gekleidet und mit goldener Krone in den Haaren. — Sie sang, wie nur die Engel Gottes singen können; sie trat soweit hervor, als sie nur konnte, sie lächelte, wie nur Johanne zu lächeln vermochte, und sie sah Knud gerade an! — —

Der arme Knud ergriff des Meisters Hand und rief mit lauter Stimme Johanne! aber es wurde nicht gehört, weil die Musikanten eben so stark aufspielten, und der Meister nickte dazu. »Jawohl heißt sie Johanne«, sagte er und zeigte Knud ein gedrucktes Blatt, worauf ihr voller Name zu lesen stand.

Nein, das war kein Traum! und alle Leute jubelten über sie und warfen ihr Blumen und Kränze zu, und jedesmal, wenn sie abgetreten war, rief man sie wieder herein: sie kam und ging!

Draußen auf der Straße häuften sich Alle um ihren Wagen und zogen ihn, und Knud war der Allervorderste und der Allerfroheste darunter. Und als sie

nach ihrem prächtig erleuchteten Hause gekommen waren, stand Knud gerade vor dem Kutschenschlag; die Thür ging auf, sie trat heraus. das Licht fiel gerade auf ihr herrliches Gesicht, und sie lächelte und dankte in mild-freundlichen Worten, und Knud sah sie gerade an, und sie sah Knud gerade an, aber sie kannte ihn nicht. — Ein Herr mit einem Sterne auf der Brust reichte ihr den Arm; das sollte ihr Verlobter sein, sagte man. —

Da ging Knud nach Hause und schnürte sein Ränzel; er sollte und mußte nun heim zum Fliederbaum und zu der Weide. Ach, unter dem Weidenbaum! In einer einzigen Stunde kann man ein ganzes Menschenalter erleben!

Der Meister bat ihn doch zu bleiben; allein keine Worte vermochten, ihn zurückzuhalten. Man sagte ihm, es gehe zum Winter, im Gebirge trete der Schneefall ein; doch er meinte, in der Spur der langsam fahrenden Wagen, denen ja Wege gebahnt werden mußten, könne er wohl gehen, das Ränzel auf dem Rücken und den Wanderstab zur Stütze.

Und so ging er denn ins Gebirge hinein, bergan, bergab; schon ermattend und entkräftet, konnte er noch kein Dorf und kein Haus entdecken. Er wanderte gegen Norden; die Sterne kamen zum Vorschein über ihm, sein Fuß wankte, der Kopf ward schwindlig. — Tief unten im Thale kamen nun auch Sterne zum Vorschein und es war nicht anders, als wenn der Himmel sich bis unter ihm erstreckte. Er fühlte sich unwohl und krank. Die Sterne drunten mehrten sich, leuchteten immer heller und fingen an, sich hin und her zu bewegen. Es waren die Lichter eines Weilers, und als der müde Wanderer das begriffen hatte, strengte er

seine letzten Kräfte an und erreichte eine kleine Herberge.

Hier blieb er eine ganze Woche, denn sein Körper bedurfte der Ruhe und Pflege. Eines Morgens kam ein Orgeldreher, der spielte eine Melodie aus Dänemark. Da konnte Knud es nicht länger aushalten; er ging weiter, ging tagelang, viele Tage, mit einer Eile, als wenn es gegolten hätte, heimzukommen, ehe dort Alle ausgestorben wären. Aber zu Niemandem sprach er von seiner Sehnsucht; Niemand konnte vermuthen, daß ihn ein so großes Herzeleid drückte, das schwerste, das es giebt, aber es ist nicht für die Welt, nicht einmal für einen Freund, und Knud hatte keine Freunde. — Ein Fremdling, wanderte er in fremden Landen, um gen Norden, in die Heimath zu kommen. In dem einzigen Briefe, den er vor Jahr und Tag von den Eltern erhalten hatte, standen die Worte: »Du bist nicht so recht dänisch gesinnt wie wir Anderen; wir sind es ganz ungeheuer! Du liebst nur die Fremde.« — So konnten seine Eltern schreiben?! Ja, sie mußten es wohl wissen; sie kannten ihn ja!

Der Abend brach an. Knud ging auf der offenen Landstraße; es fing an zu frieren und die Gegend wurde immer flacher durch Feld und Wiese. Am Wege stand ein Weidenbaum; Alles gewann ein so heimathliches Aussehen. Knud senkte sich unter den Baum; er war so müde; der Kopf neigte sich, die Augen fielen ihm zu, aber er vernahm doch deutlich, wie die Weide ihre Aeste und Zweige auf ihn herabsenkte. Der Baum schien ihm ein alter kräftiger Mann zu sein: war es vielleicht der Weidenvater selbst, der ihn in seine starken Arme nahm, um den müden Sohn ins dänische Land zu tragen, hin an das offene blasse Ufer-land, nach Kjöge, in den Gar-

seiner Kindheit? — O, gewiß! es war der Weidenbaum von Kjöge selbst, der in die Welt hinausgegangen war, um ihn aufzusuchen und zu finden! Und nun war er gefunden und heimgeführt worden nach dem kleinen Garten an der Aue, und hier stand Johanne in aller Pracht, mit der goldenen Krone in den Haaren, wie er sie zuletzt gesehen hatte, und rief ihm ihr Willkommen! entgegen.

Und gerade vor ihnen standen zwei wunderbare Gestalten, die viel natürlicher aussahen als in ihren Kinderjahren. Die hatten sich auch verändert, denn es waren die beiden Honigkuchen, der Mann und die Jungfer. Sie kehrten Beide die rechte Seite heraus und waren gar nicht übel anzusehen.

„Hab' Dank!" sagten sie zu Knud; „Du hast unsere Zunge gelöst. Du hast uns gelehrt, daß man seine Gedanken frei aussprechen muß, wenn Etwas dabei herauskommen soll, und nun ist es zu Etwas mit uns geworden: wir sind versprochen!"

Und darauf gingen sie Hand in Hand durch die Straßen in Kjöge; sie sahen auch auf der Rückseite ganz anständig aus; es war nichts an ihnen auszusetzen.

So gingen sie geradesweges nach der Kirche in Kjöge, und Knud und Johanne folgten nach; sie gingen auch Hand in Hand mit einander, und die Kirche stand noch wie sonst da, umgeben von den rothen Mauern und den immergrünen Epheuranken. Die Kirchenthüren öffneten sich nach beiden Seiten, die Orgel ertönte, und der Jüngling und die Jungfrau gingen Beide den Kirchengang hinauf nach dem Altar. „Die Herrschaft voran!" sagten plötzlich die Brautleute, indem sie an die Seite traten, um Knud und Johannen

die Ehre zu geben. Und ſie knieten am Altar und Johanne neigte ihr Angeſicht über das ſeinige, und es floſſen eiskalte Thränen aus ihren Augen — es war die Eisrinde ihres Herzens, die vor ſeiner ſtarken Liebe zerfloß, und die Thränen fielen auf ſeine glühenden Wangen. — Da erwachte er und ſaß noch unter dem Weidenbaum im fremden Lande und am winterkalten Abend. Aus den Wolken fiel ein eiſiger Hagel herab, der ihm gerade ins Geſicht ſchlug. —

»Das war die ſchönſte Stunde meines Lebens!« ſagte er, »und die war nur ein Traum! Guter Gott, laſſe mich dieſen Traum noch einmal träumen!« — und die Augen fielen ihm wieder zu; er ſchlief — er träumte. — —

In der Morgenſtunde fiel Schnee herab und häufte ſich um ſeine Füße; er ſchlief. — Die Dorfleute kamen des Weges, um in die Kirche zu gehen. Da ſahen ſie einen wandernden Handwerksburſchen auf der Erde ſitzen; er war todt, erfroren — unter dem Weidenbaum.

Am jüngſten Tage.

Der herrlichſte von allen Tagen dieſes Lebens iſt der, welchem wir ſterben, wenn der jüngſte Tag, der hei- und große Tag der Verwandlung anbricht. Haſt wohl jemals recht ernſtlich dieſe bedeutungsvolle letzte gewiſſe irdiſche Stunde bedacht? —

Es war einmal ein Mann, ein ſtrenger Rechtgläu-, wie man ihn nannte, ein Streiter für das Bibel-, das ihm als ein Weſen galt, ein eifriger Diener eifrigen Gottes. — Der Tod ſtand nun an ſei- Bette — der Todesengel mit dem ernſten, himm- n Antlitz.

Deine Stunde hat geſchlagen: Du ſollſt mir folgen!- der Tod, indem er mit den eiſigen Fingern des gläubigen Füße berührte, die ſogleich erſtarrten: berührte er die Stirn, zuletzt das Herz, das davon , und die Seele folgte dem Todesengel.

Aber in den wenigen Minuten des Ueberganges vom zum Tode, von der Berührung der Füße bis zur hrung der Stirn und des Herzens, ging gleich den n ſchweren Wogen eines Meeres Alles, was das

Leben gebracht und geweckt hatte, an dem Sterbenden vorüber. — So ſchaut man mit einem Blicke in die Schwindel erregende Tiefe hinab, und umfaßt mit einem einzigen Gedankenblitze den weiten Weg! ſo überſchaut man mit einem Blicke in einer Summe das zahlloſe Sternengewimmel am Himmelsgewölbe, Welten und Zonen erkennend im endloſen Raume!

In einem ſolchen Augenblicke erbebt der verhärtete Sünder: Nichts hat er, woran er ſich anlehnen könnte, und es wird ihm, als verſänke er in eine maßloſe Leere. Der Fromme aber lehnt dann ſein Haupt an Gott und ergiebt ſich wie das Kind dem »Herr, wie Du willſt! Dein Wille geſchehe auch an mir!«

Aber der jetzt dem Tode Geweihte hatte kein ſolch kindliches Gemüth. Er war ſich bewußt, ein Mann zu ſein; er erbebte nicht wie der Sünder; denn er fühlte, daß er ein Rechtgläubiger war. Alle religiöſen Gebräuche hatte er aufs Strengſte beobachtet; Millionen mußten, ſo glaubte er, die breite Straße der Verdammniß wandeln; mit Feuer und Schwert hätte er hier ihren Leib vertilgen mögen, wie ſchon ihre Seele verloren wäre, und ewig verloren bleiben müßte. — Sein Weg führte nun in den Himmel, wo ihn ſchon das Gnadenthor, das verheißene, offen ſtand.

Und die Seele folgte dem Todesengel; doch warf ſie ſcheidend noch einen letzten Blick auf das Sterbelager, auf dem das Gebilde des Staubes im weißen Leichentuche dalag wie ein fremdlicher Abdruck ihres Ichs. — Und ſie flogen und gingen von dannen, als wäre es in einer gewaltigen Halle, und doch wie in einem Walde geweſen. Die Natur war beſchnitten, ausgeſpannt, aufgebunden und in Spalier geſtellt, durchkünſtelt, wie einſt franzöſiſche Gärten. Es gab hier eine Maskerade.

»Das iſt ein Bild des Menſchenlebens,« ſagte der Todesengel.

Alle Geſtalten erſchienen mehr oder weniger vermummt, s waren nicht die Edelſten und Mächtigen der Erde llein, nicht allein alle Die, welche in Sammet und Seide gekleidet gehen, und nicht bloß Die, welche das Gewand der Armuth tragen, die Niedrigſten und Gemeinſten unter den Menſchen. Es war vielmehr eine anz eigenthümliche Maskerade, und ganz beſonders auffallend war es, wie Jeder bemüht war, Etwas unter ſeinen Kleidern vor den Blicken der Uebrigen verborgen zu halten, während doch der Eine am Kleide des anderen zupfte, um dieſes Etwas ſichtbar zu machen. Wo Dies gelang, da kam der Kopf eines Thieres zum Vorſchein, hier von einem grinſenden Affen, dort von einem garſtigen Ziegenbock, einer klammen Schlange der einem matten Fiſche.

Das war das Thier, an dem wir Alle zu tragen haben, das Thier, welches mit dem Menſchen verwachſen iſt.

Und es hüpfte und ſprang und wollte hervor, und der hielt die Kleider dicht um daſſelbe zuſammen, aber die Anderen riſſen ſie weg und riefen: »Siehſt Du! er hat ihn ja!« Und der Eine entblößte höhnend das Thier des Andern. —

»Und was war das Thier in mir«? fragte die wandernde Seele. Der Todesengel deutete auf eine ſtolze Geſtalt, um deren Kopf ſich eine bunte Glorie von glänzenden Farben zeigte, während ſich unten des Thieres Füße zu verbergen ſuchten, die Füße eines Pfaus. Die Glorie war nur das bunte Gefieder des Pfauenſchwanzes.

Und wie ſie ſo immer weiter kamen, ſchrien große Vögel aus den Zweigen der Bäume: »Du Todtenwan-

derer kennſt Du mich nicht mehr?« — Das waren alle die böſen Gedanken und Gelüſte aus des Wandrers Leben, die ihm nun nachriefen: Weißt Du noch? —

Einen Augenblick lang erzitterte die Seele, denn ſie erkannte die Stimmen und die böſen Gedanken und Gelüſte aus ihrem Leben, die nun als Zeugen vor Gericht gegen ſie auftraten.

»In unſerm Fleiſche und der ſündigen Natur wohnt nichts Gutes,« ſagte die Seele, »aber bei mir wurden die Gedanken nicht zu Thaten, die Welt hat keine ſchlimme Frucht davon geſehen.« — Und ſie eilte noch mehr, um bald dem garſtigen Geſchreie zu entkommen, aber die großen ſchwarzen Vögel umkreiſten ſie und ſchrien und ſchrien immer fort, als wenn es die ganze Welt hören ſollte. Da ſprang die Seele von dannen wie ein geſetztes Reh, und bei jedem Schritte ſtieß ſie ſich an ſcharfen Steinen, die ihr die Füße verletzten, daß es ſchmerzte.

»Wo kommen die ſcharfen Steine her?« fragte ſie. »Die liegen ja hier wie welkes Laub über die Erde geſtreut!«

»Das ſind die unvorſichtigen Worte, die Du im Leben haſt fallen laſſen, welche die Herzen Deiner Nächſten viel tiefer verletzten, als jetzt die Steine Deine Füße.«

»Daran habe ich nicht gedacht,« ſagte die Seele.

»Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet!« ertönte es aus der Luft.

»Wir Alle haben geſündigt,« ſagte die Seele, indem ſie ſich wieder aufrichtete. »Ich habe Geſetz und Evangelium gehalten: ich habe gethan was ich konnte; ich bin nicht wie die Anderen.« —

Sie waren nun bis an die Pforten des Himmels

gekommen und der Engel, der den Eingang bewachte, fragte: „Wer bist Du? Sprich weß Geistes Kind bist Du und welche Thaten folgen Dir nach?“

„Ich habe streng alle Gebote gehalten, ich bin demüthig vor der Welt gewesen, habe das Böse verabscheut und die Bösen verfolgt, die den breiten Weg der Verdammniß wandeln, und will es auch ferner noch, will sie heimsuchen mit Feuer und Schwert, wo ich es vermag“.

„Du bist also ein Bekenner der Lehre Muhameds,“ sagte der Engel.

„Ich? Niemals war ich das!

„Wer nach dem Schwerte greift, kommt damit um, spricht der Sohn. Seinen Glauben hast Du nicht. — Bist Du vielleicht ein Jünger Israels, welcher mit Moses spricht: „Auge um Auge! Zahn um Zahn! ein Jünger Israels, dessen eifriger Gott nur der Gott seines Volkes ist?“

„Ich bin ein Christ“, sagte die Seele.

„Das erkenne ich nicht aus Deinem Glaubensbekenntnisse. Christi Lehre ist Versöhnung, Liebe und Gnade.“

„Gnade! Gnade!“ hallte es wieder durch den unendlichen Raum; die Pforte des Himmels öffnete sich, und die Seele schwebte der ewigen Herrlichkeit entgegen. Aber das Licht, das derselben entströmte, war so blendend, so durchdringend, daß die Seele vor demselben zurückwich wie vor einem gezückten Schwerte, und es ertönten so schmelzende und erfreuende Harmonien, wie sie keine irdische Zunge zu beschreiben vermag. Die Seele erhebte abermals und beugte sich tief und immer tiefer. Da ward sie durchdrungen von der himmlischen Klarheit und fühlte, was sie bisher nicht empfunden hatte: die Last ihres Hochmuths, ihrer Härte und Versündigung.

»Was ich Gutes auf der Welt vollbracht habe, das that ich, weil ich nicht anders konnte, aber das Böſe, — das kam aus mir ſelber her«.

Und die Seele fühlte ſich ſo geblendet von dem Himmelslichte, daß ſie wie ohnmächtig in ſich ſelbſt verging. Beladen, unreif für das Himmelreich und der ſtrengen und gerechten Gottheit gedenkend, wagte ſie es nicht, das Wort Gnade! auszuſprechen.

Und doch war die Gnade ſchon über ſie gekommen, war die unerwartete Gnade ſchon da!

Der Himmel Gottes erſtreckte ſich über den ganzen unendlichen Raum und die Liebe Gottes durchſtrömte ihn in unerſchöpflicher Fülle.

»Heilig, herrlich, liebreich und ewig werde Du, Menſchenſeele!« erſcholl es ringsumher. — Ja, Ihr Lieben! ſo werden auch wir Alle einſt, wenn der jüngſte Tag unſeres Erdenlebens anbricht, gleich der Seele hier erbeben vor dem Glanze und der Herrlichkeit des Himmelreichs und, tief gebeugt, daniederſinken, doch getragen und wieder aufgerichtet werden von der ewigen Liebe und Gnade, in neue Bahnen hinüberſchweben, geläutert, edler und beſſer dem Lichte der himmliſchen Herrlichkeit uns nahen und, geſtärkt durch ſie, fähig werden, zur ewigen Klarheit einzugehen.